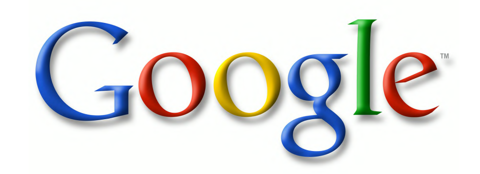
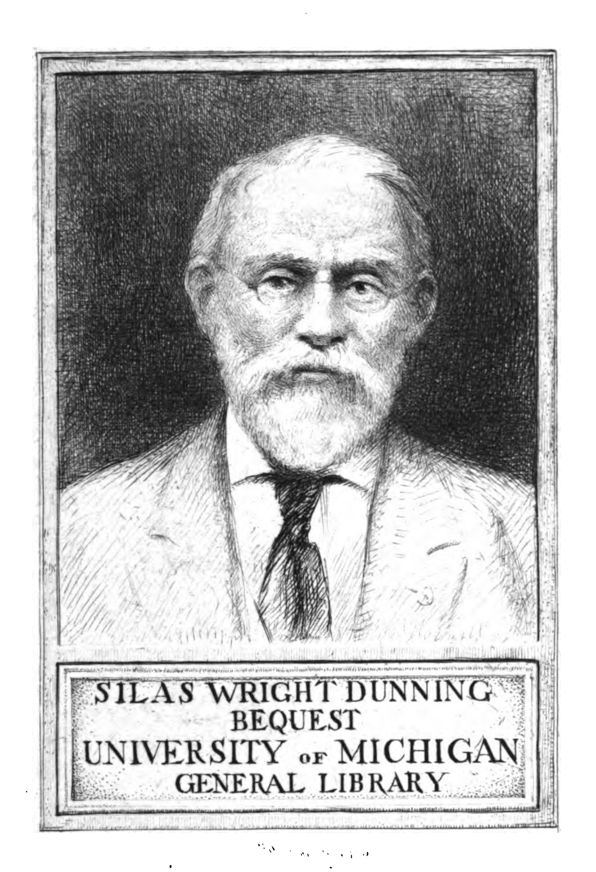





SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1847

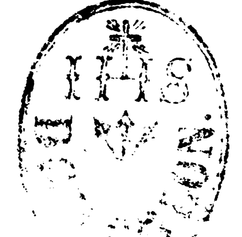
Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,



herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Neunzehnter Band.

München, 1847.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite



I.

Die Encyclica Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX.

Die glorreiche Regierung Papst Gregors XVI. schloß mit jener ernsten Mahnung, welche der ehrwürdige Greis am Rande des Grabes zu dem gewaltigen Czaren sprach; den Regierungsantritt Papst Pius IX. bezeichnete ein Act der großherzigsten Milde. Jener bat für die unschuldig Leidenden, dieser verzieh den Schuldigen. So haben sich Thaten wahrhaft christlicher Liebe gleichsam über dem Regierungswechsel, den die Kirche im verflossenen Jahre nach Gottes geheimem Rathschlusse erfuhr, die Hand gereicht. — Ueber beide Päpste hat die Welt gestaunt, dort über die Kühnheit, einem der Mächtigsten der Erde entgegenzutreten; hier über die Großmuth, mit welcher, ohne Rücksicht auf die Schuld, verfahren wurde. Fehlte es dort nicht an Solchen, welche jene apostolische Freimüthigkeit mißbilligten, so hat auch hier die Güte des Nachfolgers Petri einer falschen Beurtheilung nicht entgehen können. Engherzig meinten Manche, das Maß der Nachsicht sei überschritten, während Andere frohlockten, der Papst weiche ab von der Bahn seiner Vorgänger, und aus diesem Schritte, als dem ersten, lasse sich auf eine Reihefolge anderer hoffen, durch welche dem politischen Liberalismus und dem religiösen Indifferentismus ein Triumphzug in die katholische Kirche eröffnet werden würde. Die erstere Meinung fand in Deutschland wenigstens nicht viel Anhänger, die zweite hingegen war in den nördlichen Gegenden unsers Vaterlands so verbreitet, daß man dort keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne des Papstes Wohl mit schäu-

mendem Pokale zu trinken. Unglaublich fand man es dort, daß Katholiken von entschiedener Gesinnung sich als die aufrichtigsten Verehrer eines kirchlichen Oberhauptes erklärten, von dem sich nach jener Meinung für die Verwirklichung der liberalsten Principien in Betreff von Kirche und Staat so viel erwarten ließe. Auch die Tagesblätter stimmten in den allgemeinen Jubel ein, und manche gingen so weit, zu behaupten, die „Ultramontanen" seien mit dem Statthalter Christi unzufrieden, hätten daher die Absicht, sich von ihm loszusagen, und einen andern zu wählen. — Welch eine Thorheit! welch eine Unkenntniß in Betreff der katholischen Kirche und des Glaubens ihrer Glieder! Wie konnte wohl jemals einem wahren Katholiken ein so absurder Gedanke in den Sinn kommen. Jeder weiß, daß Pius IX., als der von Gott gesetzte Stellvertreter in Seinem Reiche auf Erden, dazu bestimmt sei, auf der Bahn, welche zuerst Petri heilige Füße betreten, fortzuschreiten und Alles, was der auf den Felsen gegründeten Kirche Gefahr drohe, von derselben unter Gottes Beistand entfernt zu halten. Kein Katholik hat daher in dieser Beziehung einer besondern Stärkung, keiner einer Beruhigung in Zweifeln, die gar nicht existirten, bedurft; aber zur größten Freude hat es der ganzen katholischen Christenheit gereicht, daß es dem heiligen Vater schon jetzt gefallen hat, unmittelbar nach der Besitznahme der Patriarchalkirche vom Lateran, durch seinen Mund die Stimme Petri ertönen zu lassen. Diese, dem katholischen Ohre und Herzen wohlbekannte Stimme, die Stimme des Hirten, die zu seinen Schafen und Lämmern ruft, des Lehrers der Wahrheit, die über den ganzen Erdkreis verkündet wird, des Hohenpriesters, der zu dem Opfer, das vom Aufgang bis zum Niedergang dargebracht wird, ladet, diese Stimme hat auch in unsern jetzigen Tagen laut und vernehmlich durch die Encyclica gesprochen, welche Papst Pius IX. an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit unterm 9. November hat ergehen lassen. — Dieses apostolische Schreiben enthält keine Neuigkeiten, die Wahrheit ist alt. Schon sonst

haben die Päpste oft und kräftig ihre Stimme zur Vertheidigung derselben gegen den Irrthum, zum Schutze der Einheit gegen Trennung und Spaltung, des Sittengesetzes gegen Frevel erhoben, und haben, gleich Heerführern einhergehend und ihre Schaaren musternd, geordnet, wie die von den Feinden am heftigsten angegriffenen Punkte der Mauern Zions vertheidigt werden sollten. Jetzt aber ist die Burg des Herrn von allen Seiten umzingelt, jetzt gilt es nicht mehr einem einzelnen Irrthum zu begegnen und ihn zu entblößen, sondern ringsum ertönt aus allen Kehlen das wilde Geschrei, und die Kirche, stets des Sieges unter dem Panier des Kreuzes gewiß, selbst eine wohlgeordnete Schlachtreihe, sieht sich diese ganz zu entfalten veranlaßt. Nicht sie täuscht sich über ihre Feinde, aber ihre Feinde täuschen sich über sie, und nur in dem einen Punkte möchten diese bereits bei Lesung der ersten Worte der Encyclica zu einer klareren Einsicht gekommen seyn, über das unwandelbare Verhältniß nämlich, in welchem Petrus zu der Gemeinde steht. Für den Kirchenstaat findet ein Thronwechsel Statt, für die Kirche nicht; Christus ist der König, Er wechselt nur die Werkzeuge, durch welche Er regiert; der Papst heiße Petrus oder Linus, er heiße Leo oder Clemens, er heiße Innocenz oder Bonifaz, Gregor oder Pius, er ist und bleibt immer nur der Statthalter des ewigen Königs der Glorie. Dieser hat ihm den Oberbefehl gegen die Feinde seines Namens anvertraut, die am bemitleidenswerthesten dann sind, wenn sie selbst unter dem Namen Christi gegen Christus streiten. Aber alle diese Feinde hat der Nachfolger Petri von der Höhe der Warte herab gemustert und überschaut. Er kennt gar wohl jene zahllose Schaar von Füchsen verschiedenen Angesichts, die ihre Schweife durch das gemeinschaftliche Band von Afterweisheit, von ihnen Philosophie genannt, zu größerer Kraft vereinigt haben. Deutlich gewahrt er jenen gewaltigen Mauerbrecher, jenen Widderkopf des Verstandes, mit welchem gegen die unbezwingbare Mauer des Glaubens Sturm gelaufen wird. So groß die Maschine erscheint, so winzig ist sie doch, so fest auf ihre Kraft das Vertrauen

der Gegner, so zerbricht und zertrümmert sie doch an der Demanthärte des die Unfehlbarkeit der Kirche schützenden Gebetes Christi; ein kleines Steinchen aus der Schleuder Davids wirft den plumpen Goliath zu Boden. Auch nützt es nichts, daß man sich dort das rührige Völklein mit Kelle und Schürze zur Hülfe bestellt; längst ist ihr Treiben bekannt, und die geheimen Gänge, die sie gemauert, sind aufgedeckt, da sie aber dennoch nicht abstehen, neben der Kirche Christi ihrem Gotte eine Capelle zu bauen, so hat auch der neunte Pius, nach dem Vorgange des zwölften Clemens, des vierzehnten Benedicts und Anderer nicht unterlassen, diese Genossenschaften als verwerflich zu bezeichnen. — Gefährlicher als sie, und insbesondere von Gregor XVI. gewürdigt, erscheinen jene Bibelgesellschaften, welche das göttliche Wort, an vielen Stellen verfälscht, nicht zur Aufrichtung der Wahrheit, sondern zur Vermehrung des Irrthums und zum Untergraben der göttlichen Traditionen, in eines Jeden Hände spielen, damit Jeder nach seinem schwachen Verstande sich die tiefsten Geheimnisse auslege und einstimme in das Geschrei: „Widerlegt uns aus der Schrift." So werden aus Denen, die da Schüler der Wahrheit seyn sollten, lauter Lehrer des Irrthums gemacht. Der große Brief des allmächtigen Gottes an seine Creatur wird, zerrissen und zerfetzt in großen Papierballen, auf den königlichen Weg der Tradition zerstreut, und also die Straße, die zum Himmel führt, für Millionen unzugänglich gemacht. — Ist es gleichgültig, wie die heilige Schrift ausgelegt werde, wenn sie nur gegen den Sinn der Kirche verstanden wird, so ist es auch gleichgültig, zu welcher Religion der Mensch sich bekenne. Diese selbst dem natürlichen Lichte des Verstandes widersprechende Lehre des Indifferentismus führt dem Belagerungsheere keine geringe Verstärkung zu; ihnen aber gesellt sich noch eine andere Rotte bei, welche mit ihrem Gesang die Priester des Herrn hinauslocken will. Das sind die, welche die Emancipation des Fleisches predigen, und nichts verstehen von der erhabenen Würde der, für die Diener des von der Jungfrau gebornen Gottes, ziemen-

der Jungfräulichkeit. Sie mögen schreien, wenn auch verführte Priester zu ihnen überlaufen; Solches hat die Kirche nicht zu ihrem, aber zum Schaden der Unglücklichen, die sie verließen, zu allen Zeiten erfahren. Nicht minder schrecklich sind andere Waffen der Verführung, durch welche es den Feinden der Kirche gelungen ist, ihre Schaaren im Uebermaße vollzählig zu machen. Wohl sind sie dessen inne geworden, daß das Gemüth des Kindes für alle Eindrücke des Guten empfänglich; darum beeilen sie sich, die Saat des Unkrauts in die Herzen auszustreuen, damit dieses wuchernd und das Erdreich verderbend, jedes gute Korn erstické. Damit erlischt zugleich die Ehrfurcht vor jeder göttlichen und menschlichen Autorität. Ist dieser Boden aber einmal bereitet, dann ist es an der Zeit, vornämlich bei solchen, deren Beruf sie in die Verhältnisse eines strengeren Gehorsams führt, die verderblichen Lehren des Communismus einzupflanzen, überhaupt aber die menschliche Natur in die Fallstricke einer schlüpfrigen und obscönen Literatur hineinzulocken, und die Phantasie so zu fesseln, daß sie einer reinen Empfindung unfähig wird. — Keines von diesen Uebeln hat Derjenige, welcher auf die Höhe zum Diener für Alle bestellt ist, übersehen, keines derselben unbeweint gelassen, weil jedes derselben eine so große Menge von Christen in das Verderben zieht. Darum hat sich auch der Nachfolger des Apostelfürsten an die übrigen Nachfolger der Apostel gewendet, daß sie in vereinter Kraft mit ihm als gute Hirten ihre Heerden weiden, und nicht darin nachlassen, den drohenden Gefahren im Namen dessen, der das Menschengeschlecht erlöst, kühn entgegenzutreten. Eine dreifache Speise des Heiles, das Wort, Beispiel und Sacrament ist es — mit dem heiligen Carolus Borromäus zu reden — mit welcher die Apostel, Nachahmer des höchsten Hirten, welcher für seine ganze Heerde Blut und Leben dahingegeben, ihre Lämmer gespeist haben. Hierauf, insbesondere auf das eigene Beispiel, welches die Bischöfe zu geben haben, so wie auf die Wichtigkeit des Predigtamtes, verweist der Oberhirte seine Genossen in dem

Hirtenamte, und fordert sie dringend dazu auf, daß sie die größte Sorgfalt in der Wahl derjenigen üben möchten, die sie für den priesterlichen Stand ausersehen. Und in der That bedürfte es in dieser Hinsicht bloß einer strengen Anwendung der Vorschriften der Kirchengesetze, die für den Eintritt in den geistlichen Stand nur eine sehr enge Pforte offen gelassen haben. Denn wie schon Innocenz III. auf dem vierten lateranensischen Concil sich ausdrückte: „Die Kunst der Künste ist die Leitung der Seelen", und hierzu ist es besser, „wenig gute, als viele schlechte Diener zu haben, weil, wenn der Blinde den Blinden führt, Beide in die Grube fallen." Um aber das große und unschätzbare Gut zu erreichen, daß die Kirche würdige Diener erhalte, ist gerade jener Gefahr drohenden Mine entgegenzuarbeiten; frühzeitig muß auf die kindlichen Herzen eingewirkt werden, frühzeitig aus der Schaar der Kinder zur Auswahl und zur geeigneten Erziehung derjenigen geschritten werden, welche wahren Beruf für den priesterlichen Stand in sich tragen. — Indem der heilige Vater eben hierauf die Aufmerksamkeit der Bischöfe hinlenkt, fordert er sie zu gleicher Zeit auf, daß sie stets die Verbindung mit dem heiligen Stuhle auf's Innigste bewahren, und sich mit Vertrauen an ihn wenden möchten. Die Festigkeit dieses Bandes ist die mächtigste Schutzwaffe gegen den Feind, nichts aber ist schrecklicher, als wenn ein Bischof von der Einheit der Kirche sich lossagt, und, gleich jenen Christen im Dienste der Sarazenen, sich zum Führer gegen das Kreuzheer hingibt. Aber auch ein anderes Band fest zu knüpfen hat Pius IX. den Bischöfen dringend aufgetragen: das Band der Unterthanen zu ihren weltlichen Obrigkeiten. Jenen sollen sie die Pflicht des Gehorsams, diesen aber die Pflichten christlicher Regenten an's Herz legen, zugleich die letztern daran erinnern, daß sie nicht bloß zum Regieren der Welt, sondern zum Schutze der Kirche berufen seien, die Kirche aber, indem sie die Menschen leitet, zugleich die Sache Fürsten vertrete, auf daß sie in ruhigem Besitze ihrer Herrschaft sich erfreuen können.

Unter einem solchen Oberhirten, welcher für das Wohl der

ihm anvertrauten Seelen bereitwillig sein Blut zu vergießen erklärt hat, beginnen wir das neue Jahr; möge Gott ihm ein langes Leben, Seiner Kirche aber Wachsthum und Gedeihen darin schenken, daß die Rathschläge ihrer Feinde vernichtet, und Viele, die in Jener Reihen streiten, durch das Licht des wahren Glaubens erleuchtet, auf den Weg des Heils geführt werden.

II.

Zeitläufte.

Lamennais Manifest und die polnische Insurrection. — Die Taktik der febronianisirten verhegelten absolutistischen Staatsthümler. — Der Politiken-Katechismus der Generalin Malachowska. — Das Evangelium und der Nationalstolz einer Adelskotterie. — Christenthum und Nationalität. — Die Prozession von Podgorze nach der Aussage des Liffowski. — Der Bericht des General Collin darüber. — Der Democrata polski über die Jesuiten. — Stellung des heiligen Stuhles. — Die Betrogenen.

Den 13. December 1846.

Es ist eine eben so traurige als unläugbare Thatsache, daß von zwei entgegengesetzten Seiten her der Versuch gemacht worden ist, die Sache des katholischen Glaubens in die revolutionären polnischen Wirren vom vorigen Frühjahr zu verstricken. Die Partei des Aufruhrs hat sich in Polen selbst (glücklicherweise vergebens!) Mühe gegeben, den guten katholischen Glauben des Volkes als Bundesgenossen der adelig-polnischen Nationalität aufzurufen, und in Frankreich, von wo aus die Verschwörung angesponnen war, hat die Partei des „Avenir" (von 1830 und 31), welche dort zwar ihre laute Wirksamkeit, aber nicht ihre Absichten und Pläne aufgegeben hatte, das, was sie in kurzsichtiger Uebereilung für eine „katholische Revolution" nahm, mit unverholenem Jubel begrüßt. In neuester Zeit ist sogar Lamennais selbst mit einem Manifeste, welches im bekannten Tone dieser Partei abgefaßt und

im National veröffentlicht ist, wieder an deren Spitze getreten. Er hat das unbestreitbare Recht dazu, denn die leitenden Grundsätze jener Richtung gehören ihm, obwohl sie ihn weiter geführt haben, als seine damaligen Gehülfen ihm zu folgen geneigt waren. Jetzt stehen beide wieder auf demselben politischen Felde, und ihre praktische Wirksamkeit hat, ob sie wollen mögen oder nicht, sich begegnen und zusammenfließen müssen. Daß Jene, welche dieser Coalition gegenüber die Rechte der historischen Wahrheit und die gewöhnliche Katechismusmoral vertraten, oder gar in diesem bestimmten Falle das Wort für Oesterreich ergreifend, augenfällige Lügen als das bezeichneten, was sie sind, des Verraths an der Freiheit der Kirche angeklagt wurden, dieß wird nach allen diesen Vorgängen jetzt nicht leicht mehr Jemanden in Erstaunen setzen.

Umgekehrt sind aber auch die absolutistischen Feinde der Kirche weder stumm noch müßig gewesen, und durch die Reihen, sowohl der erklärten Protestanten, als jener katholisch getauften Politiker, welche zu Febronius und Paul Sarpi's Fahne geschworen haben, ging eine freudige Bewegung. Sie wußten mit eben so viel Geschick als bösem Willen die Blößen zu benutzen, welche ihnen die Adepten der oben bezeichneten revolutionären Richtung nur zu freigebig boten. Die Theilnahme an den hochverrätherischen Umtrieben, in welche sich einzelne Priester aus ganz andern als „ultramontanen" Motiven hatten verlocken lassen, wurden in's Maßlose übertrieben, die abgeschmacktesten Mährchen über den katholischen Charakter jener Umwälzungsversuche verbreitet, und die Kirche und alle gläubigen Katholiken solidarisch für die Verbrechen Jener verantwortlich gemacht, denen Kirche und Glauben notorischermaßen nur als Mittel und Vorwand für ganz andere als religiöse Zwecke dienten. Auch darüber darf sich Niemand wundern, welcher Geister dieser Farbe im Leben kennen gelernt hat. Es kann daher, wer die Bestrebungen auf der einen oder andern Seite unparteiisch überschlägt, sich des Zugeständnisses nicht erwehren: beide extremen Parteien (die der lamennaistischen

falschen Kirchenfreunde, und die der protestantischen oder febronianischen Gegner der Kirche) haben jede redlich das Ihrige gethan, dem Gegner in die Hand zu arbeiten. Hier, wie so häufig im Leben, hat ein Abgrund den andern hervorgerufen. Wem es mit seinem katholischen Glauben wahrer Ernst ist, der muß seinen sittlichen Ekel und Abscheu gleichmäßig und sehr unparteiisch vertheilen. Und dieß ist unser Fall. Wir wollen dieses Urtheil, zu Nutz und Frommen unserer wahrhaft und uneigennützig katholischen Leser durch Mittheilung einiger Thatsachen rechtfertigen.

Bekanntlich hat jede der verschiedenen Fractionen der polnischen Emigration in Frankreich dortlandes ihr eigenes, in polnischer Sprache geschriebenes Journal. Unter diesen vertritt der „dritte Mai", das Blatt des Fürsten Czartoryski, vorzugsweise die katholischen Interessen, wie eben diese aristokratisch-aftermonarchische Partei sie versteht und verstanden wissen will. Dieselbe Zeitung nun enthält in ihrer 42sten Nummer (vom 10. October 1846) einen Aufsatz, über Erziehung der jungen Polinnen, der uns einen tiefen Blick in die besondere Species der religiösen Gesinnung eben jener Partei gestattet, welche mit den lamennaisitischen Wortführern der polnischen Sache in den französischen Kammern und Zeitungen eng verbündet, fortwährend die katholischen Interessen im Munde führt. Die Lehranstalten für die Töchter ausgewanderter Polen, welche „die Fürstin im Hôtel Lambert" (Czartoryska) errichtet hat, werden als wahre Musterinstitute dringend empfohlen und hoch gepriesen. Aber um den Lesern einen Begriff zu geben, „was sorgfältig erzogene Polinnen" seien, gibt das Blatt einen Auszug aus einem Katechismus, den die Generalin Malachowska eigenhändig geschrieben habe. Wir lassen die dort mitgetheilten Stellen in wörtlicher Uebersetzung folgen.

Frage: Was ist Polen?

Antwort: Polen war ein großes und freies Land. Viele Jahrhunderte hindurch huldigten ihm Fürsten und Herren ver-

schiedener Nationen. Es wurde für ein heiliges, und wegen seiner Kriegsthaten berühmtes Volk geachtet. Das polnische Land war reich und blühend durch den Landbau. Man nannte es die Vorrathskammer von Europa.

Fr. Wodurch ist das große und mächtige Polen gefallen?

A. Durch innere Unordnung, ferner durch Käuflichkeit und Ränke fremder Nationen, welche auf jedwede Weise versuchten, wie sie das unglückliche Polen zerreißen könnten.

Fr. Warum thaten sie das?

A. Weil sie die Macht der polnischen Nation, und den Muth und die Hingebung seiner ächten Söhne fürchteten, die weder Habe noch Blut achteten, wenn es sich um das Seyn und die Ehre der Nation handelte.

Fr. Welches sind die Pflichten der Nation in Beziehung auf ihr Vaterland?

A. Es mehr als das Leben zu lieben, es mit reinem, treuem und ungetheiltem Eifer zu lieben; bereit zu seyn bei jeder Gelegenheit, unser Leben, unsere Gesundheit und unser Vermögen für das Land aufzuopfern, und alles (dafür) zu thun, was nur in unserer Macht steht.

Fr. Hat auch die Polin Verpflichtungen gegen ihr Vaterland?

A. Sie hat deren, und sehr große. Den möge sie Tochter oder Frau, Mutter und Staatsbürgerin seyn, so muß sie es für eine heilige Verpflichtung erachten, daß sie ein Muster der Tugend und des Gefühls sei, die nöthig sind, um das zerrissene Polen wieder zu erwerben.

Fr. Darf oder kann eine Polin einen Rußen, Preußen oder Oesterreicher zum Manne nehmen?

A. Bewahre Gott! in keiner Hinsicht kann oder darf sie das, denn das sind unsere Feinde. Jede gute Polin muß der Wanda nachahmen, welche lieber ihr Leben verlieren, als das Weib eines Fremden seyn wollte, weßhalb das Volk sie noch heute in dem Liede preist:

Wanda liegt in unserer Erde,
Wollte nicht den Deutschen,
Lieber wollte Sie den Landsmann,
Als den Fremdgebornen.

Fr. Welche andere Verpflichtungen hat eine Polin nach gegen ihr Vaterland?

A. Einfluß zu nehmen auf die Moralität, die Menschlichkeit und die Freiheit unsers unterdrückten Volkes; die vaterländische Sprache und die einheimischen Gewohnheiten zu lieben; die Vergnügungen ihres Landes fremden vorzuziehen; vollständig die Geschichte ihres Landes zu kennen; Allem, was gut ist, nachzuahmen; das Andenken der Männer zu ehren, die sich um Polen verdient gemacht haben, und Verachtung zu fühlen gegen die, welche ihre Pflichten nicht erfüllten.

Fr. Darf sich eine Frau in Dinge mischen, die sie nichts angehen?

A. Niemals. Nur darf sie sich um allgemeine Hochachtung und Vertrauen bemühen, und bei jeder Gelegenheit zeigen, daß ihr die Nationalrechte nicht gleichgültig sind.

Fr. Wie soll sie das zeigen?

A. Mit der That und nicht mit Worten; nicht deßhalb, daß man von ihr gut spreche, sondern um ihre Pflichten zu erfüllen.

A. Waren die Polinnen die ersten, welche eine so große Liebe zu ihrem Vaterlande zeigten?

A. Nein. Es war ein Volk vor vielen Jahrhunderten, welches Spartaner hieß. Die Frauen dieses Volkes können uns als Muster zur Nachahmung dienen. Als man einer Spartanerin erzählte, daß sie ihren Sohn verloren habe, sagte sie: es ist Schade, daß ich nicht einen andern habe, damit ich ihn meinem Vaterlande opfere. Einer andern sagte man, daß ihr Mann gefallen sei. Ist die Stadt erobert? fragte sie. Sie ist erobert, antwortete man. Ach, dann ist mein Schmerz geringer.

Fr. Hat Polen das Recht, solche Opfer von seinen Töchtern zu fordern?

A. Noch größere! Denn der Druck und das Unglück unseres Landes sind noch weit größer als Alles, was menschliche Bosheit und Grausamkeit ausdenken können.

Fr. Welche Strafe erwartet die Polin, welche diese heiligen Pflichten nicht erfüllt?

A. „Sie verliert das Recht, sich eine Polin zu nennen, und ist unwürdig der Liebe ihrer Brüder, d. h. derer, welche mit ganzem Herzen ihr Vaterland lieben.“

Weitere Fragen des obengenannten Katechismus beziehen sich auf verschiedene Vorfälle im Lande. „Polen gab ein Lebenszeichen und muß einst auferstehen.“

Fr. Ist der Kampf beendigt?

A. Nein! der fängt jetzt erst an.

Fr. Was weißt Du weiter von dieser Auferstehung?

A. Es war ein Henker mehr in Polen, er bezahlte für die Menschenköpfe in Tarnow, und sie zeigten ihm nicht wenig Ermordete.

Fr. Denkst Du, daß dadurch Ruhe werde?

A. O nein! im Gegentheil, das weckt das Leben in Polen.

Fr. Was muß man jetzt für Polen thun?

A. Den ewigen Gott bitten, den Schöpfer aller Dinge, daß er sich über das unglückliche Polen erbarme, ihn von Herzen, aufrichtig und immer bitten.

Fr. Womit können wir diese Gnade bei Gott verdienen?

A. Durch Ausdauer und Eintracht.

Fr. Wenn wir das Alles erfüllen, welche Hoffnung dürfen wir haben?

A. Daß ein Rächer aus unsern Gebeinen auferstehen wird, der schneller als in einem Augenblicke Polen errettet, und die mit dem Blute unserer Brüder gedüngten Felder über und über grünen macht. Das gebe Gott! Amen.“

So lautet die Christenlehre der Ausgewanderten dieses „peuple martyr“, welchem in derselben Nummer des nämlichen Blattes Hoffnung gemacht wird, daß der Papst ehestens

zu Gunsten eben dieser polnischen Nationalität ein Rundschreiben erlassen werde. Wahrlich, diese vaterländischen Gefühle, wenn sie ächt und nicht bloß Grimasse wären, hier hart und streng zu richten, könnte nicht unsere Absicht seyn, außerhalb der christlichen Welt, an Beduinen und Tscherkessen könnten wir sie, im Zusammenhange ihrer Zeit und ihrer Oertlichkeit, verstehen, und in soweit anerkennen, als sie es verdienen. Aber den Versuch: dieses Patriotenthum dem katholischen Glauben unterschieben; an die Stelle des Wortes vom Kreuze, welches aller Creatur gepredigt worden, den Nationalstolz einer polnischen Adelskotterie einzuschmuggeln; die Volksthümlichkeit, welche vergänglich ist, wie alles Irdische und Menschliche, als das Bleibende und Ewige zu setzen, und für diese Idee der Gentilität dasselbe Maß von Glauben, Hoffnung und Liebe zu fordern, welches die Erlösung verlangt, — diesen Versuch müssen wir mit tiefster Entrüstung als spezifisch unchristlich und antikatholisch zurückweisen. Christus der Herr ist so wenig bloß für den Polen, wie für den Preußen, Russen oder Oesterreicher als solchen gestorben, sondern für Jeden, der da glaubt und getauft ist. Die Kirche als solche kennt keine Nationen, sondern nur menschliche Seelen, die sie aus dem Lande der Prüfung hinüber führen soll in die Wohnung der Seligen, wo keine Spaltung und Trennung der Völker und Sprachen mehr seyn wird. Jedweder aus Adams Geschlecht hat Anspruch auf dieses Heil, sobald er in die Arche der Kirche tritt, die eben darum die katholische heißt. Darum hat auch hier auf Erden schon innerhalb der Kirche eine schroffe, selbstsüchtige, lieblose Trennung der Stämme keinen Platz, und der Dom der Christenheit wölbt sich über alle Nationen des Erdbodens, die dem Statthalter Christi als gemeinschaftlichen Vater gehorchen. Allerdings kann und darf hierdurch kein politisches Unrecht, keine Gewaltthat eines Volkes gegen das andere beschönigt werden, so wenig das Gebot Christi: dem, der uns den Mantel nimmt, auch den Rock zu geben, — Raub und Plünderung im Privatleben rechtfertigen könnte. — Wer

den einseitig rechtlichen Standpunkt in alle Ewigkeit festhalten, gegen vollendete Thatsachen protestiren, die mit menschlichen Kräften nicht mehr ungeschehen werden können, einer hoffnungslos untergegangenen, politischen Selbstständigkeit nachtrauern bis an den jüngsten Tag, mit Absicht und Geflissenheit, Haß und Groll und Rache im Busen nähren für wahre und vermeintliche Unbill, statt zu erkennen, daß eben dieses Unrecht die unabwendbare und gerechte Strafe war für ungeheure politische und moralische Sünden; auf einen Wiederhersteller der Nationalglorie, als auf eine Genugthuung, welche die Vorsehung dem bestimmten Volke schuldig sei, warten, wie die Juden auf den Messias; das ist es, was dem katholischen Glauben und der gläubigen Liebe des Katholiken in der Wurzel widerspricht. Dieser Irrthum: der die irdische und vergängliche Nationalität in die Stelle der Kirche setzt, welche allein die Verheißung hat, zu bleiben bis an das Ende der Zeiten, und diese Geistesrichtung, die sich, bewußt oder unbewußt, für eine eminent religiöse hält, diese sind hoffärtiges Judenthum in modern romantischer Form.

Leider ist dieß noch nicht das Schlimmste, was wir von dieser politischen Verirrung zu berichten wissen. Wenn der katholische Glaube lediglich als Hebel und Werkzeug gebraucht werden soll, die Massen in ihren Grundtiefen aufzurühren, um sie dann für den nationalen Zweck auszubeuten, so leuchtet es ein, daß dieses Verfahren dem platten Unglauben, dem Staatsdespotismus, dem voltairisirenden Spotte die gefährlichsten Waffen in die Hand geben mußte. Eben so gewiß ist es, daß die Gesinnung und Geistesrichtung, welche sich erfrecht, das Heilige als Mittel, und das Irdische und Weltliche als Zweck zu betrachten, selbst nichts als heuchlerisch verhüllter Unglaube und nicht minder verwerflicher Voltairismus auch nicht um ein Haar besser ist, wie jene vermeintliche Staatsklugheit, welche die absolutistischen Gegner der Kirche zum Ausgangspunkte ihres Verfahrens machen. Leider sind die Beweise vorhanden, daß eine Partei unter den Aufständischen vor

Versuchen der eben geschilderten Art nicht zurückbebte. Wir wissen aus einer Quelle, die jedweden Zweifel ausschließt, daß Johann Tyssowski das merkwürdige Geständniß abgelegt hat: ihm sei während seiner zehntägigen Krakauer Dictatur der Vorschlag gemacht worden: irgend ein Wunder in Czenstochowa zu veranstalten (sic), um hierdurch das schlesische Volk, welches dorthin haufenweise pilgert, für die Revolution zu fanatisiren. Der Dictator ist auf diesen Plan seiner Mitpatrioten nicht eingegangen; ob durch eigenes sittliches Gefühl zurückgehalten, oder durch die Kürze der Dauer seiner Gewalt an derartigen Versuchen gehindert? Dieß müssen wir, weil uns die nähere Kenntniß dieser Persönlichkeit abgeht, hier unentschieden lassen. Dafür aber hat er die berühmte Prozession nach Podgorze veranstaltet, über deren Zweck und Verlauf, derselben Quelle zufolge, seine Verhöre merkwürgen Aufschluß gewähren sollen. Als nämlich das Gerücht in Krakau erscholl, daß die Bauern am rechten Weichselufer aufgestanden seien und in großen Räuber- und Mörderbanden das Land durchzögen, entwarf der, von dem wahren Verlauf der Dinge in Galizien nur halb und ungenau unterrichtete Dictator den Plan, Ordnung und Regel in die bewegte Masse zu bringen, und so den Anschluß der empörten Bauern an die Revolution zu bewirken. Geistliche schienen ihm das geeignetste Werkzeug, und er berief dazu sämmtliche Welt- und Ordenspriester Krakaus am 27. Februar Nachmittags drei Uhr in das sogenannte graue Haus, als den Sitz der revolutionären Regierung. Dort hielt er an die auf der Hausflur jenes Gebäudes Versammelten eine Rede, worin er sich, wie er selbst erklärt, Mühe gab, ihnen diese Prozession als eine Handlung ihres friedenstiftenden Berufes darzustellen. Unglücklicherweise habe aber auch Dembrowski (das bekannte Mitglied der ultraterroristischen Revolutionspartei) sich hineingemengt, und ihm schon damals die Besorgniß vor excentrischen Auftritten nahe gelegt. Dennoch habe ihm (Tyssowski), der froh gewesen, den excentrischen Collegen los zu werden, das

religiöse Gepränge und die Gegenwart so vieler, mitunter auch durch ihr Alter ehrwürdigen Priester Vertrauen auf das Gelingen seines Planes eingeflößt, dem von allen Seiten Beifall zugejauchzt worden. Auch Dembrowski habe, bekleidet mit einem leinenen Bauernkittel und ein Kreuz in der Hand, eine wüthend revolutionäre Rede gehalten, und sich dann an die Spitze der Prozession gestellt, der in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, viele tausend Menschen zugeströmt seien. Er gibt ferner an, daß unter der Geistlichkeit (deren Mehrheit bloß dem Machtgebote der Gewalthaber gefolgt zu seyn scheint) sich einige Fanatiker des Polenthums befunden hätten, welche ihm schon früher als Anhänger der Revolution bekannt geworden seien. Er (Tyssowski) seinerseits habe der Prozession bloß 20 bis 30 Scharfschützen beigegeben, um sie schlimmsten Falls gegen einen plötzlichen Angriff zu decken. Die dichte Volksmasse habe sich dann durch die Straßen von Krakau und über die Brücke nach Podgorze bewegt. So weit dieses Geständniß, bei welchem es nicht darauf ankömmt, zu ermitteln, ob Tyssowski's oder Dembrowski's Schuld die größere sei. Der Eine hat, nach seinem eigenen Bekenntnisse, die Bauern durch gütliches Zureden der Geistlichen für die Revolution fördern, der Andere, wie sein nachheriges Verfahren beweist, augenscheinlich die, unter dem Vorwande einer Andachtsübung herbeigezogene Masse zum Angriff führen wollen. — In beiden Fällen sollte die Religion in den Händen der revolutionären Führer ein Werkzeug zur Täuschung des großen Haufens seyn. Dieser Gesichtspunkt war es, der hier zunächst hervorgehoben werden sollte.

Mit dem eben mitgetheilten Geständnisse Tyssowski's steht der amtliche Bericht des General Collin im vollkommensten Einklange; beide bilden, sich gegenseitig ergänzend, ein Ganzes, und wir bedauern nur, denselben erst jetzt zur Oeffentlichlichkeit gelangen zu sehen. Die Tete der Truppen dieses Generals war nämlich am Nachmittage desselben Tages um fünf Uhr vor Podgorze einzutreffen, und da sie diesen Ort von

Insurgenten besetzt fand, sofort zum Sturm befehligt worden. Es ist wichtig, des Berichterstatters eigene Worte zu hören.

„Nach diesen meinen schnell getroffenen Dispositionen, welche geschwind, aber mit Ruhe und Ordnung befolgt wurden, ließ ich das Zeichen zum Vorrücken geben. Die vordersten Abtheilungen formirten Tirailleurketten. Aus der Kaserne fielen die ersten Schüsse auf die unter dem Commando des Oberlieutenant Genauck rückende vierzehnte Compagnie. Ich ließ bei dieser Abtheilung, bei welcher ich mich selbst befand, Sturmstreich schlagen. Die Plänkler, gefolgt von geschlossenen Zügen, legten im Laufe den Raum bis zur Kaserne zurück, in welche sie, nach Oeffnung der vordern großen Eingangsthore, eindrangen. Da jedoch die Insurgenten durch das hintere Thor entflohen, so ging die Compagnie augenblicklich weiter auf der Hauptstraße gegen die Hauptwache, die ich als nächstes Ziel bezeichnete, vor. In der Nähe des Platzes empfing uns das Feuer aus sämmtlichen Häusern, welches um so heftiger war, da fast sämmtliche Insurgenten zugleich losschossen, und sich dann auf die Flucht begaben. Ihrer Eile mag es zuzuschreiben seyn, daß bei dieser Gelegenheit, ungeachtet dieses sogenannte Elite-Schützencorps, dreihundert an der Zahl, mit vortrefflichen Doppelgewehren und Stutzen bewaffnet war, nur zwei Mann verwundet wurden.“

„Unerschrocken, vom besten Willen beseelt, ließ nach Besetzung der Hauptwache unsere brave Mannschaft den Flüchtlingen keine Zeit, sondern drang im Sturmschritte auf meinen Befehl gegen die Brücke vor, von wo aus sie die Insurgenten am jenseitigen Ufer wirksam beschoß (folgen die Belobungen). Ich hatte unterdessen von der Brücke aus durch meine Adjutanten zwei Kanonen zum Vorrücken befehligt, von welchen die Eine bei der Brücke auffuhr, und ein wirksames Kartetschenfeuer begann. Die zweite Kanone führte ich an den neuen Brückenkopf, und ließ die dreizehnte Compagnie Fürstenwärther den Raum von hier bis zur Brücke und des knapp anstossenden Mauthauses besetzen, und tüchtiges Feuer eröffnen. Eine

Compagnie Schmahling und eine halbe Escadron marschirten auf den Platz auf."

„Während unseres Vordringens gegen die Brücke war die sechszehnte Compagnie Fürstenwärther in gleicher Höhe mit der vierzehnten Compagnie in der Straße hinter der Kaserne gegen die Kirche und den Hauptplatz vorgegangen. Hier wurde sie ebenfalls gleichzeitig mit der vierzehnten Compagnie von einem heftigen Feuer empfangen, jedoch nur ein Gemeiner in die Hand blessirt."

„Sie eilte in Sturmschritt über den Platz gegen die gegenüberliegende Reihe neugebauter Häuser, welche die Insurgenten schleunigst verließen, marschirte dann auf und begann mit kleinen Abtheilungen die Gebäude zu untersuchen, woselbst auch einige Gefangene gemacht wurden."

„Die dreizehnte Compagnie von Fürstenwärther rückte ebenfalls in gleicher Höhe vor; bei den nächsten Häusern, die Höhe entlang, wurden die Tirailleurs, so wie die geschlossene halbe Compagnie, aus den Gebäuden und zugleich von einem Haufen der Insurgenten von vorne nächst der Kirche hin mit Flankenschüssen empfangen, das von uns vortheilhaft benützte Terrain machte das Feuer der Insurgenten unwirksam."

„Während Lieutenant Hanusak mit den Tirailleurs die Gebäude angriff, ging Hauptmann Czesnegg mit der halben Compagnie des Lieutenants von Pratobevera einem gegenüberstehenden Insurgentenhaufen, welcher Fahnen führte, entgegen, und warf dieselben mit Feuer und Bajonnet von der Höhe herab, und nahm ihnen auch die Fahne ab. Auf das Erscheinen dieser Zersprengten auf dem Platze, und nachdem mir Gerüchte über die nach Wieliczka abgegangene Prozession zugekommen, befahl ich dem Hrn. Major, Br. Schneider, mit seinen drei Compagnien auf dem Wege an der Kirche vorbei, auf die Anhöhe vorzurücken, und die Compagnie des Hauptmann Czesnegg aufzunehmen."

„In der inzwischen eingetretenen Dämmerung erschien diese bewaffnete Prozession auf der Höhe. Anfangs zur Täuschung heilige Lieder singend, stürzt uns die Schaar auf Flintenschußweite entgegen. Die achte Compagnie Schmehling, und die Hälfte der neunten, welche bei der Kirche aufmarschirten, empfingen dieselbe mit zwei wohlangebrachten Dechargen, stürmten dann mit dem Bajonnet auf sie ein, und die Compagnie des Hauptmanns Czesnegg fiel der Prozession in die Flanke."

„Von den Insurgenten blieben achtundzwanzig Todte und viele Gefangene und Verwundete; Kirchen- und Revolutions-Fahnen, dann Waffen fielen den Truppen in die Hände."

„Ein Anführer der Insurgenten machte mit einer Fahne in der Hand, auf einen erhöhten Punkt sich stellend, noch den Versuch, durch lauten Zuruf die Fliehenden zu sammeln, er wurde jedoch sogleich herabgeschossen. — Man hielt diesen anfänglich für den gefährlichen Emissair Dembrowsky, was sich später aber nicht erwies."

„Die nun, nach dem Sinken dieses Führers zerstreut Fliehenden trachteten auf alle Weise zur Weichsel zu gelangen, ein Haufen solcher Flüchtlinge, die um die Kirche herum sich einen Ausweg suchten, stießen auf die Reserve von Schmehling, und wagte es noch auf selbe zu feuern. Bei dieser Gelegenheit wurde Lieutenant und Adjutant Sabranski in der Nähe seines Chefs, des Major Br. Schneider, durch einen Schuß am linken Arm leicht, am rechten Handwurzelgelenk aber schwer verwundet. Außer diesem Officier waren noch im Gefecht bei der Kirche ein Gemeiner von Fürstenwärther und drei Gemeine von Schmehling verwundet worden."

„Die Insurgenten, welche auf dem Platze nicht durchkommen konnten, eilten vereint mit jenen, die noch in den Häusern verborgen waren, bei der Pfarrerswohnung vorbei, durch die Gasse hinter der Kaserne auf den Platz neben derselben.

Eine halbe Compagnie Miliz eilte ihnen nach, schossen noch mehrere nieder, und machten die meisten gefangen; hierbei wurde ein Gemeiner der Miliz tödtlich verwundet."

„Die Insurgenten am jenseitigen Ufer hatten während dieser Vorgänge, als sie das „„Hurrah"" der Prozession vernahmen, einen Sturm über die Brücke gewagt. Von unserer Seite mit Kartätschen und Flintenschüssen empfangen, kehrten sie mit vielem Verluste um, warfen ihre Todte, wie gewöhnlich, in die Weichsel, öffneten die Flügel ihrer Brückenhälfte, und unterhielten wieder ein sehr lebhaftes Feuer von ihrem früheren Standpunkte aus. Zeitweise ließen sich auch die Schüsse von gröberem Kaliber hören; es sollen nach Aussage Einiger kleine eiserne Kanonen gewesen seyn" u. s. w.

Dieß ist der authentische Bericht über einen Vorgang, den bekanntlich die französischen Wortredner der polnischen Revolution sofort zu einem scheußlichen Verbrechen der österreichischen Truppen umstempelten. Friedliche Wallfahrer seien von dieser Kriegsmacht inmitten ihres gottseligen Wandels ungewarnt überfallen und erbarmungslos niedergemetzelt worden. Man sieht, ohne unser Erinnern, wie diese Prozession in den Händen der Häupter der Verschwörung nach verschiedenen Seiten hin als Werkzeug dienen sollte. Sie war zunächst, selbst wider Wissen und Willen der uneingeweihten Menge, welche hinterlistig ihrem Verderben entgegengetrieben wurde, eine Angriffs-Colonne, und wenn der Plan fehlschlug, ein bequemer Vorwand, Rache und Wehe über Oesterreichs sacrilegische Grausamkeit rufen zu können. Wessen sittliches Gefühl in diesen gefährlichen Zeiten, wo die Lüge sich in das Gewand des Eifers für die Wahrheit gehüllt, und die Sophistik die letzte Hülle der Scham abgestreift hat, noch einer sittlichen Entrüstung fähig ist, wird wissen, wie er diese Kniffe zu nehmen hat.

Nach den hier mitgetheilten Thatsachen kann der Ausspruch nicht dem mindesten Anstand begegnen: Ja! die Religion hat als Mittel für den Zweck der Revolution mißbraucht werden sollen! Wir sind aber auch im Rechte, dieser unumwundenen Einräumung einige Fragen beizufügen. Von wem ist dieser Versuch gemacht worden? Etwa von eifrigen, oder etwa übereifrigen Katholiken? Fanatikern? Schwärmern? „Ultramontanen?" Nichtsweniger! Jene, welche die Wunder glauben, sind es nicht, die deren „veranstalten" wollen. Nein! dergleichen nüchterne, kühle Berechnungen gehen nur von Jenen aus, die bei andern Gelegenheiten versichern: für das gemeine Volk sei der christliche Mythus gut genug, aber der „Gebildete" wisse, was er davon zu halten habe. Nein! nicht ungestümer oder irregeleiteter Eifer für den katholischen Glauben, sondern umgekehrt: platter Unglaube aus Voltaires Schule kann dergleichen Anschläge schmieden, oder überhaupt die Religion zum blosen Mittel herabwürdigen wollen. Auch hat sich darauf nicht der „ultramontane" Theil des polnischen Clerus eingelassen, sondern umgekehrt eben jene Schichte schlechter Pfaffen, die in Deutschland Ronge's und Dowiat's Fahne folgte. In Polen ging der Sturm unmittelbar gegen den politischen Stand der Dinge, bei uns nahm er den Umweg durch die, von kurzsichtigen Regierungen beschützte und gehätschelte Revolution gegen die kirchliche Autorität. Aber in beiden Ländern war: „Nationalität" die Losung. Wollt Ihr wissen, wie die „ultramontane" Parole lautet, so lest Gregor's XVI. Schreiben an die Bischöfe in Galizien, Posen und Westpreußen. Daher auch, nachdem der Anschlag der adelichen Verschwornen an dem guten Glauben des schwer verläumdeten katholischen Volkes und der unermeßlichen Mehrheit der Priester gescheitert war, die maßlose Wuth der revolutionären Propaganda gerade gegen die eifrigen und frommen Geistlichen, z. B. die Jesuiten in Galizien, welche sich bei dieser Gelegenheit als redliche, verständige Männer und pflichtreue

Priester bewährt, und ohne Ausnahme Farbe gehalten haben. Dafür stellt ihnen der Demokrata polski vom 10. October 1846 (auch ein Blatt der französisch-polnischen Propaganda!) mit gewohnter Wahrheitsliebe nachfolgendes Testimonium aus: „In Lemberg geht die allgemeine Meinung dahin, daß die Jesuiten dem Erzherzog Ferdinand die Idee der Ausrottung des Adels eingegeben, welcher wankte und zauderte, aber lange vorher von ihnen die Absolution erhielt. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß (!), daß er jetzt alle seine Güter in Galizien den Jesuiten schenkte. Sie waren daselbst allgemein verhaßt, jetzt aber hat die Erbitterung gegen sie den höchsten Grad erreicht." Daß der Anschlag der Verschwornen dahin ging, die Jesuiten in Tarnopol sammt und sonders zu ermorden, ist schon öfters erwähnt, und kann als eine, unsern Lesern hinlänglich bekannte Thatsache vorausgesetzt werden.

Uebrigens kann es unsere Absicht nicht seyn: Jeden ohne Ausnahme, der irgendwie an dieser polnischen Empörung sich betheiligt, oder nachher derselben das Wort gesprochen hat, des bewußten heuchlerischen Unglaubens anzuklagen. Hier, wie überall, gibt es viele Abstufungen, und hier, wie allenthalben, ist die Verwirrung häufiger, als der sich selbst klar erkennende böse Wille. Um unsere Gedanken vollständig darzulegen, erklären wir ausdrücklich, daß nach unserer Ueberzeugung manche Pariser Koryphäen der heutigen Partei des „Avenir" den Glauben nicht als bloßes Mittel im Dienste der polnischen Nationalität gebrauchen wollen, sondern ihm wirklich mit Eifer zugethan sind, und für die Freiheit der Kirche, oder das, was sie dafür halten, im guten Glauben kämpfen. Ihr Irrthum liegt darin, daß sie im schreienden Widerspruche mit der Lehre Christi und den ausdrücklichen, speciell an sie gerichteten Worten seines Statthalters auf Erden, die Welt und ihre Tyrannei nicht bloß mit rechtlich erlaubten Mitteln und, wo diese nicht ausreichen, mit großer Geduld überwinden wollen, sondern daß sie, heute

wie im Jahre 1830, die Möglichkeit eines Bündnisses der Kirche mit der Revolution und ihren Zwecken träumen, und sich von den Waffen der Ungeduld, der Leidenschaft, des Zornes und der Gewalt den Sieg der Sache des Kreuzes, und die Befreiung seiner Bekenner von unrechtlichem und widernatürlichem Zwange versprechen. Wenn Jene, welche wir hier im Auge haben, noch eines ruhigen Nachdenkens fähig wären, so würden wir sie darauf aufmerksam machen, erstens: in welche Bundesgenossenschaft sie auf diesem Wege gerathen sind; zweitens: wie der heilige Stuhl sich schon im Jahre 1830 über eben jene Grundsätze ausgesprochen hat, deren Vertheidigung sie heute auf's neue über sich nehmen; und drittens: welche gefährliche Dienste sie auf dem, von ihnen eingeschlagenen Wege jener Freiheit der Kirche schon geleistet haben, die auch wir von ganzem Herzen wollen und vertheidigen. Sie sind es, welche durch die unglückliche Taktik, mit der sie in den Spalten des Avenir der polnischen Revolution im Jahre 1831 zu Hülfe kommen wollten, den willkommenen Vorwand zur russischen Kirchenverfolgung der nächsten Jahre boten. Möge, das ist unser eifrigster Wunsch, die Saat, welche sie heute wieder, wie damals ausstreuen, nicht ähnliche Früchte tragen!

Werfen wir jetzt einen Blick auf Jene, deren treuherzigem Glauben von schlauen Demagogen die Falle gestellt war. Die stupide Blasirtheit febronianisirter oder verhegelter Staatsthümler trügt sich häufig mit der Phrase: das dumme katholische Volk sei ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Priester, und jeder Abscheulichkeit, jedes Verbrechens fähig, wenn es von ehrgeizigen oder verderbten Geistlichen im Namen der Religion dazu aufgefordert werde. Eben deßhalb sei es eine wohlberechnete Maßregel weiser Politik, dem kirchlichen Einflusse auf das Volk entgegenzuwirken, und die Autorität der Priester nach besten Kräften in den Augen des gemeinen Mannes herabzusetzen. Könnten diese doch, so oft sie nur wollten, durch ihr moralisches Uebergewicht das gemeine

Volk zum Umsturze der politischen Ordnung aufrufen. Wir unsererseits würden, wenn der gebildete Pöbel, der also spricht, noch fähig wäre, zu sehen, zu hören und zu denken, ihn einladen, einen Blick nach Galizien zu werfen. Ist dort ein einziges Beispiel vorgekommen, daß eben jene ungläubigen und heuchlerischen Priester, welche allerdings die Religion als Werkzeug zum Zwecke der Umwälzung mißbrauchen wollten, mit diesen Bemühungen Glauben und Anklang im Volke gefunden? Hat der Bauer nicht aller Orten zwischen der Religion und dem meineidigen Priester, der selbst nicht glaubte, aber den Glauben des Landvolks für schlechte Zwecke ausbeuten wollte, mit sicherm Tacte zu unterscheiden gewußt? Die treffendsten Belege für diese Thatsache werden wir in dem Nachfolgenden, aus dem Munde bitterer Feinde der Kirche selbst erzählen. Wahrlich, wer in kindischer Befangenheit jene Besorgniß vor der politischen Gefahr, die in dem Einflusse der Geistlichkeit auf die niedern Klassen liegen soll, wirklich hegt und nicht bloß heuchelt, für den ist das Volk, mit seinem gesunden, richtigen, scharf trennenden Verstande und lebendigen Rechtsgefühl eben sowohl ein Buch mit sieben Siegeln, wie ihm der katholische Glaube Zeitleben ein ungelöstes Räthsel bleiben wird.

(Schluß folgt.)

III.

Ueber den Einfluß der Kirchentrennung auf die Literatur.

Erster Artikel.

Die Wissenschaften beim Ausbruche der Kirchentrennung.

Glauben wir denen, welche theils aus innerem Seelendrange, theils aus Amtseifer als Panegyriker der im sechszehnten Jahrhunderte erfolgten Auflehnung gegen die kirchliche Autorität auftreten; so war vor derselben durch die lichtscheuen Bestrebungen der Hierarchie die Finsterniß auf wissenschaftlichem Gebiete dermaßen dicht geworden, daß man sie fast mit Händen hätte greifen und mit Messern schneiden können, und die Menschheit am Ende, wenn Luther nicht seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hätte, gar noch nach dem Ausdrucke eines preußischen Professors an einer paritätischen Universität genöthigt gewesen seyn würde, „Heu und Stroh zu fressen." Die Kirchentrennung dagegen war nach dem Zeugnisse dieser Lobredner ein für die Wissenschaften ungemein günstiges Ereigniß, eine Lichtquelle, aus der die Geisteskultur in Strömen sich nicht nur über alle jene Länder ergoß, welche dem wiedergefundenen Evangelium sich öffneten,

sondern auch jene Gegenden, die sich demselben abschlossen, mit seinen belebenden Strahlen mit einer solchen Macht berührte, daß sie, wenn auch minder als die erstgenannten, gleichfalls „der Segnungen von Luthers heldenmüthiger That" theilhaftig wurden, und sicherlich auch von den letzten Spuren der ehemaligen Finsterniß würden befreit worden seyn, wenn nicht die schlauen Jesuiten zur Erreichung ihrer Verfinsterungspläne die Keckheit gehabt hätten, in den Schulen, die von ihnen gebaut, oder von Fürsten ihnen überwiesen worden waren, selber zu lehren, anstatt wie sich's von Gott und rechtswegen gebührt hätte, diese Function den hierzu allein gehörig qualificirten Prädicanten pflichtschuldigst zu überlassen. Wir legen, wie sich von selbst versteht, den mit Phrasen dieser Art angefüllten Predigten und Gelegenheitsschriften, die den Jubelfesten ihr Daseyn verdanken, deren an sich schon nicht unbedeutende currente Anzahl durch einige extraordinaire bedeutend vermehrt worden ist, um so weniger ein Gewicht bei, da wir sonst den Charakter dieser Produkte gänzlich mißkennen, und ihnen einen Werth beilegen würden, den sie selbst in den Augen Jener nicht durchgängig besitzen, deren Ansichten und Gefühle sie vertreten wollen. Wenn aber Männer, die auf wissenschaftlichen Ruf Anspruch machen, im Grunde genommen zu derselben Ansicht sich bekennen, dann ist die Wiederaufnahme der Frage über den Einfluß der „Reformation", abgesehen von ihrer theoretischen Wichtigkeit, als Act der Nothwehr vollständig gerechtfertigt. Daß aber selbst Männer, die vermöge ihrer Stellung zu der Annahme berechtigen, daß sie eine höhere Stufe der Bildung einnehmen, als man bei einem gewöhnlichen Prädicanten oder Jubelschreiber voraussetzt, von dem Aberglauben an die papistische Finsterniß und an den segensreichen Einfluß der „Reformation" noch nicht haben los werden können, zeigt leider die Geschichte der jüngsten Vergangenheit. Berichtete doch erst vor einigen Monaten der „Apologet", eine in Schlesien erscheinende katholische Monatschrift, daß einem Lehrer der dortigen Gymnasien auf die Denuntiation eines Wortdieners von seiner vorge-

festen Behörde, die man sich aus Männern bestehend denken muß, die auf den Höhen der wissenschaftlichen Bildung stehen, ein Verweis ertheilt worden sei, weil er in einer der obern Gymnasialklassen die „Reformation“ als ein den Wissenschaften ungünstiges Ereigniß bezeichnet hatte. Wäre dieser Bericht nicht der Wahrheit gemäß, oder die in ihr vorausgesetzte Unkenntniß nicht vorhanden; so wäre eine amtliche Zurückweisung desselben das Geringste gewesen, was gegen denselben mit allem Fug und Recht hätte unternommen werden müssen.

Was nun zunächst den Zustand der Wissenschaften beim Ausbruche der Kirchentrennung betrifft, so wollen wir den Tadlern gern zugeben, daß nicht Alles so war, wie es hätte seyn sollen und seyn können. Dieses gilt namentlich von dem deutschen Säcularclerus, der nach dem unrühmlichen Vorgange der meisten Domcapitel und Bischöfe mit einer an's Lächerliche gränzenden „Aengstlichkeit“ sich gegen die Wissenschaften absperrte. Zwar bestand die Präbende des Scholastikers noch fort; allein sie war eine Sinecure geworden, so daß gewöhnlich die ganze amtliche Thätigkeit des Domscholasters sich auf die Bescheinigung des richtigen Empfanges seiner Revenuen beschränkte, weil die Herren es unter ihrer Würde zu halten angefangen hatten, im Trivium und Quatrivium zu unterrichten. Von dem Zustande der Verkommenheit, in welchem diese Corporationen sich bei dem Ausbruche der Kirchentrennung befanden, zeigt wohl Nichts deutlicher, als daß ein gewisser Grad wissenschaftlicher Bildung dem Geistlichen das Brandmahl der Unwürdigkeit für eine Dompräbende bei einem großen Theile der deutschen Domcapitel aufdrückte. Kennt nun auch das kanonische Recht einen defectus stupiditatis nicht, so wurde doch selbst noch nach dem Ausbruche der Kirchentrennung diese Gewohnheit mit großer Strenge festgehalten, obwohl die Erfahfahrung bereits gelehrt hatte, daß die grundsätzliche Bevorzugung der Stupidität nicht geeignet seyn könne, den Ansprüchen, welche die Domcapitel machten, praktische Gültigkeit zu ver-

schaffen *). Die wenigsten Bischöfe hatten eine Ahnung von dem Werthe der Wissenschaften; und viele haßten dieselben, weil ihnen nicht entging, daß die Pflege derselben scharfe Kritiken ihres unwürdigen, mit ihrem Berufe im Widerspruch stehenden Treibens nach sich ziehen, und sie nöthigen würde, den Vergnügungen der Jagd und Tafel zu entsagen, und sich den Schein eines ehrbaren Wandels aufzuzwingen. Darf man sich

---

*) In einem an den Papst gerichteten, wahrscheinlich von Staphylus verfaßten Gutachten heißt es (Schellhorn Ergötzlichkeiten Bd. 2, S. 349) über die Domcapitel: In collegiis vero Canonicorum tametsi vitia propemodum omnia regnent, virtutes exulent, tamen haec, quae jam recensebuntur, prae ceteris excidenda credunt viri prudentes. Adeo enim Canonicos ferunt impudenter omni generi vitiorum indulgere crapulando, scortando ut quidam non vereantur scorta palam in aedibus suis favere atque ostendere, tanquam hoc proprium sit officium Canonici ita vivere contra Canones. Adulteria autem committere, stubra virginibus offerre, ludum videre ac jocum, itemque in luxu perpetuo et ebrietate volutari semper, id adeo esse commune, ut, qui hoc non faciant, parum vel nobilis vel liberalis habeatur. Symoniae autem exercendae nec modum esse, nec finem ullum. Huc accedere, quod detestandam barbariem peperit in praecipuis Germaniae Cathedralibus Ecclesiis *nullum admitti doctorem*, unde tantus literarum doctrinaeque contemptus secutus sit, ut et domus Canonicorum et Episcoporum aulae barbarorum hominum turbis refertae sint, nec usquam in iis appareat homo eruditus. So bewährte sich theilweise wirklich, was Luther, mit den Verhältnissen genau bekannt, einstens sagte, da er (Tischreden L. A. 1621 S. 457) erklärte: „Die Papisten werden mit der Zeit den Stall bauen, wenn nun der Wolf die Schafe gefressen hat.". Selbst als der Wolf schon ziemlich große Fortschritte gemacht hatte, und weltliche Fürsten, wie Herzog Wilhelm von Bayern, für die nachlässigen Hirten eintraten und den Schafstall zu bauen sich bemühten, fanden es die Bischöfe nicht für gut, von dem alten Schlendrian abzugehen. Aretin: Maximilian der Erste, Passau 1842, Bd. 1, S. 59.

wandeln, wenn die ihnen untergebenen Cleriker bei dem kanonischen Abhängigkeitsverhältnisse größtentheils sich Mühe geben, Alles zu vermeiden, was sie als den Privatneigungen der Obern gefährliche Ambitionen hätte erscheinen lassen können? Daß aber diese so eben geschilderte Richtung eine bloße Abnormität, keineswegs aber eine Richtung der damaligen Zeit war, wird sich aus der folgenden Darstellung ergeben.

In welchem Zustande die Kirche die europäischen Völker überkommen hat, ist bekannt. Es war der Zustand einer völligen Barbarei; nicht selten haßte man die Wissenschaften, weil man die Beschäftigung mit denselben als die Quelle des entnervten Zustandes der Römervölker ansah. Nur die stille Einsamkeit der Klöster gewährte den verachteten Musen ein Asyl. An den Höfen der Großen war für sie kein Platz. Karl der Große lernte erst als Mann schreiben. Nur mit großer Scheu wagten sie sich an die Oeffentlichkeit. Daß, wie groß auch der Schutz war, den sie seit Karl dem Großen im fränkischen Reiche genossen, bei der Schwierigkeit, die literarischen Hülfsmittel zu vermehren, ein Zustand, wie dieser, nicht durch einige Cabinets-Ordres beseitigt werden konnte, liegt am Tage. Der Monachus Sangallensis liefert Beweise genug, wie schwer es selbst dem mächtigen Kaiser Karl geworden ist, den Großen seines Reiches Achtung vor den wissenschaftlichen Studien einzuflößen, und sie zu bewegen, ihre Kinder der in seinem Palaste errichteten Schule anzuvertrauen. Wie mag es erst bei der großen Menge ausgesehen haben! Bei dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts aber sehen wir die europäische Menschheit in dieser Beziehung total umgewandelt; eine völlige Regeneration nicht bloß eingeleitet, sondern auch im mächtigen Fortschritt begriffen, sämmtliche Zweige des Wissens in Pflege genommen, die frühere Gleichgültigkeit gegen wissenschaftliche Bildung verscheucht und in Enthusiasmus umgewandelt, der Erscheinungen hervorruft, deren Erwägung zu der Annahme nöthigt, daß er nicht als flüchtige Modesache einzelne Individuen beherrscht hatte, sondern in die Masse eingedrungen

war, mithin als charakteristischer Zug jenes Zeitalters angesehen werden muß. Je weniger diese Behauptung mit der in gewissen Kreisen herrschenden Ansicht über die Finsterniß vor dem Thesenanschlage harmonirt, desto nothwendiger ist es; die Beweise beizubringen.

Was nun die Theologie betrifft, so möge darüber Wachler, ein Mann, dem parteiische Vorliebe für die vorlutherische Zeit wohl nicht Schuld zu geben ist, sich aussprechen *): „Theologie war jetzt, wie früher, Hauptgegenstand der literarischen Thätigkeit im Abendlande, der Erzeugnisse derselben sind überaus viele, und ihre Menge läßt sich um so weniger sicher berechnen, weil die Mehrheit ungedruckt geblieben ist und höchst wahrscheinlich bleiben wird; nach dem, was wir kennen, zu urtheilen, beläuft sie sich auf mehr als zwei Drittheile sämmtlicher Schriftwerke dieses Zeitraumes. Fast jedes Kloster steuerte dazu bei; in manchen war das Schreiben ganz eigentlich Berufssache, wie namentlich in denen der Dominikaner und Franciskaner; geringer war der Fleiß der Weltgeistlichen." Wenn Wachler nun weiter sagt, daß mit dem äußerlichen Reichthume die innere Armuth der theologischen Literatur in auffallendem Widerspruche gestanden habe, indem selbst in den Arbeiten der gelehrten Theologen das religiöse Gefühl beschädigt, und das Heilige zum Grillenspiele der Speculation gemißbraucht worden sei; so muß dieses in der Allgemeinheit, in der es hingestellt wird, bestritten werden. Die Männer, welche in den religiösen Streitigkeiten, auf Reichstagen, bei Colloquien und auf dem Concile zu Trient als Wortführer der Katholiken auftraten, legen eine Erudition an den Tag, die wenigstens thatsächlich bezeugt, daß man auch damals ein tüchtiger Theologe werden konnte. Das, was hier zu constatiren ist, ist die Liebe zu der Wissenschaft und die Achtung vor derselben. Diese

*) Handbuch der Geschichte der Literatur, Frankfurt a. Main, 1823, Th. 2, S. 290.

aber kann nach dem Zugeständnisse Wachlers nicht bestritten werden. Die Theologen theilen sich nach den Materien, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwandten, in Sententiarii und Biblici. Die ersteren commentirten unter Anleitung des Thomas von Aquin, Duns Scotus und Bonaventura die Sentenzen des Meisters, die das dogmatische Handbuch bildeten. Band man sich zu sclavisch an die gewählten Führer; ließ man sich von dem Bestreben, alle möglichen und denkbaren Fragen zu erschöpfen, zu possirlich klingenden Einwendungen hinreißen; so sind dieses Fehler, die blos die Form betreffen, und am Ende für die Sache weniger schädlich, als diejenigen, in welche man aus Abneigung gegen die Mißgriffe der Scholastik gegenwärtig fällt. Seien die Sentendenzen des Meisters in formeller Hinsicht auch noch so unverdaulich, die Studierenden der damaligen Zeit, welche dieses Buch vor sich liegen hatten, waren jedenfalls besser daran, als die Studenten der Gegenwart, denen man in freier Rede die Dogmen zum Nachschreiben vorträgt, unbekümmert darum, daß die Auslassung eines einzigen Wortes eine Häresie erzeugen kann. Uebrigens schien die Herrschaft des Scholasticismus ihrem Ende nahe zu seyn, und einer besseren Behandlungsweise der Theologie Platz zu machen*). Die biblischen Studien hatten selbst in den dunkelsten Zeiten nie ganz aufgehört; im sechszehnten Jahrhunderte sehen wir eine Liebe zu denselben erwacht, die den Aristoteles und die Sententiarier in Vergessenheit zu bringen drohte. Eine alte Sage**) ist es, daß die römische Hierarchie vor dem

*) Luther schreibt 1516 an Johann Lange: **Theologia nostra et St. Augustinus prospere procedunt et regnant in nostra universitate Deo operante! Aristoteles descendit paulatim inclinatus ad ruinam prope futuram sempiternam, mire fastidiuntur lectiones sententiariae, nec est, ut quis sibi auditores sperare possit, nisi Theologiam hanc id est Bibliam .... velit profiteri. Epp. Luth. ed. Aurifaber T. I, f. 35.**

**) Diese Sage hat Luther aufgebracht, obwohl er es recht gut ver-

Grundtexte sich fürchte, wie der Teufel vor dem Kreuze. Geschichtlich dagegen steht fest, daß sie dem Studium der orientalischen Sprachen, deren Kenntniß den Zugang zu diesem gefürchteten Schatze öffnete, nie entgegengewirkt, dasselbe vielmehr zu befördern gesucht habe. Raymundus a Pennaforte und Raymundus Martini waren der arabischen, hebräischen und chaldäischen Sprache mächtig, und machten von dieser Kenntniß Gebrauch; nirgends aber sagt die Geschichte, daß sie dieserhalben Anfechtungen zu bestehen gehabt hätten. Um diese Studien noch mehr zu befördern, wurde auf dem Concil zu Vienne von Clemens die in's kirchliche Gesetzbuch übergegebene Verordnung *) erlassen, daß in der Residenzstadt des Papstes, ferner an den hohen Schulen zu Paris, Oxford, Bologna und Salamanka je zwei Lehrer die hebräische und chaldäische Sprache lehren sollten. Wenn Wachler **) sagt, es hätten sich nirgends Spuren einer Wirksamkeit dieser Verordnung gezeigt, so ist dieses eine Uebereilung, die nur beweist, daß ihm die Leistungen eines Picus von Mirandola, Palmieri, Augustino Augustiniani, Tosco Ambrosio und vieler Anderer, über die man bei Tiraboschi ***) das Nöthige findet, unbekannt

---

stand, sich die Früchte des mönchischen Fleißes anzueignen. Aber um sich in den Augen des Volkes eine Wichtigkeit zu geben, die er nicht besaß, und den Haß gegen die Kirche immer recht lebhaft zu erhalten, stellte er die Sache so dar, als ob er mit allen Teufeln hätte kämpfen müssen, um zu den biblischen Grundsprachen gelangen zu können. In der 1524 herausgegebenen Schrift, daß man Schulen aufrichten soll, sagte er: Man sieht nicht viel, daß der Teufel dieselben hatte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen; ja, *sie haben allzeit aufs höchste dawider getobet, und auch noch toben.* Denn der Teufel roch den Braten, wo die Sprachen herfürkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Luthers Werke Wittenberg 1559 Thl. 6 f. 325 b.

*) C. 1. Clem. inter sollicitudines. (5, 1.)

**) A. a. O. S. 212.

***) Storia della Litteratura ital. ed. 2. T. VI. p. 590 fr.

geblieben sind. Auch in Deutschland wurde das Studium der biblischen Grundsprachen betrieben. Schon Peter Rieger, ein Dominikaner und Lehrer der biblischen Sprache zu Montpellier, Freiburg, Ingolstadt und Würzburg hatte eine Anleitung zur Erlernung der hebräischen Sprache herausgegeben *). Ihm folgte der berühmte Reuchlin. In Spanien und Italien hatten fast gleichzeitig zwei Männer sehr folgenreiche Unternehmungen hinsichtlich des biblischen Textes eingeleitet; in Spanien wurde auf Veranstalten des Cardinal Ximenes an der complutensischen Polyglotte (s. 1502) gearbeitet, die 1517 fertig wurde; ein Jahr später erschien in Venedig die Bomberg'sche Bibel **), die in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte.

Der Vernachlässigung des Studiums der Philosophie hatten die Päpste entgegengearbeitet. Obwohl Abälard's kühne, die dogmatischen Schranken durchbrechende Speculation auf eine schreckenerregende Weise gezeigt hatte, welcher Gebrauch sich von den Kategorien des die Herrschaft führenden Aristoteles machen ließ, so begnügten sie sich doch nur damit, daß sie die Irrthümer bezeichneten, ohne im Entferntesten daran zu denken, die philosophirende Geisteskraft des Menschen als Hure des Teufels, und den Aristoteles als Ausgeburt der Hölle zu bezeichnen, wie es von den Gegnern der Hierarchie im sechszehnten Jahrhunderte geschah. Im Gegentheil wurde es gerügt, wenn das Studium der Philosophie in den Hintergrund gedrängt wurde. Dieß geschah unter Anderem in einem von Innocenz IV. im Jahre 1254 an alle Prälaten in Frankreich,

*) Schellhorn amoenis. lit. T. XIII. pag. 206. Wachler a. a. O. Neuerdings hat noch Neudecker (Lehrbuch der Dogmengeschichte, Cassel 1838, S. 19) sich nicht gescheut, zu behaupten, Reuchlin habe zuerst unter den Christen zum Studium der hebräischen Sprache angeregt.

**) Hefele: Der Cardinal Ximenes, Tübingen 1844, S. 120 fol. Herbst: historisch-kritische Einleitung, Freiburg 1840, Th. I, S. 133 fol. Scholz: Einleitung, Köln 1845, Bd. I, S. 433.

England, Schottland, Spanien und Ungarn erlassenen Briefe, in welchem der Papst sagt*), „es habe sich das beklagenswerthe Gerücht verbreitet, daß die Aspiranten des Priesterthums die philosophischen Studien verlassen hätten, weil es, was die Strenge der göttlichen Gerechtigkeit herausforderte, Bischöfe gäbe, welche die Präbenden, geistlichen Ehren und Würden den Beflissenen des weltlichen Rechtes reservirten, indeß die Jünglinge der Philosophie, so zärtlich aufgenommen an ihrem Busen, so unausgesetzt mit ihren Lehren getränkt, durch ihre Sorgfalt für die Pflichten des Lebens gebildet, im Elende schmachten.“ Um diese Unordnung zu steuern, und die Geister zu den philosophischen Studien, „worin man zwar die süße Erregung zur Frömmigkeit nicht antrifft, aber das erste Leuchten der ewigen Wahrheit entdeckt, verordnet der Papst, daß Rechtsgelehrte nur dann zu Präbenden, geistlichen Ehren und Würden befördert werden sollen, wenn sie den philosophischen Kursus durchgemacht haben, und daß Bischöfe, die dagegen handeln, des Collationsrechtes beraubt, im Wiederholungsfalle aber als des geistigen Ehebruches Schuldige des Amtes entsetzt werden sollen. Wenn dem Mittelalter in Beziehung auf die philosophischen Studien ein Vorwurf gemacht werden kann, so kann es nur der seyn, daß man sie mit gar zu großem Eifer betrieben, und mit einem übermäßigen Aufwande von Geistesthätigkeit sich auf dieselben verlegt habe. Daß man den Aristoteles sich zum Führer wählte, hat auf die Uebung der Geisteskräfte keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, da die Kämpfe zwischen den Thomisten und Scotisten, Realisten und Nominalisten die erforderliche Veranlassung zu selbstthätigem Denken darboten. Am zahlreichsten war die Partei der Nominalisten vertreten. Unter ihnen begegnen wir berühmten Namen, wie Johann Burida, Robert Halkol († 1349), Peter d'Ailly († 1425), Johann Gerson († 1429), Nicolaus de Clemangis

*) Wie urtheilt Luther und wie der Papst über die Philosophie? Neue Sion. Jahrgang 1845, Nr. 49.



(† 1440), Raymund von Sabunde; Nicolaus von Cusa († 1464), Gabriel Biel († 1495), Männer, die Vielen als Muster der Nacheiferung galten. Man mag nun über den Werth der mittelalterlichen philosophischen Bestrebungen denken, was man will, als Uebung der Geisteskräfte, als Versuche, auf die eine spätere Zeit fortbauen konnte, haben die Leistungen dieser Männer einen unberechenbaren Werth. Die Möglichkeit neuer Fortschritte war bei dem Ausbruche der Kirchenspaltung vorhanden, nachdem auch das Studium der platonischen Schriften begonnen und bereits eine weite Verbreitung gefunden hatte.

Die klassischen Studien waren, wie selbst Hagen gesteht *), nie ganz erloschen. Daß sie auch in jenen Zeiten, in welchen die Wissenschaften lediglich auf die Gunst der Hierarchie angewiesen waren, müssen gepflegt worden seyn, dafür sprechen manche recht freundliche Erscheinungen. Eginhard schrieb in klassischem Latein das Leben Karl des Großen; Heloise schrieb ein Latein, dessen sich auch Philologen nicht schämen dürfen. Noch ehe Dante, Petrarca und Bocaccio die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich gezogen, hatten italienische Geistliche die Schriften des Aristoteles und die Reden des Demosthenes aus dem Griechischen übersetzt; selbst mehrere Bischöfe, wie Robert Grosseteste, Bischof von Lincolm, Wilhelm Morbeke aus Flandern, Bischof von Korinth, hatten sich mit Uebersetzung von griechischen Klassikern befaßt. Der Ausbruch der Kirchenspaltung fand diese Studien in der schönsten Blüthe. Besonders reich war Italien an ausgezeichneten Humanisten. Von Spanien sagt selbst Erasmus, daß es sich in den freien Wissenschaften auf eine so hohe Stufe erhoben hätte, daß es nicht allein die Bewunderung der gebildetsten Völker Europas errege, sondern ihnen auch zum Muster dienen könne. Es war daselbst so weit gekommen, daß kein

*) Deutschlands literarische Verhältnisse im Reformations-Zeitalter, Erlangen 1841, Bd. 1, S. 37.

Spanier mehr für adelich gehalten wurde, der die Wissenschaften gleichgültig betrachtete. Männer aus den ersten adelichen Familien bestiegen die Lehrstühle, selbst adeliche Damen hielten auf den Hochschulen Vorlesungen über Redekunst und klassische Literatur *). Auch in Deutschland hatte die Regeneration bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Die Namen Celtes († 1508), Agricola († 1485), Heinrich Bebel († 1516), Hermann v. d. Busche († 1534), Wilibald Pirkheimer († 1530), Reuchlin († 1522) und Erasmus († 1536) beweisen dieses zur Genüge, obwohl sie nicht die einzigen waren **). Daß aber der Fleiß, mit dem diese Studien betrieben wurden, nicht auf einer bloßen Liebhaberei beruhte, sondern der Ausdruck einer dem Zeitalter eigenthümlichen Richtung war, zeigt die Pflege, welche die Bildungs-Anstalten den humanistischen Studien angedeihen ließen. Auf der Universität zu Tübingen (gestiftet 1744) war 1495 ein Lehrstuhl für die klassische Literatur errichtet worden ***) s. 1497 lehrte daselbst Bebel mit großem Erfolge, wenn auch nicht immer mit Segen; Coccinius, Brassicanus, Henrichmann, Altensteig, seine Schüler lehrten gleichfalls an dieser Hochschule ****). — In Ingolstadt wurde 1492 der berühmte Conrad Celtes als Lehrer der klassischen Studien angestellt †), ihm folgten Jakob Lochner (Philomusos), Johann Aventin, Thomas Rosenbusch ††). — In Wien lehrte s. 1495 — Hieronymus Balbus und seit 1497 Conrad Celtes †††). — In Heidelberg lehrten Dionysius Reuchlin, ein Bruder des berühmten Reuchlin, und Wim-

*) Hefele: Der Cardinal Ximenes, Tübingen 1844, S. 105.

**) Erhard Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland, Magdeburg 1832, Bd. 3, 279—340.

***) Hagen a. a. O. S. 152.

****) Hagen a. a. O. S. 209.

†) Hagen a. a. O. S. 154.

††) Hagen a. a. O. S. 213.

†††) Hagen a. a. O. S. 156.

pheling *). — In die Universität zu Mainz wurden die klassischen Studien durch den Domherrn Gresemund eingeführt; selbst der Kurfürst Albert von Brandenburg zeigte sich als Gönner der klassischen Studien **). — In Freiburg lehrte Ulrich Zasius seit 1500 klassische Literatur und Jurisprudenz; seit 1505 Philomusus, ein Schüler von Conrad Celtes und Sebastian Brandt, dessen Narrenschiff er in's Lateinische übersetzte ***). — In Basel lehrte Erasmus. — Die neugegründeten Universitäten Wittenberg (s. 1502) und Frankfurt (s. 1506) hatten die klassischen Studien in ihre Lectionspläne aufgenommen. Die Universitäten waren aber nicht die einzigen Anstalten, in denen die klassische Literatur gepflegt wurde. Bereits gab es, wie Camerarius bezeugt †), eine Menge Particularschulen, in denen sie Aufnahme gefunden hatte. In Münster, gegründet durch Rudolph Lange, lehrten Timian, Johann Cäsarius, Murmallus, sämmtlich Schüler des Hegius, klassische Literatur. Dasselbe geschah auf den Schulen zu Hervard, Minden, Düsseldorf, Goslar, Lüneburg, Osnabrück, Dortmund, Harlem, Lübeck und Emmerich ††). Pforzheim, der Geburtsort Reuchlins, hatte eine lateinische Schule, an der Simmler, Schüler der kölnischen Akademie, von Melanchthon als ausgezeichneter Gelehrter bezeichnet †††), griechische und lateinische Dichter erklärte. In

*) Hagen a. a. O. S. 203.

**) Hagen a. a. O. S. 204, 206.

***) Hagen a. a. O. S. 199 fol.

†) Vita Melanchthonis ed. Strobel. Halae 1747. pag. 8. Jam enim plurimis in locis *melius quum dudum* pueritia institui et doctrina in scholis usurpari politior, quod et bonorum autorum scripta in manus sumerentur et elementa quoque linguae graecae alicubi proponerentur ad discendum.

††) Hagen a. a. O. S. 226.

†††) Melanchthon. declam. T. I. p. 135 audivi adolescens duos viros praeclare eruditos Georgium Simmler et Conradum Helvetum, alumnos academiae Coloniensis.

Leipzig bestand neben der Universität eine lateinische Schule, an welcher Helt, ein Zögling der Münsterschen Schule, Lehrer des Camerarius, Hieronymus Emser, von Luther der Bock genannt, Vitus Werlerus, Georg Aubanus, Euricius Cordus, Richard Crocus und Peter Mosellanus lehrten *). In Nürnberg bestanden seit 1509 zwei lateinische Schulen, welche für die klassische Bildung sehr segensreich wirkten **). Ein Beweis, bis zu welchem Grade die Liebe zu den Wissenschaften gestiegen war, ist die Gründung literärischer Gesellschaften zur Beförderung der klassischen Studien. Die erste der Zeitfolge ist die rheinische Gesellschaft, gegründet von Celtes und Johann von Dalberg. Mitglieder derselben waren: der Abt Johann Trithemius, der Probst Johann Tolophus, Heinrich von Bünau, Domherr zu Magdeburg; Ritter Eitelwolf von Stein; die Rechtsgelehrten Ulrich Zasius und Johann Vigilius, der Leibarzt Martin Pollich, Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg; Conrad Peutinger zu Augsburg ***). Nach ihrem Muster bildete sich die danubische Gesellschaft, die ebenfalls viele Mitglieder zählte ****); Wimpheling gründete eine solche Gesellschaft zu Straßburg †); auch in Augsburg bildete sich eine gelehrte Verbindung ††); desgleichen in Ingolstadt †††) durch Aventin. Auch in die Klöster sehen wir theilweise die humanistischen Studien eindringen. Unter Reuchlins Freunden werden die Mönche Conrad Leontorius und Nicolaus Basillius, beide im Griechischen und Hebräischen erfahren, genannt ††††); im Kloster zu Reichenbach in der obern

*) Hagen a. a. O. S. 230.

**) Hagen a. a. O. S. 268 ff.

***) Erhard a. a. O. B. 25, 65 u. 66.

****) Erhard a. a. O. S. 88.

†) Hagen a. a. O. S. 200.

††) Hagen a. a. O. S. 212.

†††) Hagen a. a. O. S. 217.

††††) Hagen a. a. O. S. 151.

Pfalz studierte der Benedictiner Nicolaus de Donis fleißig den Ptolemäus *), der Spötter des Mönchthums, Bebel, einer der tüchtigsten Humanisten, fand im Kloster Zwiefalten, wo der Abt Georg Fischer eine reichhaltige Bibliothek griechischer und lateinischer Klassiker gegründet hatte, freundliche Aufnahme **). Johann Altensteig, Bebels Schüler, wurde 1512 als Lehrer der alten Sprachen im Augustinerkloster zu Augsburg angestellt; das Benedictinerkloster suchte gleichfalls einen Lehrer für diese Disciplin. Buscinius, ein gelehrter Domherr, war seit 1522 Professor der griechischen Sprache im Benedictinerkloster bei St. Ulrich in Augsburg, und erklärte seit 1524 den Mönchen die Psalmen ***). Auch weibliche Klöster nahmen Theil an diesen Studien. Die Clarissin Charitas Pirkheimer in Nürnberg stand mit den ersten Gelehrten ihrer Zeit im Briefwechsel, und schrieb ein klassisches Latein ****). Am Schluße des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir, daß die humanistischen Studien sogar sich bis in die bischöflichen Paläste und Domcapitel Bahn gebrochen hatten. In dieser Beziehung sind rühmlich zu nennen: Peter von Schauenburg († 1464) und Friedrich von Zollern († 1484), Bischöfe von Augsburg †); Gemininger, Bischof von Speier, Albrecht, Bischof von Mainz ††); Mathäus Lang, von Celtes der Vater der Poeten genannt, war seit 1505 Bischof von Gurk, seit 1511 Cardinal und seit 1519 Bischof von Salzburg †††). Unter den Domherrn verdienen genannt zu werden: Peter Schott († 1494), Thomas Wolf, beide in Straßburg ††††); Hartmann von Eptingen, von Celtes in einer Ode

*) Hagen a. a. O. S. 154.
**) Hagen a. a. O. S. 210 u. 211.
***) Strobel Miscellanea B. 4, S. 19.
****) Hist.-polit. Blätter B. 13, S. 513.
†) Hagen a. a. O. S. 152.
††) Hagen a. a. O. S. 204 u. 205.
†††) Hagen a. a. O. S. 221.
††††) Hagen a. a. O. S. 149.

besungen *). Thelephus von Regensburg; Graf Moriz von Spiegelberg, Probst von Emmerich **); Philipp de Düna, Probst in Straßburg ***); Graf Herrmann von Nuenar, Domherr in Cöln ****); Georg Lamparter und Benedict Farner in Stuttgart †); Conrad Mutianus seit 1501 Domherr in Gotha, hieß der deutsche Cicero ††); in Bamberg lebten zu gleicher Zeit die als Humanisten bekannten Domherren Lorenz Beheim, Leonhard von Egloffstein, Marquard vom Stein, Andreas und Jacob Fuchs, Eberhard Senft, Ulrich Burchard †††).

Eine nicht minder erfreuliche Betriebsamkeit zeigte sich auf den übrigen Gebieten des menschlichen Wissens. Außerordentlich reich ist die Literatur der Geschichte ††††) und Geographie. Auch die Physik wurde fleißig bearbeitet ●).

In welcher Achtung die Wissenschaften bei dem Ausbruche der Kirchenspaltung standen, welcher Werth ihnen beigelegt wurde, zeigt aber vor Allem der Zustand des Schulwesens in der damaligen Zeit. Die ersten Schulen waren die Kloster- und Dom-Schulen, von welchen letzteren noch heutiges Tages die Präbende des Scholastikus in den Domcapiteln als eine ehrwürdige Reliquie sich erhalten hat. Aus den Domschulen entwickelten sich jene riesenartigen Bildungsanstalten des Mittelalters, studia generalia, „Universitäten" genannt, die den wesentlichsten Einfluß auf die wissenschaftliche Cultur ausgeübt haben, indem sie die Bestimmung

---

*) Hagen a. a. O. S. 150.
**) Hagen a. a. O. S. 159.
***) Hagen a. a. O. S. 201.
****) Hagen a. a. O. S. 208.
†) Hagen a. a. O. S. 210.
††) Hagen a. a. O. S. 227.
†††) Hagen a. a. O. S. 235.
††††) Wachler a. a. O. S. 213—239.
●) Historisch-politische Blätter B. X, S. 96.

hatten, dieselbe zum Gemeingut aller Klassen zu machen, da sie bisher nur das Monopol der Geistlichen gewesen war. Solche Anstalten besaß beim Ausbruche der Kirchenspaltung Deutschland zu Hildesheim (seit 1338), Heidelberg (s. 1345), Wien (s. 1365), Köln (s. 1388), Erfurt (s. 1389), Würzburg (s. 1402), Leipzig (s. 1409), Ingolstadt (s. 1410), Rostock (s. 1419), Trier (s. 1450), Greifswalde (s. 1456), Freiburg (s. 1457), Basel (s. 1459), Tübingen (s. 1477), Mainz (s. 1477), Wittenberg (s. 1502) und Frankfurt (s. 1506). Europa besaß deren an sechszig, von denen etwa fünfzig in den beiden der Kirchenspaltung vorhergehenden Jahrhunderten gegründet worden waren, eine in der Culturgeschichte einzig dastehende Erscheinung. Die Frequenz dieser Anstalten ging in's Unglaubliche; Oxford hatte es schon 1340 bis auf 30,000 Studierende gebracht; Prag zählte 1408 — 36,000 Studierende und 700 Docenten; Paris hatte noch nach Luthers Angabe *) 1538 an 20,000 Studierende. Zu dieser Erscheinung, die später nie mehr eintrat, hatten unstreitig die Privilegien, welche lehrende und studierende Akademiker genossen, und die Unterstützungen, welche armen Studirenden zu Theil wurden, sehr viel beigetragen. Die ersteren waren der Corporation der Akademiker in so reichlichem Maße zugeflossen, daß sie als die am meisten bevorzugte erscheint und eine Stellung einnahm, die sie später nie wieder erhalten konnte. Die Fremdengesetze, die im Mittelalter sehr streng waren, existirten für die Akademiker gar nicht; der studirende Graf lebte als Fremder in der Universitätsstadt viel freier, als in der Heimath; für ihre ausstehenden Forderungen genossen die Akademiker das Prioritätsrecht vor jedem andern Gläubiger; die von ihnen während der Studienzeiten contrahirten Schulden durften ihnen nicht auf das Erbtheil angerechnet werden; nach einer Verordnung Innocenz IV. war den Hauseigenthümern, dem Akademiker gegen-

*) Tischreden, Leipzig 1621, f. 458b.

über, das Kündigungsrecht entzogen, indem ihnen bei Vermeidung der Excommunication untersagt war, ein von einem Studenten oder akademischen Lehrer gemiethetes Zimmer ohne dessen Zustimmung anderweitig zu vermiethen; dagegen konnten die Akademiker die Emittirung solcher Handwerker verlangen, welche, wie die Drechsler und Schmiede, üblen Geruch und Geräusch verursachen *). Die Fürsten hatten ihre Freude an diesen Anstalten, und suchten ihr Gedeihen auf alle Weise zu fördern. An Rohheiten fehlte es freilich nicht; doch bildeten sie nur betrübende Ausnahmen, wie Männer bezeugen, deren Zeugniß gewiß unverdächtig ist. „Es ist nun leider dahin kommen", sagt dreißig Jahre nach dem Ausbruche der Kirchentrennung Sarcerius, Superintendent zu Mansfeld **), „daß die Universitäten hin und wieder auf die Hefen kommen seyn, und thut mir manchmal von Hertzen wehe, wenn ich daran denke, in was Flor und herrlichem Wesen die Universitäten stunden, da ich noch ein junger Student war, item mit was herrlichen Privilegien, Freiheiten, Immunitäten und Gerechtigkeiten sie versehen gewesen; item wie ordentlich und herrlich alle Ding sich auf den Universitäten zutrugen, und im schwanke gingen; wie freundlich die Universitäten über einander hielten, in gemein rathschlagten, ihre consilia untereinander communicirten, mit solcher Bestendigkeit, daß es eine Lust zu sehen und zu hören war; item so wurden auch die löblichen Universitäten von Fürsten und Herren zum höchsten geliebet und befördert und achteten die christlichen Fürsten der Universitäten für die höchsten und edelsten Kleinotten, so sie im Lande hatten, und wäre noch fein, daß sie in solcher autoritet und ansehn waren." Nicht unbedeutend waren auch die Summen,

---

*) Petri Rebuffi Jurisconsulti, in privilegia et immunitates Universitatum, Doctorum Magistrorum, et studiosorum commentationes, Antwerpiae 1583. 4.

**) Von den Mitteln, die rechte Religion zu erhalten und zu fördern. 1554. Fol. 21 a.

die zur Unterstützung der Studirenden verwendet wurden. Papst Urban V. (1362 bis 1370) unterhielt zu gleicher Zeit Tausend Studenten auf verschiedenen Universitäten; Gottfried du Plessis, ein schlichter französischer Priester, stiftete eine Burse für vierzig Zöglinge; das Collegium von Navarra war für siebenzig Studenten gegründet. Wie viel indessen auch durch die Immunität und Unterstützungen, welche Studirende genossen, zu der enormen Frequenz derselben beigetragen worden seyn mag; hierdurch allein hätte sie gewiß nicht herbeigeführt werden können, wenn man nicht das Bedürfniß wissenschaftlicher Ausbildung gefühlt hätte. Wie groß indessen auch die Menge der Zuhörer war, welche die Universitäten in ihren Hörsälen aufnahmen, so genügten diese dennoch dem vorhandenen Bedürfnisse nicht. Dieses beweist die Gründung einer Menge anderer Bildungsanstalten, unter denen diejenigen am einflußreichsten gewirkt hatten, die von Zöglingen des von Johann de Groote (geb. 1340, st. 1384) errichteten Institutes des gemeinsamen Lebens gegründet worden sind. Solche Schulen bestanden unter Anderen: zu Deventer mit 800, zu Alkmar mit 900, zu Zwolle mit 800 bis 1000 Schülern; desgleichen zu Münster, Schlettstadt. Die Domschulen waren allerdings in Deutschland in Folge der Richtung, welche der deutsche Episcopat eingeschlagen hatte, größtentheils eingegangen; aber die Klosterschulen bestanden noch fort. Alle diese Schulen erfreuten sich des Vertrauens bei allen Classen der Bevölkerung, weßhalb den Zöglingen derselben reichliche Unterstützungen zu Theil wurden. „Man hat, heißt es in Lezner's Chronik von Göttingen *), vor Alters in dieser Stadt auf die fremden, armen Schüler sonderlich viel und groß geachtet, und dieselbigen nicht lassen Noth leiden. Und haben dieselbigen für dem Ritterhofe wöchentlich eine sonderliche Präbende zu ihrer Nahrung gehabt. Also sind sie auch für den beiden Klöstern, ungeachtet,

*) Angeführt von Döllinger: Die Reformation. Regensburg 1546, B. I. S. 428.



daß sie selbst alle Leibesnothdurft und Unterhaltung erbetteln mußten, reichlich erhalten worden. Item vor den vier Pfarren und dem Kalands-Priesterhause haben sie allemal ihre gewisse Portion bekommen. Der Stadtjunker und andere reiche, wohlhabende und vermögende Leute haben gegen dieselben die milde Hand freudig aufgethan. In Cisterzienerhofe hat man wöchentlich für die armen Schüler ein halb Malter Roggen gebacken und unter dieselben vertheilt; ja man hat ihnen vom Rathhause, aus den Gilden und Bruderschaften die Almosen gereicht." Auch Luther stellt dem deutschen Volke dasselbe günstige Zeugniß aus. „Wo ich's für meinem Gewissen thun könnte", sagt er *), „wollt ich wieder dazu helfen und raten, daß der Papst mit allen seinen Gräulen widerumb über uns kommen müßte, und erger drucken und schenden, denn je zuvor geschehen ist. Vorhin da man dem Teufel diente und Christus Blut schendete, da standen alle Beutel offen, und war das geben zu Kirchen, Schulen und aller Gräueln kein Maße." Wie man über die Nothwendigkeit des Jugendunterrichtes in jener Zeit dachte, zeigt das Sprichwort: non minus est negligere scholarem, quam corrumpere virginem, das, wie Luther sagt **), damals im Schwunge war und, wie er bemerkt, zum Zwecke hatte, „die Schulmeister zu erschrecken, indem man damals keine schwerere Sünde kannte, als Jungfrauen schänden." Wie populär aber die Wissenschaften waren, geht am deutlichsten daraus hervor, daß jene Geistliche, die sich der wissenschaftlichen Richtung widersetzten, die Verachtung der Wissenschaften mit dem Verluste ihres Ansehns und Vertrauens büßen mußten.

Der Mensch pflegt ein laudator temporis acti zu seyn; die Gegenwart behagt ihm selten, und die guten Seiten derselben müssen *stark* hervortreten, wenn sie vor dem kritischen Urtheile

---

*) Sermon, daß man Kinder zur Schule halten soll, Luthers Werke, Wittenberg 1559, Th. 6, S. 344 a.

**) An die Rathsherrn Deutschlands. Luthers Werke a. a. O. f. 324 b.

Anerkennung finden sollen. In Beziehung auf unsern Gegenstand tritt uns die außerordentliche, seltene Erscheinung entgegen, daß Männer von ganz verschiedenen Lebensrichtungen und Grundsätzen in dem Lobe auf die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit einig sind. Schon Marsilius Ficinus schrieb *): Quod poetae quondam de seculis quattuor cecinerunt, plumbeo, ferreo, argenteo, aureo, Plato noster in libris de Rep. ad quotuor hominum ingenia transtulit, discutans aliis hominum ingeniis Plumbum quoddam, aliis ferrum, aliis argentum, aliis aurum naturaliter insitum. Si quod igitur seculum appellandum nobis est *aureum*, illud est procul dubio tale, quod aurea passim ingenia profert. Id autem *nostrum* esse hoc seculum minime dubitabit, qui praeclara seculi hujus inventa considerare voluerit. Hoc enim seculum tanquam *aureum* liberales disciplinas ferme extinctas reduxit in lucem: Grammaticam, Poesin, Oratoriam, Picturam etc. — Im Jahre 1507 schrieb Nicolaus Gerbellius an Trithemius **): „Ich wünsche mir öfters Glück, daß ich in diesem herrlichen Jahrhunderte geboren bin, wo so viele ausgezeichnete Männer in Deutschland auftauchen, wie Du einer bist.“ „Ich lobe mir unser Jahrhundert“, sagt in einer 1511 gehaltenen Rede, Eck, der Professor der Theologie in Ingolstadt ***), „in welchem, nachdem wir der Barbarei den Abschied gegeben, die Jugend auf die beste Weise unterrichtet wird, wo die Dialektik die sophistischen Lächerlichkeiten verschmäht und darum täglich solider wird, wo die vortrefflichsten Redner in ganz Deutschland sich finden, lateinisch und griechisch. Wie viele Wiederhersteller der schönen Künste blühen nicht jetzt, welche von den alten Schriftstellern das Ueberflüssige und Unnöthige ausscheiden, die Alles glänzender, reiner, eleganter machen, welche alte, vortreffliche Autoren wieder ans Licht ziehen, Griechi-

---

*) Bei Schellhorn amoenitates lit. T. 1. p. 24.

**) Bei Hagen a. a. O. S. 230.

***) Bei Hagen a. a. O. S. 215.

sches und Hebräisches von neuem übersetzen, Männer, wie Erasmus, Wimpheling, Pirkheimer, Cuspinianus, Peutinger, Reuchlin, Heinrich Bebel, Vadianus, Beatus Rhenanus und viele Andere. Wahrlich, glücklich dürfen wir uns preisen, in einem solchen Jahrhunderte zu leben." „Viele gibt es jetzt in Deutschland", sagt Bebel *), „die ihr höchstes Streben darein setzen, es dahin zu bringen, daß Deutschland die alte Barbarei ganz auszieht, damit es zugleich mit dem Kaiserthum auch die Wissenschaften den Römern entreiße, und viel schon ist hierin gethan, wie man auf allen Schulen sehen kann. Denn es gibt in Deutschland nicht wenig Lehrer, deren Wirksamkeit in Bezug auf die Herstellung einer besseren Wissenschaft nicht erst vieler Beweise bedarf, da ihre veröffentlichten Werke das klarste Zeugniß für sie abgeben." Irenicus, der sich in seiner Beschreibung Deutschlands besondere Mühe gab, die wissenschaftlichen Bestrebungen darzustellen, gesteht, daß, wenn er die Zahl aller derer, die den classischen Studien oblägen, seinem Werke einverleiben wolle, dieses zu einer ungebührlichen Größe anschwellen würde. „Denn so viele ausgezeichnete Männer beschäftigen sich jetzt mit der alten Literatur, daß alle deutschen Schulen davon voll sind." Und nachdem er die Bedeutendsten davon angeführt. „Mit einem Worte, keine deutsche Stadt ist so sehr entfernt von aller Literatur, daß sie nicht die gelehrtesten Kenner der griechischen Sprache aufzuweisen habe, von den andern gar nicht zu reden — wer wollte ihre Namen zählen **)." Selbst Luther konnte, so sehr er auch sonst die Zeit vor ihm so schwarz zu malen pflegte, nicht umhin, derselben Lobsprüche zu ertheilen. „Ich komme", sagt er ***), „ganz ungern aus meinem Winkel auf den Platz hervor unter die Leute, da ich wider mich hören muß schier aller Menschen fährlich und vielfältig urtheil, sonderlich weil ich ungelert, wie-

*) Bei Hagen a. a. O. S. 238.

**) Hagen a. a. O. S. 208 u. [illegible].

***) De Wette Epp. B. 1, S. 65.

fahren und solcher hohen Sachen zu gering bin und eben zu dieser gülden Zeit, da nu sehr viel feiner, hochgelerter Leute sind, welcher täglich mehr werden, also daß alle freien Künste blühen, grünen und wachsen, will schweigen der griechischen und Ebräischen Sprachen, also daß auch Cicero, wenn er jetzt lebete, schier sich in einen Winkel verbergen sollte." Auch in der an die Rathsherrn wegen Aufrichtung von Schulen gerichteten Schrift spricht er sich dahin aus *): „Gott der Allmächtige hat uns Deutsche ist gnädiglich heimgesucht und ein recht gülden Jar aufgericht: da haben wir jetzt die feinsten, gelertesten jungen gesellen und Menner mit Sprachen und aller Kunst geziert, welche so wol nutz schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wolt, das junge Volk zu leren . . . Aber nu uns Gott so reichlich begnadigt und solcher Leute die Menge gegeben hat, so ist not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen." Dieses wird genügen, um zu beweisen, welche Bewandtniß es mit der oben über den Zustand der Wissenschaften bei dem Ausbruch der kirchlich-revolutionären Umtriebe ausgesprochenen Behauptung habe. Es kam lediglich darauf an, eine Thatsache zu constatiren, ohne die Potenzen, die dabei cooperirt haben, zu ermitteln. Es liegt aber am Tage, daß, wenn auch die Quellen hierüber gar keinen Aufschluß gäben, der Hierarchie schon vermöge der Stellung, die sie einnahm, und die Geistesrichtung, die sie bei den bekehrten Völkern vorfand, der bedeutendste Antheil zugeschrieben werden müsse. Wie in aller Welt hätte die wissenschaftliche Bildung gedeihen und bis zu der Stufe der Vollkommenheit sich erschwingen können, die sie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts einnahm, wenn die Hierarchie eine neutrale oder gar eine feindliche Stellung zu den Wissenschaften eingenommen hätte, da sie die einzige Potenz war, die auf geistigem Gebiete thätig zu seyn vermochte? Wie hätten in einer Zeit, wo sie selbst die rein bürgerlichen Verhältnisse beherrschte, und

*) Luthers Werke a. a. O. f. 324 a.

Schulen als kirchliche Anstalten galten, Bildungsanstalten entstehen, auf die Dauer sich erhalten können, wenn sie dieselben als mit den Interessen, die sie zu vertreten hatte, unvereinbar gefunden hätte? Wie hätte die Geistesbildung, für die sich in ihrer Umgebung kein Sinn zeigte, bis zu jenem Enthusiasmus sich entwickeln können, der nicht müde ward, neue Bildungsanstalten zu schaffen, sie mit Stiftungen zu versehen, und die armen Schüler zu unterstützen, wenn die Hierarchie die Pflege der Wissenschaften mit dem Brandmale der Verwerflichkeit bezeichnet hätte? Welchen Antheil sie an der Verbreitung der wissenschaftlichen Bildung hatte, darüber liefern die geschichtlichen Urkunden Beweise in Menge. Daß die ersten Schulen, die Dom- und Kloster-Schulen nur durch die Hierarchie gegründet seyn können, zeigt schon ihr Name. Wie viel die Wissenschaften den Universitäten verdanken, läßt sich kaum beschreiben. Und wieder ist es die Hierarchie, der sie das Meiste verdanken. Geistliche, ja meist Mönche, waren jene berühmten Lehrer, die zu Paris, Bologna und Pavia Tausende an ihre Lehrstühle fesselten, und dadurch zu der Entstehung dieser großartigen Bildungsanstalten Veranlassung gaben, aber so wenig sich den Unwillen der kirchlichen Auctoritäten zuzogen, daß die meisten von ihnen in hohen Kirchenämtern starben. Daß diese wie durch Zufall entstandenen Anstalten der Hierarchie nicht ungelegen kamen, beweist auch die Sorgfalt, mit der sie für deren Erhaltung und feste Begründung Sorge trug, die Frequenz derselben durch zahlreiche Privilegien zu befördern sich bemühte. Der Superintendent Sarcerius schildert mit rührenden Worten die Sorgfalt und Liebe, welche einst die Fürsten den Hochschulen zugewendet haben *); allein ehe noch

*) Von den Mitteln fol. 19 b. Für Zeiten hieltens die löblichen Fürsten und Herrn für die höchste und größte ehre, so ihnen auf Erden möchte begegnen, daß Hochschulen gepflanzt und erhalten wurden. Sich der Hochschulen halber bemühen, das war für diesen Zeiten fürstlich und ehrlich gehandelt, aber zu diesen unsern Tagen

Fürsten daran gedacht hatten, zu Prag, Wien, Heidelberg, Löwen und Tübingen Universitäten zu gründen, hatten schon längst geistliche Würdenträger erkannt, daß das Bestehen dieser Anstalten nicht dem Zufall überlassen bleiben dürfe, sondern durch feste Fonds gesichert werden müsse. Unverkennbar ist der Einfluß, welchen selbst auf die schon 1224 von Friedrich II. vollzogene Gründung der Universität zu Neapel, die von der Kirchenversammlung im Lateran (1179) bestätigt 1219 ausgegangene Verordnung, daß zwei Universitätslehrer aus den Einkünften der Domstifter und Klöster unterhalten werden sollten*), ausgeübt hat. Die Universität zu Alcala verdankt ihr Daseyn dem Cardinal Ximenes. An derselben bestanden mehrere Collegien, in denen Studirende freien Unterhalt genossen, und zwar ein Collegium für zweiundvierzig Philologen, ein Collegium für achtundvierzig Zöglinge der Philosophie, ein Collegium, das der drei Sprachen genannt, in welchen dreißig Zöglinge, und zwar zehn für die lateinische, zehn für die griechische und zehn für die hebräische Sprache aufgenommen wurden**). In welcher Weise Klöster und Päpste in der Unterstützung der armen Studirenden mit gutem Beispiele vorangegangen sind, darüber sind oben bereits einige Beispiele angeführt worden. Auch durch Gesetze suchte die Hierarchie die Wissenschaften zu befördern und zum Studium derselben anzuregen***). Wenn manche kirchliche Obern, und namentlich deutsche Bischöfe, die über den defectus scientiae bestandenen kirchenrechtlichen Bestimmungen außer Acht ließen, so war dieses ein gesetzlicher Unfug, der bei der Frage über Absichten von

hat es eine ungleiche Meinung, da hält man es für eine Schande, sich der Universitäten annemen und diese beferdern, und was man zur Erhaltung derselben thut, das achtet man Alles vergeblich und verloren." Diese Schrift ist 1554 herausgegeben.

*) Wachler a. a. O. Th. 2. S. 142.

**) Hefele, der Cardinal Ximenes S. 109.

***) Phillips Kirchenrecht, Regensburg 1845, B. 1, S. 468.

keinem Gewichte seyn kann, überdieß auch bereits im Abnehmen war, wie das Beispiel Dalbergs (seit 1482 Bischof von Worms, starb 1503) beweist, der nach allen Seiten hin für die Beförderung der Wissenschaften sich thätig erwies, und mit Gelehrten in einer Weise correspondirte, die von dem Hochmuthe bedeutend abstach, mit dem viele seiner Standesgenossen immer nur die fürstliche Präponderanz geltend zu machen suchten *). Unsinnig wäre die Anklage beabsichtigter Verdummung, wenn man die Stellung berücksichtigt, welche die höchsten kirchlichen Würdeträger zu den humanistischen Studien eingenommen haben. Seit dem fünfzehnten Jahrhunderte führte am päpstlichen Hofe Nichts sicherer zu kirchlichen Würden, als klassische Bildung. Aleander war nicht der erste Professor, dem die klassischen Studien einen Cardinalshut eintrugen. Um der schönen gefälligen Form willen wurde manche Unart übersehen, die hätte gerügt werden sollen. Der Florentiner Poggi (geb. 1380), ein unfläthiger Possenreißer und Concubinarius mit drei Kindern, war päpstlicher Geheimsecretär **); Cardinäle declamirten in öffentlichen Gesellschaften die schmutzigsten Stellen aus Bebels Triumphus Veneris ***). Den höchsten Grad erreichte diese Schwärmerei unter dem Pontificate Leo X. ****), so daß der selbst nicht allzu rigorose Erasmus die Besorgniß aussprach, daß ein neues Heidenthum im An-

*) Ueber ihn s. Erhard a. a. O. B. 1, S. 356.

**) Vita Poggi p. V. vor dem zweiten Bande seiner Facetiae Londini 1798. Ueber sein Concubinat schreibt er: Asseris me habere filios, quod Clerico non licet, sine uxore, quod Laicum non decet. Possum respondere habere filios me, quod Laicis expedit et sine uxore, qui est mos Clericorum ab orbis exordio observatus. Erst 1435 heurathete er, 54 Jahre alt.

***) Auszüge s. bei Hagen a. a. O. S. 385 ff.

****) Richtig geschildert von Trechsel: in der Schrift, die protestantischen Antitrinitaner, Heidelberg 1844, B. 2. S. 1 ff.

zuge sei *). Und allerdings war diese Besorgniß nicht grundlos. Die Forderungen des Christenthums waren in den Hintergrund getreten; Alles, was man verlangte, war Eleganz der Sprache **), Verstöße gegen die ciceronische Diction wurden höher angeschlagen, als Verstöße gegen den Glauben ***). Welchen Antheil die Bischöfe an dem Aufblühen der Wissenschaften hatten, beweist die Correspondenz des Erasmus und der übrigen Humanisten der damaligen Zeit. So verhält es sich mit der Anklage absichtlich geförderter Verdummung, die schon wegen der mangelhaften Besetzung katholischer Lehrstühle (z. B. an der Universität Breslau), von denen, die die meiste Schuld hieran tragen, aus Klugheitsgründen nicht hätte ausgesprochen werden sollen.

---

*) Omnia mihi pollicentur rem (bonarum litterarum) felicissime successuram: nunc adhuc scrupulus habet animum meum, ne sub obtentu priscae literaturae renascentis caput erigere conetur *Paganismus*, ut sunt inter Christianos, qui titulo paene duntaxat Christum agnoscunt, ceterum intus *gentilitatem* spirant. Erasmi opp. T. III. P. 1. p. 189. Bei Trechsel a. a. O. S. 9.

**) Bembi opp. T. II. p. 690. Bei Trechsel S. 7.

***) Erasmi opp. T. Tom. III. p. 1015: Praeterea fervet illic (Romae) Paganismus quorundam, quibus nihil placet nisi Ciceronianum, ac non Ciceronianum appellari multo probosius esse ducunt, quam appellari *haereticum*. Bei Trechsel S. 5.

IV.

Literatur.

Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Regensburg, Manz 1846.

Auf „Giovanna Maria dalla Croce" sind die Leser bereits durch zwei frühere Werke des nämlichen Verfassers auf eine Weise vorbereitet, die bei den Freunden der katholischen Kirche, besonders aber bei Kennern und Liebhabern des innern Lebens nur günstige Erwartungen hervorrufen konnte. Wir meinen: „Tirol und die Reformation u. s. w. Von Beda Weber, Innsbruck, Wagner 1841; dann Blüthen heiliger Liebe und Andacht, gesammelt aus den Schriften der Giovanna Maria v. Kreuze, von Beda Weber. Ebendas. 1845."

Im Hinblicke auf die schreckliche, trostlose Zeit des dreißigjährigen Krieges, so überreich an grausenvollen Bildern entfesselter Leidenschaften und namenlosen Elends, kann man nicht anders als mit Freude ein Lebensgemälde in die Hände nehmen, das in so schöner Form ein lebendiges, höchst anziehendes Bild einer so schönen Seele darstellt, wie Giovanna Maria dalla Croce war: einer großen hohen Seele, die zwar „einer zartbesaiteten Harfe glich, voll schmelzender Weichheit der Empfindung, zugleich aber ein ungemeines Hervorquellen überlegener Geistesfähigkeiten, die an männlichen Umfang erinnerten." Gegenüber den schwarzen Bildern von

Verwüstung und Zerstörung, die ihre Zeit darbietet, nimmt sich die weltumfassende, segensreiche Wirksamkeit dieser Begnadigten wie von himmlischem Lichte verklärt aus.

Geben wir zuerst einen Ueberblick dieses interessanten Lebensgemäldes. Die ersten Nummern I. bis III. machen uns mit Giovanna's Jugend, ihrer Traum- und Leidensschule, der Tagesordnung und dem Gelübde der gottbegeisterten, liebentflammten Jungfrau bekannt. Mit Num. IV. beginnt ihre „Erste Thätigkeit nach außen"; denn, wie es Seite 68 heißt, „vom heiligen Eifer ihres Freundes Frà Tomaso (des ehrwürdigen im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Kapuzinerbruders) hingerissen, ergriff sie hastig jede Gelegenheit, auf Tugend und Sittlichkeit ihrer Zeit einzuwirken." Diese erste Thätigkeit nach außen bestand in der Fortführung einer Mädchenschule, die ihre Mutter früher in ihrem Hause gehalten. Bernardina (so hieß Giovanna mit ihrem Taufnamen) übernahm dieses Amt nur in der Aussicht, dadurch für ihre Vaterstadt auf religiöse Weise nützlich zu werden. Und wie nützlich sie dadurch ward, wie sie dastand in ihrer Schule als ein herrliches Musterbild für Alle, deren Beruf das Lehren ist, es ist eine der ansprechendsten und ergreifendsten Schilderungen im Buche, wiederholt zu lesen von Allen, die eigene oder fremde Kinder im Geiste der katholischen Kirche erziehen wollen. Doch nicht auf die Schule allein beschränkte sich die Wirksamkeit unserer Heldin, die von Gott zur angestrengtesten Thätigkeit auch außer ihrem Hause berufen war. „Man fing an, sie in die Häuser zu rufen, um die erwachsenen Töchter und das weibliche Gesinde in der Religionslehre zu unterrichten." So wurde sie, mit den sittlichen Verhältnissen der Bewohner bekannt, zum Schutzengel vieler gefährdeten, zur Retterin verführter Mädchen. Mit gleichem Eifer nahm sie sich der Dürftigen an, suchte besonders am liebsten drückende Hausnoth auf die schonendste Weise zu erleichtern. Mit der emsigsten Sorgfalt pflegte sie die Kranken.

Num. V. werden wir durch sie selbst über ihre Extasen belehrt.

Num. VI. kommen wir zum Jahre 1626, „das man mit Recht den Wendepunkt des Lebens der Bernardina ansehen kann. War sie bisher mit ihrer Wirksamkeit größtentheils auf ihre Va-

terstadt und nächste Umgebung beschränkt geblieben, so näherte sich allmählig die Zeit, wo sie für ganz Tirol wichtig und folgenreich werden sollte.“ Klaudia v. Medicis kommt als Braut Erzherzogs Leopold V. nach Roveredo, und Bernardina erkennt in einer Erscheinung, deren sie nach der Communion bei Anwesenheit der Fürstin gewürdigt ward, auf's deutlichste die Nothwendigkeit, sich mit inniger Anhänglichkeit an den Landesfürsten von Tirol anzuschließen zum Schutze der katholischen Kirche. In eben diesem Abschnitte macht uns der Verfasser bekannt mit dem Franziskaner-Mönch Bartholomeo Saluzzo, der mit seinem Wirken in Italien bis an die Gränze von Südtirol als die mächtigste Gegenkraft Luthers betrachtet werden muß. Nebst ihm treten seine Schüler, Padre Euphemio, Frà Vito und mehrere andere Ordensmänner als einflußreich für Bestätigung und Erhaltung der katholischen Wahrheit in Tirol auf. Noch wird in dieser Nummer Bernardina's Einfluß auf einen Frauenverein zur wechselseitigen Erbauung besprochen.

Mit Nummer VII. erweitert sich der Gesichtskreis ihres wohlthätigen Wirkens immer mehr. Durch des unermüdlichen Frà Tomaso Eifer entsteht nach vielen Hindernissen endlich das Regelhaus in Roveredo, vorbereitend auf die beantragte, aber noch immer nicht erkämpfte Klosterstiftung. Es war die um's Jahre 1630 einbrechende Pest und die von zwei Franziskanern aus Arco geleistete Aufopferung zur Hilfe des Volkes, wodurch der Stadtrath bewogen ward, den Franziskanern ein Kloster zu bauen. Zugleich sandte Gott der Bernardina in der edlen Gräfin Sibilla von Lodron, einer der bedeutendsten Gestalten des um sie sich bildenden Kreises eine ganz ergebene Freundin und mächtige Stütze zur Errichtung des Regelhauses. Das Leben darin ist S. 127 f. mit Recht als „idyllisch-lieblich“ gefärbt bezeichnet, ein reges Leben für Jesus voll überwältigender Weltvergessenheit. Die Erzählung von Antonia Sboba S. 127 ist eine der rührendsten Stellen des Buches.

Frommen Seelen empfehlen wir vorzüglich die Abschnitte VIII. und X., „Ihre Communionfreude“ und „Communionbilder.“

Die Wirksamkeit des Regelhauses wird Num. IX. ausführlicher geschildert. „Gleich nach seinem Entstehen nahm es

eine einflußreiche Stellung zur Außenwelt an, mit seinem gottgeregelten Haushalt in Arbeit und Gebet, eine bedeutsame Mission an die Zeit, die, im Irdischen eingerahmt, so wenig Sinn für's himmlische Leben reiner Seelen aufbringen konnte." Mächtig gewirkt ward durch die Kraft des Gebets. Ihre Aufmerksamkeit richtete Bernardina vorzüglich auf die Geistlichkeit, und benutzte jede Gelegenheit, auf den Priesterstand einzuwirken, und ihn seiner erhabenen Bestimmung würdig zu machen. Daß es daher an Verfolgungen nicht fehlte, läßt sich leicht denken. Darum begegnen wir in diesem Abschnitte auch dem Berichte einer strengen Inquisition über die frommen Bewohnerinnen des Regelhauses.

In den Abschnitten XI. bis XIII. folgt die Geschichte des wichtigsten Theiles ihres Lebens. Das Kloster, wornach sie so lange geseufzt, dessen Errichtung sie durch Leiden und Gebet erkauft, wird endlich 1647 gebaut, Giovanna wird Aebtissin, erzieht durch ihre weise Ordenssatzungen voll tiefer Menschenkenntniß und durch begeisterte Briefe ihre Ordensschwestern, und stellt in ihrem Klosterleben das Muster einer Vollkommenheit auf, die durch die höchsten mystischen Zustände, durch die Wundmale nämlich und die Vermählung mit dem Erlöser, vom Himmel als ächt beglaubigt wird.

Wodurch diese Nonne bedeutend wird für ganz Tirol, ja für die katholische Kirche in der damaligen Zeit, lesen wir Num. XIV. und XV.: „Giovanna's Einfluß auf das religiöse Leben in Tirol", und „Ihre Stellung in der damaligen Zeitgeschichte für die katholische Kirche." Der letzte Abschnitt ist für nähere Kenntniß jener Periode vorzüglich belehrend. Mathias Galasso (Gallas), der berühmte Feldherr der Katholiken im dreißigjährigen Kriege, und der gleichfalls berühmte Paul Hocher treten als ihre Freunde auf, beweisend, wie Giovanna nicht bloß Personen ihres Geschlechtes und Ordensleute, sondern auch das weltliche Element zu begeistern wußte. Kaiser Leopold I. wurde ebenfalls frühzeitig mit ihr bekannt, empfahl sich ihrem Gebete, ließ sich von ihren Rathschlägen leiten. Viele bisher unbekannte Mittheilungen über den wunderbaren Einfluß Giovanna's in's katholische Leben des siebenzehnten Jahrhunderts sind aus unverwerflichen Schriftdenkmalen in diesem Abschnitte aufgeführt.

Die Klosterstiftung in Borgo im Valsugan, Giovanna's Tod und Unverweslichkeit, die allgemeine Verehrung für ihr heiliges Leben, dann zu ihrer vollständigen Charakterisirung ihre Leidensbetrachtungen, Fastenbetrachtungen, Andacht zum Herzen Jesu, endlich die Schritte zu ihrer Seligsprechung sind der Inhalt der noch übrigen Nummern. Zuletzt ein kurzer Bericht des Verfassers über die vielen, zu diesem Werke mit eben so viel Fleiß als Umsicht benützten Quellen.

Aus diesem Ueberblicke des reichen Inhalts erhellt zur Genüge, wie viel des Belehrenden und Erbauenden dasselbe enthalte. Der Verfasser schmeichelt sich mit Recht in dem Vorworte mit dem Gedanken, daß Billige bei Lesung dieses Buches den unermeßlichen Umfang und Reichthum anerkennen werden, zu dem sich eine gottvertrauende Seele auf Erde entwickeln kann, und daß sie in dem Rauschen dieses endlichen Geistes das ewige Leben nach dem Tode für die eigene Seele herausfühlen werden.

Weil jetzt Vielen nur das Nützliche und Politischwichtige der Beachtung werth erscheint, bemerken wir, daß Giovanna's Leben, auch vom Standpunkte der socialen Nützlichkeit und der Politik aus betrachtet, gelesen zu werden in hohem Grade verdient. Für das erbauliche Moment, für Nahrung des frommen, gottliebenden Sinnes, für Kenntniß der christlichen Mystik ist ein voller Schatz darin. Freilich werden Aufgeklärte und Nüchterne lächeln, wenn sie von den großen Wirkungen lesen, die durch das geweihte Pulver aus Olivenblättern, durch geweihte Rosenkränze und Kerzen aus den Händen dieser Nonne hervorgebracht wurden. Indessen die Facta sind unläugbar hingestellt.

Geistlichen und Laien jedes Ranges und Standes, besonders aber Klosterpersonen, bietet das Buch eine Menge der schönsten Lehren für eigene Vollkommenheit und die Pflege fremden Seelenheils.

Die Darstellung ist, wie wir es an Beda Weber gewöhnt sind, sehr lebendig, an der rechten Stelle oft poetisch hinreißend. Was im Werke: „Tirol und die Reformation", seinem Style von Vielen vorgeworfen ward, daß nämlich die Schreibart viel zu wenig einfach sei, mit allzukühnen Bildern überladen, ist hier fast immer mit der größten Maßhaltung vermieden. Nur hie

und da streifen einzelne Ausdrücke, wie uns dünkt, an den gerügten Fehler an, z. B. Seite 116 (Gräfin Sibilla) verschlang sie in ihr ausschließliches Vertrauen; Seite 161: „Alle Fäden und Zellen ihres Lebens bluten in heißer Sehnsucht."

Doch um den Leser selbst in den Stand zu setzen, sich einigermaßen ein Urtheil über das werthvolle Buch zu bilden, heben wir Einiges aus:

Seite 9 heißt es in der Beschreibung ihres Aeußern: „Ihr Aeußeres entwickelte sich im Laufe der Jahre äußerst vortheilhaft. Ein eirundes Gesicht mit einer durchdringenden Geisterbläße, eben so oft von flüchtiger Röthe, als nachzückenden Gedankenblüthen (?) überflogen, wie in einem klaren Spiegel die Tiefen der Seele mit allen Eindrücken des Augenblickes zeigend; veilchenblaue Augen voll männlichen Ernstes, allbeweglich, oft unheimlich leuchtend aus einer Glutfülle, die ihre Inbrunst nicht bergen konnte; schöne blonde Haare, leicht gekräuselt um den Lockenrand, selbst im höhern Alter unverwischt; milchweiße Zähne, die höchst auffallend aus rothen Lippen schimmerten. Ihre schlankaufgeschossene Gestalt bewegte sich anmuthig, aber in sehr ungleichem Takte, je nach den Gluthen ihrer Seele, eben so schießend als langsam und selbstverloren". u. s. w.

Seite 73: „Ein Mädchen der Nachbarschaft ergab sich zügellosem Leben. Die Leute vereinten sich zu einer Bittschrift, um sie durch die Macht der Obrigkeit wegzuschaffen. Auch im Hause der Bernardina wollte man Unterschriften zu diesem Zwecke haben. Ihre Mutter verweigerte es auf die Erklärung ihrer Tochter, daß man sich in solche Angelegenheiten nicht einmischen soll. Die Letztere ging schlafen, voll Schmerz über das Loos der Unglücklichen, sie konnte das Licht des folgenden Tages kaum erwarten, um diese verlassene Seele zu retten. Mit dem ersten Morgenstrahle trat sie auf die Gasse, und wie von Gott gesendet, kam ihr die Gesuchte schnell entgegen. Sie bittet sie demüthig um kurzes Gehör; das Mädchen hält still, Bernardina schildert ihr in wenigen Worten ihre Lage, die Schmach ihres Lebens, die verdiente Strafe der Sünde, die unendliche Barmherzigkeit Gottes gegen reuige Sünder. Zugleich bricht sie in's schmerzlichste Weinen aus, als wäre sie selbst die Sünderin. Das Mädchen kann nicht widerstehen, zer-

fließt in Thränen, das Weinen erstickt ihre Stimme. Als sie wieder zu Worten kommt, fragt sie entschlossen: „„Was willst du, daß ich thun soll?““ Gott nicht mehr beleidigen, fiel Bernardina lebhaft ein“ u. s. w.

Seite 283 über Gallas: „Er stammte aus Judicarien, wo sein Vater, Pankratio Galasso, das Schloß Kampo in der gleichnamigen Gemeinde von den Fürstbischöfen zu Trient zu Lehen trug. Seine Mutter war Annonciata Mercanti, eine aus Bergamo stammende, in Trient angesiedelte Patricierin. Hier wurde Mattia am 16. September 1584 geboren. Da sein Vater selbst fünfundzwanzig Jahre dem österreichischen Hause als tapferer Krieger gedient hatte, so wurde auch der Sohn für den gleichen Lebensweg bestimmt, nachdem er kaum die ersten Jahre der gelehrten Studien in seiner Vaterstadt zurückgelegt hatte. Er brachte in seinen neuen Stand die unverbrüchlichste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, und den eisernen Sinn für anerkanntes Recht mit, die er als Erbtheil von seinem Vater empfangen, und dadurch bildete ihn Gott zu seinem Kämpfer aus. Er diente zuerst in Flandern, später in Italien, und als der dreißigjährige Krieg heller aufleuchtete, zog Tilly den hoffnungsvollen jungen Mann in seine Nähe nach Deutschland, wo er für die katholische Ligue unter den Befehlen seines strengen Meisters großen Nutzen schaffte. Er stand dem Schwedenkönige Gustav Adolph, dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar, dem blutigen Mansfeld, dem kühnen General Horn, und allen andern Helden des verwickelten Trauerspiels gegenüber, und lernte das Kriegswesen in seinem eigenen Blute kennen, denn er wurde öfter verwundet, aber stets nur gestreift. Kalt in der Schlacht, war er daheim die kindlich-glühendste Seele, mit der tiefsten Innigkeit allen edlen Bestrebungen zugewandt, besonders in seiner Andacht zu Gott, den er im Kampfgewühle nie aus den Augen verlor. Er benützte jede Waffenruhe, um seine Heimath in Südtirol zu besuchen; hier sammelten sich die Frommen um den edlen Krieger; er erwarmte an ihren Gluthen, sie erstarkten an seiner thatbewährten Zuversicht, und es bildete sich ein Kreis wechselseitiger Liebe und Andacht, der seine Funken siegeskräftig in's Streitgewühl hinausblies.“

Also sind die Gestalten in dem Buche gezeichnet, daß ihr

Bild dem Leser klar vor Augen tritt; also auch die Thatsache in ihrem pragmatischen Zusammenhange.

Und ein solches Werk nun, geschrieben mit Begeisterung und begeisternd für katholische Frömmigkeit, für die höchste Blüthe christlicher Vollkommenheit, wer sollte es glauben? es fand, wie im Vaterlande des Verfassers aus bester Quelle verlautet, Anstand bei einer katholischen Censur. Ein subalterner Beamte in Wien, der darüber, gewiß im Widerspruche mit dem Geiste der höhern Regionen, zu Gerichte saß, soll eine, an's Lächerliche gränzende Treibjagd auf Alles gemacht haben, was seiner Aufklärung als Wunder und Mystik verdächtig schien, ja die darin angeführten Stellen der heiligen Schrift sollen nicht einmal vor seinem unbarmherzigen Rothstift und seinen mißbilligenden Randbemerkungen sicher gewesen seyn. In der That, bei solchem mißverstandenem subalternen Diensteifer gilt wohl mit Recht der klassische Spruch: **vexat censura columbas.** Eine Sündfluth schlechter, belletristischer Schriften weiß sich dagegen unschwer das Admittitur zu verschaffen, den Glauben untergrabende Schriften circuliren in Masse: aber ein Lebensgemälde, wie dieses, darf nicht im Tirol, es muß im Auslande erscheinen! und warum? aus der eiteln Furcht des aufgeklärten Censors, dem es das Mißgeschick hatte in die Hände fallen lassen, es möchten die Bäume in den Himmel wachsen, und die eine oder die andere Seele zu überspannt und mystisch werden, oder sich gar unterfangen, Wunder zu wirken. Wir unsererseits meinen, es wäre immerhin ein tausendmal geringeres Uebel, wenn der eine oder andere Leser des Lebens der gottbegeisterten Giovanna des Guten etwas zu viel thun lernte aus Liebe Christi, als daß eine Menge Seelen durch die Lectüre der jungdeutschen Schmutzliteratur verdorben wird an Geist und Herz. Daß übrigens die katholischen Blätter für Tirol so selten und nur halblaut die socialen Fragen der Zeit besprechen, sollten sie hierin auch, gewiß gegen die Absicht der höchsten Behörden, von einer allzuengherzigen Provincialcensur eingeengt und beschränkt werden? Findet diese vielleicht etwa auch jede einigermaßen freimüthige Aeußerung allzu aufregend, zu inflammatorisch, zu revolutionär, zu persönlich? Wir würden dieß im Interesse von Kirche und Staat gleichmäßig bedauern; denn da diese Censur unvermögend ist, daß die wichtig-

sten, das Heil der Völker betreffenden Fragen nicht auf die verderblichste und feindseligste Weise von der Gegenseite besprochen werden, und diese Aussprüche im Lande cursiren, so sollte sie doch auch der Gegenrede, wo sie in wohlmeinender Gesinnung und ehrenhaft geschieht, statt jener übertriebenen, kleinlichen Beschränkung, die nöthige Freiheit und Freimüthigkeit gestatten; ja sie sollte es mit Dank anerkennen, wenn Fragen, die über kurz oder lang mit unerbittlicher Nothwendigkeit ihre Lösung verlangen, und wie schwarze Gewitterwolken langsam am Himmel heraufsteigen, von wohlgesinnten Männern, ehe es zu spät ist, im voraus erörtert werden. Ohne eine gewisse Freiheit in der Bewegung und ein Vertrauen, das nicht jeden Tritt mit engherzigem Mißtrauen überwacht und hemmt, ist an eine gedeihliche, lebendige Entwicklung eines Blattes oder wissenschaftlichen Strebens nicht zu denken. Indessen hoffen und vertrauen wir, daß die in Wien vorbereiteten Maßregeln für größere Freiheit des literarischen Lebens auch auf die Censur in den Provinzen des Kaiserstaats wohlthätig einwirken werden.

V.

Zeitglossen.

Gewiß einer der heilsamsten Wünsche für die deutsche Nation oder Confusion beim Beginne eines neuen Jahres wäre, daß der unsäglichen Schreiberei endlich einmal minder, statt mehr würde. Allein wir sind damit dermaßen im Zuge, daß Fürsten, die ihre Regierung mit dem festen Willen antraten, dieser Krankheit entgegenzutreten, nichts desto weniger nach nicht vielen Jahren die Zahl der Nummern in ihren Ministerien um ein volles Drittel vermehrt sehen mußten.

Seit der Reformation, wo wir aus der Weltgeschichte

hinausgeschoben wurden, sind wir Deutsche aus einem handelnden ein schreibendes Volk geworden; setzte ja die Reformation an die Stelle des durch die mündliche Ueberlieferung fortlebenden Geistes den geschriebenen Buchstaben, der alsbald seine Uebermacht auch in allen übrigen Gebieten geltend zu machen wußte, und das Wort und die That, so wie in der immer weiter entwickelten Centralisationsmaschine jedes selbstständige Denken verdrängte, und jede Bewegung an die von dem Mittelpunkte aus erlassenen Vorschriften band.

So gediehen die Dinge dahin, daß zuletzt sogar die zufälligsten aller zufälligen Dinge, die Schlachten, nach den Decreten des Hofkriegsrathes sollten geschlagen werden; ja die Selbstverläugnung ging so weit, daß man einen General lieber sah, der sich nach seinen Decreten hatte allerunterthänigst schlagen lassen, als ein wirkliches Genie, einen selbstdenkenden Geist, der, die Gelegenheit beim Schopfe ergreifend, den Sieg zu erringen wußte; solche unruhige, unabhängige Geister kann man in der großen Maschine nicht brauchen, sie stören nur den regelmäßigen Gang der Räder.

Schon auf der Schule macht dieser Schreibergeist seine Uebermacht geltend; der Student ist zufrieden, trägt er die Dictate seines Professors nach Hause. Tritt er alsdann aus dem Universitätsverbande in das sogenannte Philisterium, so wird er in der Regel entweder ein Acten- oder ein Bücherschreiber. Eine Nation aber, die es sich, wie die deutsche, zur Aufgabe gemacht, alljährlich so und so viele Millionen officieller Actennummern, und jährlich zweimal so und so viele Tausende von Büchern zu schreiben, wo sollte sie die Zeit finden zu Thaten, die dem selbstdenkenden Geist entsprungen, und in der Erfahrung des Lebens und in der lebendigen Mittheilung durch das Wort gereift wären. Von seinen rückständigen Actenfaszikeln umschanzt und in den Actenstaub gebannt, muß der Staatshämorrhoidarius froh seyn, wenn er die vorschriftsmäßige An-

zahl Nummern expedirt hat; wer wollte einem Präsidenten oder Director auch zumuthen, die Tausenden von Nummern auch nur flüchtig zu durchlaufen, die er vorschriftsmäßig unterschreiben muß? Da Alles an ihn geht, auch das Kleinste, nach dem Centralisationsgesetz, so ist es ihm unmöglich, das Einzelne zu prüfen, und so muß oft das Wichtigste in dem Meere des Unwichtigen verschwinden, und er kann eigentlich für nichts gut stehen, weil man ihm das Unmögliche zumuthet. Wann aber wird der Sinn für wahre Freiheit erwachen, der Jeden innerhalb seines Kreises selbstdenkend und selbstthätig walten läßt, und nicht den todten Buchstaben als einzige Regel, sondern daneben auch das lebendige Wort als die natürlichste Vermittelung anerkennt? Das sind pia desideria, über die unsere Staatshämorrhoidarier mitleidig lächeln werden, während die Welt unter dem Regimente des Schreibergeistes seufzt, und die drückende Last mit einem Rucke in's Feuer zu werfen droht. Geht es so fort, wie bisher, so werden uns bald die Lokale mangeln, die aufgehäuften Massen dieser Sündfluth auch nur aufzubewahren, an ein Beherrschen aber ist gar nicht zu denken. Wie wir auch Alles bis in's Einzelnste nachrechnen, controlliren und überwachen mögen, so bleibt dennoch die letzte Ueberwachung unüberwacht, und nicht das Mißtrauen, sondern das Vertrauen hält die menschliche Gesellschaft zusammen; ohne Vertrauen würde sie im nächsten Augenblicke in einem Kriege Aller gegen Alle auseinanderfallen.

VI.

Kabinetsstück.

Noch immer gibt es Leute, welche Zertrennung der unter dem Einfluß des Christenthums geeinten Völkerschaften, jener Respublica Christiana, wie sie in Staatsschriften vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zwar mit etwas unpassendem Ausdruck genannt wird, für etwas Beklagenswerthes halten, und es bedauern, daß gleichzeitig, wie das Auseinandergehen von Innen her angebahnt, dasjenige, was zur Einigung von außen her mahnte, gerade dadurch beseitigt wurde, daß dem Muhamedanismus zu allererst von christlicher Seite Hand geboten ward, jener Respublica Christiana gegenüber eine durchaus veränderte Stellung anzunehmen. Diese Engherzigen mögen sich aber durch unsern allerfürtrefflichsten Historicus eines Bessern belehren lassen, so anders sie der Belehrung noch fähig sind. Bei diesem nämlich ist zu lesen, wie folgt:

„Vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwickelung des neuern Europas beigetragen haben, die wirksamste, ist die Idee einer vollkommen selbstständigen, von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt. (Herstellung des Paganismus.) Im Grunde konnte von Staaten im vollen Sinne des Wortes noch keine Rede seyn, so lange der

Gedanke der allgemeinen Christenheit vorwaltete und, wie es mehrere Jahrhunderte hindurch geschehen ist, zu den großen Unternehmungen, an welchen sich alle Staaten versuchten, den bewegenden Antrieb gab. Das Besondere ward durch das Mitgefühl des Allgemeinen verhindert, sich in seiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Wohl hatte in den letzten Jahrzehnden Alles dahin gestrebt, sich besser zu consolidiren, und vornehmlich in Frankreich war dieß gelungen. Es versteht sich aber, daß man doch so lange noch weit vom Ziele entfernt war, als der Staat durch politische Rücksichten, die ihm nicht aus sich selbst kamen, in seiner Bewegung, seinen Bündnissen, seiner ganzen politisch-militärischen Thätigkeit gehindert wurde. Die Verbindung Franz I. mit den Osmanen bezeichnet den Moment, wo die militärische Kraft eines großen Reiches sich von dem System der lateinischen Christenheit, das bisher vorgewaltet, lossagte und nun erst selbstständig auftrat. Das Princip kam um so besser (und in Wiens Belagerung vom Jahre 1529 zugleich recht schnell und durch keine Spur von leidigem „Mitgefühl des Allgemeinen“ getrübt) zur Erscheinung, da eine Macht dieß that, welche in Rücksicht auf das Dogma katholisch blieb. Franz I., der diesen Schritt wagte, und einem mächtigen Gegner, der ihn in den alten Bahnen festhalten wollte, mit Standhaftigkeit (so?) und Glück entgegentrat, wird immer eine der großen (!) Gestalten der neuern Geschichte bleiben.“

VII.

Zeitläufte.

(Schluß.)

Der schöngeistige Radikalism in Oesterreich. — Die Schrift eines österreichischen Officiers, eines Lichtfreundes der westgalizischen Armee über die polnische Insurrection. — Sein wüthiger Priester- und Kirchenhaß. — Logik dieser fanatischen Parteiverblendung. — Widersprüche. — Seelengröße der polnischen Bauern und gemeiner Geifer ihres Beschuldigers. — Des Pudels Kern, indifferentistisches Zelotenthum. — Blumauer und Feuerbach. — Dieser religiöse Radikalism auf politischem Gebiete. — Rückblick. — Thiersch über das Verhältniß der Reformation zur Revolution. — Die Zustände vor der Reformation. — Letzter Ursprung aller Revolution. — Das Princip des Protestantismus und seine Ausbreitung in katholischen Ländern.

Den 13. December 1846.

Zu Nutz und Frommen unserer katholischen Leser wollen wir nunmehr auch die Kehrseite des Bildes zeigen, welches wir oben (S. 7 ff.) vor ihnen aufrollten, und an einem auffallenden Beispiele darthun, wie die in dem entgegengesetzten Extreme stehenden Feinde der Kirche, aus der Schule des schöngeistig indifferenten Radikalismus in Oesterreich, in ihrer Weise die galizische Insurrection als Waffe gegen den katholischen Glauben zu benutzen suchen.

Es liegt uns ein Buch vor, welches den Titel führt: Das Polen Attentat im Jahre 1846. Aus dem Tagebuche eines Officiers der westgalizischen Armee. Grimma 1846. Der Verfasser ist, als was er sich aus mehreren Stellen seiner Schrift kund gibt, Lieutenant in österreichischen Diensten, und hat aus eigener Beobachtung das, was er theils selbst sah und erlebte, theils aus authentischen Actenstücken schöpfte, deren mehrere er in seinem Buche zu unserm Erstaunen zuerst mittheilt, niedergeschrieben. Wir können

nicht in Abrede stellen, daß die Arbeit theilweise eine mehr als gewöhnliche Gabe der Beobachtung, und eine gewisse, nur zu oft durch jung österreichischen Schwulst verdorbene, schriftstellerische Anlage verräth, der nichts als der rechte Kern der Gesinnung fehlt. — Sie liefert, hiervon abgesehen, eine ganz richtige und lebendige Auffassung der Geschichte des galizischen Aufstandes und der ihm zu Grunde liegenden Mißverhältnisse. Allenthalben aber, wo der Verfasser auf kirchlich-katholische Verhältnisse zu reden kommt, bricht ein wahrhaft dämonischer Grimm hervor, wie er nur auf jenem literarischen Boden reißen konnte, der einen Lenau und Anastasius Grün, einen Rollet, Beck, Hartmann und Meißner erzeugte. Zum Zeichen, wie diese saubere Zucht von Literaten die Gelegenheit benutzt, ihr Müthchen an der Kirche zu kühlen, und ihren nicht mehr menschlichen, sondern teuflischen Priesterhaß vor der Welt laut werden zu lassen, mögen folgende Stellen dienen. Haben einzelne Geistliche, die ihren katholischen Glauben gegen polnischen Nationalfanatismus eingetauscht hatten (glücklicherweise vergebens), versucht, im Geiste der beabsichtigten Revolution auf das Volk einzuwirken, so weiß der Wortführer dieser Species des Kirchenhasses aus dieser, allerdings nicht zu läugnenden Thatsache die Farben zu folgendem Bilde zu ziehen: „Was feile, baalspfäffische Beredsamkeit, List, Frömmelei und all die Millionen verwerflicher Talente der Hierarchie über blödfrommen, am Ceremoniell, am Schwulst des Götzendienstes unbedingt hangenden Köhlerglauben vermögen, ist mit starrer, unbeugsamer Beharrlichkeit allerdings versucht worden.“ Nach dieser Eruption der Wuth, die den Ankläger besser als die Angeklagten zeichnet, und nicht gegen Einzelne, sondern gegen „die Priester“ überhaupt, und gegen das katholische Volk in seiner Gesammtheit geht, sehen wir uns billig nach den Beweisen für diese Behauptung um. Wir finden deren (Seite 24) folgende: Die Truppen des General Collin haben in Podgorze zweiunddreißig Priester, die zu der bekannten Prozession gehört, und nach dem

oben geschilderten Hergange ein Unterkommen in allerhand Verstecken gesucht hatten, aus diesen hervorgezogen und zu Gefangenen gemacht. Das Factum ist richtig, wir wissen aber auch, wessen Werk diese Prozession gewesen ist. Ferner hätten in Krakau „Priester, und besonders Mönche", das Volk aufgehetzt. Sicherern Nachrichten zufolge sollen nämlich dort vier Geistliche sich bei der Revolution aus eigener Lust und Liebe betheiligt, einer von diesen (der noch Alumnus gewesen zu seyn scheint) sogar bei einer Reiterabtheilung Dienste genommen haben. Weiter, fährt unser Kirchenstürmer fort: ein Feldwebel (wie es scheint Pole von Geburt), der nach seiner eigenen Angabe am 19. Februar 1846 eine sehr zweideutige Rolle gespielt haben muß, und zum Anschlusse an die Revolution gezwungen seyn will, habe aus dem Beichtstuhl denuncirt: der Priester habe ihm gesagt, jetzt solle er dem Bündnisse mit den Insurgenten nur treu bleiben. Ferner: in Krechhowze habe „einmal" (der witzige militärische Literat setzt hinzu: „man glaube nicht, daß dieß vor Christi Geburt gewesen sei") ein Priester das Weib eines armen Bauers nicht ohne Bezahlung der Stolgebühr begraben wollen. „Fast allerorts" (richtiger in Lissagora) hätten „die Priester" Waffen und Fahnen der Revolution am Hochaltare geweiht. Endlich: noch im Juni habe ein Pfarrer die Prozession nicht halten wollen, und seine Bauern Mörder und Räuber genannt. — Aus diesen Thatsachen würde, auch wenn sie vollkommen festgestellt und bewiesen wären, ein ehrlicher Mann und logischer Kopf von gewöhnlichem Kaliber höchstens die längst bekannte Folgerung ziehen können: daß einzelne Priester, sei es, durch Nationalfanatismus bethört, sei es durch Einfluß ihrer adelichen Patrone bewogen, sich als Polen zu der Theilnahme an einer hochverrätherischen Verschwörung ihrer Landsleute haben verleiten lassen, daß aber, gerade nach diesen eben angeführten Mittheilungen, das Standesinteresse der Geistlichkeit als solcher eben so wenig mit diesen Umwälzungsplänen zu schaffen hatte, als die Sache der

Kirche, oder wenn man lieber will: der Hierarchie *). Ein ehrlicher Beobachter würde, bevor er urtheilte, den Vergehungen Einzelner, Handlungen anderer Priester gegenübergestellt haben, die eine entgegengesetzte Denkweise bekunden. Der Pfarrer von Trzebina verbirgt (begreiflicherweise nicht ohne eigene Lebensgefahr!) den versprengten und abgeschnittenen österreichischen Lieutenant Potakowski vor den nachsetzenden Insurgenten, die dessen Kopf verlangen, bis zum Einrücken russischer Truppen. (S. 137.) Zu Krakau wirft in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar aus einem Fenster im dritten Stocke ein junger Geistlicher der unten stehenden österreichischen Wache einen Zettel zu, der die warnende Nachricht enthält: in diesem Hause seien viele Bewaffnete und ein Haupt der Rebellen versteckt. (S. 130.) Aber der Berichterstatter folgert ohne diese Thatsachen, die er selbst erzählt, zu veranschlagen, nichts destoweniger mit unerschrockenem Muthe: „Aus diesen wenigen Skizzen, deren ich übrigens noch eine Unzahl erzählen könnte, wird der Leser zur Genüge entnommen haben, — da alle diese Anklagen meist nur den katholischen Clerus betreffen, daß von ihm allein die große Gährung des Aufstandes ausging und schlau genährt wurde. Dieß erweist sich schon dadurch (!), daß im östlichen Polen **), welches sich meist zum griechisch-unirten Ritus bekennt“ (wie wenn dieser nicht auch römisch-

---

*) Die Nachricht, welche der Verfasser Seite 271 mittheilt: „Ueber dreihundert, dem katholischen Clerus angehörige Individuen sind theils verhaftet, theils erschlagen“, ist eine Lüge. Einer zuverläßigen Nachricht zufolge sind in Galizien ungefähr sechszig katholische Priester verhaftet gewesen, von denen ein großer Theil, als nicht zur Criminaluntersuchung geeignet, längst wieder entlassen ist. Unter den auf das Kreisamt zu Tarnow eingelieferten Todten, die zum Theil mit den Waffen in der Hand von den erzürnten Bauern erschlagen waren, befand sich die Leiche eines Geistlichen.

**) Dort wurde bekanntlich durch rasche Maßregeln der Regierung dem Aufstande ein Damm gesetzt, und die Verschwornen wagten keinen Angriff.

katholisch wäre!), „wenig oder gar keine Sympathie für die Revolutionssache, die mehr und mehr eine hierarchische zu seyn scheint, gezeigt worden war."

„Der Clerus ist also nicht etwa maschinenartiges Werkzeug in der Hand einiger Großen gewesen, sondern seiner allgemein wörtlich und thätlich eingreifenden Theilnehmung nach, als eine Hauptperson in jenem unheilbringenden Rathe zu bezeichnen, in welchem die zwar schön klingende, aber übrigens gehaltlose Phrase der polnischen Freiheit decretirt, und von wo aus die Revolution geleitet worden wäre."

„Indessen darf kaum bezweifelt werden, daß die . . . . amtlich nachgewiesene Gift= und Hakengeschichte nicht auch ein ursprüngliches Stratagem des, über fromme Bedenklichkeiten längst hinweggeschlüpften Bonzenthums gewesen sei; denn die ganze ruchlose Idee liegt so wenig in dem gewiß tückelosen, offenen Charakter des polnischen Adels, sie erfreut sich so durch und durch mittelalterlicher Abkunft, und ist endlich eine so nahe liegende Folgerung von dem brandmarkenden Motto: „„der Zweck heiligt die Mittel"", daß der ruhige, parteilose, stets die Urquelle nachforschende Beobachter eine Nichtswürdigkeit wie diese, wohl eher einer, unter Cölibat, Geißel, Klostergitter und frömmelnder Heuchelei erzogenen Schaar von engherzigen, misanthropischen, mönchischen Finsterlingen zuschreiben darf, als den Edelsten und Besten eines großen, kriegslustigen und meist so ritterlichen Volkes. — Dabei ist nur zu bemerken, daß derselbe „ruhige, parteilose, stets die Urquelle erforschende Beobachter" sich (S. 83) über eben diese „Edelsten und Besten" folgendergestalt vernehmen läßt: „Der Adel ist noch immer in seinen alten bequemen Jagellonen=Schuhen — er ist noch immer ein Feind des freien Bürgerthums, also ein Feind wahrer, gehaltvoller Freiheit, und weder einer Milde, noch irgend einer Theilnahme würdig." Das oben gespendete Lob war also nichts, als eine zum Behuf der oratorischen Antithese nothwendige, und zur Herabsetzung des Clerus dienende, nichts weniger als ernstlich gemeinte Phrase.

Im ersten Sturme des gegen die Adelsinsurrection gerichteten Bauernaufstandes sind allerdings einige Priester, die sich unsinnigerweise unter die Rebellen gemischt, als Opfer ihres Nationalfanatismus gefallen. Mit Sicherheit wissen wir nur, daß einer gefallen ist; mehrere (zwei oder drei) andere sind, als sie mit den Waffen in der Hand gefangen waren, gebunden und den Behörden ausgeliefert worden. Darüber unermeßlicher Jubel bei unserm militärischen Lichtfreunde von der westgalizischen Armee! Längst schon sei bei dem Bauer „die bisher geglaubte Unfehlbarkeit der Kutte zweifelhaft geworden", — „aber er" (der Clerus) „ächtete, er verfehmte nun sogar sein nimbusloses Haupt, er vertilgte den Glauben an die Heiligkeit seiner Sendung ganz und gar, als der erschreckte, aufwachende Bauer nun in ihm mit Eins den Wortführer seiner Peiniger der Tyrannei und Unmenschlichkeit erkannte, und als solchen würdigen lernte. Fortan war das Priesteramt hohler, nichtiger Schall, der im Herzen des Landmanns kein lebendes Echo fand, — fortan glaubte der Bauer seinem Gott ohne glatzentragenden Vermittler, und die nicht nur geringschätzende, die selbst gewaltthätige Behandlung der Geistlichkeit hat es, glaube ich, sattsam bewiesen und kund werden lassen, wie ärgerlich, toll und edelmännisch ein Clerus muß gehaßt, und wie er den Bauer muß erzogen haben."

Haßt der Verfasser den Clerus in einem Maße und Grade, daß diese Erbitterung uns an Eulogius Schneider und seinen Brüdern in Robespierre selbst noch fast in Erstaunen setzen würde, so begreift es sich, daß er über das rohe, aber fromme und gläubige Landvolk in Galizien nicht eben milder urtheilt. „Selbst die christliche Religion, — wie sie hier gelehrt wird, — konnte diesem immer nur durch Furcht erzogenen und gebändigten Volke nicht zur vollkommenen Wohlthat erwachsen, sondern bildete sich eine Legion von Götzendienern, die weiter nichts von Religion begreifen, als die Rechtmäßigkeit des Frohndienstes, — zu nichts tauglich, als zum Gaffen, wund Knieen und Gebete murmeln." Ist dem wirklich so?

Hören wir denselben Schriftsteller, der glücklicherweise Seite 343 schon wieder vergessen hat, was er Seite 35 dem Bauer zur Schmach nachredete. „Ich stand mit einem Piket von sechsunddreißig Mann zur Bewachung der Solabrücke von Korbienice. Die Insurgenten sollten in den umliegenden Wäldern versteckt seyn, und die Abbrennung war zu befürchten. Es wurde also fleißig patrouillirt, wozu mit einbrechender Nacht ungefähr vierzig der rüstigsten Gorali (Bergbewohner), mit Knitteln bewaffnet, auf meinem Piket erschienen, meine Patrouillen führten, und selbst auf eigene Faust geregelte Streifungen vornahmen. Ich ließ den Rest rings um mein Feuer setzen, die Soldaten zimmerten mittlerweile an einer dürftigen Barake, — die Nacht war kalt, voll Regen und Unwetter, — die Zeltflasche mit Schnapps machte also fleißig die Runde. Ich bat meine tüchtigen und unermüdlichen Parteigänger zu Gaste, und drang nach altem Polenbrauch mit w rence dem Anführer, einem verabschiedeten Corporal von Fürstenwärther Infanterie, die Flasche auf. Doch wie mußte ich staunen, als meine Offerten und Bitten vergebens waren, und wie die Gorali einstimmig betheuerten, sie wären seit drei Jahren ihrem Schwur treu geblieben, und hätten keinen Tropfen über die Lippen gebracht. Bier zu trinken sei ihnen bis zu einem Quart erlaubt, auch etwas Wein, — sie aber hielten sich doch lieber an das Wasser, dessen segensvolle Kraft sie anerkannten und priesen. Das war auch in der That das Einzige, um was sie mich ersuchten, und womit sie, sich selbst belächelnd, mir und dem Kaiser ein lautes „„Hoch““ zutranken. Ein Gleiches erfolgte Nachts darauf, wo der angekommene Haufe aus Bauern einer ganz andern Gemeinde bestand. Umsonst suchte ich auch hier Abtrünnige zu finden, denn diese schlichten Menschen sind weit seltener Apostaten, als ihre grundsatzlosen Herren!“

Und dieses Volk, welches auf das Wort seiner Priester sein einziges, aber giftiges und für Leib und Seele verderbliches Labsal verschwur, und sein Gelübde also treulich hielt, dieses Volk, welches das Gebot der Kirche und das priester-

liche Amt von dem Verbrechen einzelner Träger desselben so scharf und richtig zu unterscheiden wußte; dieses Volk erkühnt sich dieser Knecht, der sich ein Freiherr, dieser Bettler, der sich König dünkt, eine Heerde zu nichts als zum Knieen tauglicher Götzendiener zu schimpfen, den Glauben, der solche Dinge thut, als dumpfen Blödsinn zu höhnen! Er zappelt vor Vergnügen bei dem Gedanken, daß vielleicht jetzt das katholische Vertrauen zu eben diesen Priestern, welche jene Gelübde forderten und bewachten, in seiner Wurzel gebrochen seyn könne!

Wir würden den in Rede stehenden Schriftsteller hier mit Verachtung entlassen, wenn wir nicht Gründe hätten, ihn, als den Vertreter einer ganzen Zunft von Geistesverwandten, deren Gefühlen und Gesinnungen er nur etwas voreilig Worte leiht, unsers tiefen Mitleids würdiger zu erachten.

Ob dieser Autor, wie Chowanetz es aus seiner Jugendgeschichte erzählt, durch seine Erziehung eigends auf Katholikenhaß und Priesterverfolgung dressirt worden sei, wissen wir nicht, und wollen uns darauf hier nicht einlassen. Aber es lohnt der Mühe, den Wurzeln eines antichristlichen Ingrimms nachzugehen, der sich in solchen Lästerungen Luft machen kann. Nachfolgendes sind die Ergebnisse unserer Forschung.

Nachdem bekanntlich die Rongebegeisterung in Deutschland auf dem Trödel verkauft, und Czerki's Neulehre, nachdem sie der Verachtung von Freund und Feind erlegen war, eben dorthin gewandert ist, hat unser westgalizischer Lichtfreund daselbst nachträglich die kostbare Rarität eingehandelt, und thut jetzt groß damit, daß er auch wisse, was Mode sei. Die schwierige Frage: warum denn in aller Welt der katholische Clerus als solcher Dortlandes gegen Oesterreich conspirirt haben sollte? beantwortet er mit leichter Mühe. „Der Clerus bedurfte mehr als je eine vergrößerte Gewalt über das Volk, seit der Deutsch-Katholicismus im Polenlande die evangelische Einfachheit seiner Satzungen mit unwiderstehlicher Ueberzeugung predigte, und zum Apostel der Vernunft und Wahrheit wurde."

Bedarf hiernach der geneigte Leser noch einen weitern

Aufschluß über den eigentlichen Kern dieses Räthsels, so dürfte er denselben aus nachstehender Aufforderung schöpfen, in welche der Verfasser seine Ansicht über das Verhältniß des Judenthums zum christlichen Glauben niedergelegt, und dadurch den Grad seiner Befähigung bekundet hat, über irgend etwas mitzureden, was auch nur von Ferne einer religiösen Frage ähnlich sieht. „Ich bin", sagt er, um seinen Unwillen gegen die Nachkommen Abrahams zu begründen, „ich bin zu sehr überzeugt von der Armseligkeit aller äußern Formen und Alfanzereien, womit Menschendünkel und Menschenwitz „„die heilige Einfachheit des Glaubens"" immer mit geschmackloser Ueberladung bekleidet und übertüncht, und, ich erfreue mich, dem Himmel sei Dank! so parteilos ruhiger, kreischendem Zelotenthum" (als wenn diese indifferentistische Hundswuth nicht das intoleranteste, unredlichste und beschränkteste Zelotenthum wäre, welches jemals die Welt gesehen!) „gänzlich fremden Weltansichten" (aus der Kaserne?) „und Grundsätze allgemeiner Menschenliebe und Glaubensduldung" (gegen die Gleichgesinnten), „bin auch ganz und gar nicht Tropf genug, zu behaupten, mein Glaube sei gerade der einzig unfehlbare, und es möge sich also mein geneigter Leser gänzlich überzeugt halten, daß ich den Juden in Beziehung seiner Religion, weder nach Art winselnder Frömmler, als verlornes Schaf, noch als Ketzer, Götzendiener, oder sonst als einen für Auto dafé und heilige Hermandad übertreifen Sünder verfolge, sondern, daß meine Anklagen lediglich seine gemeine, niedrige Denkungs- und Handlungsweise u. s. w. u. s. w. zum Vorwurfe haben."

Genug! der schmutzigste aller altgläubigen Juden ist eine bei weitem ehrwürdigere und noblere Erscheinung, als diese Blüthe und Frucht östlicher Lichtfreundlichkeit, welcher die Religion (freilich in febronianischer Beleuchtung!) immer nur als die „so oft mißbrauchte Tochter der Politik" erschienen ist. (S. 21.) Die Religion ist eine Erfindung der Polizei, um den Pöbel in Ordnung zu erhalten. „Wir Philosophen" lassen uns eben nichts weiß machen. Daher auch (S. 296) die

merkwürdige Aeußerung über den Wallfahrtsort Calvaria: „Dieses Jahr war es schaurig leer und einsam an der wunderthätigen Stätte, denn die Politik gestattete für heuer diese grobe Andacht nicht, wozu freilich Töchterlein „„Religion““ eine ganz bittere Miene macht.“ Man sieht, in diesen Köpfen reichen Blumauer und Feuerbach sich die Hand; was von deutscher Poesie und Wissenschaft in der Mitte liegt, ist nicht an sie gekommen.

Es sollte uns nicht wundern, wenn es in einer Zeit der Verwirrung, wie die unserige, Leute gäbe, die diese Gesinnung als Bundesgenossin des omnipotenten Bureaukratismus und Febronianismus und als Gegengewicht gegen das „ultramontane Treiben“ freudig zu begrüßen nicht ganz abgeneigt wären. Diese möchten wir bitten, unsern militärischen Lichtfreund nur noch wenige Schritte weit auf das politische Gebiet zu begleiten. Sie könnten sich dann überzeugen, zu welchen unabweisbaren Folgerungen dort dasselbe Aufklärungssystem führt, welches sie auf kirchlichem Gebiete fördern und schützen möchten. Denn das Wort der febronianischen Doctrin wird Fleisch in den Thaten der Revolution; die Geister, welche ein glaubensfeindlicher Absolutismus einmal gegen die Kirche zu Hülfe rief, wird er fortan im eigenen Hause nicht mehr los. Haßt diese Literatur, von der wir hier einige Proben mittheilten, bloß die geistliche Autorität? Will sie, was sie dieser rauben möchte, etwa der Polizei zulegen? Mit nichten! O! ruft der „Officier der westgalizischen Armee“ aus: „es war und ist ja immer ein alter Witz aller Tyrannen und gekrönten Dummköpfe, dem Lichte und der Aufklärung Censur, Bann und Festung entgegenzusetzen.“ (S. 37.) „Denn der allgewaltige freie Geist der Zeit, dessen riesige Gewalten und Bestrebungen seit kaum zwei Decennien Siege und Erfolge errangen, die in kurzer Zeit das politische Seyn umgestalten werden, wie sie bereits mit dem kirchlichen und socialen den Anfang machten, dieser Alles durchhauchende, belebende, ermannende Geist einer morgenrothen Zeit mußte endlich auch hier die feilen Zollwächter

der gemeinen Finsterniß besiegen, und Eintritt in einem Lande erzwingen, dessen Elite-Truppen ihn mit Frohne, Knute, Stock und Insul lange außen gehalten hatten, kürzlich aber die erste bedeutungsvolle Schlappe erlitten, an die sich endlich der glänzende Sieg des Geistes und der Freiheit knüpfen wird und knüpfen muß."

„Diese herrlichen Güter zu erreichen, das heiligste Palladium der Völkerfreiheit, bedarf es nicht des selbstsüchtigen Adels, seiner Creaturen, seiner Manifeste; *das reife Volk muß der Regierung abfordern die Freiheit und das Licht, und die Regierung hat kein Recht und keine Gewalt, dem Volke seine Forderung zurückzustoßen. Denn überall und überall ist das Herkömmliche schlecht und widerrechtlich*, das Veraltete muß Umschwung und neue Gestaltung erhalten, am ersten und schleunigsten die traurigen Ueberbleibsel aus sclavischer, finsterer Feudalzeit, die lichtscheuen Reste des Mittelalters" u. s. w. (S. 85.) . . . . „Mögen endlich gekrönte Obscuranten und Satrapen einsehen lernen, daß Bürger und Landmann das Volk bilden, nicht aber ein paar hunderttausend Müßiggänger, und daß die Zeit hinter uns liegt, wo" (S. 225) . . (Folgt der gewöhnliche jung-österreichisch liberale Jargon.) Darum jubelt der Verfasser über den Aufstand der Bauern: „der Bauer hat in diesen Tagen eine herrliche Schule durchlaufen, und wohl mehr und Edleres gelernt, als er von zehntausend Lemberger und Tarnopoler Jesuiten in eben so viel Decennien gelernt haben würde." (S. 339.) Und selbst dem Adel, auf den er doch sonst so übel zu sprechen ist, bietet er ein Recept, wie er jede *künftige* Revolution zuzubereiten habe. „Der Adel muß" (um „dann das Schwert aus der Scheide" ziehen zu können) „dabei durchaus zu andern Mitteln greifen, als die er gegenwärtig in Anspruch nahm. Mit diesen ist in unserer Zeit wohl nirgends mehr auszureichen. Heut zu Tage muß auch das Volk befragt und um seine Zustimmung angegangen werden. Ohne dieses macht man keine Revolutionen mehr, am wenigsten

macht sie der Adel — am allerwenigsten der Polenadel." ...
(S. 387.)

Ist es noch nöthig, die österreichische Regierung gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, — denn auch dieser ist ihr gemacht worden! — als dulde oder begünstige sie den Geist, den das vorliegende Machwerk athmet? In der That, dieß ist nicht wahrscheinlich, weil es nicht möglich ist. Denn über die von dieser Seite drohende Gefahr kann keine Regierung sich täuschen, auch wenn sie, befangen in Vorurtheilen einer längst verklungenen Zeit, die Kirche preisgeben und frühere Unbill nicht bessern wollte, was wir von Oesterreich um so weniger glauben mögen, als eben diese Macht dem Ronge'schen Freithum gegenüber noch in jüngster Zeit mit Entschiedenheit gehandelt hat, wie Pflicht und Interesse es forderten. Aber hier handelt es sich nicht bloß um die Kirche, sondern um die menschliche Gesellschaft, und solchen Feinden gegenüber sind alle Autoritäten solidarisch verbunden.

Wir haben unsern Lesern den Stand der im Eingange bezeichneten Verhältnisse aufrichtig geschildert. Wir sahen das fanatische Polenthum, welches die Religion der Nationalität dienstbar machen, und das wiederaufstehende „Avenir", welches zwischen Kirche und Revolution einen Bund vermitteln möchte, auf der einen Seite. Und auf der andern steht ein sittlich und intellectuell verfaulter Unglaube einer Literatenclique, die den Aufstand in Polen als Sturmbock gegen die Religion benutzen möchte, um nach deren Sturze die Grundfesten aller Ordnung auf Erden niederrennen zu können, ein Unglaube, dem es zur Stunde bloß noch an Muth und Energie gebricht, um, nicht bloß wie bis jetzt mit Worten, sondern auch in Thaten eine Schreckenszeit ohne Beispiel und Vorgang über jene gesegneten Länder heraufzubeschwören. Hoffart, Lüge und Unglauben hüben, Unglauben, Lüge und Hoffart drüben! Zwischen beiden Abgründen hindurch geht der Weg, der Europa zum Heile

führen kann, und auf dem Felsen der Kirche ist der allein sichere Standpunkt. Denn die Versuchung der Revolution, zumal da sie in der Atmosphäre der Zeit liegt, kann, wie wir gesehen haben, auch dem gläubigen Katholiken nahen, aber er kann nicht irren, wenn er treu und gehorsam auf die Stimme des allgemeinen Hirten der Christenheit hörend, dem Pfade der kirchlichen Ueberlieferung nachgeht.

Dieß führt uns auf einen andern, dem eben besprochenen, nahe verwandten Gegenstand.

Wir haben in einem unserer letzten Artikel versprochen, uns näher mit den Ansichten zu beschäftigen, welche Herr Professor Thiersch in Marburg über das Verhältniß der Reformation zur Revolution aufstellt. Heute wollen wir dieß Versprechen lösen, und wünschen dabei, daß Herr Thiersch dieses wiederholte Zurückkommen auf seine Aeußerungen als ein Zeichen betrachten möge, daß wir ein Ringen und Streben nach Wahrheit, auch da, wo es seines Zieles gröblich verfehlt, sehr wohl von dem unehrlichen Treiben jenes geist- und überzeugungslosen Gesindels zu unterscheiden wissen, welches sich in den bekannten subventionirten Organen herumtaumelt. Ueber den Nacken dieser käuflichen, semiofficiellen „Loyalität" läßt sich nur die Geißel der Satyre schwingen. Mit Männern, wie Herr Thiersch dagegen, denen es Ernst ist um die Sache, von der sie sprechen, fühlen auch wir uns verpflichtet, aus einem andern Tone zu reden.

Zur Sache also. Professor Thiersch stellt die von katholischer Seite so oft behauptete Verwandtschaft der Revolution mit der Reformation auf das entschiedenste in Abrede. Er erklärt diese Ansicht für ein willkührliches und ungerechtes, der historischen Wirklichkeit nicht entsprechendes Urtheil.

Um unnützes und willkührliches Hin- und Herreden an der Wurzel abzuschneiden, müssen wir hier von vornherein einige arge Mißverständnisse beseitigen. Wir wollen daher vor

Allem manche Ansichten beseitigen, über die wir nicht zu streiten gedenken, weil sie in keiner Weise die unsrigen sind.

Vor dem Auftreten Luthers war stiller Friede, Eintracht und Ruhe in der ganzen Welt, und Jedermann beflissen, sich in Demuth der geistlichen wie der weltlichen Autorität zu unterwerfen, weil Gott sie gesetzt hat. Erst Luther hat das Streben zur Umwälzung, die Auflehnung, den gehässig feindlichen Widerspruch gegen die höhere Macht und Obrigkeit, — Untugenden, an die früher Niemand dachte! — erfunden, und wer später je die Fahne zur Empörung schwang, hat immer erst von Luther die üble Lehre und das böse Beispiel empfangen. Hätte nur der Reformator nicht seine 95 Thesen an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg geheftet, so wäre die Welt im Stande der Unschuld verblieben bis auf den heutigen Tag, und von Revolutionen irgend einer Art niemals die Rede gewesen.

Diese wahrhaft kindische Vorstellungsweise zu bekämpfen, ist begreiflichermaßen ungemein leicht. Nur hüte sich Jeder, der gegen dieselbe zu Felde zieht, daß er nicht in die Fußstapfen des edlen Ritters aus der Mancha trete. Denn unsers Wissens sind dergleichen Behauptungen niemals irgendwo von irgendwem im Ernste ausgesprochen oder vertheidigt worden.

Für jeden Gebildeten bedarf es nur eines Blickes in die Geschichte des Mittelalters, um zu lernen, wenn er es noch nicht weiß, daß auch damals schon in allen Schichten der Gesellschaft revolutionäre Elemente vorhanden waren. Auch damals schon haben Neid, Hoffart, Habsucht, Sinnlichkeit und ihr gesammtes unsauberes Gefolge im Kampfe gegen die von der Kirche verfochtene Wahrheit mit der Menschheit ihr frevelvolles Spiel getrieben. Auch damals schon geschah es, daß die unterdrückte Unschuld der ungerechten und gewissenlosen Macht unterlag, und die das Recht und die Wahrheit schützende Autorität mit trotziger Auflehnung von untenher zu kämpfen hatte. Wer hätte dieß je bezweifelt! Die Nachtseite des Lebens ist wahrlich nicht erst durch Luther und seine Gehülfen

in die Geschichte eingeschwärzt. Hat man die Vorläufer der „Reformation" in entlegenen Jahrhunderten aufgesucht, so lassen sich ihnen nicht minder merkwürdige politische revolutionäre Vorahnungen aus sehr früher Zeit gegenüberstellen. Die Theorien von 1789 tauchen, schüchtern zwar und nur in einzelnen verlornen Versuchen, aber doch bei weitem früher auf, als man gewöhnlich glaubt. Wenn Marsilius von Padua († 1328) im Kampfe Ludwigs des Bayern mit dem heiligen Stuhle den Satz aufstellte: nicht vom Papste durch Gottes Auftrag, sondern vom Volke habe der Kaiser seine Gewalt, so wissen wir heute, was das zu bedeuten hatte. Aber auch die Sophisten und Literaten des Mittelalters haben, so wenig wie Mirabeau und Sieyes, die Lehre von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen erfunden. Schon im alten Testamente machten Kora, Dathan und Abiron das allgemeine Priester- und Königthum der Illuminaten des sechszehnten Jahrhunderts gegen Mosis und Aarons clericalisch-aristokratische Institutionen geltend. Sagten nicht damals schon diese edlen Freunde des Volkes: „es genüge Euch, daß die ganze Menge heilig ist und in ihnen ist der Herr. Was erhebt Ihr Euch über das Volk?" So haftet also auf diesen „Schlachtopfern der Hierarchie" (bekanntlich verschlang sie die Erde!) der Vorwurf: Urväter der revolutionären Lehre zu seyn? Mit nichten! Derselbe Freiheitsdrang ist aus der Patriarchenzeit schon in die Arche gewandert mit Cham, der lange vor gewissen Streitschriften gegen den Papst des Vaters Blöße aufdeckte, und dafür den Fluch empfing. Aus Kain's welthistorischem Worte: soll ich meines Bruders Hüter seyn? spricht bereits eine tiefdurchdachte Emancipations- und Ablösungstheorie, und bei genauerer Erwägung findet es sich, daß die berühmte Unterredung, welche einst im Garten die Urmutter unsers Geschlechtes mit der Schlange pflog, nichts als die erste Loge gewesen, in der das Wohl der Menschheit berathen ward. Selbst noch weiter hinauf, vor Anfang unserer Zeitrechnung, steht ein hieher zu rechnendes, gewaltiges und inhalt-

schweres Factum, bei welchem freilich die Forschung stehen bleiben muß. Wir meinen die Insurrection eines Theiles der himmlischen Heerschaaren gegen Den, der da war, und ist und seyn wird. Das sind die Antecedenzen der kirchlichen, wie der politischen Revolution. Welch himmelschreiendes Unrecht also, die Geburt der letztern erst in das Jahr 1517 zu setzen! Sie ist nicht jünger als die Sünde, und seitdem diese Macht gewonnen über unser Geschlecht, liegen die Wurzeln der Empörung und Auflehnung gegen die Autorität tief im Menschenherzen. Jeder ohne Ausnahme hat Noth, zu wachen und zu beten, daß er nicht in Anfechtung falle.

Aus dieser unbestreitbaren Auffassung des Zusammenhanges der Revolution mit der sündhaften menschlichen Natur, ergibt sich denn auch, was wir von einer zweiten Behauptung zu halten hätten, der wir freilich im Munde eines Katholiken eben so wenig jemals begegnet sind, von der aber unsere Gegner nicht minder sehnlichst zu wünschen scheinen, daß wir sie aufstellen möchten. Sie würde etwa folgendermaßen lauten: Seit der Reformation haben sich Licht und Schatten in die Welt getheilt. Hier auf der Nachtseite stehen sämmtliche Protestanten; dort drüben im Sonnenglanze der Tugend Jene, die jemals als Täuflinge in ein katholisches Kirchenbuch eingetragen wurden. Diese sind sammt und sonders redliche, vortreffliche Unterthanen, auch musterhafte Staatsbürger und durchweg conservative Gemüther; Jene dagegen allesammt, und Jeder für seine Person, mit Leib und Seele der Revolution verfallen. Wer dieß jemals behauptet hätte, würde sich, zum mildesten ausgedrückt, einer plump gegen die tägliche Erfahrung und die Geschichte anstreitenden Gedankenlosigkeit schuldig gemacht haben. Die Ereignisse (und auch diese erst in großen geschichtlichen Abschnitten) — sind freilich consequent, nicht aber die Menschen. Daß in unsern (katholischen) Reigen auch Verräther und Schelme stehen, drüben aber, inmitten der von der Kirche getrennten, mit ihr hadernden Parteien, häufiger als man glauben sollte, treue Freunde der Wahrheit,

die sich nur nicht orientirt und unter die Fahne zurecht gefunden haben, welcher ihr Herz und ihr ganzes Wesen sie entgegen führt, — dieß ist eine Bemerkung, die schon der heilige Augustinus lange vor Ronge's Apostasie und den Conversionen vieler heutigen Protestanten machte. Die katholische Wahrheit macht den frei, der an sie glaubt und nach seinem Glauben thut: — aber sie hebt die Freiheit des menschlichen Willens nicht auf. Umgekehrt verdunkelt zwar die Häresie die Erkenntniß derer, die sie gefangen hält, aber wenn sie in unverschuldeter Unwissenheit wurzelt, hat sie keine Macht über den Willen der, ihr äußerlich und dem Namen nach Angehörenden. Daraus erklärt es sich, warum wir auf protestantischem Boden wissenschaftlichen und sonstigen Erscheinungen und Bestrebungen begegnen, die wir, weil sie zur Wahrheit und zur Kirche zurückdrängen, mit wahrer Freude und tiefer Rührung, als conservativ im eminenten Sinne und des höchsten Lobes würdig begrüßen. Auch bei solchen Völkern, die im sechszehnten Jahrhundert der Kirche treu geblieben, waren alle sündhaften Neigungen nicht schon deßhalb aus den Herzen der Einzelnen ausgerottet, und es zeigten sich hier, mehr oder weniger klar ausgesprochen, nach der Zeit der vermeintlichen Reformation, wie vorher im Mittelalter, dieselben schiefen und verderblichen Richtungen, die in protestantischen Ländern bei Gelegenheit der großen Crisis im sechszehnten Jahrhundert in offene Lossagung von der Kirche ausgelaufen sind. Der Jansenismus, der Gallikanismus, der Febronianismus, der Illuminatismus, die Lehre Lamennais u. s. w. sind, wie Lutherthum, Calvinismus und Rongethum, centrifugale Strömungen. Nur sind jene erstern aus äußern Gründen und thatsächlicher Verhältnisse wegen entweder zu Grunde gegangen, ehe sie es noch bis zur offenen, klar ausgesprochenen Sonderung von der Gemeinschaft der alten Kirche bringen konnten, oder sie haben wenigstens nicht jene sociale Wichtigkeit und außerkirchliche Quasigestaltung gewinnen können, wie der Protestantismus. Dagegen haben sie, aus den nämlichen Gründen, den nämlichen

politischen und socialen Doctrinen entgegen führen müssen, zu welchen es dieser schon gebracht hat, oder gegenwärtig zu bringen im Begriffe steht.

Wir hoffen, durch das eben Gesagte Herrn Professor Thiersch zu der Wahrnehmung Gelegenheit gegeben zu haben, daß die oben bezeichneten, allerdings oberflächlichen und geschichtswidrigen Ansichten keineswegs die unsrigen sind. Möge er sich, statt uns dergleichen leicht zu widerlegende Doctrinen zu leihen, lieber zu einer gründlichern Prüfung der von uns beigebrachten Thatsachen aus der Reformationsgeschichte herbeilassen, statt sich, wie er gethan, dieses etwas mühevollern Geschäfts mit einigen Redensarten sehr allgemeinen Inhalts zu entheben.

Unsere eigenen, das Verhältniß der Revolution zur Reformation betreffenden Behauptungen lauten dagegen, kurz formulirt, folgendergestalt:

Der Protestantismus war seit seinem Entstehen ein Kampf gegen die allgemeine Kirche und ihr Oberhaupt, der sich im Laufe von drei Jahrhunderten immer folgerechter entwickelnd, sich seiner selbst immer mehr bewußt werden mußte. Gerichtet gegen die heiligste, ehrwürdigste und älteste aller Autoritäten, — weil die Kirche (was von keinem andern Regiment auf Erden gilt) von Gott unmittelbar und durch ausdrückliche Anordnung Christi gestiftet ist, — mußte dieser Angriff nothwendig und unvermeidlich das Ansehen aller übrigen weltlichen und irdischen Gewalten der Christenheit schwächen und erschüttern.

Die Reformation schließt sich daher in ihrer eben bezeichneten Eigenschaft unmittelbar an alle frühern, im Mittelalter gemachten Versuche, eine kirchlich-politische Umwälzung herbeizuführen. Sie muß die Häretiker der frühern Jahrhunderte auch da, wo sie, wie Wiclef und Huß, direct in die Staatsordnung greifen, als ihre unmittelbaren Vorgänger anerkennen. Von diesen mißglückten Experimenten unterscheidet sich die Reformation, welche vom ersten Augenblicke ihres Auftretens an in einen, mit den Waffen geführten Kampf gegen den

bisherigen socialen und politischen Zustand des Abendlandes umschlug, hauptsächlich durch ihr theilweises Gelingen. Sie vermochte sich dem christlichen Europa gegenüber zu halten, und auf Jahrhunderte hinaus eine außerhalb der Kirche stehende, politische Ordnung der Dinge zu gründen, die allmählig, auch in den katholisch gebliebenen Staaten Europas, die größtentheils herrschende wurde.

In dieser Weise befestigt, ward der Protestantismus die Brücke und der Stützpunkt, an dem sich alle weitern, kirchlichen und politischen Umwälzungsversuche der neuern Zeit, namentlich in katholischen Ländern, öffentlich oder verstohlen anlehnen, mit dem sie sich verbrüdern, auf dessen Beispiel sie pochen, auf dessen freudige Zustimmung und Hülfe sie rechnen konnten.

Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß, nachdem die aus der Reformation entsprungene, politisch-kirchliche Revolution im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert in den protestantischen Ländern gesiegt hatte, das Umwälzungsfieber im achtzehnten und neunzehnten auch die katholisch gebliebenen Staaten ergriff. Dieß wird als Triumph fortwährend von allen außerkirchlichen Schriftstellern der Gegenwart geltend gemacht. Allein ein, für jedes unbefangene Urtheil entscheidender Umstand wird dabei geflissentlich außer Acht gelassen. Diejenigen, welche in Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel, Piemont u. s. w. die bisherige Staatsordnung stürzten, waren eben nicht solche, welche die Autorität der katholischen Kirche in ihren Aeußerungen und ihrem Leben anerkennen. Es ist nicht ehrlich, sich darauf zu berufen, daß Encyklopädisten, Carbonari, Illuminaten, Jungschweizer u. s. w. doch auch Katholiken, und dennoch Anhänger und Beförderer der Revolution waren und sind. Ihr Angriff galt in größerem Maße der Kirche wie dem Staate; sie waren der kirchlich-negativen Strömung im vollsten Maß verfallen, und gerade ihr Haß gegen die Kirche und deren Institutionen trieb sie zur Empörung gegen die weltliche Macht. Was es mit Jenen für ein Be-

wandtniß habe, welche in Beziehung auf Polen die Kirche zum Deckmantel ihrer Umwälzungsversuche mißbrauchen wollten, ist oben sehr ausführlich behandelt worden. Dem Taufzeugnisse nach katholisch, folgten sie der That nach der Fahne Derer, welche längst gegen die wahre, von Gott gegründete Autorität in Glaubenssachen protestirt haben. Wem es ehrlich darum zu thun ist, sich ein Urtheil zu bilden, der sammle die Stimmen und sehe zu, ob es die Ultramontanen sind, die den revolutionären Attentaten in katholischen Ländern Beifall zujauchzen, oder, im Gegentheil! die protestirenden Gegner der Kirche. Billig ist es aber, daß Jeder das, was er lobt und liebt, als nothwendigen Ausfluß seines Princips vertrete.

Was wir bisher als unsere Ansicht über das Verhältniß der Reformation zur Revolution aussprachen, beruht auf weltkundigen, unbestreitbaren Thatsachen. Es sei uns erlaubt, noch auf eine derselben hinzudeuten, die gerade jetzt unter unseren Augen ihren lehrreichen Verlauf nimmt. Der unglückliche Versuch, auf kirchlichem Gebiete den Standpunkt der Auflehnung gegen die wahre Autorität hartnäckig festzuhalten, die Kirche in ihrer freien Bewegung zu hemmen, die consequenten Vertheidiger derselben als heimliche Feinde verdächtig zu machen und hinterrücks zu verfolgen, — dennoch aber auf politischem Boden historisches Princip und Conservatismus zu predigen, — dieser Versuch kann, wo er im Sturme unserer auf Entscheidung dringenden Zeit gemacht wird, — kein anderes, als ein beklagenswerthes und schimpfliches Ende für Jene nehmen, die noch immer nichts Neues gelernt, aber alles Alte vergessen haben.

VIII.

Brentano und seine Märchen.

Clemens Brentano ist bekanntlich schon vor mehreren Jahren gestorben; die Leute haben im Leben wenig von ihm gewußt, und nach dem Tode ihn kaum vermißt. Das wird Niemanden sonderlich befremden, der das Verhältniß der Dichter zu den Leuten kennt. Göthe war lange Zeit unbekannt, ja verhöhnt, während Kotzebue und Lafontaine florirten, Arnim stand verlegen auf dem Bücherbrett (und steht unsers Wissens noch ruhig dort), während sie sich in Leihbibliotheken um Fouqué rissen. Man kann von den Leuten billigerweise eben so wenig prätendiren, daß sie poetisch seien, als daß sie gesund seyn sollen, sie haben Anderes zu thun und mit ihrer eigenen Geistreichigkeit zu viel zu schaffen, und der durch die beständige Cultur ausgeweitete Lesemagen verlangt stärkeres Futter. Schon Görres bemerkte irgendwo, das große Publikum geberde sich wie das Mammuth in den Urwäldern der Poesie, es bricht und spaltet sich unersättlich Rinde und ganze Stämme zum Fraß, und schnuppert im Vorübertappen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muse schüchtern und von fern zu reichen versucht. — Mit Brentano hatte es indeß noch ein anderes Bewandtniß. Jeder Dichter nämlich hat zwar, oder soll doch sein bescheiden Theil Genie haben; aber Brentano hatte dessen unbescheiden viel, darüber erschracken die Einen, den Andern dagegen war das gerade recht, und sie wollten eben anfangen,

jubelnd in die Hände zu klatschen; da fiel es ihm ein, despectirlich von der Genialität überhaupt zu reden, und ihnen den ganzen verhofften Spaß wieder zu vereiteln. So verdarb er's mit Beiden.

Das ist ungefähr Brentano's Dichterlaufbahn; wir wollen versuchen, sie mit wenigen Worten deutlicher zu bezeichnen.

Seine Schwester Bettina schreibt ihm einmal: „Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer innern Tanzmusik, die ich nur höre und die Andern nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wär, dann wär's aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die sich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, sie reden in den Wind. Das gelob ich vor Dir, daß ich nicht will mich zügeln lassen, ich will auf das Etwas vertrauen, das so jubelt in mir, denn am Ende ist's nichts anders, als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine schlechte Seite, die Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt!" — Wir jedoch in unserer Sprache möchten diese verlockende Naturmusik, diesen Veitstanz des freiheitstrunkenen Subjects kurzweg das Dämonische nennen, womit eine unerhört verschwenderische Fee beide Geschwister, Bettina wie Clemens, an der Wiege fast völlig gleich bedacht hat.

Bettina jubelt noch bis heute eigensinnig fort in ihrer Eigenmacht, während Clemens, jene Eigenmacht vielmehr als eine falsche Fremdherrschaft erkennend, mit dem Phantom gerungen bis an sein Ende. Und eben darin liegt die eigenthümliche Bedeutung Brentano's, daß er das Dämonische in ihm nicht etwa, wie so viele Andere, beschönigend als geniale Tugend nahm, oder künstlerisch zu vergeistigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte; daß er ferner diesen Kampf nicht systematisch und planmäßig — wie z. B. Werner gethan, der, in seinen höhern Richtungen reflectirend, in der Religion theo-

logisch war, — sondern als ein geborner Dichter sprunghaft, nach Gelegenheit und augenblicklicher Eingebung und mit wechselndem Glück, wie einen unordentlichen, phantastischen Partisankrieg geführt hat mit allen spiegelblanken Zauberwaffen der Poesie, mit Klang und Witz und einer zweischneidigen Ironie, die sich selbst am wenigsten verschonte.

Daher auch bei ihm, je nachdem die eine oder die andere der im Kampfe begriffenen Gewalten die Oberhand gewann, das Aphoristische, Improvisirte in seinem Leben, eine, in den seltsamsten Contrasten wechselnde scheinbare Doppelgängerei, jenes chamäleontische, aber immer prächtige Farbenspiel, womit uns seine Erscheinung oft in Erstaunen setzt. So behauptet er aus einem natürlichen Hange zur Einsamkeit, Gott habe den Dichter einsiedlerisch gestellt, und ist doch jederzeit bereit, sich in das bunteste Weltleben zu stürzen. So räth er voll Eifer der Schwester Bettina, recht fleißig in der Küche zu helfen, gute Kuchen zu kneten u. s. w., und sagt doch bald darauf wieder: „Alles Gegenwärtige ist mir nur der Stiel, an dem ich Vorzeit und Zukunft anfasse — ich bin ein geborner Idealist — glücklich bin ich nicht, das ist Menschenwerk, unglücklich bin ich nicht, das ist auch Menschenwerk; ich bin alles, das ist Gotteswerk, und mag es Niemand beweisen, das ist arme Bescheidenheit, die Kunst aber ist die Kanaille, die mich mit diesem sorgenvollen Ehrgeiz behängt hat, und die Trägheit ist es, der ich es verdanke, daß ich so edel bin." — Und während er dennoch der Kunst, und nur der Kunst sein ganzes Leben weiht, spricht er wieder wegwerfend, ja entrüstet davon: „Es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe, wer aber eins dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet, und es über alle andere hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbszweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie

lebt, hat das Gleichgewicht verloren; und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus." — Fast erschrocken sagt daher seine Freundin Günderode von ihm: „Es kömmt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu seyn, da geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum Besten behandelt."

Es ist begreiflich, ein so außerordentlich componirtes Talent, wo Licht und Schatten, weil sie miteinander rangen, dicht neben einander lagen, ja oft stoßend und drängend ineinander überzugehen schienen, wo neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit der Romantik ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboldartig spielte, alles verletzend, was er liebte — eine solche ungewöhnliche Natur, sagen wir, mußte häufig verkannt und mißverstanden werden, indem die Welt zu bequem ist, genauer hinzusehen, und im Scherz den Ernst, „das tiefste Leid im Liebe" zu erkennen. Und so geschah es denn auch in der That, daß Brentano den Meisten als ein schlechthin unerklärlicher Proteus, als ein innerer Widerspruch, ja Manchen sogar als ein scheinheiliger, unredlicher Faselant galt; und während die Einen ihn vornehm in seinen Sünden stecken ließen, fabelten ihn Andere, zu gerechter Buße, als Kapuziner in ein polnisches Kloster hinein. Er selbst hat diese bornirte Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen in manchen Stunden bitter gefühlt, und äußert einmal darüber: „Es ist entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch, als für einen Narren gehalten zu werden." Nur Göthe's Mutter, die bekannte Frau Rath, die sich selten irre machen ließ, hatte prophetisch schon zu dem Knaben Clemens gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen."

Und der heiteren Sybille ist's auch dießmal zugetroffen. Kein Unbefangener wird in jenem ergötzlichen Tumulte der verschiedenen Seelen, die rechte, wahre Seele, den Kristallquell

der insgeheim alle die wildspielenden Springbrunnen treibt, wir möchten sagen, das eigentliche Wunderbare seiner Wunderlichkeiten verrinnen; es ist das unverwüstlich tiefe religiöse Gefühl, das er mit Werner gemein hatte; und eben der von der Frau Räth prophezeite schmerzliche Zusammenstoß seiner beiden Mächte in ihm bildeten das wunderbare Regenbogenspiel seiner Poesie. Sein Briefwechsel mit Bettina (von dieser unter dem Titel: „Clemens Brentano's Frühlingskranz" herausgegeben) ist ein merkwürdiges Denkmal dieser, unablässig in ihm arbeitenden Gegensätze. Er spielt hier den altklugen Hofmeister gegen seine jüngere Schwester, was ihm gar wunderlich zu Gesicht steht und offenbar herzlich sauer wird, weßhalb er denn auch oft genug aus der Rolle fällt und von Bettina derb ausgelacht wurde. Ueberall aber in dieser Hofmeisterei ist die heimliche Angst vor sich selber sichtbar, vor dem eigenen Dämon, den er in der gleichgearteten Schwester wie sein erschreckendes Spiegelbild wiedererkennt, und daher aus allen Kräften niederzukämpfen strebt; fast wie der Monolog eines Besessenen, dessen feindliche Geister wechselweis in verschiedenen Stimmen miteinander streiten. Oder ist es nicht, als spräche er recht eigentlich von sich selbst, wenn er in Beziehung auf Bettina sagt: „Wehe! mir ist, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava, von der schaffenden Natur üppig begrünt, hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hier und da liegen Brandstätten unter dem blauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort? Wie könnte was diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgene Wege schleicht, und dann, jeder Gewalt unerreichbar, plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend umflammt." Oder wenn er an einer andern Stelle von den sogenannten großen Menschen redet, die Gott mit berauschendem Stolze für ihre Mühe mit den Wissenschaften belohnt, und sie die schöne Mitte verachten lehrt, und dann der Schwester zuruft: „Ich bitte Dich, bleibe in dieser Mitte, und steige nur in die Höhe, um zu beten!" — In seinen frühesten Dich-

jung schon: „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter“, kündigt sich jener Kampf, freilich noch roh und düster an, und er nennt es selber einen verwilderten Roman. Dieser Roman enthielt schon damals (1801 und 1802) ungefähr alle Elemente, womit die jetzige Literatur als mit neuen Erfindungen prahlt: Weltschmerz, Emancipation des Fleisches und des Weibes, und revolutionäres Uebereinanderwerfen der Dinge. Und dennoch ist er wieder gänzlich verschieden von jener neuesten Literatur. Denn einmal tönt auch im Godwi in den eingestreuten Volksliedern überall schon der tiefere, ja religiöse Ernst wie sehnsüchtige Klagen hindurch; und sodann überkommt den Dichter selbst mitten in dieser Verwirrung die tödtlichste Langeweile, Ekel und Abscheu davor, und er vernichtet sofort, was er im ersten Bande geschaffen, im zweiten Bande schonungslos wieder durch die bitterste Ironie. Er selbst sagt: „Ich werde die Kunst an diesem Buche rächen, oder untergehen.“ Auch in dem wundervollen Lustspiele „Ponce de Leon“, wo ein wahrhaft dämonischer Witz mit der Wirklichkeit wie eine Fontaine mit goldenen Kugeln spielt; ist doch im Grunde dieser poetisch zerfahrene, träumerische Ponce eigentlich der Dichter selbst, gegen den er alle Ironie gewendet; und in seiner „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ entfaltet er mitten durch den fatalistischen Spuk eines dunkel hereinragenden Verhängnisses das tragische Spiel eines edlen Gemüths mit der falschen Ehre, in einfachen, ergreifenden Zügen, das schöne Grundthema variirend: thue deine Pflicht, und gib Gott allein die Ehre. Und immer lichter und schlanker nun ringt sich der unsichtbare Schutzengel, der den Dichter durch's Leben begleitet, aus den Trümmern einer verworfenen Jugend empor. Es ist, als vernähmen wir seinen leisen Flügelschlag in dem „Tagebuch der Ahnfrau“, wo die schönsten Lieder wie ferne Glockenklänge eines Einsiedlers durch die Waldeinsamkeit herübertönen. So auch in der „Chronika von dem fahrenden Schüler“, dem sich, obgleich er arm und verlassen, die Natur und das Leben in aller Freudigkeit aufschließen, weil er Alles

unschuldig und mit herzlicher Frömmigkeit und Demuth betrachtet; denn „Du sollst nicht traurig seyn um des Leides willen, das Dich auf Erden treffen wird, nein, nur um Deiner und Aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln, und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmt, und uns einführt durch seinen bittern Tod in das ewige Leben."

Am siegreichsten aber vielleicht zeigt sich die höhere Versöhnung jener dichterischen Doppelnatur Brentano's in seinen hinterlassenen Märchen (Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. 1846 und 1847). Hier ist es nun allerdings zunächst wieder das ursprünglich Dämonische, das uns übermächtig entgegentritt, in dem fast magischen Naturgefühl, in dem beständigen Wetterleuchten des Witzes, der wie eine unabwendbare Naturgewalt über Freund und Feind ergeht, in einer ganz entfesselten Phantasie, die den verborgenen Zusammenhang des Entlegensten blitzartig aufdeckt, als ob sich das Unerhörte eben von selbst verstünde. Da blicken wir gleich in dem ersten, herrlichen Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf, wie bei Erschaffung der Welt, in dem wundersamen Haushalt der Elementargeister, und was die Natur geheimnißvoll schafft, sproßet und ahnt, sehen wir in Sehnsucht, Zorn und Liebe da unten geschäftig: Wald- und Haus-Kobolde, Flußgötter, Nymphen, Echo und die Lurelei mit ihren sieben Jungfrauen; vor allem aber den alten Vater Rhein in seinem gläsernen Hause, und über dessen Glasgewölbe das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegen und mit ihren Goldaugen hereinsehen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinander flimmert, und wo sich die Fische wegbewegen, sieht man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond leuchten, während aus der Tiefe der dort versenkte Nibelungenhort heraufschimmert, und unten die ertrun-

kenen Kinder schlafen, daß es wie in einem Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern zu schauen ist. — Aber alle diese, an sich heidnischen und untereinander feindliche Kräfte sind zu heiterer, harmloser Schönheit, bewältigt durch eine gewaltige Kraft, durch eben jenes religiöse Grundgefühl, das, nirgend sich wortreich aufdringend, wie der unsichtbare Hauch eines Sonntagmorgens das Ganze durchweht, und von einem Unterschiede zwischen dem Dießseits und Jenseits nichts mehr weis. Er selbst spricht es in dem Märchen „Gockel, Hinkel, Gackeleia" aus:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Setz' uns von dem stolzen Pferde,
Ohne Fallen, sanft zur Erde,
Führ' uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem süßen Lallen
Gott und Menschen kann gefallen. —
Führ' uns nicht in die Versuchung
Unfruchtbarer Untersuchung;
Nicht der Kelter ew'ge Schraube,
Nein, die Rebe bringt die Traube.
Mach einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben,
Laß' die Engel bei uns wachen,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß' uns Alles seyn, nicht scheinen."

Die Literatur überhaupt hat hauptsächlich dreierlei Märchen aufzuweisen. Das galante Märchen, dessen sich insbesondere die Franzosen bemächtigt haben; eigentlich nur eine Maskerade leichtfertiger Salon-Fräuleins, die sich aus Langeweile als Feen mit Reifrock und Touppee verkleiden, um ihre verliebten Kavaliere zu necken, und bei deren Elfentänzen man beständig das Philinen-Pantöffelchen klappen hört. Dann das philosophische Märchen, wo die Allegorie und eine gewisse phantastische Symetrik der Gedanken die Poesie vertritt; und

endlich das Volksmärchen, das, wie die alten Bilder auf Goldgrund, auf dem religiösen Volksglauben ruht. Zu den letzteren gehören Brentano's Märchen. Aber wie die Poesie überhaupt, wenn sie einen größeren Grad künstlerischer Vollendung errungen, nicht dem Volke allein anheimfallen kann und soll, so hat auch Brentano häufig seine Märchen über den kindlichen Gesichtskreis des Volkes hinaus erweitert, und in den Zauberspiegel auch die sogenannte gebildete Welt mit aufgefangen, die allerdings auf dem Hintergrunde jenes grundverschiedenen Volksglaubens ganz von selber märchenhaft erscheint. So bildet dieser Gegensatz von Naturpoesie und Kunstpoesie selbst das Hauptthema des Märchens „vom Murmelthier." So auch handelt z. B. das „Märchen vom Fanferlieschen Schönefüßchen", von den modernen Kinderziehungssystemen, und nebenbei unter vielem andern auch noch vom Schürzen- und Pantoffelregiment des Aberglaubens, gegen das sich der arglistige König Jerum auflehnt, der immer von Freiheit spricht, nachdem er den in den Wirthshäusern bisher stets angeketteten Stiefelknecht von der Kette los und zu einem Fußbefreier gemacht hat, aber aus der Apotheke zum großen Orient für Civilisation, Aufklärung und Menschenliebe und Preßfreiheit sich insgeheim das sogenannte Successions- oder Erbschaftspulver holen läßt, womit er den Hirsenbrei der vornehmen Waisenkinder in Fanferlieschens Erziehungsanstalt vergiften will, um deren Güter an sich zu ziehen.

Man spricht von Brettern, die die Welt bedeuten; man könnt' es vielmehr von Märchen sagen. Da probirt die Sage die Geschichte, die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung, und spricht im Traume in abgebrochenen, wundersamen Lauten rührend, kindisch, erschütternd, es ist das uralte wunderbare Lied, das in allen Dingen schläft. Aber nur ein reiner, Gott ergebener, keuscher Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt, und wir erhalten eine große Meinung von Brentano's ethischer Gewalt, wie wir ihn so durch den Sommernachtstraum der

Welt, ihn deutend und lösend, auf dem Märchen-Rhein da-hinfahren sehen:

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Luft gewunden,
Spiegelt sich die fromme Nacht."

Nach allem diesem könnte in der That nur eine sehr beschränkte Beurtheilung, die für die unsichtbaren Geisteskämpfe überhaupt kein Verständniß hat, Brentano zu den Zerrissenen zählen wollen. Denn was bei ihm wohl zuweilen so erscheint, beruht keineswegs, wie bei den Zerrissenen, auf Unglauben, auf einer bloßen Negation und Wahrheit, mit Einem Worte: nicht auf einem inneren Bankerott, sondern auf einem geistigen Ueberschusse, der in den hergebrachten Formeln der Poesie nicht aufgehen will. Und wenn Jene ihre Blöße mit den Lappen der Genialität, die Brentano verschwenderisch als Lumpen weggeworfen, mühselig zu flicken und zu behängen trachten und mit ihrer Armuth obendrein noch kokettiren; so hat dieser dagegen den Zwiespalt in sich stets als eine Krankheit erkannt, die man nicht freventlich hegen, sondern bezwingen soll. Auch er zwar handhabt die Ironie scharf und gewandter, als irgend einer seiner Zeitgenossen; aber seine Ironie ist keine sich selbst genügende, ästhetisch aufgebaute Kunst, sondern eine, aus innigster Entrüstung hervorbrechende, moralische Kraft, um das Schlechte und Gemeine im Leben zu vernichten. — Möchten daher jene Märchen dazu beitragen, das Andenken an einen der reichstbegabten deutschen Dichter bei seinen Landsleuten wieder aufzufrischen.

IX.

Die Reformation in Straßburg.

(Fortsetzung.)

Die Beseitigung alles Bisherigen schritt rasch vorwärts. Theobald Schwarz, ein entsprungener Mönch von Stephansfelden, las am 16. Februar in der St. Laurenzen-Kapelle die erste deutsche Messe, und damit es an Zuhörern nicht fehle, ließ er sein Vorhaben zuvor bekannt machen. Gleich darauf erklärte ein Anderer, er sehe nicht ein, warum nicht ebenfalls deutsch sollte getauft werden? Da aber jeder Einfall gegen irgend einen bisherigen Gebrauch sofort als höhere Eingebung in's Werk gesetzt ward, geschah auch dieses. Die Messe an sich zwar wurde im Februar noch durch Rathsbeschluß für „etwas Gutes" erklärt; einige Monate später hingegen waren die „schlichten, in Theologie unbewanderten Bürgersleute" in ihrer Erleuchtung schon so weit vorangeschritten, um dieselbe „eine verabscheuenswerthe, gotteslästerliche, satanische Erfindung" zu nennen, und sie in allen, die Collegial-Kirchen ausgenommen, bei hoher Strafe zu verbieten.

Hiermit waren die Pforten zu jeder Neuerung geöffnet, ja jede mußte gegen jene als Kleinigkeit, zugleich aber als nothwendige Folge derselben erscheinen. „Der Götzendienst", sagt ein gleichzeitiger Chronist, „verschwand jetzt in allen Pfarrkirchen. Man schaffte Kerzen, Chrysam, Oel und Meßgewänder ab; die Priester behielten bloß das Chorhemd. Doch wallfahrtete noch fortwährend das Volk zu den Grabstätten der heiligen Adelheid und der heiligen Aurelia. Man sagt, es sei geschehen in Betracht der vielen

Wunder, die ihre Reliquien sonst gewirkt hätten.“ Diese Worte haben eine tiefe Bedeutung, sie zeigen, wie leicht es gewesen sei, die Köpfe durch Declamationen zu erhitzen, wie schwierig hingegen, den Glauben aus den Herzen herauszureißen, und wie ein Wiedererwachen desselben nur dadurch konnte verhindert werden, daß man, so schleunig und so durchgreifend als möglich alle Behelfe dazu von Grund aus vertilgte. Deßwegen geht das Bestreben derjenigen, die irgend ein Gebiet umgestalten wollen, vermöge einer gewissen Naturnothwendigkeit, immerdar zuerst darauf aus, die Reminiscenzen an das Ehevorige so schnell und so umfangsreich, als es nur immer geschehen kann, zu zerstören. Das ist und bleibt der unvertilgbare Charakter aller Revolutionen.

Um diese Zeit erschien der Cardinal Campegio auf dem Reichstage zu Nürnberg. Gleichwie Abgeordnete der Stadt dahin abgingen, so sandte auch der Bischof von Straßburg den Franciskaner Thomas Murner dahin, um über die dortigen Vorgänge dem Legaten Bericht zu erstatten. Dieser machte jenen Rathsherren in Murners Gegenwart einen ernsten Vorhalt darüber, daß sie den Bischof in Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit hinderten, störrige Geistliche beschirmten und sie, um dieß wirksam thun zu können, in ihr Bürgerrecht aufnähmen. Die Abgeordneten beriefen sich auf ihr Recht, vor keinem Gericht außerhalb der Stadt erscheinen zu müssen, und kamen, um die Vorwürfe von sich abzulehnen, auf das alte Lied der Anschuldigungen gegen die Geistlichen zurück. „Warum“, sagten sie, „denkt man stets nur darauf, kleine Vergehen zu strafen, große Verbrechen durchzulassen? Warum zeigt man sich unerbittlich gegen die, welche durch rechtmäßige Heirath des Papsts Gesetz, nachsichtig gegen solche, welche durch Hurerei Gottes Gesetz übertreten? Wollte man jetzt gegen jene einschreiten, so würde das zu Straßburg entsetzlichen Lärm veranlassen, und schwerlich würden der Bischof und seine Anhänger die Oberhand davon tragen. Wie mag derselbe sich so beschweren, daß wir Geistliche in das Bürgerrecht aufgenommen haben? Das ist ein alter Brauch und noch nicht lange her, daß er selbst den Rath ersucht hat, die Geistlichen unter seinen Schutz zu nehmen.“ Daß die Entgegnungen der Legaten wirkungslos blieben, lag in der Natur des Streites.

Während in Nürnberg gesprochen wurde, schritten in Straßburg die Sachen vorwärts. Man bekämpfte sich gegenseitig in Flugblättern, worin keine Schimpfworte gespart wurden. Der Senat erließ ein Preßgesetz, und anticipirte die preußische und würtembergische Praxis um mehr als dreihundert Jahre. Die Schriften der Neuerer fanden ungestörten Umlauf, höchstens erlaubte man sich, etwa ein allzuscharfes Wort auszumerzen, diejenigen der pflichtgetreuen Geistlichen dagegen wurden unterdrückt; das Weitere that, wie in unsern Tagen, der zahlreiche Anhang von jenem: er ließ unbequeme Schriften nicht aufkommen. Die Protestanten haben frühzeitig klar durchschaut, was es ihnen nützen müßte, wenn sie an spätern Reichstagen mit der wiederholt gestellten Forderung von Reichsgesetzen gegen die Presse durchdringen könnten; ihr oft mit wahrem Ungestüm festgehaltener Satz: es sei Pflicht der Obrigkeit, dem Wort Gottes freien Lauf zu lassen, würde sie gegen jede Anwendung derselben sicher gestellt, alle Maßregeln gegen ihre Gegner höchst erfolgreich begünstigt haben. Eben so verbot in Straßburg der Rath „den Papisten" ausdrücklich, begreiflich aber nur diesen, beschimpfende Anklagen wider ihre Gegner sich zu erlauben; denn, wurde in höchst merkwürdiger Weise als Beweggrund zu dieser einseitigen Verfügung angeführt, „es ist eine ausgemachte Sache, daß diese „„Papisten"" außer Standes sind, sich mittelst der Schrift und des reinen Wortes Gottes zu vertheidigen, und daß es der Bürgerschaft zu höchlichem Mißfallen gereichen müßte, wenn sie sähe, daß dieselben zu Hochmuth, Unglimpf und Gewalt ihre Zuflucht nähme; die Zeit", heißt es weiter, „sei vorüber, „in der man sich wie Narren an der Nase habe herumführen lassen." — Gleichlautende Stimmen hörten wir seiner Zeit aus der Schweiz von denjenigen, welche die vorigen Regierungen stürzen wollten. Das ist die alte und stets wieder neue Sprache.

Unermüdlich schrieb der Bischof dem Rath: er solle doch seinem Glauben treu bleiben, den neuen Lehren keine Gunst schenken, das bevorstehende Concilium abwarten. Solcher Zuschriften überdrüßig, erließ dieser die Antwort: „dem Bischof stehe es nicht zu, die Leute am Hören oder Lesen des reinen Gotteswortes zu hindern; die Neuerungen, worüber er sich beschwere, wären Folge eines allgemein gefühlten Bedürfnisses, entsprächen der Meinung eines Jeden." — Daß der größere Theil der Geistlichen dieser

Meinung nicht war, haben wir gesehen; daß die Zahl derjenigen, welche jenes Bedürfniß nicht fühlten, ebenfalls keine geringe war, werden wir bald zeigen, zugleich aber, durch welche Mittel den Einen die richtige Meinung beigebracht, in den Andern das Bedürfniß geweckt werden sollte.

Doch, wie barsch auch der Rath den Bischof abfertigen zu dürfen glaubte, dieser ließ sich hiedurch nicht entmuthigen, in Ausübung seiner Hirtenpflicht sich nicht lähmen. Abermals schrieb er, dießmal dem großen Rath: „Zu keiner Zeit sei die Religion Sache der Meinung gewesen, und dürfe es nie werden. Als Gott Moses das Gesetz gegeben, habe er ihn nicht beauftragt, zuvor die Meinung der Juden zu vernehmen; eben so wenig habe Christus, als er das neue Gesetz gebracht, zuvor die Völker berathen. Darum könne auch die Kirche, die untrügliche und rechtmäßige Autorität, von dem Heiland dazu eingesetzt, den kommenden Geschlechtern die Hinterlage der geoffenbarten Wahrheit unverkümmert zu bewahren, diese Wahrheit nicht der Erörterung preisgeben, und sie der Gefahr bloßstellen, verstümmelt oder je nach persönlicher Neigung eines Jeden verworfen zu werden." Dieser Brief, in welchem der Bischof dem gerade auftauchenden Protestantismus das Prognostikon so richtig gestellt hat, blieb nicht allein unberücksichtigt, sondern auch unbeantwortet; dagegen wurde für Verbreitung der Schriften Luthers und Aehnlicher die möglichste Sorge getragen.

Wir kommen nun zu Thatsachen, welche über die oft wiederholte Behauptung: die meisten Bewohner der Klöster hätten, entweder aus Unzufriedenheit über ihren Stand, oder in gewonnener Erleuchtung, nach Erlösung aus demselben geschmachtet, daher das endlich aufgegangene Licht freudig begrüßt, die erforderliche Aufhellung verbreitet. Bei dem Stand der Sachen, bei den täglich in die Ohren der Zuhörer gellenden Beschimpfungen von den Kanzeln herab, bei den sich mehrenden Angriffen durch die Presse war es nicht schwer, das Herannahen von Plackereien, selbst von Thätlichkeiten, vorauszusehen. Manche Ordensleute entwichen daher unter Zustimmung ihrer Obern, nach Zabern, Hagenau, Molsheim, und ließen sich's zugleich angelegen seyn, die Reliquien, die Kirchenzierden, was sie für das Kostbarste erachten mochten, zu flüchten. Das Alles konnte so geheim nicht vor sich

gehen. Der Rath aber hatte aus Rede und Schrift bereits genugsam gelernt, wie die bisherigen Nutznießer des geistlichen Gutes dasselbe nur mißbräuchlich besessen hätten, wer dessen wahrer Eigenthümer sei, und wem „nach lauterer Lehre“ die Verfügung darüber zustehe. Er erließ daher ein Mandat: „Kraft uralten Brauchs stehe die Aufsicht über Klöster, Capitel und Kirchen ihm zu; deßwegen werde er durch Notarien und vor Zeugen genau Inventarien über alles Vorhandene aufsetzen lassen und Maßregeln treffen, daß nichts könne verschleppt werden.“ Beinahe wörtlich wurde dieses Mandat im Jahre 1835 in der Schweiz copirt und fünf Jahre später der reiche Besitz der Abteien Muri und Wettingen veraarauert.

Dieser Beschluß wurde unverweilt in Vollziehung gesetzt. Da im Kloster der Augustiner verschiedene bekannte Gegenstände sich nicht mehr vorfanden, erhielten die Ordensbrüder den mit Drohungen begleiteten Befehl, das Fehlende binnen zehn Tagen wieder beizuschaffen. Die materielle Wirkung dieses Machtgebotes war für den Augenblick nicht so verderblich, wie es die moralische wurde. Mit den Inventaristen drang nicht allein eine fremde, sondern eine feindselige Macht in den Bereich der Ordenshäuser, ausgestattet, wie mit dem Willen, so mit allen Mitteln, jetzt durch Verlockung, dann durch Bedrängung die Bande der klösterlichen Ordnung zu lösen, das Bestehen eines jeden Hauses zu untergraben. Schon damit, daß die Klöster den bestellten Spähern offen stehen mußten, wurde manchem Andern, was vom Standpunkt klösterlicher Zucht ein Uebel genannt werden muß, freier Eintritt erschlossen. Klosterbewohner leichteren Sinnes benützten die Gelegenheit, um ungescheut in der Stadt herumzuschlendern, die Predigten der Neuerer, und wäre es anfangs nur aus Neugierde geschehen, anzuhören, vielleicht Geschmack daran zu finden, und zuletzt unvermerkt dahin zu gelangen, wohin man sie führen wollte. Bei Andern wurden Zureden und Lockkünste nicht gespart; Charaktere aber, welche solchen auf die Dauer Widerstand zu leisten vermögen, gehören zu den seltenern. Ernstere Naturen endlich wurden durch die Erschwerung in Ausübung ihres Berufes mißmuthig gemacht; immer aber gab es auch solche, welche dieses Alles als Drangsale betrachteten, durch welche der Mensch, welchem Verhältniß des Lebens er angehöre, im Vertrauen auf höhere Kräf-

tigung sich durchringen müsse. Die Jahrbücher haben uns die Namen derjenigen, die ausdauerten und das Beharren in dem erwählten Berufe allem Anziehenden und allem Abschreckenden vorzogen, nicht aufbewahrt; doch berechtigen einzelne Züge, die von ihnen nicht unberücksichtigt geblieben sind, zu dem Schluß, daß so ganz unbeträchtlich die Zahl derselben nicht könne gewesen seyn. Welches Gewicht aber ist darauf zu legen, wenn manche schwache Nonne durch Noth oder Plackerei bewogen werden konnte, den Neugläubigen sich anzureihen? Die innern Kämpfe, die heimlichen Seufzer, die fremden Blicken sich entziehende Betrübniß, die verborgene Sehnsucht nach dem Verlorenen, die Trübsale eines geängstigten Gemüthes zeichnet kein Griffel des Schreibenden auf; Keiner, der eine Siegesgeschichte der Reformation geschrieben hat, mochte jenes Alles in Berechnung bringen.

Die Fastenzeit rief neue Aergernisse hervor. Die Pfarrgenossen vom Jungen St. Peter übergaben Probst und Capitel der Kirche eine Schrift, wofür sie zwar die Aufschrift „Bittschrift" wählten, worin sie aber in gebieterischem Tone forderten, „daß Wolfgang Köpflin als Pfarrer bestellt werde, dann von ihren bisherigen Priestern wollten sie hinfort nichts mehr wissen." Die Sache kam an den Rath, der jetzt im Besitz der vollen geistlichen Gewalt nicht über das Verlangen, sondern darüber ungehalten wurde, daß die Betreffenden es gewagt hätten, ohne ihn zu handeln. Die junge Gewalt gebot den unbefugten Schriftstellern Schweigen, dem Capitel aber, über Ernennung eines Pfarrers mit ihr sich zu benehmen. Die Zögerung erregte den Unwillen der Bürger, und sie glaubten, ihre mindestens eben so legitime Gewalt mit derjenigen des Raths unbedenklich messen zu dürfen. Im Anfang der heiligen Woche also (man vergesse nicht die Zeit und das „lautere Wort Gottes" zusammenzustellen) brachen sie in die Kirche ein, bliesen die Lichter aus, und warfen das Kreuz über dem Haupteingang darnieder, während ihrer Hundert vor das Haus des Ammeisters Mieg zogen, und mit lautem Gebrülle unverzügliche Erledigung ihres Begehrens forderten. Durch das Versprechen, auf Ostern sollten sie einen Mann erhalten, der eine Lehre verkünde, „wie sie ihnen genehm seyn könnte", ließ sich der Haufe beschwichtigen. Da aber dem Versprechen zur besagten Zeit nicht alsbald Folge gegeben wurde, erneuerten sich die Dro-

hungen. Das Erbieten des Capitels, die Ernennung der Pfarrer für ein Jahr dem Rath zu überlassen, doch das Köpflin ausgeschlossen bleibe, brachte die Menge abermals in Aufregung, sie schrie Rache, und zuletzt mußte das Capitel der Gewalt weichen und den Volksmann sich aufzwingen lassen.

Jetzt genügte auch das nicht mehr. Das Volk forderte, sämmtliche Stiftungsgüter der Pfarrei müßten seinem Pfarrer zugewiesen werden, und rüstete sich bereits, die Forderung mit Gewalt durchzusetzen. Man verlangte den Tod der Chorherren, denen zuletzt nur die Flucht übrig blieb. Einzig drei Vicarien blieben zurück und flehten demüthig, sie wollten sich gerne zu jeder Forderung verstehen, wofern sie Schutz gegen die Volkswuth fänden. — Dergleichen Züge, deren sich aus allen Gegenden eine Unzahl beibringen ließe, beweisen am besten, wie es mit der so ruhig und in aller Ordnung, ohne Jemandens Kränkung vor sich gegangenen Wiederherstellung des ungefälschten Glaubens und des reinen Christenthums sich verhalten habe, und wie das pomphafte Vorgeben eines durchgehenden nationalen Wiedererwachens zu beurtheilen sei. Bei dergleichen parteilosen Geschichtschreibern, wie sie leicht namhaft gemacht werden könnten, ist weniger zu berücksichtigen, was und wie sie das Vergangene erzählen, sondern hauptsächlich, was sie verschweigen, worin sie es zu der staunenswerthesten Virtuosität gebracht haben.

Auf St. Marcustag pflegte in Straßburg seit uralten Zeiten eine große Prozession statt zu finden, an welcher gewöhnlich Alles Theil nahm. Kurz vor diesem Tage des Jahres 1524 hatten die Prediger ihre Donnerstimme gegen diese Festlichkeit erhoben, und das Volk aufgefordert, anstatt wie Heiden und Narren durch die Straßen zu ziehen, in der Kirche zu bleiben und das „lautere Wort“ anzuhören. Allein die Katholiken ließen sich hiedurch nicht beirren, sondern zogen in üblicher Weise zu dem Dom hinaus. Sie mochten wähnen, während immer so viel von Freiheit gesprochen wurde, möchte man ihnen auch diejenige lassen, bei dem lieb Gewordenen zu verharren, um so mehr, als ihnen nicht zu Sinn kommen konnte, Jemand zur Theilnahme an ihren gottesdienstlichen Handlungen zu zwingen. Dem war aber nicht so. Ein Schneiderjunge aus Constanz hatte den geistreichen Einfall, vor der Rückkehr der Prozession alle Thüren der Domkirche zu ver-

rammeln, so daß jene nur durch den engen Gang zwischen dem Bruderhof und dem Schiffe der Kirche wieder hineinziehen konnte. Hierüber gerieth der Zug in Verwirrung, und ein Haufe, welcher auf dem Domplatz sich aufgestellt hatte, um an den Wirkungen der Schalkheit des Schneiderleins sich zu ergötzen, begrüßte denselben mit Zischen und Scheltworten. Einigen Fahnenträgern riß hierbei die Geduld, so daß sie die Lästerungen zurückgaben; von diesen gings zu Prügeln, und bald entstand ein allgemeines Handgemenge. Da der erste Veranlasser glücklicherweise ein Fremder war, so hatte jetzt der Rath Gelegenheit, seinen lebhaften Eifer gegen Ruhestörung und seine unermüdliche Wachsamkeit zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung auf glänzende Weise zu bethätigen; — er verurtheilte den Schneidersjunge, seines übel abgelaufenen Spasses wegen, auf ein paar Tage zur Gefangenschaft bei Wasser und Brod.

Den bisher erzählten Auftritten folgten ärgere. Mehr als einmal hatte der Augustiner-Provinzial Freger gegen den Unfug, welchen einige vormalige Priester sich erlaubten, ernste Worte gesprochen. Da wohl dieselben bei jeder Veranlassung auf die heilige Schrift sich beriefen, Freger aber ein kenntnißreicher Theolog war, und die stürmischen Neuerungen tief beklagte, so benützte er die Buchdruckerwerkstätte seines Klosters, um eine kleine Schrift erscheinen zu lassen, worin er auseinandersetzte, wie mittelst jener Behauptung die Betreffenden sich selbst über die Väter der Kirche und die Concilien hinaufstellten, indem sie die heilige Schrift anders auslegten, als diese, dabei sich anmaßten, ihre Auslegung für alle Welt geltend zu machen und als ausschließliche Wahrheit auszugeben. Hiernach wäre eigentlich nicht mehr die heilige Schrift ihre Glaubensregel, sondern bloß der Sinn, welchen sie selbst den heiligen Büchern unterzuschieben beliebten." Wir sollten meinen, das neunzehnte Jahrhundert habe das Urtheil dieses ehrlichen Mannes vollkommen gerechtfertigt.

Damals jedoch lagen andere Mittel zur Hand, ihn des Irrthums und einer ungerechten Beurtheilung der untrüglichen Bibelerklärer zu überführen. Köpflin übernahm es, den Augustiner zu widerlegen, zugleich seine Person anzugreifen. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig, sondern beging die Ungebühr, dem unfehlbaren Köpflin siebenzehn Lügen nachzuweisen, wobei er das Ver-

fahren der Prädicanten, wie des Raths etwas scharf durchnahm. Jene nannten Solches einen „Schimpf“, der nicht ungeahndet bleiben dürfe; weßhalb von ihren Kanzeln die wüthendsten Angriffe nicht auf Freger allein, sondern abermals auf die gesammte Geistlichkeit losgelassen wurden. „Eine solche Frechheit“, sagten sie der begierig horchenden Menge, „dürfe ungerügt nicht hingehen, habe der „„Papist““ es doch gewagt, selbst seine hohen Obern zu schänden.“ Die Bürger traten sofort zusammen und ernannten eine Abordnung an den Rath, um zu verlangen, daß der Provincial, weil er eine Schrift ohne vorherige Censur des Magistrats habe erscheinen lassen, auf so lange eingesperrt werde, bis er die Wahrheit seiner Behauptung erwiesen hätte. (Und immer noch mag man über die Beurtheilung der Schriften Luthers durch die Curia und den Reichstag zu Worms klagen!) Der Rath willfahrte ohne Widerrede, und ernannte sogleich drei seiner Mitglieder, um in Begleit eines Notars in das Augustinerkloster sich zu begeben, und Fregern Haft in demselben anzukündigen.

Aber ein zahlreicher Haufe Bürger, durch das, was sie täglich anhören konnten, aufgestachelt, fand dieses Verfahren zu schleppend und zu formell. Sie waren den Rathsgliedern zuvorgekommen, in das Kloster eingedrungen, und schleppten den frechen „Ruhestörer“ mit sich fort. Unterwegs stieß zu diesem Haufen ein anderer, der aus dem Dominicanerkloster kam, und nachdem er die Thüren der Cellen und des Weinkellers eingebrochen und die Fäßer eingeschlagen und andere Verwüstungen angerichtet, den Prior auf ähnliche Weise von dem unschätzbaren Werth des „lauteren Gotteswortes“ überzeugen wollte. Ein dritter Haufe schleppte die Capelanen der St. Andreaskirche und den Beichtvater vom St. Margarethenkloster zu gleichem Zwecke herbei. Jauchzend durchzogen jetzt die vereinten Schaaren die Straßen, überschütteten ihre Gefangenen unterwegs mit Stichelworten, Schmähreden und Zoten, und brachten sie in die Stadtrechnei zur Haft.

Begreiflich mußten die Rathsverordneten unverrichteter Sache aus dem Augustinerkloster zurückkehren, konnten aber dem Rath von dem, was inzwischen vorgefallen, Bericht erstatten. Die „Meister“ begaben sich auf den Domplatz, wo sie die Urheber des Tumults fanden und dieselben zur Ruhe ermahnten. Mit möglichstem Trotz wurde erwidert: ehe man auseinander gehe, müßten

die Pfarrgenossen vom Jungen St. Peter in den Besitz des Capitelsvermögens gesetzt werden; alles Vorgegangene sei nur im wohlverstandenen Interesse der Bürgerschaft, ja des Raths selbst, unternommen worden. Indeß schwoll der Haufe von Augenblick zu Augenblick an, und wälzte sich gegen fünf Uhr Abends dem Roßmarkt zu. Der Rath ordnete seine volksthümlichsten (sofern dieses widerwärtige Wort hier gebraucht werden darf) Mitglieder ab, um an die Meuterer Reden zu halten, und ernste, selbst Lebensstrafe zu dräuen, wenn sie nicht augenblicklich auseinander gingen. Das half. Die gefangenen Priester aber in Freiheit zu setzen, wagte der Rath nicht. Sie wurden in das Münzhaus gesperrt, und in den folgenden Tagen noch fünfundfünfzig andere Priester und Ordensleute als Friedebrecher und Ruhestörer ihnen beigesellt. Hieraus ist ersichtlich, wie viel Wahres an der Behauptung sei, daß die Mehrzahl der Geistlichen über Luthers Auftreten frohlockt habe, wobei man freilich durch das leicht bereit stehende Urtheil: Alles, was nicht beigetreten, sei schofles Zeug gewesen, jede Einwendung wohlfeilen Kaufs abfertigen mag.

Diese rechtswidrige Haft dauerte acht Tage, und veranlaßte einen lebhaften Schriftenwechsel. Nach Verfluß jener Zeit wurden die Gefangenen, mit Ausnahme des Provincials, entlassen. Dieser mußte, zur Ehre freier Forschung, einen Monat lang eingesperrt bleiben. Vor seiner Befreiung wurde ihm das Gelöbniß abgenommen, daß er der erlittenen schlechten Behandlung wegen niemal Beschwerde erheben wolle. Zwar hielt er treulich das Versprechen, sah sich aber kurz darauf genöthigt, um neuen Quälereien zu entrinnen, aus dem erleuchteten Straßburg sich zu flüchten. Auch hieran hatten die „Verfechter des wahren Glaubens" ihren schönen Antheil.

Ganz geheuer war es dem Rath bei den sich mehrenden Bewegungen solcher Art nicht. Er ließ die Bürgerschaft auf ihre Zünfte versammeln, um einen Rathsbeschluß zu vernehmen, der die begangenen Gewaltthaten mißbilligte, die bedenklichen Folgen desselben auseinandersetzte, gegen ihre Wiederholung verwarnte, und eine Untersuchung des Vorgefallenen ankündigte. Wie die Schutzredner ähnlicher Vorfälle in unsern Tagen, so suchen die Jahrbücher jener Zeit den unvermeidlichen Eindruck derselben durch die Versicherung abzuschwächen: „dieselben wären nur durch einige Hitz-

Köpfe, unter Mitwirkung fremder Handwerksbursche und dem Abhube der Dörfer, veranlaßt, von allen rechtlichen Bürgern aber mißbilligt worden." Merkwürdig bleibt es immer, daß diese „fremden Handwerksbursche" und dieser „Abhub" sich die Vertretung der Interessen der Pfarrgenossen zum jungen St. Peter so warm angelegen seyn ließen.

Mit dem Allem war die Ruhe doch nicht hergestellt. Jetzt verlangten die in den alten St. Peter Eingepfarrten von dem Rath, daß er ihnen behülflich sei, um für einen Pfarrer, den sie auf eigene Faust bestellt hatten, von dem Capitel eine Wohnung und eine Besoldung zu erwirken. „Was andern Pfarreien", sagten sie, „bereits gewährt worden ist, das verlangen auch wir: einen Geistlichen, der uns das lautere Wort Gottes predige. Wir wollen in dem, was unserer Seele noth thut, sowohl unterwiesen werden, als Andere." Dieses Begehren war mit den tagsüblichen Lästerungen gegen die Priester gewürzt: „sie seien reißende Wölfe, Böcke, die sich in den Garten schlichen, genößen ihrer Einkünfte durch Lug und Trug, stürzten durch ihre gotteslästerliche und papistische Lehre die Seelen in die Verdammniß. Aber sie sind schuldig, Gott zu gehorchen, ob sie schon des Teufels eigen wären; deßwegen kann uns nicht zu Sinn kommen, unser göttliches Vorhaben aufzugeben, oder davon zu weichen. Ihnen (den Begehrenden) nicht Gehör geben, hieße so viel, als ihr Seelenheil gering achten und die öffentliche Ruhe auf's Spiel setzen, wessen, was doch „„eine ausgeschämte, faule, von Gott verlassene Rotte"", gewiß nicht werth wäre. Sey das Capitel zum Entsprechen geneigt, so wollten sie aus christlicher Liebe ihre Förderung hierauf beschränken, und von der Abrechnung über den langen, rechtswidrigen Genuß der Kircheneinkünfte absehen; wollte man ihnen aber Hindernisse in den Weg legen, dann würde ihre Geduld ein Ende nehmen und sie dennoch zum Ziele zu kommen wissen." Unterschrieben war Vater, dann ein paar andere Namen am Schluß, wie bei manchen Petitionen unserer Zeit, „und andere Pfarrgenossen zum alten St. Peter, ihrer zwanzigtausend und fünfzehn Legionen an der Zahl."

Naiv genug sagt die Chronik: „die Pfarrer, welche die Bürgerschaft sich setzte, predigten das Wort Gottes rein, lauter und ohne Scheu." Deren waren in die verschiedenen Kirchen schon

neun eingedrungen; andere durften es nicht mehr wagen, den Mund zu öffnen.

Im Frühjahre 1524 kam Erzherzog Ferdinand nach Ensisheim, und der Rath sandte eine Abordnung an denselben, um die Bestätigung gewisser Rechte zu fordern. Die Deputation fand einen frostigen Empfang, und hatte bittere Vorwürfe über ihre Neigung für die „lutherischen Irrlehren“ hinzunehmen. Die Gönner derselben wurden durch diese Mißbilligung noch kühner. Sie brachten es dahin, daß Alles, was an den alten Gottesdienst erinnern konnte, immer mehr weggeschafft wurde; in mehreren Kirchen lagen die Altäre jetzt schon in Schutt, auch die Gemälde und andere Zierden mußten weichen. Selten verging ein Tag, an welchem die Katholiken ungestört die Messe hören konnten; ihre Priester waren gegen Beleidigungen durch Prädicanten und Pöbel auf der Straße nicht mehr sicher; besondere Lust gewährte es, die Reliquien auf diese zu werfen. Bucer stiftete selbst eine Schaar Gärtner auf, um die sonst durch Jahrhunderte so hoch verehrte Gruft der heiligen Aurelia zu erbrechen, und gab nachher vor, es habe sich erwiesen, daß die darin vorgefundenen Gebeine nicht zu einem und demselben Körper gehört hätten.

Im Grunde gab es um diese Zeit in Straßburg, wie in den meisten Städten, welche denselben Pfad einschlugen, drei Gewalten: eine rathende (hetzende), eine verfügende und eine handelnde. Die erste war in den Prädicanten repräsentirt; als die zweite stellte sich der Rath auf; und als die dritte setzte eine zeitlang die Menge durch, was ihr eben einfiel. Nothwendig mußte die zweite mit den beiden andern bald in Conflikt treten. Die erste hatte deren Vorrang und Vollgewalt schon das Jahr zuvor anerkannt, und sie konnte bald sich überzeugen, daß dieselbe mit der bloß wörtlichen Anerkennung sich nicht begnügen, sondern, was immer daraus sich ableiten lasse, in dem vollsten Umfang in Anspruch nehmen wolle. Der dritten fehlte es an organischer Gestaltung, sie mußte sich in kurzem selbst verzehren, um dann ebenfalls die leichte Beute der der zweiten zu werden. So verfloß keine lange Frist, bis der Rath zur weltlichen Gewalt noch päpstliches, bischöfliches und priesterliches Ansehen hinzufügen konnte, und die Urheber dieses Zuwachses an Machtvollkommenheit froh seyn durften, bisweilen noch als Consulenten ihre Stimme abgeben zu dürfen.

Wie der eine Pfarrer die Messe deutsch zu lesen, der andere in dieser Sprache zu taufen begann und Widerspruch hiegegen leicht vorauszusehen war, erließ der Rath, als oberster Regulator des Glaubens und des Gottesdienstes, ein Verbot gegen alle Schriften, welche den alten Gebrauch vertheidigen würden, und zwar unter angedrohtem Verluste der Habe und des Lebens. Das wurde damals gottseliger Eifer für die christliche Freiheit genannt. Indeß bestand diese doch so weit, daß den Eltern zwischen der alten und neuen Formel die Wahl noch blieb. Aber mit dem Jahre 1525 erschien aus dem Straßburgischen Vatican eine Bulle: es dürfe hinfort kein Kind anders als nach der neuen Weise getauft werden. Gleichzeitig bekannten diese Kirchenväter noch die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der Messe, verordneten aber, daß deren vier täglich für ganz Straßburg vollkommen hinreichen müßten. Es dauerte nicht lange, bis sie in der Erleuchtung solche Fortschritte gemacht hatten, daß sie das kurz zuvor für „vortrefflich und nützlich“ Erklärte als „gottlos und als menschliche Erfindung“ ganz abschafften. Eben so wurden das Fasten und die Festtage von Magistratswegen beseitigt. Samstags nach Judica hatten sämmtliche Geistliche, Weltpriester und Mönche, in der Stadtschreiberei sich einzufinden, um dort zu vernehmen: es habe den Herren des Raths gefallen, die Gebräuche am Palmsonntag und in der Charwoche, die Fußwaschung, die Bereitung des Chrysams und Alles dieser Art für unchristlich zu erklären, und dessen Unterlassung anzubefehlen.

Von eben so großer Eigenmacht zeugten viele andere Verfügungen. Ueber die Capitel und Klöster wurden als nächste Folge die Vermögensbeschriebs-„Pfleger“ gesetzt, die auch sonst eine Art Aufsicht zu führen, vielleicht selbst in den begünstigten Grundsätzen zu unterrichten hatten. Daß ein Spionirsystem angelegt wurde, läßt sich aus dem Beisatz einer Chronik schließen, welche die Sache mit den Worten rechtfertigt: „als es damals gar wunderlich mit den Klöstern herging“; doch ohne zu sagen, worin eigentlich das „Wunderliche“ bestanden habe. In Folge dieser Vergewaltigung und der daraus hervorgehenden Plackereien, beschlossen sämmtliche Capitel, unter Zustimmung des Bischofs, die Stadt zu verlassen und ihre Reliquien, Siegel, Urkunden und Kirchenzierden in Sicherheit zu bringen. Ist es denkbar, daß sittenlose, verschun-

lene, gründlicherliche Menschen, wofür man die treu gebliebene Geistlichkeit jener Zeit auszugeben beliebt, so gewissenhaft, so regelrecht, so besonnen handeln? Damit aber ihr Schritt nicht mißdeutet werde, kamen die Geflüchteten heimlich in Molsheim zusammen und erließen eine Erklärung: „daß sie hiemit weder ihre Capitel anderswohin zu verlegen, noch auf ihre Beneficien Verzicht zu leisten, sondern bloß ihr Gut und ihr Leben gegen die Verfolgung der Neuerer sicher zu stellen gedachten. Wahrlich, wäre es ihnen bloß um den nackten Bezug ihrer Einkünfte, wohl gar um Entledigung von Verpflichtungen zu thun gewesen, sie hätten nicht nothwendig gehabt, flüchtig zu werden, in der Irre zu gehen, vielleicht mancherlei Entbehrungen sich zu unterziehen; gewiß würde hinsichtlich des Erstern ein bequemerer und sicherer Ausweg sich haben auffinden lassen, und das Andere wäre ohnehem bereitwillig in den Kauf gegeben worden. Fünfzehn Chorherren und Vicarien von St. Thomas, drei Würdenträger und neun Chorherren vom Jungen St. Peter, dann der Dechant, vier Chorherren und ein Vicar vom alten St. Peter unterschrieben die Schrift, welche gedruckt und zahlreich verbreitet wurde.

Dieser Schrift, mehr noch der Flüchtung der Besitztitel und Kirchenzierden wegen fand sich der Rath höchlich beleidigt, er sah darin förmliche Auflehnung gegen seine Macht. In Bezug auf das Erste erneuerte er seinen Beschluß, daß vor Abfluß eines Monats jeder Priester den Bürgereid zu schwören habe; hinsichtlich des Andern verfügte er Beschlagnahme der Häuser und Habe der abwesenden Capitelsglieder und ließ mehrere derselben, welche sich unvorsichtigerweise der Stadt genähert, oder gar hinein sich gewagt hatten, ergreifen und in das Gefängniß werfen. Man sieht, die Erleuchtung durch das lautere Wort Gottes erstreckte sich bereits über Mehreres, als bloß über den Glauben, die Befreiung von Menschensatzungen und einen vernünftigen Gottesdienst! Den Capitularen aber kamen die Wirkungen dieser Erleuchtung, wie Gewaltthat vor, über welche sie bei dem kaiserlichen Landvogt zu Hagenau Klage einlegten, und, als dessen Verwendung fruchtlos blieb, an das Reichskammergericht zu Eßlingen sich wendeten. Dieses erließ ein Monitorium nach Straßburg, welches von der Religionsneuerung abmahnte und Alles wieder auf den vorigen Fuß zu stellen befahl.

Die Antwort des Senats auf dasselbe ist zu merkwürdig und beweist zu sehr, wie die Umwälzung die Leute sich herangezogen hatte, als daß wir nicht die Hauptstellen derselben anführen sollten, da sie durchweg in demjenigen Tone gehalten ist, welchen jede durch den Sieg einer Revolution zu Stande gekommene provisorische Regierung des neunzehnten Jahrhunderts annehmen würde. „Mit Recht", heißt es in dieser Antwort, „dürfte man sich über die empfangene Botschaft verwundern, wenn man nicht wüßte, daß die kaiserliche Kammer durch Leute ohne Glauben und durch unruhige Köpfe wäre hintergangen worden. Von Unfriede und Händeln wisse man in Straßburg nichts. Eben so wenig habe der Rath Etwas gethan, was dem göttlichen Gesetz und dem heiligen Evangelium (in unsern Tagen: den unverjährbaren Menschenrechten) entgegenliefe, oder irgend Etwas angeordnet, wozu er nicht das volle Recht gehabt hätte. Außer den drei Klägern (drei Capitelsherren nämlich hatten die Eingabe an das Reichskammergericht verfaßt und Namens Aller unterschrieben) wisse Niemand sich zu beschweren, diese aber wären als störrige Köpfe, so wie die Capitelsglieder als streitsüchtige und ungezogene Leute bekannt, welche für gut gefunden hätten, aus der Stadt sich zu entfernen, einzig in der Absicht, Verwirrung anzuzetteln." Am Schluß fehlten die obligaten Phrasen von Ergebenheit gegen Kaiser und Reich nicht; so wie auch ein ausführliches Glaubensbekenntniß und eine Rechtfertigung des bisherigen Verfahrens beigefügt war. Diese Beigabe trug die Unterschrift von neun Prädicanten. Köpflin und einige wenige Zurückgebliebene, weil der Neuerung geneigte Chorherren richteten dann an die kaiserliche Kammer noch eine besondere Zuschrift, worin sie die flüchtigen Glieder des Capitels von St. Thomas (wir haben gesehen, daß es ihrer vierzehn, also zuverlässig die Mehrzahl waren) „eine aufrührerische Fraction" nannten. Sie verlangten freien Lauf der Gerechtigkeit gegen diese „Rebellen" (ein Geschichtschreiber jetziger Zeit würden sagen: antinationale Partei), und legten gegen alle durch dieselben geschehenen Verfügungen Einsprache ein.

Begreiflich, daß sich durch alles dieses das Kammergericht nicht irre machen ließ. Es ertheilte im Märzen den Capiteln Schutzbriefe. Auch bei den erzherzoglichen Bevollmächtigten zu Freiburg fanden dieselben geneigtes Gehör. Man versuchte bei

dem Rath von Straßburg Schritte zur Ausgleichung, konnte aber nichts Weiteres erlangen, als Befreiung der Eingesperrten; das Gut, dessen er sich bemächtigt hatte, behielt er.

Wie auf dem doctrinellen Gebiet die Verwerfung, auf dem materiellen die Vergewaltigung, so schritt auf demjenigen des Cultus die Verkümmerung tagtäglich weiter, Alles nach Gutbefinden des Raths, der mit so absolutistischer Macht über demselben waltete. Mehrere seiner Verfügungen haben wir bereits angeführt. Selbst die Domkirche behandelte er als ein solches Eigenthum, über welches Niemanden ein Mitrecht zustehe. Sämmtliche Ausstattung derselben wurde in ein paar Seitenkapellen zu Haufen geworfen, nicht einmal der Gekreuzigte und ein altes, sonst immer hoch gehaltenes Bild der Schmerzensmutter fand Gnade.

Es ist wahr, man warf die Ordensleute nicht mit Gewalt zu den Klöstern hinaus, aber jene oberste Autorität entband sie insgesammt ihrer Gelübde, da dieselben an sich gottlos, frech, somit ungültig wären. Dazu kam der Köder von Pensionen und lebenslänglichem Unterhalt; was dieser nicht durchsetzen konnte, gelang der entgegengesetzten Behandlung. Daß in solcher Abtrennung von dem Stamme, welcher die Kirche ist; daß in solcher Abgrabung der Lebenszuflüße, welche im täglichen Gottesdienste, den verschiedenen Berufsverrichtungen und der immerwährenden Erneuerung des sacramentalen Opfers bestehen, diese Glieder schnell absterben müßten; daß der Abfall, waren für diesen in einem geistlichen Hause erst ein paar Mitglieder gewonnen, nur allzuleicht wie ein Contagium sich verbreitete, könnte nur denjenigen befremden, welcher die menschliche Natur nicht kannte. Denn strenge Strafen verboten das Beichthören, die Verwaltung der Sacramente und die heilige Messe selbst dann, wenn sie auch nur still und heimlich wollte gefeiert werden. Hiedurch wurde ja den Gewissen kein Zwang angethan, sie sollten nur ohne Sträuben in die Freiheit sich hineinstoßen lassen. Die Dominicaner bekannten es ausdrücklich, daß einzig der Zustand der äußersten Noth, in welchen sie versetzt worden wären, sie habe bewegen können, dem Willen des Raths sich zu fügen. Die Clarisserinnen übergaben ihr Kloster unter der Bedingung, daß der Rath ihnen um ehrbare Ehemänner sorge. Ihre „erleuchteten Begriffe" fanden zwar lobende Anerkennung, der gestellten Bedingung wurde nicht gedacht.

Die Bewohner anderer Klöster machten von der obrigkeitlichen Begünstigung nur theilweise Gebrauch, indem sie ihren Habit ablegten; man nannte dieß in der damaligen Sprache: „ehrbare Kleider anziehen.“ Gerade von dergleichen Individuen dann hatten diejenigen, die es ihnen nicht gleich thun wollten, den meisten Unglimpf zu befahren. Daß es von jener Sinnesart immer noch welche gab, ersehen wir aus der Klage der Chronisten über diejegen, „welche fortwährend noch in den Finsternissen der Unwissenheit, des Götzendienstes und der sittlichen Knechtschaft wandelten.“

So kam Ostern des Jahres 1525. Zum erstenmal seit Einführung des Christenthums wurde dieses höchste Fest der Christen ohne Feierlichkeit und ohne die sinnvollen Gebräuche begangen, welche „durch das Sichtbare die Liebe zum Unsichtbaren, Lebendigen anfachen wollen.“ Ja die errungene „christliche Freiheit“ machte sich noch anschaulicher dadurch, daß viele Handwerksleute am Osterfest ihrer Arbeit nachgingen, wie an jedem andern Tage, manche Krämer ihre Buden offen hielten, wie sonst. Der Mensch, sagten sie, kann nicht den ganzen Tag beten, es sei besser, eine nützliche Beschäftigung zu treiben, als die Zeit in der Predigt zu verlieren. Hatte man einmal die Beziehung des Menschen zu Gott und seinem geoffenbarten Willen der subjectiven Verfügung eines Jeden anheimgestellt, so läßt sich jenem Raisonnement eine praktische Richtigkeit nicht absprechen.

(Schluß folgt.)

X.

Literatur.

Das Duell als Emancipation der Ehre, oder Beleuchtung des Duells vom geschichtlichen, moralischen und politischen Standpunkte. Freiburg in Breisgau. Herder 1846. 166 S. 8.

Es ist auffallend, daß ein so einflußreicher Gebrauch, wie das Duell, in der neuern Zeit nur wenig beleuchtet wurde. Man klagt über die Fortdauer der Zweikämpfe im Namen der Humanität, im Namen der positiven Religion und der bürgerlichen Ordnung, und doch dauern sie fort, und Wenige sind im Stande, sich das zähe Leben des barbarischen Gebrauches zu erklären.

Es war daher ein verdienstliches Unternehmen des Verfassers der vorliegenden Schrift, diesen Gebrauch allseitig in's Licht zu setzen. Er hat den Gegenstand nicht mit vornehmer Oberflächlichkeit behandelt, sondern in seinem ganzen innern Wesen, in seiner Geschichte und seinen Wirkungen verfolgt. Nachdem er zur Einleitung den Begriff der Ehre und ihre Bedeutung für das Leben auseinandergesetzt hat, geht er auf eine Geschichte des Duells ein, worin über die verschiedenen Formen des Zweikampfes im Zusammenhange mit den verschiedenen Gesetzen der einzelnen Völker in gedrängter Kürze Thatsächliches in hinreichendem Maße mitgetheilt wird. Er beleuchtet in diesem historischen Abschnitte die

gerichtlichen Zweikämpfe, das Fehderecht des Mittelalters, und kommt dann auf die Ausbildung des modernen Duells. Es geht aus diesen Untersuchungen hervor, daß das Duell weit jünger ist, als man gewöhnlich glaubt, und nicht einmal in das germanische Alterthum hinaufreicht, sondern etwa am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts entstanden ist, seine formelle Ausbildung aber erst in's sechszehnte Jahrhundert fällt. Nach der Vorlegung der Thatsachen, welche die Geschichte des Duells bilden, entwickelt der Verfasser den Begriff der Ehre, von welchem dasselbe ausgeht, näher, als es in der Einleitung geschehen konnte, um die ganze Stärke jener Gründe geltend zu machen, die für das Duell angeführt werden, um dann unparteiisch über dasselbe urtheilen zu können. Auf solche Weise ist der Weg zu dem Verwerfungsurtheil gebahnt, welches im zweiten Abschnitt (S. 50 bis 55) über die Zweikämpfe ergeht. Zuerst wird gezeigt, in welch grellem Widerspruche dieser Gebrauch mit den Lehren des Christenthums stehe. Die Hinweisung auf die durch den Zweikampf verhöhnten Gesetze Christi wird unterstützt von einer Vorführung der Verbote von Päpsten und Concilien bis auf die neueste Zeit herab. Darauf zeigt der Verfasser, wie das Duell den allgemein vernünftigen und positiv politischen Gesetzen eines geselligen Verbandes unter den Menschen widerspreche. In diesem Abschnitt gibt sich besonders eine gründliche Kenntniß jener Verhältnisse, namentlich in höhern Ständen kund, aus welchen das Duell hervorzugehen pflegt. Diese Kenntniß kam dem Verfasser auch im letzten Abschnitte, welcher Vorschläge zur Abhülfe enthält, sehr zu Statten. Die Ehrengerichte, welche er anräth, möchten sehr viel zur Heilung des Uebels helfen können, obwohl es etwas streng scheint, wenn der Verfasser die Todesstrafe für unerlaubte Zweikämpfe empfiehlt.

Noch mehr Wirkung möchten wir von der Verbreitung solcher Erkenntniß über das Wesen des Duells erwarten, wie sie im vorliegenden Buche dem Leser nahe gelegt wird. In den eilf angehängten Beilagen sind sehr interessante Urkunden und Belege zur Geschichte des Duells mitgetheilt.

Niemand, der das Duell für wichtig genug hält, um gründlichen Aufschluß über sein Entstehen, sein Wesen und Unwesen zu erhalten, wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Schon als Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters ist es sehr verdienstlich. Obwohl der Verfasser als Jurist meistens den wissenschaftlichen Standpunkt des Rechts einnimmt, wenn irgendwie ein bestimmtes Urtheil gefällt werden soll, ist es doch so faßlich und fließend geschrieben, daß es auch in jene adelichen Kreise Eingang finden kann, denen der Verfasser selbst anzugehören scheint, und für welche es ein ganz besonderes Interesse haben muß. Die minder leicht verdauliche Gelehrsamkeit ist in Anmerkungen und in die Beilagen verwiesen.

Wollte der Adel die Grundsätze, welche in diesem Buche ausgesprochen sind, sich aneignen und in der Wirklichkeit durchführen, so würde er sicher innerlich erstarken und mehr, als dem Namen nach leben. Namentlich wäre zu wünschen, daß die Worte, mit welchen der Verfasser den dritten Abschnitt schließt, gehörigen Anklang fänden (S. 118):

„Wie das Duell zunächst aus dem Adel und mißverstandener adelicher Sitte hervorgegangen, so kann auch nur durch eine von ihm selbst ausgehende innere Kräftigung und klare Anschauung dessen, was er in unserer Zeit zu leisten berufen ist, die Restauration derselben wenigstens in dieser Beziehung ausgehen. Aus diesem Grunde daher kann ich nicht passender schließen, als mit einigen Worten an denselben, welchen ich nur wünsche, daß sie im selbigen Geiste aufgenommen werden, in dem ich sie gebe, daß sie, wie nur aus dem Wunsche hervorgegangen, das Wohl und Gedeihen des Adels zu fördern, in diesem Sinne verstanden werden möchten."

„Der Adel hat es mit allen privilegirten Ständen gemein, sich in höherem Grade noch, als es bei jedem Einzelnen der Fall ist, an eine Idee anlehnen zu müssen. Im germanischen Heidenthume waren, wie aus vielen Andeutungen geschlossen werden kann, die adelichen Geschlechter meist auch priesterliche. Zudem ging dasselbe von einer wirklichen Verschiedenheit des Blutes aus, so sehr, daß es an schlechteres Blut auch niedrigere Eigenschaften der Seele knüpfte. Seit der Annahme des Christenthums und durch das ganze Mittelalter hindurch war die stützende und belebende Idee des Adels die eines christlichen Kriegerstandes, welche Idee der Adel auch im Ganzen, trotz mancher Auswüchse, würdig

repräsentirte. Anders aber seit der Befestigung der fürstlichen Gewalt und der Einführung der stehenden Heere. Die Sphäre des Adels war dadurch um ein Bedeutendes verengert, ja seine eigentliche Lebensader unterbunden. Seit dieser Zeit sehen wir ihn rasch fallen, seine besten Kräfte, so wie seine Reichthümer an Höfen verschleudern, kurz seiner allerdings etwas unklarer gewordenen Aufgabe durchaus nicht mehr gewachsen. Der jüngsten Zeit endlich war es vorbehalten, die Quintessenz aller politischen Weisheit in völliger Aufhebung der Standesverschiedenheit finden zu wollen; und Einfluß und Macht lieber in den Händen reicher Bankiers und besoldeter Beamten, als im Besitz von Geschlechtern zu sehen, die doch, Alles wohl erwogen, schon durch ihre Vergangenheit, ihren Besitz, ihre Traditionen inniger mit den Schicksalen eines Landes verwachsen sind, als sogar die Besten unter denen, welche keine Vergangenheit haben, und eine sichere Zukunft für ihre Nachkommen nicht erwarten können. Dieß und vieles Andere gehört aber der Geschichte an, und meine Sache ist es nicht, auf dem Grabe des Adels rührende Elegien anzustimmen, sondern eher den noch übrig gebliebenen Trümmern neues Leben einzuhauchen, den alten Geist der Frömmigkeit, der Ehre, der Tapferkeit, kurz aller edlen Sitte zu beschwören, damit unter den neuen Formen der Adel nach wie vor vorzugsweise sei — Träger wahrer Civilisation."

„Doch wie das?"

„Zwei Dinge sind es, die ihm geblieben, seine Vergangenheit und ein noch ziemlich beträchtlicher Grundbesitz. Auf dieser Grundlage muß er fortbauen."

„Seiner Vergangenheit verdankt er die Pietät, welche, afterphilosophischen Theorien zum Trotze, das Volk zum großen Theile noch für ihn, wie für alles Alte, mit seinen früheren Geschicken Verflochtene hegt. Von größerer Wichtigkeit aber noch ist der Einfluß, welchen dieses Bewußtseyn bei nur mäßiger Begabtheit des Geistes und Herzens auf die Mitglieder des Standes selbst ausübt. Sich dieser Vergangenheit würdig zu zeigen, an des Vaterlandes Wohl und Wehe Theil zu nehmen, anstatt den müßigen Zuschauer zu machen, ist das Eine, — es wird das gebundene Leben sich dann üppig regen, in der wenn gleich alten, doch noch

frischen Wurzel, und ein Baum aus ihr erstehen, der noch viele Generationen mit seinem Schatten erquicken kann. Um aber dieß seyn zu können, muß er vor Allem das Rechte wollen in Wort und That. Stets treffe man ihn daher in den vordersten Reihen, wenn es gilt, das Unrecht zu bekämpfen, komme es, von welcher Seite es wolle; und gilt es, bei ihm eingewurzeltes Unrecht auszurotten, so lasse er sich auch da nicht säumig finden. Wenn nicht alle Zeichen trügen, naht ein großer Kampf — möge er ein bloß geistiger bleiben — des Rechts und der Wahrheit gegen Lüge und Unrecht; der Adel sammle daher seine Kräfte, mustere sie, richte sie auf Edles, Bleibendes, Dauerndes, so wird ihm keine Zeit für Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten bleiben. — Die Zeit ist ernster, als Viele meinen, die Ruhe nicht so groß, als es diejenigen glauben machen möchten, in deren Interesse es liegt, den Wächtern der Ordnung, den Priestern des heil. Feuers in der Menschheit ein Schlaflied vorzutrillern."

„Durch Grundbesitz und Vermögen überhaupt aber ist dem Adel andererseits das Mittel in die Hand gegeben, für die Civilisation im höhern Sinne zu wirken. Förderung gesunden, religiösen und politischen Sinnes auf dem Lande, Hebung der untern Volksklassen (wozu er mir viel tauglicher erscheint, als die neuerstehenden Vereine, deren Tendenzen nicht frei von anderweitiger Beimischung seyn dürften), Pflege des materiellen Wohlstandes, günstiger Einfluß auf Belebung des Familiensinnes im Bauernstande sind, däucht mir, Zwecke, eines edlen Strebens nicht unwerth. Vielfach sind die offenen Wunden der Zeit. Genußsucht und Rohheit sind unverkennbar im Zunehmen, und bald wird man sich vielleicht nur mehr dunkel erinnern, daß es ehemals ein Gefühl gegeben habe, das man Pietät nannte. Gegen die hereinbrechende Armuth läßt sich gleichfalls mit vereinten Kräften Vieles, und meiner Ansicht nach das allein Ersprießliche leisten. Ferner liegt eine Hauptbestimmung des Adels, die er nicht verkennen sollte, darin, in unserer papier- und rescriptenreichen Zeit, die persönliche Wirksamkeit auf das Volk zu repräsentiren und auszuüben. Wollen aber muß man, und wollen soll man. Privilegien ohne höhere Weihe sind nichts als beleidigende Vorrechte, sind nicht lebensfrische Zweige, sondern unförmliche Auswüchse am

Volksstamme. In der Geschichte ist es unerhört, daß jemals ein bevorzugter Stand existirt habe, der nicht durch die religiöse Meinung getragen worden wäre. Von da allein kommt Heil, und rettet den Adel nicht die Religion, sieht er dieß nicht zu guter Stunde noch ein, so ist er unvermeidlich verloren."

„Ob es unter solchen Umständen recht, will ich nicht sagen, ja nur vernünftig und politisch sei, unchristliche Ideen aufrecht zu erhalten, welche unsere Vorfahren bei der gänzlich veränderten socialen Stellung gewiß die ersten wären, aufzugeben; ob Gallomanie, Anglomanie, Hippomanie und wie alle diese Manien noch mit Namen heißen mögen, am rechten Platze seien, mit dieser Frage schließe ich."

— „Ein Jeder möge selbst antworten, — und — verantworten."

XI.

An den Correspondenten der Allgemeinen Zeitung in Sachen Tirols.

Die historisch-politischen Blätter haben dem Geschreibe und dem Gehaber über Tirol und seine religiösen und literarischen Zustände die längste Zeit ruhig zugesehen; sie haben die Allgemeine von Augsburg und die Postzeitung, Touristen und Nichttouristen, preußische Pietisten und nichtpreußische Josephiner, in gutem oder bösem Sinne schreiben lassen, ohne sich irgendwie in den Kampf der Parteien zu mischen. Erst als die Schulmeisterei, womit man das katholische Volk in den Bergen in die Zucht nahm, zu arg ward, als dieser Correspondenz- und Literaturzweig eine, dem katholischen Leben immer feindlichere Tendenz annahm, und man auch hier, angeblich gegen den Jesuitismus kämpfend, mit schonungsloser Lei-

denschaft sich bald verdeckte, bald offene Angriffe und Schmä-
hungen gegen Personen und Zustände erlaubte, erst da nahmen
sie am Schlusse des verflossenen Jahres einen Artikel auf. Es
war eine Stimme der Nothwehr, welche im Namen eines viel-
fach in seinem Heiligsten gekränkten und bedrohten Volkes aus-
gesprochen war. Der Artikel war, welche entschiedene Ueber-
zeugung ihn auch niedergeschrieben hatte, mit aller Mäßigung
und in den Gränzen des strengsten Anstandes geschrieben, er
war unbefangen genug, auch dem Gegner, wo er es verdiente,
seine volle Anerkennung zu zollen, fern von jedem blinden Ei-
fer. Er schloß mit Worten der Besänftigung an seine Lands-
leute, die wir hier absichtlich unsern Lesern in's Gedächtniß
zurückrufen:

„Die katholischen Tiroler", so hieß es, „können aus diesen
Vorkommnissen manche zeitgemäße Belehrung schöpfen. Die Wan-
derungen durch ihr schönes Alpenland werden nicht aufhören, wenn
es auch mancher Kurzsichtige wünschen oder hoffen mag, und
eben so wenig der Anflug akatholischer Wünsche und Begier-
den. Große Vorsicht und Klugheit ist nöthig, um einerseits
keine Rücksicht zu verletzen, die man jedem religiösen Bekennt-
nisse schuldig ist, andererseits die katholische Ueberzeugung un-
versehrt aufrecht zu erhalten. Der tiefe Zug von Gutmüthig-
keit und Wohlwollen, der nach Steub durch das ganze tiroli-
sche Volk geht, lehrt am besten die rechten Wege, nach keiner
Seite zu verstoßen. Nur lasse sich Niemand träumen, daß er
ohne Entschiedenheit Andersdenkenden gegenüber Achtung oder
Schonung zu erwarten habe. Nie soll die Herzensgüte so weit
gehen, in diesem Punkte irgend eine, wenn auch nur schein-
bare Concession zu machen. Bisher hat Tirol Haus, Stube
und Tisch gern mit jedem Fremdlinge getheilt, und wir hoffen,
daß diese schöne deutsche Herzlichkeit nicht aufhören werde,
wenn auch viele Reisende dafür eben nicht danken sollten.
Aber die Lehre soll unvergessen bleiben, die wandernde Schrift-
steller dem Tirolervolke zu geben nicht ermüden: Hüte deinen

Glauben, dein Herz und deine stille Häuslichkeit, wenn du nicht ein Opfer ungläubiger, indifferenter Pamphletisten werden willst, wie die revolutionäre Schweiz in ihrer größten Zerrissenheit von erbitterten Parteien, die sich wechselseitig zerfleischen. Sammle dich mit klarem Bewußtseyn und mit dem Muth, der dich in keinem Kampfe verlassen hat, gegen Angriffe auf deine heiligsten Güter, die mit jedem Jahre wiederkehren werden, und sei bereit, Rechenschaft zu geben vom Grunde deines Glaubens."

Der Artikel selbst machte daher auch den besten Eindruck und fand, wie der Redaction ausdrücklich bezeugt ward, vielfachen Anklang, als ein zur rechten Stunde gesprochenes Wort.

Allein wie wird nun den historisch-politischen Blättern dieß erste Wort, dem sie über Tirol ihre Spalten geöffnet, von Seiten der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung gedeutet, die da einer freisinnigen Besprechung öffentlicher Verhältnisse jeder Zeit das Wort redet. In ihrer Rubrik zum Blatte vom 3. Jan. 1847 kündigt sie mit den Worten „Tirol, ein Ankläger" (soll ohne Zweifel so viel heißen, als Denunciant), einen Correspondenzartikel „aus Tirol Ende Decembers" an. Und was enthält dieser gegen einen sogenannten Ankläger gerichtete Artikel, den sie sich nicht gescheut hat, in ihr Hauptblatt aufzunehmen? Etwa eine ruhige Beurtheilung der dort geäußerten Ansichten? Eine Widerlegung der vorgebrachten Beweise? Eine Aufklärung allenfallsiger Mißverständnisse oder eine Antwort auf nur zu wohl begründete Klagen? nichts von allem diesem — nur elende Personalien, in einer Weise vorgebracht, aus der nichts als Haß und Erbitterung, aber kein Geist und kein Witz spricht. Auf diese Weise behelligt die Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung ihre Leser mit dem ganzen jämmerlichen Trictrac des persönlichen Parteikampfes. Unser mitgetheilter Artikel war anonym; allein der Correspondent der Allgemeinen Zeitung kennt nicht nur seinen Verfasser, sondern er kennt auch alle übrigen gehei-

nen Artikel, die dieser vermuthete Verfasser vermuthlich geschrieben hat. Pöbelhafte Schmähungen und Verdächtigungen, mit Trivialitäten verbindend, schämt er sich sogar nicht, die arme alte Rozinante des Don Quichotte zu besteigen, und darauf gegen den vermeintlichen Missethäter in die Schranken zu reiten. Wie aber leidenschaftlicher Eifer sich in seiner Blindheit gewöhnlich zu überpurzeln pflegt, so ist es auch diesem ritterlichen Kämpen geschehen, den die Redaction auf uns und unseren „Ankläger" losgelassen. Das Urtheil über Giovanelli und der Hinblick auf die innere Zerrissenheit Deutschlands, „wo die Furien mit brennender Fackel auf allen Landstraßen und Märkten umziehen, und ein Abgrund dem andern zuruft", ist in ihren Augen ein Criminalverbrechen jenes von ihnen vermutheten Anklägers. So möge denn der Allgemeinen Zeitung und ihrem Correspondenten von unserer Seite die Erklärung zur künftigen Warnung, vorsichtiger in ihren persönlichen Anklagen zu seyn, dienen: daß der Schreiber dieser verbrecherischen Worte niemal die Ampezzaner Straße auf einer Nachtfahrt im Eilwagen kennen gelernt hat, und also hiedurch auch nicht konnte bewegt werden, die deutschen Gebiete sich von Abgründen klaffend und von Furien in Brand gesteckt zu denken, daß derselbe endlich nie eine Zeile über die Ampezzanerstraße geschrieben. Wenn aber derselbe Correspondent am Schluße seine Rhapsodie damit krönt, daß er von anderen vermutheten Correspondenzen des hochverrätherischen Verfassers jenes Artikels spricht, „worin selbst der wohlwollende, nach allen Seiten billige und ausgleichende Landeschef und was ihm nahe stand, zeitweise im scurrilsten Ton behandelt wurde" — so überlassen wir eine solche Verdächtigung, die einer Denunciation mehr als ähnlich sieht, ohne Neid der Allgemeinen Zeitung, denn auf eine in dieser Weise geführte Polemik haben wir aus begreiflichen Gründen keine Worte der Erwiederung.

Die Redaction der histor.-polit. Blätter.

Während wir diese Erklärung abfaßten, kam uns eine Zuschrift aus Tirol selbst zu, welche der Allgemeinen Zeitung zeigen wird, wie man im Lande selbst über Artikel von diesem Kaliber urtheilt.

Tirol am 8. Januar 1847.

Die Zornwolke, die seit vierzehn Tagen über den Aufsatz „Tirol und seine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche“, um die tirolischen Berge gekreist, ist endlich am 3. Januar in einer Spalte der Allgemeinen Zeitung mit grobem Schimpfe geplatzt; nicht gegen unsere Thatsachen und Beweisgründe, die unanfechtbar waren; sondern gegen Beda Weber in Folge faulen Stoffes, der seit vier Jahren sich angehäuft. Nicht in eigner Rüstung schreitet unser Gegner einher, sondern mit der zweiten Auflage eines persönlichen Angriffes, den Doctor Ludwig Steub, freilich weit geschickter, am 10. October 1844 in der Allgemeinen Zeitung geführt hat. Alle Einzelnheiten desselben kehren hier wieder, selbst die Ampezzanerstraße, die damals in Person dem Scandal beiwohnte, wohl offenbar aus Mangel an eigener Phantasie und Erfindungsgabe, ohne den Geist und die klassische Bildung des Griechenfreundes. Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben! Der Geselle nimmt den Mund voll, wie die drei Schneider von London: „Wir das Volk von England!“ aber er fühlt selbst das Unhaltige seiner Prahlhanserei, und zieht sich auf das Urtheil „aller Verständigen im Lande“ zurück, die leider mit ihm alle nicht einverstanden sind. Mir scheint, ihn drückt seine eigene Lage, seine Isolirtheit, seine Unpopularität wie ein Alp, und so wirft er seinen Mißmuth auf Beda Weber. Sogar der Zweifel ist erlaubt, ob die Stimme wirklich aus Tirol ist. Will dieser zweideutige Geist wissen, wie das Volk von Tirol und seine Hirten über den vorliegenden Handel denken? Die katholischen Blätter aus Tirol sprechen es im ersten Hefte dieses Jahres unumwunden aus: „Vieles ist in neuester

Zeit über unser Vaterland Tirol geschrieben worden, und al-
berne Dinge hat man in Zeitungen ausgetragen, in dünnen
Heften und dicken Bänden in die Welt geschmuggelt. Der Eine
beurtheilt unser tirolisches Leben nach dem Maßstabe einer
deutschen Hauptstadt, und was nicht in seinen pietistischen
Kram paßt, wird rücksichtslos und hart weggeworfen. Der
Andere holt seine Wahrsprüche über Tirol am bestaubten Zech-
tische oder bei Kellnerinnen, und erwählt sich einen Gewährs-
mann, der mit seiner Umgebung im Hader liegt. Ein Drit-
ter schreibt über unsere Zustände mit einer Tinte, die der Geist
seiner Partei gekocht hat, und brüstet sich dabei ganz behag-
lich, nur er habe den Nagel auf den Kopf getroffen." Das
klingt ganz anders, als wir in unserer Bescheidenheit auszu-
sprechen gewagt! Und zur weitern Charakterisirung der Lan-
desgesinnung fährt die Redaction der katholischen Blätter weiter
fort: „Unsere Zeitschrift hat gezeigt, daß die sogenannte Aufklä-
rung, welche man unserm Lande einschmuggeln, anrathen und
aufdringen will, ganz und gar unvolksthümlich ist; sie hat ge-
zeigt, daß unserem Volke die Religion noch die höchste Ange-
legenheit des Herzens, und kirchliche Feste hierorts auch Feste
des Volkes sind. Das katholische Volk, welches sich an vie-
len Orten in sorglosen Schlummer wiegte, ist wach geworden,
die Religion der Väter als höchstes Kleinod aufzunehmen.
Den schlechten Bestrebungen der Zeit gegenüber darf Niemand
die Hände in den Schooß legen, unerläßlich ist die Pflicht für
jeden Freund des deutschen Namens, muthig den Kampfplatz
zu betreten." So schreibt nicht Beda Weber, sondern die Re-
daction der katholischen Blätter aus Tirol unter geistlicher und
weltlicher Obhut und Censur in der Hauptstadt des Landes,
durch die Bischöfe gepflegt und unterstützt. Das muß doch die
Meinung des Landes und seiner geistlichen Völkerhirten seyn,
und wenn sie der fastende Einsiedler in seiner Andacht auf
Malepartus überhört hat, so ist es nicht unsere Schuld. Sprä-
che Beda Weber in diesen tirolischen Zeitfragen auch mit, so

ist ihm ja Uhland günstig mit seinem Spruche: „Und einer bin ich auch!“ Man muß von Reinecke nicht bloß Niederträchtigkeit lernen, sondern auch seinen Geist und seinen Humor, sonst wird die literarische Bosheit lächerlich und ungenießbar; die unsinnigsten Purzelbäume, das zornigste Gepolter entschädigen nicht für den Mangel an Gemessenheit und Anstand. Hätten unser Gegner und mit ihm die Redaction der Allgemeinen Zeitung ein etwas feineres Gehör gehabt, so hätten sie sich mehrere lächerliche Fehlschüsse auf Beda Weber erspart. Wäre uns ein solcher Schützenbock begegnet, so könnten wir uns im Gefühl solcher Niederlage kaum trösten. Und nun die furchtbare, selbstverschuldete Isolirung, in der Beda Weber weitweg von den Hallen des tirolischen Gelehrtenhimmels leben muß!!! So viel Zärtlichkeit für einen verhaßten Gegner offenbart unzeitig die Gedanken der eigenen Seele. Wo sind denn die schriftstellernden Tiroler, welche diese Isolirung handhaben? Doch wohl nicht der Herr Correspondent oder einer seiner feingeschulten Freunde in Innsbruck, oder beide in einer Person? Fuimus Troes, fuit Ilion, et ingens gloria Teucrorum! Von diesen zog sich Beda Weber allerdings zurück, und zwar aus eigener Wahl, weil er weder auf ihren Wegen, noch mit ihren Grundsätzen gehen wollte, weil er nicht nach der Forderung eines ihrer Sendlinge „dem Fürstbischofe von Brixen und den tirolischen Pfaffen“ absagen, und dieß in einem Zeitblatte erklären wollte. Will er zurückkehren, o der Tempel dieses Ruhmes steht offen, man verzeiht so gern um den Uebertritt zur Partei! Und der Schluß der Correspondenz, dieser Honigfladen für Albert Jäger und den ersten Beamten des Landes! welche schweifwedelnde Bosheit! Und wie erbaulich klingt nicht aus solchem Munde die wenig versteckte Appellation an die Polizeigewalt, auf literarischem Felde das sichere Kennzeichen aller faulen Geschichten und verlornen Händel.

Zum letzten und größten Verdruße sind wir dem Einsied-

ler auf Malepartus das Geständniß schuldig: er irrt himmelweit, es ist unter uns Friede und Eintracht, wie man sie nur wünschen kann. Beda Weber bleibt sogar aus eigener Wahl in Meran, um das Doppelamt seines Mitbruders in Innsbruck möglich zu machen. Und wir gestehen, es ist mehr, als wir von ihm erwartet haben. Schmerzlich muß das freilich seyn, diese mühevoll ersonnene captatio benevolentiae wirkungslos in die Lüfte verschwinden zu sehen. Und nun zuletzt die Redaction der Allgemeinen Zeitung, die sich bei dieser Correspondenz so taktvoll, so landeskundig, so religionsfreundlich benommen hat, wird sie diese einfachredliche Erwiederung wohl auch abdrucken? Sie macht ja in Deutschland die Historie, und zur Historie gehört bekanntlich auch das audiatur et altera pars!

XII.

Erklärung.

Als im Jahre 1843 der erste Band von Dr. Sepp's Leben Christi zum Drucke sich vollendet hatte, wurde der Unterzeichnete vom Verfasser ersucht, ihn mit einer Vorrede einzuführen, und es war kein Grund vorhanden, sich der Erfüllung dieses Gesuchs zu weigern. Die Vorrede wurde geschrieben, und war unvermerkt zu einer Abhandlung über die primitiven Grundacte zur Feststellung des Verhältnisses zwischen Gott und der Creatur angewachsen. Denn der Verfasser hatte seinem Werke eine Einleitung von LXIV Seiten vorgesendet, in der er meine damaligen Vorlesungen über die Mythologie ihrem wesentlichen Inhalte nach zusammengestellt, und es hatte mir geschienen, die dort auf historischem Wege ausgemittelten Ideen seien an dieser Stelle auch einer tieferen Begründung noch bedürftig. So hat mein Antheil an dem Bande nahe die Hälfte seines Umfanges, 176 Seiten, betragen, und es war klar, daß ich damit die Verantwortlichkeit für seinen ganzen übrigen Inhalt übernommen; aber es konnte damit nicht gemeint seyn, daß diese meine Responsabilität sich damit auch auf die übrigen Bände des damals unvollendeten Werkes erstrecke, auf deren Jedem

mein Name immer wieder auf's Neue erschien. Die Vorrede hat Seite XIII vom Verfasser des Buchs gezeugt: „daß die Gesinnung, die ihn bei seiner Arbeit geleitet, die ehrenwertheste gewesen, und daß er keine Mühe sich verdrießen lassen, durch Zusammenbringung des erforderlichen Apparates seiner Aufgabe sich gewachsen zu machen. Der Augenschein zeige zudem, daß er durch scharfsinnige Combination aller Umstände Resultate erlangt, die, wenn sie auch der Natur der Sache gemäß sich nicht mathematischer Gewißheit rühmen könnten, doch so wohl zusammenstimmten, daß das Endergebniß jenen Grad von Probabilität gewinne, mit der wir uns in Dingen solcher Art begnügen müssen." Noch jetzt, wo das ganze Werk ihm vorliegt, muß er dieß Urtheil, was die Gesinnung, die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung, und das wohlmeinendste Bestreben mit Allem das Kirchliche zu fördern betrifft, bestätigen. Aber der Vorredner hat auch Seite X gesagt: „Der Verfasser dieses Buches hat den Beruf zu seiner Abfassung in sich gefühlt. Er hat es wohl empfunden, daß der wichtige, inhaltreiche Gegenstand sich beinahe zu schwer für eine junge, noch ungeübte Kraft erweise, und einen umfassenden Ueberblick über große, weit ausgebreitete Gebiete des Wissens verlange, der sich nicht leicht in kurz dauerndem Aufsteigen gewinnen läßt. Aber sich bewußt, daß er das Seinige dabei gethan, hat er vertraut auf die Gunst, die der katholische Stand- und Gesichtspunkt ihm gewährt." Dieser katholische Standpunkt aber betrachtet die Kirche nicht als ein Uhrwerk, um das Dogma zu weisen und zu schlagen; sondern als ein von ihrem allzeit gegenwärtigen Gründer beseeltes Leben, dem seine Lehre als Geist einwohnt; getragen nach abwärts äußerlich von der Schrift, innerlich von der Tradition, ihrer lebendig fließenden Erinnerung. Wer also auf diesem Standpunkte steht, wird beide Grundvesten ihrer Wahrheit mit gleicher Sorgfalt hüten; weil an ihre Harmonie das harmonische Gleichgewicht des ganzen kirchlichen Bestandes gewiesen ist. Der Verfasser des Lebens Christi

aber hat in der wissenschaftlichen Evangelienkritik im siebenten Bande seines Werkes durch seinen Eifer, die Kirche gegen die Einwürfe ihrer Gegner zu vertheidigen, aus jener harmonischen Mitte sich verdrängen lassen; und ich fühle durch meine Ueberzeugung mich gedrungen, meine Verantwortlichkeit in diesem Punkte und Allem, was im Verlaufe der Schrift damit zusammenhängt, und zwischen den Zeilen gelesen werden soll, entschieden zurückzuweisen. Die Kirche selber ist zu aller Zeit die gesuchte Evangelienharmonie gewesen; denn diese Evangelien sind von ihr aus einer solchen lebendigen Harmonie ausgegangen; jedes Evangelium muß also schon als der Ausdruck der Stimmung, zu der diese Harmonie in einer bestimmten Periode ihres Daseyns gediehen, gelten. Ueber keinen Punkt ist die kirchliche Tradition so einstimmig durch alle Zeit gewesen, als in der Annahme: daß der Apostel Matthäus das älteste Evangelium in hebräischer Sprache geschrieben; und daß der griechische Text, den die Kirche in ihren Canon aufgenommen, eine Uebersetzung des hebräischen sei. Das ist also die erste Harmonie, zu der die Apostel in ihrer Conferenz vor dem Untergange Jerusalems sich geeinigt, und die sie den Gläubigen im Mittelpunkt der Kirche und Angesichts der Synagoge vorgetragen. Der Fall Jerusalems verjagte die Gemeinde; der hebräische Text ging verloren, und nur der griechische blieb in der hellenischredenden Gemeinde zurück. Als die politische Mitte der damaligen Welt auch die kirchliche wurde, mußte die Verkündung der neuen Botschaft sich auch den Bedürfnissen der neuen Gemeinde harmonisch zustimmen; und so ist in Rom die Evangelienharmonie des Marcus unter den Auspicien des Apostels Petrus hervorgetreten. Aber das Heidenthum der Inseln der Völker um die Capitole her, bedurfte auch einer ihm entsprechenden Temperatur, und es hat sie, unter Beihülfe seines Apostels, in der Evangelienharmonie des Lucas erhalten. Endlich hat der Längstlebende der Apostel alle diese Harmonien, sie ergänzend und durch sein Princip der Liebe verbindend, nochmals temperirt, und nach

oben durch seine Logoslehre sie geschlossen, und so das ganze Werk vollendet. Das ist also die natürliche Ordnung der Dinge gewesen: Das Christenthum vom alten Tempel seinen Ausgang nehmend, siegreich im Capitole sich niederlassend, über alle Provinzen sich verbreitend, und zuletzt zum himmlischen Jerusalem sich erhebend. Wäre es nicht die Lehre der Kirche, die Wissenschaft müßte sich mühen, das Fehlende zu ergänzen, und das Recht des Naturlaufes zu vertreten, nicht aber auf seine Kosten eine gelehrt künstliche Harmonie in die Luft aufzubauen, die die Urheber dieser Bücher nicht beabsichtigten. Denn sie wollten keine Regesten der Thaten des Erlösers in aller urkundlichen, chronologischen Schärfe schreiben, nur die Welt bestimmen, daß sie seine Lehre thue; alles Uebrige war ihnen Nebensache. Der Verfasser, indem er am Schluße seines Buches in Allem sich vollkommen dem Urtheile der heiligen katholischen Kirche unterwirft, hat seine Gesinnung gegen jede Mißdeutung gesichert; aber es wäre ohne Zweifel besser gewesen, hätte er, wie im meisten Uebrigen, so auch in dieser Sache, seine Ueberzeugung durch die Natur der Dinge und durch die kirchliche Ueberlieferung bestimmen lassen, und sie mit ihr in Harmonie gebracht.

München, am 13. Januar 1847.

J. v. Görres.

XIII.

Zeitläufte.

Empfehlung der zweiten Auflage der Gespräche aus der Gegenwart. — Mittheilung eines Sendschreibens an Hrn. v. Waldheim. — Liberalismus eines Correspondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — Ein Wiener Unterhaltungsblatt nimmt das Wort für die bessern und geistvollern politischen Doctrinen. — Blicke auf die Geistesarmuth des banalen Liberalismus. — Discussion über den Staatszweck mit einem Bureaukraten. — Eigentliche Gottlosigkeit des modernen Beamtenabsolutismus. — Hegel's Staatslehre als offizielle Doctrin zu einer schon viel älteren Praxis: Instinctmäßige Abneigung des Communismus und des Absolutismus gegen das Jenseits. — Gegensatz der heidnischen und der christlichen Staatslehre. — Praktische Erfolglosigkeit der Bemühungen Haller's. — Unmöglichkeit, sich mit Jenen zu verständigen, welche die Abkehr von Gott zum Ausgangspunkt ihrer Politik machen. — Antike Vergötterung des Staats. — Alle moderne Freiheit beruht wesentlich auf der Sonderung von Kirche und Staat. — Erfolglosigkeit der pietistischen Bemühungen zur Wiederherstellung derselben. — Rückschlag in's Heidenthum auf dem politischen Gebiete, als nothwendige Folge der Losreißung von der Kirche. — Folge dieser neuen Stellung ist die Substitution des „allgemeinen Glücks", in die Stelle des Rechtsschutzes, als Staatszweck. — Allesregiererei und allgemeine Unzufriedenheit. — Muthmaßlicher Ausgang beider. — L. v. Haller's Kampf für die Privatfreiheit gegen den Staatsabsolutismus. — Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieser Bemühungen und tiefe Wahrheit des ihnen zum Grunde liegenden Princips. — Versuch einer Aussöhnung des Gemeinwohls mit der Verpflichtung der Gewalt zum Schutze der Privatrechte.

Den 8. Januar 1847.

Unsere geneigten und ungeneigten Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß diese Blätter im Sommer des vorigen

Jahres die „Gespräche aus der Gegenwart“ als eine der wichtigsten und erfreulichsten Erscheinungen in der Literatur des Tages begrüßten. Wir freuen uns, Ihnen ein weiteres Sendschreiben an Herrn v. Waldheim aus derselben Feder mittheilen zu können. Gegenstand desselben ist dießmal das Ständewesen und dessen Unterschied von der Repräsentativconstitution, eine Materie, die naturgemäß in die Grundtiefen der Politik, und auf die schwierigsten Probleme des philosophischen Staatsrechts führen muß. Wahrlich! Verständigung Derer, die sich über diese Lebensfragen der Gegenwart noch verständigen können, ist zu allen Zeiten wünschenswerth, in diesem Augenblick aber um so nothwendiger, als die sich periodisch erneuernden Gerüchte von der Ertheilung einer „reichsständischen Verfassung für die preußische Monarchie“ immer bestimmtere Umrisse gewinnen. Hören wir darüber nun einen Mann, der augenfällig nicht in dem gewöhnlichen, statistischen Cadre der politischen Meinungen unterzubringen ist, und der außerhalb der Strömungen des politischen Parteigeistes stehend, mit den gewöhnlichen Gegnern der „Constitution“ wohl eben so wenig zu verwechseln seyn möchte, wie zwischen ihm und den platten Anbetern derselben aus Rotteck's und Welker's Schule irgend eine Gemeinschaft oder Berührung statt findet. Wir empfehlen übrigens bei dieser Gelegenheit unserm geehrten Publikum dringend die, im nachstehenden Sendschreiben citirte, zweite, bedeutend vermehrte Auflage der „Gespräche aus der Gegenwart.“ Diese verdienen, mehr als tausend andere Producte der deutschen politischen Presse, Interesse und Aufmerksamkeit, schon deßhalb: weil sie ein Schritt aus dem ewigen Einerlei unseres stereotyp gewordenen Zeitungsliberalismus in eine lebensfrische und objective Auffassung der politischen Zustände Deutschlands sind.

Sendschreiben an Herrn v. Waldheim.

Schon seit geraumer Zeit, mein theurer Freund, war ich Willens, wie ich es mündlich versprochen, Ihnen meine Gedanken über jene Gespräche mitzutheilen, in welchen Sie unsern alten, werthen Bekannten zur Klarheit über ihre eigenen Wünsche und Bestrebungen in Beziehung auf die höchsten politischen Interessen der Zeit zu verhelfen suchen. Ich bedaure nur, daß Ihr Talent bei diesem lobenswerthen Geschäfte eben so groß, als Ihr Erfolg, dem ministeriellen Absolutismus und industriellen Liberalismus gegenüber, gering ist. Eine Reihe ganz äußerlicher Hindernisse hat mich seit unserm letzten Zusammentreffen genöthigt, die Lösung meines Wortes zu verschieben, bis mir in jüngster Zeit der, durch höfliche Formen gezähmte Ingrimm des Artikels in der Allgemeinen Zeitung vom 11. December 1846 meine Verpflichtung wiederum recht lebhaft vor das Gemüth und unter die Augen rückte. Zweierlei hat mich an diesem Widerspruche, den Sie dort erfahren, gefreut. Erstens hat der Verfasser jenes Artikels, augenscheinlich schon in Ihrer Schule, die Natur unserer schriftstellernden liberalen Landsleute überwinden, und sich, wenn auch noch nicht mit Wohlwollen und Unpartetlichkeit, so doch vorläufig mit urbaner Glätte ausdrücken gelernt. Dieß ist ein Fortschritt, und in Deutschland kein geringer, — folglich aller Anerkennung werth. Zweitens war es mir eine freudige Ueberraschung, daß aus einer Sphäre, wo Sie gewiß Anklang und Verständniß zu finden am wenigsten vermuthet haben werden, plötzlich, gerade bei Gelegenheit jenes Angriffs in der Allgemeinen Zeitung, ein ehrlicher, eben so gescheuter als energischer Vertheidiger für Sie aufsteht. In einem Wiener Unterhaltungsblatte (die Gegenwart Nr. 301, Jahrgang 1846) findet sich ein Aufsatz: „die Gespräche aus der Gegenwart und die Augsburger Allgemeine." Ich will sie hier nur auf den Schluß desselben aufmerksam machen. Ihr unbekannter Sachwalter führt dort dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung

zu Gemüthe, daß er „mit bereits oft geführten Waffen die Sache des Industrialismus, der ausschließenden Begünstigung materieller Interessen und der Plutokratie, des Taxirens der Menschenwürde nach den Steuerbeiträgen (oder auf der aus Beisele's Querzügen bekannten Frankfurter Wage) mit den Interessen des Mittelstandes zu vermengen, und hinter diesem Schilde zu vertheidigen suche." „Denn er hat es eben verschmäht, bis zu den Grundansichten vorzugehen, und so gegen Mißverständnisse sich zu verwahren. Nur dem Schluße, worin er die Ohnmacht und Erfolglosigkeit des Buches voraussagt, muß ich das Geständniß entgegensetzen, daß in Wien allein mehrere Personen sich befinden, die durch dieses Buch theils über ihre Stellung völlig klar sich wurden, theils von abweichenden Ansichten her zu Waldheim's Grundsätzen mit tiefster Ueberzeugung sich wendeten, ja daß ich selbst unter diese gehöre. Deßhalb empört sich auch mein Gefühl bei jener unwürdigen Verfärbung des Inhaltes, welche viele von der Bekanntschaft mit einem Buche abhalten könnte, in dem sie mindestens die geistreichsten Ideen und eine meisterhaft klare Abbildung der Zeitbewegungen gefunden." — Hier haben Sie ein ächtes Zeugniß über den wirklichen Erfolg Ihrer Gespräche, der den Zorn des Correspondenten der Allgemeinen Zeitung leicht erklärt. Merkwürdig und wohl zu beachten ist deren Kampfesweise. Ihr sehr loyaler Gegner erkennt Ihre Meisterschaft im Dialog an, wofür wir uns ihm nicht im geringsten zu Dank verpflichtet fühlen, da er nur zugibt, was er nicht läugnen konnte. Dann aber erinnert er, „daß diese Art der Darstellung wohlfeile Gelegenheit gäbe, einen unbeantwortbaren Einwand los zu werden, da eine geistreiche und heitere Wendung oder ein dramatisches Abbrechen leicht gefunden sei." Wahrlich! noch leichter und bequemer scheint mir die meuchlerische Taktik des bannalen Liberalismus und seiner Organe, welche „unbeantwortbare Einwände" durch unbedingte und schonungslose Unterschlagung widerlegen, und ihre Partei durch die bekannten Mittel des Secretirens und

der Entstellung mißliebiger Einwürfe in dem süßen Wahne zu erhalten suchen: kein ehrlicher und vernünftiger Mensch habe jemals an ihren Doctrinen den leisesten Zweifel gehegt. Sie, mein werther Freund! sind meines Wissens der Erste, der mit Gewandtheit und Leichtigkeit, wie kein anderer moderner Schriftsteller, eine Form wieder belebte, die seit den großen classischen Mustern untergegangen schien. Zum Lohne dafür wirft Ihr Gegner, sich höflich wegen des gewählten Ausdrucks entschuldigend, Ihnen „eine kleine diplomatische Perfidie“ vor, „weil sie den beiden Personificationen des Mittelstandes, dem Ministerialrath und dem Fabrikanten so gar bescheidene Geisteskräfte zugebilligt hätten.“ — „Nein! dieser besitzt noch andere Kräfte!“ Hätte nur der, welcher sich uns als disponirender Repräsentant dieser ausgezeichneten Geistesgaben vorstellt, sich bei eben dieser Gelegenheit, wo er unsere Erwartungen und unsere Ansprüche an sein eigenes Talent auf die Spitze treibt, nicht selbst so arge Blößen gegeben. Denn wenige Zeilen vorher hat er noch mit „wahrem Kunstwohlbehagen“ anerkannt, die gewählten Charaktere seien meisterhaft gezeichnet, mit bewundernswerther Folgerichtigkeit durchgeführt, der bureauselige Ministerialrath und der spießbürgerlich liberale Fabrikherr stünden leibhaftig vor ihm. Haben Sie also, lieber Waldheim! wie man hiernach wohl anzunehmen berechtigt ist, diese Gestalten aus dem Leben gegriffen, so waren Sie auch in Ihrem guten Rechte, sie redend einzuführen. Der Vorwurf Ihres Gegners beruht also auf einem augenfälligen Widerspruche mit sich selbst, und das einzige Argument, womit er den beiden „Steifleinenen“ zu Hülfe kommen kann, ist das, bei den Haaren herbeigezogene Mißverständniß: als wollten Sie dem Mittelstande mit hochtorystischer Anmaßung den Handschuh vor die Füße werfen. Wahrlich! Herr Crusius ist zu ehrlich und Oeder zu gescheut, um mit solchen Waffen zu fechten, und beide Ehrenmänner haben es gewiß nicht verdient, von diesem Bundesgenossen vor den erleuchteten Habitués der Allgemeinen Zeitung mit unbegründeter Ueberhebung als

armselige Tröpfe behandelt zu werden. Beide sagen, Jeder für seine Sache, was sie auf ihrem Standpunkte und nach ihrem Charakter zu sagen wissen; wer hätte das von beiden vorgebrachte Raisonnement nicht schon zehntausendmal im wirklichen Leben gehört! Darauf beruht die strenge historische Wahrheit, und zugleich der unermeßliche Erfolg dieser Unterredungen, daß sie nicht bloß fingirt, sondern (von der zufälligen Einkleidung abgesehen!) gerade so und nicht anders gehalten sind, und tagtäglich gehalten werden. — Sie, mein werther Freund! haben, wenn ich Sie recht verstehe, nicht dociren, nicht abschließen, Niemanden eine fertige Theorie aufdringen, sondern nichts als ein Bild des Lebens in diesen Gesprächen niederlegen wollen. Daher bleibt dort auch der Sieg regelmäßig unentschieden, und nirgendswo haben Sie auch nur mit einer Sylbe darauf hingedeutet, daß eine, den redenden Personen in den Mund gelegte, „ausweichende oder ungenügende Antwort" immer die einzig mögliche sei. Ich selbst habe, wie Sie wissen, Ihren eigenen Aeußerungen, die Sie zu Gunsten der katholischen Sache thaten, mancherlei Zusätze, Berichtigungen und Verwahrungen beigefügt. Warum sollte es dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung nicht frei stehen, seinen Geistesverwandten bei Ihrem Gespräch mit Ihnen zu Hülfe zu kommen? Hätte er nur wirklich etwas Neues und Erhebliches zu sagen gewußt, hätte er sich ohne ein Mißkennen Ihres Planes und Ihrer Absicht, das von dem Vorwurfe der Absichtlichkeit schwer zu reinigen ist, auf die Tiefe der Sache eingelassen, statt an der äußerlichsten Oberfläche kleben zu bleiben, — wahrlich, dann hätte eben dieser Gegner in Ihrem Sinne gewirkt, und die geistvolle Debatte zur allgemeinen Belehrung weiter fortspinnen helfen. Aber das, was der deutsche vulgäre Liberalismus gerade nicht will, ist eine Discussion, bei welcher auch der Gegner zu Worte kommen kann. Diese scheut er, theils weil er sich keiner consequenten Dialectik gewachsen fühlt, theils, weil er mit großem Rechte den Eindruck solcher Debatten auf das unbefangene Publikum fürchtet.

Lassen wir jedoch den Angriff des Artikels der Allgemeinen Zeitung auf sich beruhen, und folgen wir dem rothen Faden der politischen Doctrin, welcher sich durch Ihre Unterhaltungen mit unsern Freunden zieht. Ich habe mit dem lebhaftesten Interesse gelesen, wie Sie, was den sogenannten Staatszweck betrifft, sich mit unserm, außerhalb seines Bureaus, sonst so wohlmeinenden und verständigen Ministerialrath vergebens auf einen grünen Zweig zu kommen bemühen. In der That sind die Vorurtheile, denen Sie bei ihm, wie bei der unendlichen Mehrheit seiner Standesgenossen in Betreff dieses Punktes begegnen, der Haken, an dem das ganze Netz der politischen Wahnbegriffe der Gegenwart hängt. Der Streit läuft auf folgenden, sehr einfachen Gegensatz hinaus: Sie sehen es für den Hauptberuf jeder Regierung an, die wohlerworbenen Rechte ihrer Unterthanen zu schützen, und beschränken die Staatsgewalt durch das Gesetz der Gerechtigkeit. Oeder erkennt das „höchste allgemeine Wohl in seinem ausgedehntesten Umfange" (höchst möglichsten sinnlichen Genuß, und als Mittel dazu höchstmögliche sittliche und intellectuelle Ausbildung der möglichst größten Mehrheit aller Unterthanen) als den allein vernunftgemäßen Staatszweck an, und räumt der Regierung zur Erreichung desselben eine Gewalt ein, welcher gegenüber es keine Berufung auf Recht und Freiheit irgend einer Art gibt. Und dennoch spricht sich in unserm Oeder, weil er von Haus eine edle Natur und rein in seinem Privatleben ist, der Geist der absoluten Bureaukratie noch in einer überaus milden und menschlichen Form aus. Ich kenne ganz andere Exemplare dieser Species, und weiß z. B. von einem dieser Diener der omnipotenten Staatsidee, daß er, als die Redemptoristen vor zwanzig Jahren und länger zum ersten Male in seiner Nähe gepredigt hatten, eiligst die vorgesetzte Behörde um Hülfe anrief. Diese Leute, meinte er, verkündigten unerhörte und gefährliche Dinge. Wenn es wirklich, wie sie vorspiegelten, einen höchsten Herrn im Himmel gäbe, so sei die allerhöchste Staatsgewalt auf's äußerste in ihrem

Berufe genirt, er aber, der Beamte, dermaßen in seiner Amtsehre compromittirt, daß er sich außer Stande fühle, den Staatsgesetzen länger Gehorsam zu verschaffen. Der Himmel ist, nach dem Sprichworte, schon in Rußland hoch; aber dieser Absolutismus, wo er ungehemmt und naiv zu seiner vollen, breiten Entfaltung gedeihen dürfte, ist doch noch gründlicher, consequenter, theoretisch nachhaltiger. Könnte er: den Himmel würde er aus dem Bewußtseyn der Menschen reißen, den Gottesglauben im Keime ersticken und den Gedanken vollends unbedenklich als Hochverrath verfolgen: daß auch die Träger der irdischen Gewalt vor einem Richter des Leibes und der Seele Recht nehmen werden. Daß Hegel's Staatslehre gerade in Deutschland entstehen, und in einem großen deutschen Lande sogar eine Art offizieller Anerkennung finden konnte, beweist, wie weit es bei uns, und keineswegs etwa bloß in jenem Lande, schon vorher mit der Praxis gediehen war. Nicht bloß die communistische Revolution, auch der Regierungsabsolutismus hat, wenn er ehrlich seine Gedanken sagen will, für eine Brücke in das bitter verhöhnte „Jenseits" in seiner diesseitigen Maschinerie zur Beglückung der Menschheit keinen Platz, und beide können den außerweltlichen Gott nur unter der Bedingung als unschädliche Hypothese dulden, daß er sich niemals herausnehme, störend in ihre Kreise zu greifen.

Ich habe hier den Punkt bezeichnet, wo unsere (d. h. die ältere christlich-germanische) Ansicht vom Staatszwecke sich scharf und entschieden von der modernen, absolutistisch-revolutionären Lehre trennt. Dieser Gegensatz steckt keineswegs bloß in der Staatslehre, er beginnt im tiefsten Fundamente aller Welt- und Lebensanschauung, aus welcher sich, je nachdem sie ist, als unabweisliches Corrolar, entweder die eine oder die andere Ansicht vom Zwecke und der Bedeutung aller geselligen Zustände auf Erden ergibt. Dieß ist kurz gesagt, der Gegensatz zwischen heidnisch und christlich, der wie durch die Auffassung von Himmel und Erde, so durch alle Beziehungen des Lebens geht. Eben dieß ist auch, um es beiläufig zu be-

merken, der eigentliche Grund, warum der Versuch unsers hoch-verehrten Freundes, C. L. v. Haller, der in der Wissenschaft Epoche macht, so spurlos am Leben vorübergeglitten ist. Haller ist der Schöpfer der Naturlehre des Staats geworden, und mit ihm beginnt eine neue Aera in der politischen Doctrin und Methode. Aber mit einer blossen Restauration der Wissenschaft vom Staate die Freiheit vor dem Staatsabsolutismus zu retten, war eine unlösbare Aufgabe, und der siegreiche Kampf gegen die falschen Vorstellungen von der Entstehung und Gliederung des Staates konnte eben so wenig, wie die Herleitung aller menschlichen Gesellschaftsverhältnisse aus der Natur der Dinge, den Willen und die Thaten der Menschen bessern. Revolution und Absolutismus haben sich gleichmäßig dagegen gesträubt. Die falsche politische Wissenschaft ist aus den bösen Gelüsten des Herzens und aus der rebellischen Abkehr der Gemüther von Gott entstanden. Umgekehrt: wer mit Gott, und demgemäß mit der Kirche im Reinen ist, kann bei mäßigen Verstandesgaben in kürzester Frist auch in die wahre Staatslehre vollständige und praktisch genügende Einsicht gewinnen. Ja! selbst ohne diese wird er im Leben nicht leicht irre gehen. Im entgegengesetzten Falle ist Mühe und Arbeit verloren; Sie werden mit dem, der in seinem Einmaleins auf Abwege gerathen ist, sich nun und nimmer über irgend einen besondern Calcul vereinigen können!

Die Staatslehre der alten klassischen Heidenwelt hat es nie zu einer höhern Auffassung gebracht, als zur Vergötterung des Staats. Sonach mußte also auch der Staat das ganze Leben umfassen und beherrschen. Was uns als Unsinn und Blasphemie erscheint; — die Moral war dort ein Theil der Politik, der Staat wirklich ein diesseitiges Himmelreich, die Vaterlandsliebe die Summe aller Tugenden, ja die unerläßliche Grundlage und Voraussetzung alles sittlichen Lebens. In der That war dort das Ideal unserer Skeptiker verwirklicht: der antike Staat hatte kein Jenseits. Höchstens erkannte er, wie die Natur, so auch die dunkle Macht des

Fatums an, weil er mußte. Daher suchten die Auguren aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Fluge der Vögel, aus den Sprüchen der Energumenen zu erspähen, ob Glück oder Unglück im Buche des ewigen Schicksals geschrieben stehe. Darum war auch die Macht des antiken Staats selbst eine Art Fatum, und ihrer Natur nach immer absolut. Sie erkannte keine Schranke an, weder die eines höhern Gebots, noch die eines Privatrechts, oder eines gesonderten, ihr unzugänglichen Gebiets der Religion oder der Familie. Das ganze Leben ging im Staate auf. Die antike politische Freiheit war nichts als der Antheil des Bürgers an dieser ungetheilten, irdischen Allmacht der Gemeinde, in deren Händen die höchste Gewalt der Regierung lag.

Und nun mein sehr verehrter Freund! gestehe ich Ihnen frei und offen, daß nach meiner innigsten Ueberzeugung Alles und Jedes, was wir in unserm modernen Staatsleben in irgend einer Sphäre oder Abstufung Freiheit nennen, wir mögen uns dessen bewußt seyn oder nicht, auf jener Sonderung von Kirche und Staat, auf jenem Gegensatze von geistlich und weltlich beruht, der mit dem Christenthume zugleich in's Leben trat. Nehmen wir diesen Unterschied, diese Theilung der Rechts- und Lebenssphären aus dem Leben heraus, vereinigen wir beide Gewalten in der Hand der weltlichen Macht, so kann die Gesellschaft noch eine zeitlang von der Errungenschaft der frühern Sitte leben, dann aber treten jene socialen Krämpfe, jene Schwankungen zwischen Revolution und Absolutismus ein, in denen die abendländische Menschheit sich seit drei Jahrhunderten abmattet, und welche, wenn das Grundübel nicht gehoben wird, der ewigen Natur der Dinge nach, nur im Grabe beispielloser Knechtschaft Ende und Ausgang finden können.

So wie unser Glaube überhaupt die Erlösung aller Creatur predigt, so liegt insbesondere in dieser, von Gott selbst gesetzten Trennung der Gewalten, in diesem Bestehen einer vom Staate unabhängigen Kirche und in allen den Folgerungen,

die sich an diese Doppelheit schließen, die Erlösung der Gesellschaft. Erst auf diesem Boden konnte, mit und neben einem christlichen Völkerrechte, jene Freiheit der Individuen, der Familien, der Congregationen erwachsen, für die ja auch, wenn ich nicht irre, unser eben so achtbarer, als kurzsichtiger, pietistischer Freund Arneburg schwärmt. Auch er gehörte (wenigstens vor Kurzem noch!) zu Jenen, die, zwar die Früchte vor wie nach ärndten, aber den Stamm, der sie getragen, absägen möchten. Heute scheint er zwar in seinen kirchlich-politischen Ansichten bis zu der Erkenntniß fortgeschritten zu seyn, daß es seine eigenthümlichen Nachtheile für die Gesellschaft hatte, wenn die Reformation die geistliche Gewalt in die Hände der weltlichen Regierungen legte. Aber es ist wahrhaft kindisch und unsäglich lächerlich, wenn er jetzt meint: Alles sei gut und der Schaden geheilt, sobald nur dieselbe Macht, die in dieser Stunde Polizei und Staatsgewalt heißt, sich in der nächsten, wo sie die Gewissen regieren möchte, in eine andere Uniform gesteckt, Kirchenregiment nennen lasse: Mit dieser Unterscheidung der Curialien sei ja auch die unheilvolle Vermengung der Gewalten gehoben, und Jedermann müsse nun zufrieden seyn. Ich hätte unsern ehrenwerthen Freund für einsichtsvoller gehalten. Möge die heilsame Verzweiflung, zu der er im Kampfe mit dem lichtfreundlichen Freithume und den verwandten politisch-radikalen Bestrebungen gekommen, ihn bald auf den alleinigen Weg zum Heile und zur Wahrheit treiben, dem er zugleich so nahe und doch so unendlich fern steht. Weit mehr aus einem Stück ist dagegen der Absolutismus unsers Ministerialraths, dessen Gedanken nicht aus dem, mit thurmhohen Mauern umhegten, eng abgegränzten Gebiete der heutigen Beamtenbildung herausgehen. Diese aber wurzelt wieder in der seit Hobbes gewöhnlichen Theorie der Staatslehre, welche, so historisch wie irgend etwas in der Welt, mit Nothwendigkeit aus den Weltgeschicken der drei letzten Jahrhunderte hervorgewachsen ist. So wie nämlich die Ehe zwischen Staat und Kirche gebrochen, so wie

in einem großen Theile von Europa die Kirche thatsächlich vom Staate verschlungen war, so mußte, nach der unerbittlichen Natur der Dinge, auch auf dem Gebiete der Staatsprincipien jener Rückschlag in's Heidenthum erfolgen, der in der schönen Literatur und im Leben schon früher begonnen, und sich mit der Lossagung von der Kirche im sechszehnten Jahrhunderte nur vollendet hatte. Konnte es ausbleiben, daß dieses neue politische Heidenthum, wie eine böse Flechte weiter fressend, über Venedig und Frankreich seinen Weg auch in die katholisch gebliebne Hälfte Europas fand!

Der auf solche Basis gestellte neue Staat konnte nicht in den Gränzen der Aufgabe des alten stehen bleiben. Bewahrung des Friedens und Schutz aller wohlerworbenen Rechte als Zweck des Daseyns aller weltlichen Obrigkeit zu bezeichnen, genügte nicht mehr, nachdem der Staat die wichtigste und umfassendste aller Rechts- und Lebenssphären, die Kirche, zuerst durch Handlungen von inhaltschweren Folgen, dann ausdrücklich und immer ausdrücklicher für außerhalb des neuen Gesetzes stehend erklärt hatte. Das Banner, unter dem der Feldzug gegen die geächtete Hierarchie allein unternommen werden konnte, war der Staatszweck. Durch die Erklärung: es sei die erste und heiligste Pflicht aller Obrigkeit, das irdische Glück der Gesammtheit ihrer Unterthanen zu gründen, entschlug sich die Gewalt ihrer alten Sorge für jedes gute Recht des Einzelnen. War dieser neue Staatszweck als Axiom festgestellt, — (und ist er es etwa nicht in zahllosen Proclamationen, Besitzergreifungspatenten und Thronreden?) — so war keine menschliche Macht im Stande, die Folgerungen abzulehnen. Die Regierung garantirt allen ihren Unterthanen das höchst mögliche, irdische Glück; sie muß also auch das Leben in allen seinen Beziehungen und Richtungen beaufsichtigen, ordnen, regeln und unter ihren Zwang ziehen. Folglich eine Allesregiererei, von welcher der antike Staat der Spartaner, als er die berühmte schwarze Suppe vorschrieb, nur ein sehr schwaches, unvollständiges, vereinzelt stehendes

Vorbild gegeben hatte. — Ferner soll der „Staat das Glück Aller“ herbeiführen. Folglich muß diesen Bestrebungen das Recht der Einzelnen weichen. Jeder muß, um des allgemeinen Besten willen, auch gegen seinen Willen glücklich gemacht werden dürfen. Folglich: Omnipotenz und schrankenloser Absolutismus der, mit dem Staatszwecke bewaffneten Gewalt. Aber hierdurch hat diese eine Schuld contrahirt, die jede Macht, auch die unumschränkteste, jemals zu tilgen außer Stande seyn wird. Jeder hat das Recht, sein ihm versprochenes Glück vom Staate zu fordern. Daher ist allgemeine, nimmersatte Unzufriedenheit, — die fruchtbarste Mutter aller Revolutionen — eben so die nothwendige Folge des vorausgestellten Glückseligkeitszweckes, wie dieser seinerseits der Grundstein des absolutistischen Staatsbaues ist. Wie alle sogenannten Wahrheiten sich wechselseitig stützen und tragen, so auch umgekehrt alle Täuschungen und Irrthümer. Gestützt auf den allgemeinen amtlichen Sprachgebrauch und die Vorstellungsweise aller Bureaukraten des Erdkreises, kann unser Ministerialrath sich gegen Sie kühn auf den schiedsrichterlichen Spruch der Mehrheit der Gebildeten berufen. Sie wird Ihm beipflichten. Daraus folgt in meinen Augen jedoch nur, daß eben diese Bildung der Freiheit unfähig und reif geworden ist für die Knechtschaft, die wie ein schweres Gewitter von Osten her über unsere rathlosen Häupter zieht. Denn eben jene Bildung ahnet nicht von fern, daß an der Kette der Consequenzen des absolutistischen Staatsglückseligkeitszweckes zunächst der Bundschuh des radikalen Communismus hängt. Und hat dieser sich erst erhoben, und der Welt sein furchtbares Antlitz ohne Maske gezeigt, dann wird dieselbe gottvergessene Ueberfeinerung jenes bekannte, aus Leder geflochtene, östliche Regierungs- und Beglückungsinstrument als letztes und einziges Mittel gegen die noch viel gräulichere Schreckensherrschaft der Auflösung im Westen, selbst mit Heulen und Zähnklappern, herbeirufen. Denn Jedem wird geschehen, wie er geglaubt hat.

Sie sehen, mein verehrter Freund! wie sehr ich mit dem

Kerne und Princip Ihrer Ansicht vom Staatszweck mich einverstanden bekenne. Von derselben Grundlage ist, wie Sie wissen, auch unser gemeinschaftlicher Lehrer, C. L. v. Haller, ausgegangen. Sie wissen aber auch, wie sich in ihm der gerechte und wohlbegründete Widerspruch gegen den revolutionären Staatsabsolutismus zu einer Freiheitstheorie gestaltet hat, welche, genau genommen, die Staatsidee völlig läugnet. Er hat, wie neulich Einer meiner Freunde sagte, dem Absolutismus des Gemeinwohls einen Absolutismus des Privatrechts gegenüber gestellt. Was nicht aus bestimmten Einzelverträgen oder vertragsähnlichen Verhältnissen von eben so positiver Natur gefordert werden kann, soll lediglich dem guten Willen, der freiwilligen Leistung der Unterthanen überlassen bleiben. Nur soll den Fürsten gestattet seyn, etwaigem übeln Willen durch Versagung der Wohlthaten zu begegnen, die er den Einwohnern seines Landes gewährt, wohin dann z. B. Einstellung der Justizpflege zum Nachtheil der Renitenten gehören würde. Die Vorstellung: daß alle Einwohner des Landes (wenn sie sich auch freilich weder durch einen Act der Willkühr zusammengefunden, noch durch einen Gesellschaftsvertrag verbündet haben) dennoch thatsächlich in mancher Hinsicht eine große Gemeinschaft bilden, und Freude und Leid mit einander theilen müssen, wie der Himmel sie schickt, diese Vorstellung bekämpft er als die eigentliche Wurzel alles politischen Uebels seit den letzten sechszig Jahren. Wer im Namen des Wohls dieser Gesammtheit das Opfer irgend eines Privatrechts (auch gegen Entschädigung!) verlangen würde, dürfte Mühe haben, sich in seinen Augen von dem Vorwurfe arger Sophistik und dem Verdachte einer bewußt oder unbewußt revolutionären Theorie oder Praxis zu reinigen.

So unwiderleglich der psychologische Theil der haller'schen Staatslehre ist, so wenig können wir es uns abläugnen, daß gegen die unmittelbar praktische Seite dieses Systems gerade vom Standpunkte unseres sehr realistischen Ministerial-

raths aus Einwendungen gemacht werden können, die wir nicht „angebrachtermaßen" von der Hand weisen dürfen. Unser oben aufgestelltes Princip: von der unantastbaren Heiligkeit jedes Privatrechts ist wahr und richtig, aber die Politik ist keine mathematische Wissenschaft. Gestattet gleich die Theorie die unbarmherzigsten Folgerungen aus einer bewiesenen Wahrheit, so fordert dennoch das Leben gebieterisch: daß wir selbst den richtigsten Satz näher erklären und mannigfach bedingen, und daß wir in der Anwendung Billigkeit und Rücksicht auf das, unter gegebenen Umständen Mögliche vorwalten lassen, wenn wir nicht von vorn herein auf praktische Wirksamkeit verzichten wollen! Es ist ein inhaltsschweres und wohlzubeherzigendes Wort: die praktische Politik lebt von der Ausnahme. Wer sich bloß an die Regel halten wollte, würde hier, wie bei der Anwendung einer theoretisch erworbenen Sprachkenntniß, rettungslos lächerlich werden. — Wie wünschenswerth und verdienstlich wäre es, Haller's System (worüber bisher nur rohe Unwissenheit und Perfidie des vulgären Liberalismus, — meist ohne es zu kennen, — Gericht hielten) von dem eben bezeichneten Standpunkte aus zu beleuchten, es zu ergänzen, und den unwiderleglich richtigen Grundgedanken desselben mit den Ansprüchen des praktischen Lebens zu versöhnen.

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Lösung dieser gewaltigen Aufgabe in den engen Raum dieser wenigen Blätter zu pressen. Ich will mich hier vorläufig nur an Ihr so höchst interessantes Gespräch mit Oeder über den Staatszweck halten. Haben Sie, wenn Sie Ihre dort entwickelte Ansicht auseinandersetzten (die jenen Zweck in den Schutz der Privatrechte setzt), nicht schon oft die Entgegnung vernehmen müssen: ob denn die Staatsgewalt gar nicht für das Gemeinwohl sorgen soll? Vergessen wir nicht, daß diese besorgte Frage in einer Zeit, die der uneigennützigen, aufbauenden, sich selbst verläugnenden Wirksamkeit für das Allgemeine in hohem Grade

unfähig geworden, fast nur noch für zerstörende Tendenzen schwärmt, vorausgesetzt, daß sie der individuellen Eitelkeit förderlich sind, — daß, sage ich, diese Frage heute auf dem Continent von Europa einen ganz andern Sinn und eine viel praktischere Bedeutung hat, als im Mittelalter! Genug: wir bedürfen dieser Sorge der Staatsgewalt für das Gemeinwohl, wir fordern sie und rühmen es, wenn sie unsern Wünschen entgegen kömmt, wir vermissen sie schmerzlich, wenn sie auf sich warten läßt. Wollen wir unsern heutigen Regierungen im Ernste zumuthen, aus dieser unserer Gegenwart und Umgebung auszuwandern? sich der Sorge für das Gemeinwohl gänzlich zu entschlagen, und dessen Beachtung allein jenem Corporationsgeiste zu überlassen, von dem bei uns in neuesten Zeiten zwar viel gesprochen worden, der aber seit der Losreißung unsers socialen Lebens von der Kirche thatsächlich doch von uns gewichen ist, und sich nur noch in England unter dem Schutze von Verhältnissen, die sonst nirgends mehr bestehen, und nicht im Geiste christlicher Liebe, sondern lediglich zur Pflege rein materieller Interessen, thätig erhalten hat? Oder wollen wir uns nicht vielmehr aller Experimente enthalten, und mit dem Wunsche begnügen, daß die von unsern Staatsregierungen ausgehende Beförderung des öffentlichen Wohls niemals die richtigen Gränzen überschreiten möge? Dieß vorausgesetzt läßt sich, was die theoretische Formel betrifft, mit geringer Mühe viel unnützer Wortstreit an der Wurzel abschneiden. Bezeichne man immerhin, mit der gesammten Scholastik des Mittelalters, das bonum commune oder Gemeinwohl als Staatszweck, wenn nur dabei nicht außer Acht gelassen wird, daß gerade das Wohl Aller es fordert, daß Jeder bei seinem guten Rechte geschützt und erhalten werde. Oder könnte man es noch eine Sorge für das allgemeine Wohl nennen, wenn einem Theile der Staatsgenossen, z. B. den Reichen und Vermögenden von Zeit zu Zeit das Ihrige genommen, und den Aermern und Bedürftigern

gegeben würde? Daß eine, als Princip aufgestellte Plünderung solcher Art, die, wenn einmal das Princip des Rechts grundsätzlich bei Seite gesetzt wäre, unbedenklich von Zeit zu Zeit wiederkehren könnte, eben nicht das gemeinschaftliche Wohl Aller herbeiführen würde, sondern in kürzester Frist zum gemeinschaftlichen Weh und Verderben ausschlagen müßte, wer könnte darüber mit mäßiger Einsicht und redlichem Willen auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn?

Eine ganz andere Frage ist es: ob die Regierung, auch über die Pflicht ihres zu gewährenden Rechtsschutzes hinaus, nach bestem Vermögen Anstalten zur Beförderung des Wohles ihrer Unterthanen treffen darf? Ohne allen Zweifel! so bald sie sich innerhalb der Schranken hält, welche Gerechtigkeit, Billigkeit und verständige Rücksicht auf die Natur der Dinge ihr gesetzt haben! Sie verletze daher, wenn sie das Gemeinwohl befördern will, nicht Interessen und Rechte Einzelner, oder ganzer Klassen ihrer Unterthanen. Wird, wie Sie (S. 89) beispielweise anführen, ein Vater gezwungen, seine Kinder in eine Schule zu schicken, die ihm seelenmörderisch erscheint, wird der Jude, um seine Emancipation vorzubereiten, genöthigt, seine uralte, geheiligte Tracht abzulegen, wird dem Gläubigen eine unschuldige Wallfahrt untersagt, so ist dieß eine Tyrannei, welche der Idee der Gerechtigkeit nicht minder, wie der des Gemeinwohls widerstrebt; und früher oder später sich an ihren Urhebern rächen wird. Eine zweite Gränze hat die Natur der Dinge gezogen. Keine Regierung soll Vorsehung spielen, keine soll den Wahn hegen, als könne sie, wenn sie jede Privatfreiheit hemmt, jede Regung des Lebens nach untenhin erstickt, jedwedem möglichen Uebel zuvorkommen, jedweder auch noch so entfernten Gefahr vorbeugen. Sie kann dieß nicht, weil das jedenfalls vergebliche Streben: ein solches System absolutistischer Bevormundung streng durchzuführen, auf die Gewalt, die es macht, ein Gebirge von Hohn und Haß und Verachtung häuft, unter dessen Gewicht auch die höchste

Macht und der energischste Wille erliegen müßte. Ein dritter Mißbrauch der Staatssorge für das Gemeinwohl wäre endlich der Grundsatz: daß diese ein, der Regierung ausschließlich vorbehaltenes Recht und jede gemeinnützige Thätigkeit einzelner Unterthanen oder ganzer Corporationen ein, wenn nicht gerade zu strafbarer, so doch verdächtiger Eingriff in die Sphäre des Staates sei. Sie wissen vielleicht noch, auf welche Censuranstände in einer gewissen Hauptstadt (vor dem Jahre 1840!) der Plan eines achtbaren Hausbesitzers stieß, der eine Anstalt zur Reinigung der Rinnsteine auf freiwillige Beiträge gründen wollte. Das sei, hieß es, Sache der Polizei, in die sich kein Privatmann zu mengen habe.

Ueber alle diese Gesichtspunkte ließe sich nun mit billigen und verständigen Gegnern wohl noch eine leidliche Verständigung denken. Mit größern Schwierigkeiten ist die Schlichtung der Frage verbunden: ob, um des gemeinen Besten willen, dem Einzelnen zugemuthet werden könne, sein Recht zum Opfer zu bringen? Dieß führt auf die berühmte Frage vom Nothrechte. Das einfachste Auskunftsmittel wäre freilich das, jedweden Collisionsfall zwischen zwei einander ausschließenden, wohlberechtigten Interessen als unbefugte Ausnahme von der Regel zu läugnen, wenn nur das Leben nicht eigensinniger wäre, als die Compendien des Naturrechts. Allerdings hat die Gewalt die Pflicht, gute Rechte zu schützen, eben so wie der Schiffer die Waaren, die ihm anvertraut wurden, in den sichern Hafen bringen soll. Wie aber, wenn der Fall der Lex Rhodia de jactu eintritt, und er in Sturm und Seegefahr den einen Theil der Ladung aufopfern muß, um den andern zu retten? wie, wenn der Geburtshelfer nur die Wahl hat, zwischen dem Leben der Mutter, oder dem des Kindes? wie wenn bei einer Feuersbrunst ein Haus in die Luft gesprengt werden muß, um einen ganzen Stadttheil zu retten? Mir scheint in solchen Fällen die Nothwehr gegen einen Unschuldigen klar vorzuliegen. Nur muß die seltene Aus-

nahme im Staatsrechte nicht zur Regel gemacht, mit dem Nothrechte im guten Glauben verfahren, und dasselbe niemals als Deckmantel der Habsucht und des Gelüstes nach fremdem Gute mißbraucht werden. — Endlich ist es auch hierbei die schwierigste aller Fragen: wer soll über das Vorhandenseyn der wirklichen Noth entscheiden?

Diese Frage führt mich auf einige andere: worauf beruht die Verpflichtung der Unterthanen zu den sogenannten Staatsbedürfnissen beizutragen? wer soll das Maß dieser Bedürfnisse festsetzen? wer über die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der sonstigen Anstalten zur Beförderung des gemeinen Besten im Staate einen Ausspruch thun? welchen Schutz gibt es gegen Mißbrauch dieser, jedenfalls discretionären Gewalt? Ich werde Ihnen meine sehr versöhnlichen Gedanken über diese Probleme der heutigen Politik, die mit den, das ständische Wesen und das Repräsentativsystem betreffenden praktischen Lebensfragen der Zeit zusammen fallen, in meinem nächsten Schreiben darlegen.

XIV.

Die Reformation in Straßburg.

(Schluß.)

Der katholischen Lehre, ihrem Cultus und ihrer Hierarchie gegenüber, war in Straßburg die Neuerung für einmal gesichert; nicht so gegen sich selbst. Da sie eben von demjenigen Punkt ausgegangen war, zu welchem wir sie in unsern Tagen zurücklaufen sehen: von der individuellen Meinung, wie sie einem Jeden, denjenigen, die ihm zuhören möchten, vorzutragen beliebte. So lange es sich noch darum handelte, den bestehenden Bau niederzureißen, waren hiedurch die Kräfte hinreichend geeinigt; so wie aber derselbe darniederlag, mußten die Wortführer nothwendig in mancherlei Sonderthümlichkeiten auseinandergehen, das Auffkommen von Secten war unvermeidlich; unvermeidlich war es, daß die Einen von den Grundmauern noch etwas wollten stehen lassen, Andere dagegen auch diese entweder ganz oder doch theilweise hinwegräumten.

Die Ersten, welche aus der noch ungeordneten Zerstörungs-Gemeinschaft als eine gesonderte heraustraten, waren die Wiedertäufer, die aber im Elsaß weder einen Münzer noch einen Johann von Leiden fanden, daher friedlicher sich gestalteten. Aber nicht so friedlich zeigten gegen sie diejenigen sich gesinnt, von denen sie ausgegangen waren. Obwohl viele Straßburger es mit ihnen hielten, wurde dennoch von den Vätern im Rathhause ein heftiger Bannfluch gegen die Wiedertäufer geschleudert. Man solle die-

selben, hieß es darin, vertilgen und kein Bürger ihnen Herberge oder Unterkunft gewähren. Diejenigen, welche die päpstlichen Bannbullen zu verachten gelehrt worden waren, zeigten auch keine größere Ehrerbietung gegen die magistratische Bannbulle. Nur eine von Luther wider Carlstadt geschleuderte fand demüthigere Unterwerfung. Anfangs zwar konnte dieser, wie grimmiglich auch der Wittenberger gegen ihn tobte, ungestört in Straßburg seine Schriften drucken lassen; sobald aber Jener von den Straßburgern forderte, sie sollten den Widerspänstigen aus der Stadt weisen, und den Verkauf seiner Bücher verbieten, fügte sich der Rath, welcher bisher Bischof, Kaiser und Papst Trotz geboten, in aller Willfährigkeit, und auch die bemerklichsten unter den Prädicanten theilten dieselbe.

Nicht so war es, als Zwingli seine Meinungen zum Besten gab. Gerade auf diese Letztern gewannen dieselben, ihrer Folgerichtigkeit wegen, größere Zuneigung ab. Köpflein, Zell und Bucer machten ihre Zuhörer mit den Lehren des Zürchers bekannt, und das reichte vollkommen hin, um die Bürger für dieselben zu gewinnen. Zwar schrieb Luther auch dießmal, mußte aber den Verdruß erleben, daß seine Verordnungen unberücksichtigt blieben.

Bis dahin war zwar der hohe Chor immer noch in Straßburg verblieben, obwohl selbst die Annahme des Bürgerrechts, wozu er am Ende sich bequemen mußte, ihn gegen fortdauerndes Bedrängniß nicht sichern konnte. Gegen die Vorwürfe des Domdechanten, des erwähnten Grafen Hohenlohe, als kümmerten sich die Glieder jenes Collegiums nicht um das Seelenheil, als erfüllten sie die Pflichten ihres Standes nicht, als seien sie bloß darauf, wie sie gut essen und trinken könnten (ein immer und überall wiederkehrender Vorwurf), vermochten sie durch weit begründetere Gegenklage wider deren Urheber noch sich zu wehren, und über ihn den Sieg davon zu tragen; als aber der Reichstag zu Speier im Jahre 1526 den Schluß faßte: „die Stände möchten sich in Sachen, die das Wormserediet angingen, so halten, wie ein Jeder Solches Gott und Kaiserlicher Majestät zu verantworten hoffe und vertraue“, da war auch der hohe Chor unrettbar der magistratischen Willkühr verfallen. Diese verfügte sogleich eine nachträgliche Ausräumung der Domkirche. Im folgenden Jahr ließ der Rath

dem Capitel ansagen: „dasselbe hätte auf der Stelle die Kirche von allem abergläubischen Götzendienst zu säubern“, zumal kein ewiges Licht mehr brennen zu lassen, keine Kerzen ferner anzuzünden, das heilige Sacrament im Tabernakel nicht mehr aufzubewahren. Natürlich widersetzten sich die anwesenden Domherren (es waren ihrer bloß vier) diesem widerrechtlichen Befehl. Da ließ der Rath denselben mit Gewalt vollziehen, das Tabernakel wegnehmen, und Leute aufstellen, welche, sobald die Kerzen wollten angezündet werden, sie ausblasen mußten. Bald wurde eine Strafe von dreißig Gulden ausgesprochen gegen jeden Versuch, vor dem heiligen Sacramente oder „andern Götzenbildern“ eine Kerze anzuzünden. Obwohl der Chor der Domkirche den Katholiken verblieben war, seit dem 7. Mai 1525 aber das Officium hatte verstummen müssen, hielten doch die Mitglieder des hohen Chors noch täglich eine Messe. Um aber das Domcapitel noch weiter zu kränken und zu beeinträchtigen, ließ der Rath den, demselben zuständigen Kirchhof von St. Michael schließen, und untersagte zugleich Todte in Kirchen, Klöstern und Kapellen zu begraben. Wähne aber Niemand, daß dieses, wie wenn es in unsern Tagen geschähe, eine sanitätspolizeiliche Maßregel gewesen wäre; sie wurde nur getroffen, um allen bisherigen Vergewaltigungen gegen die Geistlichkeit eine neue hinzuzufügen.

Nun reichten mehrere Bürger bei dem Rath eine Klage ein, daß Trotz des ergangenen Verbotes, die Priester von Allerheiligen doch noch Weihwasser hielten und Messe zu lesen fortführen. Um solcher „Aergerniß“ ein Ziel zu setzen, wurde ihnen dieses bei strenger Strafe untersagt, bis sie aus der heiligen Schrift würden erwiesen haben, daß die Messe von Christus eingesetzt und Gott wohlgefällig sei. Gleichzeitig wurde das Verbot gegen das Beichthören und das Ertheilen der Communion erneuert; denn auch den treugebliebenen Laien sollten zur Ehre der hergestellten Gewissensfreiheit die Heilsmittel entzogen werden.

Der Rath maßte sich ferner die Vollmacht eines Inquisitions-Tribunals an, und wie er dieselbe zu üben verstund, haben wir bei Erwähnung der Wiedertäufer gesehen. Auch darin trat er als Vorläufer Calvins und des Raths von Bern auf. Am Ende des Jahres 1526 verurtheilte er einen gewissen Thomas Scheitenma-

cher, der wahrscheinlich zu manichäischen Irrthümern, wie sie damals häufig auftauchten, sich bekannte, zum Tod durch's Feuer; nachdem er aber um Gnade gebeten und seinen Irrthum eingestanden, wurde er zum Schwert begnadigt.

Köpflein und Bucer hatten von der Disputation zu Bern, zu welcher sie von dem Rath abgesendet worden, noch weit ungestümere Heftigkeit nach Hause gebracht. Obwohl sie jetzt durch Luther „unfähige, zum Disputiren untüchtige Leute“ sich mußten schelten lassen, so schrieen sie nunmehr mit erneuter Wuth, so oft sie die Kanzel betraten: der Katholicismus, seine Einrichtungen, seine Priester, bis auf die Namen, die er in Ehren halte, müßten bis auf die letzte Spur vertilgt werden. Mit besonderem Grimm eiferten sie gegen die Messe. Auch in den vier Capitelskirchen, in welchen man dieselbe bisher noch geduldet habe, müsse sie fortan aufhören, „eben so wie Roms hochmüthige Hierarchie, der Götzendienst und hundert andere Gräuel hätten weichen müssen.“ „Unser Rath“, sagten sie, „hat das Recht, selbst die Pflicht, dieses abzustellen, will er anders fernerhin als eine christliche Obrigkeit gelten.“ Der Chronist gesteht zwar selbst, die Reden der Diener des Worts wären oft gar zu „räß“ gewesen; desto größern Eindruck machten sie auf die Bürger und viele Rathsglieder.

Der Bischof fand sich hiedurch zu einer abermaligen Zuschrift an den Rath veranlaßt. Dieser schrieb zurück: „In seiner (des Raths) bischöflichen Macht liege es, die Mißbräuche aus dem Sprengel hinauszuschaffen. Da dem Bischof beliebt habe, wiederholte Beschwerden unberücksichtigt zu lassen, so dürfe es ihm nicht befremden, wenn nun Andere mit Säuberung des Gottesdienstes und mit Herstellung der Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit sich befaßten.“ Nach dergleichen Aeußerungen konnte der Bischof sich leicht überzeugen, daß es auf gänzliche Unterdrückung der Messe abgesehen sei, und sandte deßhalb an den Rath eine Abordnung, um ernste Vorstellungen hiegegen zu machen.

Die Abgeordneten erschienen vor dem Rath. Ohne in dogmatische Erörterungen sich einzulassen, suchten sie begreiflich zu machen, „daß die Abschaffung der Messe ein gewagtes Unterfangen gegen das Ansehen des Kaisers und der Reichsgesetze seyn würde. Dem Rath könnte es doch gewiß nicht zukommen, Etwas,

was seit der anfänglichen Verkündung des Evangeliums in diesen Landstrichen bestanden, abschaffen zu wollen. Gewiß erachteten viele ehrbare Bürger die Messe als eine geheiligte Sache. Hätte man sich aber über Mißbräuche zu beklagen, so werde ein bevorstehendes Concilium auch hierin Rath zu schaffen wissen." — Die Domherren vereinigten ihre Vorstellungen mit denjenigen des Bischofs. Der Rath erwiederte nur: „er werde sich bedenken."

Der Bischof sandte neue Ermahnungen und wandte sich an zwei seiner Lehenträger in dem Rath, in der Erwartung, als solche würden sie sich der Abschaffung der bereits so eng beschränkten Messen widersetzen. Als die Beiden der Berathung über diese Frage sich entziehen wollten, befahlen die Anderen, sie sollten bleiben: „dieß sei eine Sache, die die Stadt angehe; durch ihren Eid seien sie an die Sitzungen gebunden." — Hierauf erkannte das hohe Kirchentribunal: man wolle die vier Messen einstweilen noch dulden, bei dem Kaiser und den Reichsständen aber darauf dringen, daß alles, was dem „lautern Wort Gottes" zuwider sei, aus dem Gottesdienst weggeschafft, und dagegen dasjenige eingeführt werde, was dem Allmächtigen gefällig seyn könnte. Inzwischen wolle man mit den vier Capiteln um Beitritt zu den neuen Gebräuchen unterhandeln, und den Prädicanten anbefehlen, von der Nothwendigkeit der Abschaffung der Messe nicht mehr zu sprechen.

Diese wußten aber zu gut, wie sehr sie hiemit die Ohren ihrer Zuhörer kitzelten, als daß sie an das Verbot sich gekehrt hätten. Sie fuhren in ihrer bisherigen Weise fort, und riefen bei den Bürgern eine Bittschrift hervor: „daß dieser papistische Gräuel nicht länger geduldet werde." Einer der Prädicanten scheute sich nicht, eines Tages von der Kanzel unverblümt zu verkünden: Wie der Herr die Käufer aus dem Tempel getrieben habe, so müsse das Volk, mit Knütteln versehen, in den Chor eindringen und die Priester daraus verjagen. Heimgekehrte Lanzknechte, die zur Plünderung von Rom mitgeholfen hatten, stachelten durch Lästerreden die Gemüther noch mehr. Wie die Prädicanten das allgemeine Ergötzen an solchen Reden sahen, verdoppelten sie ihren Eifer gegen den „gotteslästerlichen" Gräuel. Zwei derselben traten sogar selbst vor den Rath, um Abschaffung der Messe zu fordern. Bald täglich liefen Bittschriften hiefür ein, oft mit Drohungen be-

gleitet. Selbst die Weiber blieben nicht müßig; sie verlangten das Zugeständniß, die Priester während der Feier der heiligen Messe mit ihren Spinnrocken aus dem Chor verjagen zu dürfen. Es möchte beinahe unvermeidlich scheinen, daß nach langem Umlauf der Jahre ein Volk Saturnalien nicht wieder feiern sollte; für Straßburg war jetzt die Zeit derselben gekommen.

Trotz so vielfacher Drangsale und Verfolgungen in jeglicher Gestalt, hatte doch noch eine schöne Anzahl Bürger die Liebe zu der katholischen Kirche in ihren Herzen bewahrt; und wir dürfen annehmen, daß nicht Ueberzeugung, sondern Ueberredung, nicht das geistliche und sittliche Ansehen der Neuerer, sondern die hervorgerufene materielle Gewalt Manchen von derselben losgerissen habe. Die Katholiken sammelten sich zum öftern auf dem Fronhof, um Mißhandlungen ihrer Geistlichen abzuwehren. „Was sollen", riefen sie ihren Widersachern zu, „alle diese Neuerungen? War das heilige Opfer gut und Gott gefällig seit vielen hundert Jahren, so wird es Solches noch heutzutage seyn! Es thäte noth, daß der Landvogt oder der schwäbische Bund Bewaffnete einrücken ließe, um die Feinde der Messe nach Verdienen zu züchtigen. Man will sie ja nicht in dieselbe zwingen, darum dürften sie wohl zugeben, daß friedsame Leute, denen der Glaube der Väter theuer ist, ihrem Gottesdienst beiwohnen könnten ohne Furcht, durch ärgerliche Auftritte in demselben gestört zu werden."

Durch diese Wahrnehmung ermuthigt, ordnete das Domcapitel einige seiner Glieder an den Rath ab, um demselben zu erklären: „wenn die Messe gänzlich sollte abgeschafft werden, so bliebe dem Capitel nichts Anderes übrig, als die Stadt zu verlassen." Auch der Bischof sandte eine neue, so dringliche als einläßliche Vorstellung. Dieselbe hatte kein besseres Loos, als die frühern; gegentheils verdoppelte der Rath seine Wachsamkeit, daß nirgends heimlich Messe gelesen würde. Er ging noch einen Schritt wiiter, er verbot den „Papisten" alles Predigen. Würden sie erst die, wider ihre Lehren erhobenen Einwendungen siegreich widerlegt haben, dann sollte ihnen die Kanzel wieder gestattet seyn. — Wie aber war dieß möglich, wo kein über den Parteien stehender Richter anerkannt wurde. Die Argumentation der Neuerer lief überall auf Folgendes hinaus: Wir haben unbedingt Recht, an

euch liegt es, zu beweisen, daß wir Unrecht haben, habt ihr es bewiesen, dann erst entscheiden wir, ob ihr es beweisen konntet?

Wie zuletzt alle gütlichen Schritte fruchtlos blieben, forderte der Bischof endlich den Reichs-Vicekanzler, Bischofs von Hildesheim, und das Reichskammergericht zur Dazwischenkunft auf. Beide sandten im December 1528 Abgeordnete nach Straßburg, um dem Rath vorzustellen, wie sehr er seine Befugnisse überschritten habe, und wie bei längerer Mißachtung der Reichsgesetze der Kaiser und König Ferdinand, als dessen Stellvertreter, genöthigt seyn würden, die Religion und das kaiserliche Ansehen durch ernstere Maßregeln aufrecht zu halten.

Hierüber faßte der Rath doch Schrecken, und wagte es nicht mehr, den letzten Rest des katholischen Gottesdienstes abzuschaffen; die vier bewilligten Messen sollten bleiben. Das war aber nicht die Meinung der Prädicanten, welche nun dem Rath das Volk gegenüber stellten. Köpflin hielt von dieser Zeit an keine Predigt, keinen Lehrvortrag mehr, sprach zu keinem einzelnen Bürger, ohne mit den Worten zu beginnen und zu schließen: „die Messe muß hinweg.“ Das lief als Wahlspruch von Mund zu Mund. Am Ende des Jahres 1528 gelang es ihm, die Zünfte dergestalt aufzuhetzen, daß sie sich haufenweise vor dem Hause des Ammeisters Herlein sammelten, und mit dem heftigsten Toben unverweilte Unterdrückung des heiligen Opfers forderten. Das mündliche Verlangen bekräftigten sie durch Bittschriften. Es wurden ihrer zwanzig eingereicht, alle völlig gleichlautend, daher eines und desselben Ursprunges. Die Vermuthung, wer sie verfaßt habe, liegt nahe.

In der ersten Sitzung des folgenden Jahres nahm der Rath diese Bittschriften vor. Sie thaten die Wirkung, welche die Prädicanten beabsichtigt hatten. In stürmischer Sitzung wurde beschlossen, nach sechs Wochen die Schöffen zum Ausspruch einzuberufen, mittlerweile ihnen alle Acten zur Prüfung zu überweisen. So war durch den Verlauf weniger Jahre die höchste Angelegenheit des menschlichen Geistes und Herzens, das Wichtigste für Gegenwart und Zukunft auf den Maßstab eines gewöhnlichen Rechtshandels zusammengeschrumpft.

Bis in den Februar beschäftigte sich der große Rath beinahe

ausschließlich mit der Frage über beschränkte Beibehaltung oder unbedingte Abschaffung der heiligen Messe. Widerspruch, Furcht und Haß waren die Elemente, aus denen die Verhandlungen dieser Kirchenversammlung hervorgingen. Angebliche theologische Gründe sprachen für Abschaffung, menschliche Rücksichten für Beibehaltung. Einerseits hieß es: selbe sei „Götzendienst", „falscher Gottesdienst, ein Geldstrick wider Gottes Wort und die Einsetzung Christi", ein baarer „Gräuel"; andererseits fürchtete man für die alten Rechte, für die reichsstädtische Freiheit.

Während die Schöffen untersuchten und die Räthe riethen, arbeiteten die Prädicanten. Am 17. Febr. 1529 setzte der Rath die Zusammenkunft der Schöffen auf den 20. an, sorgte aber bereits dafür, daß der Entscheid in günstigerm Fall doch nach seinem Sinne laute. Denn nach Festsetzung der Formeln durfte derjenige, welcher für die Messe entschied, nur sagen: „er achte dafür, daß man die Messe beibehalten dürfe, jedoch die Schlußnahme des nächsten Reichstages abzuwarten habe"; wer gegen dieselbe stimmte, hatte zu sagen: „sie müsse abgeschafft werden, bis bewiesen sei, daß Gott ein Gefallen daran habe." Der alte Ammeister Herlein wollte auf den 20. Februar zugleich die Zünfte versammelt wissen, da es sich um eine Sache handle, die das Gewissen eines Jeden berühre. Der Rath aber war nicht seiner Meinung.

Mit Tagesanbruch, am 20. Februar, zeigte sich in Straßburg Alles auf den Beinen. Die Prädicanten hatten nicht ermangelt, am Abend vorher die Schöffen zu bearbeiten, und Schmeichelworte so wenig gespart, als Drohworte. Ihre gewöhnliche Rede war: „jetzt sei es an der Zeit, die Stadt von dem letzten Rest römischen Gräuels zu säubern, und den Dienst der Wahrheit und des lauteren Evangeliums an die Stelle der Abgötterei zu setzen." Niemand hielt sich an jenem Tage ruhig, als die katholischen Geistlichen, denn sie konnten den tiefverwundenden Entscheid leicht voraussehen. Der Augenblick, in welchem die schwierigste und tiefste Frage, welche den Christen beschäftigen kann, durch einen Haufen Gärtner, Fleischer, Bäcker, Grobschmiede u. dgl. sollte entschieden werden, stand vor der Thüre. Man fand dieß den durch die Reformation aufgestellten Principien durchaus angemessen.

Schlag acht Uhr öffneten sich auf dem Rathhause die Flügelthüren, und 279 Schöffen traten ein, 21 waren weggeblieben. Die Frage wurde als sattsam beleuchtet, erklärt und ohne weitere Erörterung zur Abstimmung geschritten. 94 Stimmen sprachen für bloße Suspension, eine einzige für immerwährende Beibehaltung, 184, den Bäckermeister Röderer an der Spitze, für Abschaffung der Messe. Gleich hierauf begab sich der Rath in sein besonderes Sitzungszimmer, und beschloß, dem Reichskammergericht, unter bestmöglichster Entschuldigung, Anzeige hievon zu machen, die Schlußnahme durch das ganze Stadtgebiet zu verkünden, und auch den Bischof und die Capitel davon zu benachrichtigen, letztere mit dem Beisatze: daß die einzelnen Mitglieder derselben an ihren Einkünften keine Einbuße erleiden, und die Freiheit genießen sollten, in ihren Kirchen „christliche" (als ob bisher unchristliche erschallt hätten) Gesänge einzuführen.

Das Domcapitel in seinen beiden Abtheilungen antwortete alsbald: ihm stehe es nicht zu, ohne Bewilligung der ganzen Kirche Neuerungen einzuführen. Seine Bitte, ihm bloß noch für acht Tage die Messe zu gestatten, wurde abgeschlagen; die am 20. Februar gelesene war die letzte. Was von den drei andern Capiteln in der Stadt zurückgeblieben war (die Minderzahl) erhob ohne dem keine Einwendung. Jubelnd machte die Chronik zu jener Schlußnahme die Bemerkung: daß an diesem Tage, 1495 Jahre, nachdem Christi seinen Geist in die Hände des himmlischen Vaters befohlen, die Stadt „der päpstlichen Tyrannei und Abgötterei ledig geworden sei." Aus welchen Gründen aber jetzt als „gotteslästerlich" erachtet, was ein paar Jahre vorher noch für gut erklärt wurde, darüber ist sie uns die Aufschlüße schuldig geblieben. Luther hat eben so wenig für gut gefunden, darzuthun, weßwegen er heute das mit den gemeinsten Schimpfwörtern überschüttete, was er gestern noch vertheidigt, und am folgenden Tage anpries, was er an dem vorhergehenden in den Abgrund der Hölle verdammt hatte. Ueber das Verfahren der Straßburger gäbe vielleicht das französische Sprüchlein Aufschluß: l'appétit vient en mangeant. Halten wir uns indeß an das in allen Gebieten vorkommende Naturgesetz: daß der Weg der Zerstörung ein rasch abfallender ist. Facilis descensus Averni sagt der Dichter.

Wie gemächlich der Rath für Andere den Weg bahnte, daß derselbe anders als in seinem Gefolge betreten werde, wollte er doch nicht; den Vorschritt nahm er mit aller Eifersucht in Anspruch. Der Pfarrer vom Alten St. Peter hielt sich unmittelbar nach erfolgtem Schöffenspruch vollkommen ermächtigt, die Kirche nach allgemein gültig gewordenem Sinn zu säubern. Hiefür wurde er vor Rath gefordert und angeklagt: „aus eigenem Ermessen die letzten Götzenbilder umgestürzt, und ohne Vorwissen des Raths die Kirche ausgeweißt zu haben." Trotziglich erwiederte er: wenn diejenigen, welche heilige Oerter von „allem Schmutz säuberten, straffällig wären, so müsse er allerdings hiefür sich bekennen. Die Häupter der Republik begnügten sich damit, ihm darüber, daß er ohne ihren Befehl gehandelt, einen Verweis zu geben, und bekannt zu machen, daß hinfort Niemand ohne Auftrag des Raths Neuerungen vornehme. Dieser war zum Bewußtseyn gekommen, in allen denkbaren Dingen die oberste und alleinige Autorität zu seyn. Deßwegen wurde, was er an dem Prädicanten getadelt, lobenswerth, sobald es von ihm ausging. Er ließ die etwa noch vorhandenen Altäre, Bilder und Kreuze in den Kirchen in Stücke schlagen. So schwanden am 22. und 23. October 1529, darauf im Februar 1530 aus der Domkirche die letzten spärlichen Ueberreste des christkatholischen Cultus. Im folgenden Jahre ließ der Rath sogar die in den Jahren 1476 und 1477 über die Burgunder erbeuteten Fahnen aus derselben wegnehmen, weil sie die Sieger der heiligen Jungfrau geweiht hatten, und, um die allerletzte Spur „des Papismus" zu vertilgen, wurde die ganze Domkirche steinfarb übertüncht.

Sobald man mit den Kirchen fertig war, gings an die Klöster. Man fragte nicht mehr, ob Jemand darin verbleiben wolle. Mönche und Nonnen wurden zur Ehe aufgeboten, und wen Alter sie unfähig machte, mußte zu einem Jahresgehalt von fünfzig Gulden sich bequemen. Sechs katholische Pfründen an dem Allerheiligen Bethhaus, die Klöster St. Margareth, St. Niklaus in undis und das der Büßerinnen blieben einstweilen, doch unter strengem Verbot gegen heimliche Messen und unter Befehl, jeden Sonntag Mittag eine Predigt anzuhören, so wie jeder Nonne gestattet wurde, täglich zu solcher in irgend eine Kirche zu

gehen. Auch an die Frauen von St. Stephan wagte man sich nicht, weil ihr Kloster eine Reichsabtei war, dagegen wurden auch sie in die Predigten von St. Wilhelm gezwungen.

Verschiedene Klöster und Kirchen wurden niedergerissen und, während man von allen Seiten gegen die guten Werke loszog, fand man es doch bequem, das, was durch diese guten Werke zu Stande gekommen war, zu andern Zwecken zu verwenden. St. Claren Kloster auf dem Roßmarkt wurde in ein Zeughaus umgewandelt, die Kirche zu St. Martin geschleift, St. Katharinenkloster ein Waisenhaus, die Kirche in ein Kornhaus verwandelt; die Steine und die Grabmäler der zerstörten Kirchen dienten zur Erweiterung der Befestigungswerke. Wie mit endlicher Beseitigung der Gegenstände der Aufregung dieser die Nahrung entzogen war, blieben die Zuhörer von den täglichen Predigten, welche an die Stelle der Messe getreten waren, hinweg, einzig die sonntäglichen wurden noch besucht.

Der vielbesprochene Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 sah in Straßburg bereits in dem weitesten Umfange vollzogen, was er für die meisten übrigen Reichsstände erst anbahnen oder festigen wollte. Ein Bund mit den Meinungsgenossen in der Schweiz schien damals dem Durchgeführten genügendere Gewährleistung zu verbürgen, als der alte, aber durch die Religionsspaltung gelockerte Reichsverband. Erst die französische Unterjochung führte den katholischen Cultus in die, einzig demselben entsprechende Domkirche zurück; der Bischof aber und das Domcapitel hatten in Straßburg so wenig unterdrückt werden können, als in dem benachbarten Basel.

„Wiewohl alle diese Ereignisse und deren Gang im Jahre 1548 noch im frischen Andenken seyn mußten, scheinen sie doch dem straßburgischen Abgeordneten zu dem Reichstag von Augsburg, jenem früher erwähnten Jakob Sturm, entfallen zu seyn, denn auf Granvella's dringliche Ermahnung zur Annahme des Interims erwiederte er: „„Das Interim enthalte eine Bestimmung beinahe über alle streitigen Punkte; nähme er nun (für seine Stadt, die

er vertrete) dasselbe an, ohne daß die Gelehrten ihrer Partei darüber gehört worden wären, und ohne daß ein Concilium darüber sich ausgesprochen hätte, so würde hiedurch entschieden, was streitig und was den Reichsbeschlüßen zufolge dem Concilium überwiesen sei. Jemand aber zwingen, Etwas wider sein Gewissen zu thun, selbst dann, wenn er sich im Irrthum befände, bevor dieser erwiesen worden, wäre hart. Auf beiden Seiten fänden sich tüchtige Männer. Diese sollten, nicht durch Gewalt, sondern durch Gründe und der Wahrheit folgend, die Sache verhandeln.""

Die in diesen Blättern versuchte Schilderung zeigt, in welcher Art dieser an sich richtige Grundsatz zwanzig Jahre früher in Straßburg sei verstanden und in Anwendung gebracht worden. Es verflossen aber keine volle zwei Jahre, um einen Commentar dazu zu liefern. Der Kaiser ließ sich nämlich über Ausführung seiner Religions-Decrete zu einem Vertrag mit der Stadt herbei, der einen schiedsrichterlichen Spruch zur Folge hatte. In dessen Folge wurde der Stadt das Thomasstift überlassen, die Geistlichkeit sollte ihr ferner jährlich eine bestimmte Geldsumme zahlen, der Bischof dagegen den Dom und zwei andere Kirchen zurückerhalten. Auf den 1. Februar war, nach einundzwanzigjähriger Unterbrechung, in jenem die erste Messe wieder veranstaltet. Viele derer, welche nur „Gründen und der Wahrheit" folgen wollten, drängten sich herbei und begrüßten den hergestellten Gottesdienst mit argem Gespötte. Nachmittags sollte eine Predigt gehalten werden. Sturms Satz: „daß man Niemand zwingen dürfe, Etwas wider sein Gewissen zu thun, selbst wenn er im Irrthum sich befände", war bereits so trefflich in das Leben übergegangen, daß mit dem Auftreten des Predigers Lärm in der Kirche entstand, daß alsbald die gesammte hoffnungsvolle Jugend Theil daran nahm, der Prediger die Kanzel verlassen mußte, und mehrere anwesende Domherren zur Flucht hinter das eiserne Chorgitter genöthigt wurden. Der Magistrat ließ durch eine Deputation bei der Geistlichkeit sein Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken, wobei ihm einzig zum Trost diene, daß kein einziger Bürger daran Theil genommen habe (wie glücklich, daß nach dem Vorgange des Morgens, bei

dem Ereigniß am Nachmittag in der großen, weiten Domkirche lauter Nichtbürger zu dem Scandal zusammengekommen waren, wie einst ein ähnlicher ausschließlich einem constanzischen Schneiderjungen zur Last fiel!), und daß er alle Sorgfalt anwenden, (also doch dem Gewissen Gewalt anthun) werde, solches für die Zukunft zu verhüten. Die Geistlichkeit aber mochte den Werth dieser Zusicherungen nach frühern Erfahrungen leicht würdigen — sie zog abermals von dannen.

Der Nuntius Delfino, welcher die protestantischen Reichsstände im Jahre 1561 zur Theilnahme an dem Concilium bewegen sollte, schrieb am 5. Mai an Kaiser Ferdinand: „in ganz Deutschland sei seines Erachtens keine Stadt so verdorben, wie Straßburg, sowohl in der Sache des Glaubens, als der bürgerlichen Ordnung.“

XV.

Aus der Diöcese Paderborn.

In einem der ersten Hefte des vorigen Jahrganges Ihrer Blätter war ein Artikel aus unserer Diöcese, in welchem gemeldet wird, daß der Rongescandal in der Mark sehr im Abnehmen begriffen sei, und zwar hauptsächlich wohl durch die persönliche Gegenwart unsers hochwürdigen Bischofes. Das mag wohl seyn; denn am besten ist für die Heerde gesorgt, wenn der Hirt selbst treulich nach ihr sieht. Dieses persönliche Nachsehen ist aber wohl seit vielen Jahren nirgends so sehr vernachlässigt, als eben bei uns. Die Firmungsreisen waren in der Regel auch nur dieses. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn unser Bischof, von dem wir mit Recht ein ächt apostolisches Wirken erwarten, auf nicht geahnte Schwierigkeiten stoßen wird. Diese hat jener Artikel nur berührt; wir wollen

versuchen, ihn einigermaßen zu ergänzen, in der Erwartung, daß von anderer Seite in der Besprechung fortgefahren wird.

Der jetzt fungirende Clerus unserer Diöcese, der in den letzten Decennien gebildet ist, hat, wie mehrenorts in Deutschland, das Loos, ohne eigentlich kirchliche Erziehung in seinen Stand eingetreten zu seyn. Es war darum als Ausnahme zu betrachten, wenn einer durch besondere Fügung den Wirren der Zeitbildung entzogen und geradezu auf sein Ziel hingelenkt wurde, und es ohne Umwege und Irrungen erreichte.

Während der Zeit des Kriticismus in Deutschland und des groben Naturalismus in Frankreich war auf den katholisch theologischen Kathedern der Nachbarschaft eine arge Unselbstständigkeit und wissenschaftliche Erschlaffung. Die Einen hielten fest an dem todten Herkömmlichen, den letzten Ueberresten einer entarteten Scholastik, ohne dem neuen Feinde gegenüber sich tiefer zu fassen; Andere wandten sich, wenn auch etwas blöde, dem Lichte zu, welches aus Frankreich und dem deutschen Norden dämmerte, und im Protestantism seinen Quell hatte. Wie aber die Lehrer, so die Schüler. Einige blieben bei einem kraftlosen theologischen Gerippe stehen, Andere, mit oder ohne Talent, schlossen sich dem philosophischen Zeitgeiste an, und wurden so die Lieblinge der gebildeten Welt.

Mittlerweile ging aus dem Gewirre der Zeit Hermes hervor, und verpflanzte den Kriticism directe auf katholisch-theologischen Boden. Er brachte nicht so sehr Neues, als er vielmehr dem Denken vieler seiner katholischen Zeitgenossen den Ausdruck gab. Hieraus ist es zu erklären, daß selbst hochstehende Prälaten, trotz seiner antikirchlichen Tendenz, ihm huldigten und ihn entschieden in Schutz nahmen. Der protestantischen Regierung war er natürlich willkommen, weßhalb er bald der Held der Zeit wurde, und Jeder, der auf den Namen eines gebildeten Theologen Anspruch machen wollte, mit dem hermesischen Systeme bekannt seyn, und in seinen Kategorien denken mußte. Alle katholischen Lehrstühle von Rheinland, Westphalen und Schlesien suchte man mit Männern dieser

Schule zu besetzen und ihnen möglichst das Monopol zu sichern. An der Akademie zu Münster konnte solches bei der Wachsamkeit von Seiten der kirchlichen Behörde und den Leistungen eines Katerkamp, Kistemaker rc. nicht gelingen. Gleichwohl hat auch hier der hermesische Geist, wenn auch vorübergehend, ein ziemliches Gewicht bekommen. Mehrere Jahre hindurch war es daher Ausnahme, wenn ein Candidat der Theologie, sei es wegen glücklicher Erziehung oder durch ein tieferes Geistesbedürfniß, diesem Skepticismus entging und seine Unbefangenheit behielt. Andere, niedern Talentes, merkten sich wenigstens die aus dieser Lehre fließenden praktischen Anwendungen, die wir den allergewöhnlichsten Regeln des plattesten Zeitgeistes wenigstens sehr ähnlich, wenn nicht mit ihnen identisch finden.

Ein ferneres Element zur Bildung unseres Clerus gewährte die Schule zu Tübingen. Von den dort wirkenden Männern war es besonders Hirscher, der durch seine subjective Richtung und sein entschiedenes Auftreten gegen vermeinte oder wirkliche Mißbräuche die jungen Geister an sich zog. Vieles hat Hirscher beigetragen zum Uebergange zum Bessern, und wäre er nicht Lehrer der Theologie gewesen, so würde man sein Wirken kaum tadeln dürfen, und etwaige Mißgriffe ihm zu Gute halten können. Legt man aber den Maßstab eines Theologen an ihn, so muß man gestehen, daß er seiner Aufgabe nicht entsprach. Es fehlte ihm die katholische Bestimmtheit, und darum auch die wahre Fülle. Seine Werke sind wohl geeignet anzuregen, aber nicht zu befriedigen, weil sie den Leser gar zu sehr im empirisch Praktischen festhalten, dem aber das positive höhere Moment, wenn nicht abgeht, doch nicht die Vollendung ertheilt, weil es ihm nicht absolut untergeordnet ist. An manchen Stellen kommt einem unwillkührlich der Gedanke, als wenn Hirscher der Ansicht wäre, daß die Dogmatik, die Sacramente, die Auctorität der Kirche und ihre Institutionen nur so viel Gewicht hätten, als sie moralische Anwendung bieten. Mit einem Worte: Von seinem

Standpunkte der empirisch-psychologischen Praxis aus konnte er wohl den Schlendrian aufrütteln und, tieferes Bedürfniß weckend, momentan größern Eifer bewirken, aber nicht die seelsorgliche Praxis wahrhaft zur Wiedergeburt führen. Auch er ließ, wenn die erste Begeisterung verraucht war, nur die subjective Willkühr zurück.

Endlich noch ein Wort über unsere Paderbörner theologische Anstalt. Sie hat sich seit vielen Jahren auf demselben alten Standpunkte ohne allen wirklichen Fortschritt erhalten. Seit lange war es herkömmlich, daß die ältesten Lehrer des Gymnasiums allmählig zur theologischen Professur avancirten, so wenig sie auch dazu geeignet seyn mochten. Dieser nahm den Auctor, den sein Vorgänger dem Unterricht zu Grunde gelegt, setzte sich damit auf's Katheder und las ihn vor mit Beifügung spärlicher und kraftloser Interpretationen.

Zwar zog man einigemal auch einen fremden Lehrer heran; doch gehörte es zu den seltensten Ausnahmen (der gegenwärtige Bischof bildete eine solche), daß die Anstalt einen Lehrer hatte, der seinen Gegenstand wahrhaft durchdrungen und beherrscht, und darum seine Zuhörer mit sich hineinzuführen vermocht hätte. Dazu kam, daß die Lehrstühle gewöhnlich sehr schwach besetzt waren. Lange Jahre wurde keine Kirchengeschichte gelesen, darauf mehrere Jahre keine Moral, und der liturgische Unterricht im Seminar war gleich Null. Von Patrologie und Patristik ist auch jetzt noch nicht die Rede. Die Exegese des alten und neuen Testamentes ist in Einer Hand und keineswegs genügend versorgt. Einige sprachliche und archäologische Bemerkungen und eine willkührlich schematisirende Gliederung und Eintheilung des Inhaltes sind für eine Disciplin, die von so großer, wissenschaftlicher und praktischer Bedeutsamkeit, gewiß unzureichend. — Das allgemeine wissenschaftliche Interesse, welches die Theologie in den letzten Decennien fand, ließ zwar auch diese Anstalt nicht unberührt. Das Schlimmste aber war da, daß diejenigen, die neuere Leistungen in ihren Kreis zo-

gen, diese eben so wenig zu beherrschen wußten, als sie des Gegenstandes selbst mächtig waren. So bildete sich mitunter ein höchst nachtheiliger Eklekticismus, vor dem diejenigen, die sich an alte, wenn auch noch so barock abgefaßte Werke hielten, viel voraus hatten. Denn er diente nur dazu, die Unbestimmtheit und das Umhertappen der Zöglinge, welches auf dem Gymnasium *) und andern Anstalten grundgelegt war, zu vermehren.

So kam es, daß bisher nicht wissenschaftliches Interesse, sondern nur die Rücksicht auf's Examen die Theologen antrieb, die Lection des Professors zu studiren, weil man wußte, daß irgend eine (so unwesentlich sie auch seyn mochte) wörtlich als Aufgabe gestellt wurde. — Wie aber dem Gegenstande, so blieb der Schüler auch der Persönlichkeit des Lehrers fern. Der Magisterton, der vom Gymnasium mit auf die Akademie genommen wurde, stieß zu sehr ab, als daß ein persönlicher Verkehr zwischen Lehrer und Lernenden möglich gewesen wäre. Die Einheimischen behandelte und betrachtete man als Schüler, die auswärtig Gebildeten sah man mit bedenklichen, mißtrauischen Augen an. Daß Mißtrauen mochte mitunter gegründet seyn; desto mehr hätte man sie mit Liebe aufnehmen sollen, um einen wirklichen Einfluß auf sie auszuüben. Wollen wir übrigens aufrichtig seyn, so müssen wir gestehen, daß das Gute, welches seit mehreren Jahren in unserer Diöcese sichtbar ist, Keime des edlen Saamens sind, die andere Akademien, hauptsächlich Münster, gestreut hatten.

Wir glauben indeß mit Recht erwarten zu dürfen, daß die Zeit aufgehört, wo der Bischof sich so wenig um das

*) Charakteristisch war es für Paderborn, daß am dortigen Gymnasium fast jeder Lehrer, auch der Laie, auf seiner Classe den Religionsunterricht vortrug, und zwar Jeder nach seiner Weise: Der Eine brauchte Hirschers Katechismus, ein Zweiter dessen „Leben Jesu", ein Dritter Siemer's Religionshandbuch, ein Vierter das von Martin, ein Fünfter Hirschers Moral ꝛc.

Gymnasium, als die theologische Anstalt bekümmette. Den Anfang zu einer Regeneration hat unser Bischof bereits gemacht, und die Einrichtung eines Knabenseminars gibt zu weiteren Schritten Gelegenheit.

Nachdem wir so die Hauptmomente, die bei der Bildung unseres Clerus in den letzten Decennien vorwiegend mitwirkten, in allgemeinen Umrissen dargestellt haben, gehen wir dazu über, das Leben und die praktische Wirksamkeit desselben in dieser Zeit zu berühren. Da glauben wir im Allgemeinen sagen zu können, daß ein wahrhaft eifervolles priesterliches Wirken seit lange zu den Ausnahmen gezählt werden muß. Die Geistlichen der ältern Schule, deren manche aus den aufgehobenen Klöstern kamen, mitunter Männer von eben so gediegenem Wissen als biederem Charakter, waren von den laxen Vorurtheilen der Zeit, die auch den Klöstern nicht fremd geblieben, wie gelähmt. Diese, treu katholisch gesinnt, erwiesen den ihnen anvertrauten Gemeinden den wesentlichen Dienst, daß sie das altkatholische Leben in seinen äußern Formen gewissenhaft bewahrten und dasselbe, wenn auch gerade nicht neu belebten, doch in einiger Uebung erhielten. Freilich war es schon schlimm, daß durch eine lebens- und kraftlose Seelsorge das Volk stehen blieb. In den untern Volksklassen faßte, neben kernhafter Frömmigkeit, auch das Laster Wurzel; in den gebildeten Ständen, wo noch weniger Stillstand möglich war, griff die Aufklärung rasch um sich. Beides böse Keime für die Folgezeit. — Andere von den ältern Geistlichen, schon längst von der Welt innerlich inficirt, huldigten entschieden dem Zeitgeiste, was sich allerdings bei ihrer gewöhnlich geringen Bildung fratzenhaft ausnahm. Sie wurden taugliche Werkzeuge in der Hand der akatholischen Regierung und mitunter als Schulinspektoren angestellt, als welche sie es wenigstens gern geschehen ließen, daß die Schule möglichst der Religion entfremdet wurde.

Der jüngere Clerus kam dann von Anstalten häufig ziemlich eingeweiht in die Weisheit der Zeit, oder doch sehr wenig vorbereitet auf sein heiliges Amt. Die Einen waren einem

herzlosen Philosophismus, Andere einem unbestimmten Eifer ergeben, wieder Andere gingen so mit, wie die Zeit sie trieb, ohne zu wissen wohin. Alle diese hatten aber das Gemeinsame, daß die Subjectivität oder der Eigenwille ungebrochen geblieben, weßhalb auch ihr priesterliches Leben und Wirken bald mit geringen Unterschieden dieselbe Gestalt annahm.

Die neuen Principien, in welchen man einerseits erzogen war, andererseits durch das Beispiel mancher Alten noch mehr bestärkt wurde, übten zunächst ihren Einfluß auf das priesterliche Privatleben aus. Alles Lästige wurde zuvörderst aus demselben verbannt. Das Brevier, dieses kostbare Vademecum des Geistlichen, wurde als Schlacke des Mittelalters bei Seite gelegt; man konnte sich nicht daran erbauen. Die priesterliche Einsamkeit vertauschte man gegen den frohen Genuß der Lebensfreuden und einen „bildenden Umgang." Damit konnte sich aber die canonische Kleidung nicht recht vertragen. Man legte sie ab, vorgebend, sie verrathe Priesterstolz und entferne gar zu sehr den Priester vom Laien. O der Flachheit und Thorheit! Ist es nicht eine Thatsache der ganzen Geschichte, daß objectiv unterschiedene Stände auch äußerlich in ihrem Habitus als solche auftraten? Woher nun das Geschwätz, daß auf die Kleidung nichts ankomme, daß das Kleid den Mann nicht mache? Was ist es anders, als der Vorbote jener Afteraufklärung, die Alles confundirt, und jetzt in den Radikalismus auslaufend, jeglichen Ständeunterschied zu tilgen strebt? Woher diese charakterlose Niederträchtigkeit, die da meint, der Priester könne nur dadurch dem Laien nahen, wenn er sich mit ihm vermischt? Woher anders, als weil der Priester nicht mehr im Glauben seine objective Würde erfaßt? Wem nahete der fromme Gläubige mit größerem Vertrauen, als dem Ordensmanne in seinem Habit? — Freilich, der glaubensleere Laie mag den Priester lieber als seinen Gleichen sehen, damit er durch sein Auftreten nicht mehr Zeugniß ablege von einer höhern Lebensordnung, damit er ihn zu einem bloßen Lehrer der Humanität, zu einem Beförderer der Industrie &c. herab-

würdigen könne. — In demselben Maße aber, als ihm dieser nahet, findet sich der fromme Gläubige abgestoßen; und beides aus demselben Grunde: weil beide aus dem Ablegen des priesterlichen Habitus auf ein Abstreifen auch des innern priesterlichen Charakters schließen. — Doch genug hierüber; so viel steht fest, daß man dort, wo der priesterliche Charakter sich wahrhaft erhalten hat, sich auch des Kleides nicht schämt; daß dagegen, wo das äußere priesterliche Decorum so gering geachtet wird, auch das Innere eben nicht sonderlich canonisch aussehen mag. Davon hat auch unsere Diöcese nicht undeutliche Beweise geliefert in den letzten Zeiten. Untersuchungen, Suspensionen und Versetzungen waren nicht selten, nicht gerechnet die vielen Aergernisse, von denen die Behörde nicht einmal Notiz nahm, sei es aus Nachsicht, oder aus Ueberdruß. Wir haben Gemeinden, die mehr als ein Menschenalter hindurch solche Aergernisse vor Augen hatten.

Gehen wir nun vom Leben zum Wirken über. Daß wir hier dieselben Mängel finden, die uns im Leben begegnen, ist leicht zu schließen, da ja das Wirken des Priesters sein Leben selbst ist in seinem peripherischen Umkreise. Bequemlichkeit, Menschenscheu und Aufklärung hat manche schöne Blume des des katholischen Lebens in unserer Diöcese abgestreift. Alles, was irgendwie Mühe und Unannehmlichkeiten bereiten konnte, fiel allmählig von selbst, oder wurde mehr oder minder absichtlich hinweggeschafft. So gab es viele Pfarreien (und sie sind noch nicht unerhört), wo das ganze Jahr die Katechese entweder ganz unterblieb, oder doch auf die Fastenzeit beschränkt wurde. Die Schule öfter besuchen, oder gar den Religionsunterricht selbst ertheilen, wird von wenigen Pfarrern als Pflicht erkannt; ja, damit man nicht in die Nothwendigkeit eines speciellen Unterrichtes versetzt wird, führt man vielfach die Jugend erst mit dem vierzehnten Lebensjahre zur ersten heiligen Communion, „damit die Kinder erst einen Begriff (!) davon bekommen." Oefterer Empfang der heiligen Sacramente wird von Vielen nicht nur als überflüssig, sondern gar als schädlich

bezeichnet. So wurde (und wird noch häufig) viel gepredigt von Tugend und abermal Tugend; aber man ließ es beim Worte. Die Gläubigen dem Heilande entgegenzuführen, dazu konnte man sich nicht entschließen. Kaum an Festtagen, ja in manchen Gemeinden fast nur in der Oster- und Weihnachtszeit besuchte man den Beichtstuhl. Jüngere Geistliche, die seit vielen Jahren hie und da mit aller Energie auf diesen Mittelpunkt des seelsorglichen Wirkens zur Reformation des verflachten Lebens hinwiesen, blieben allein stehen, und zogen wohl den willigeren Theil der Gemeinde mit sich, galten dafür aber bei den Uebrigen als obscure Schwärmer, oder nach anderer Sprachweise als Ultramontane.

Was so die Bequemlichkeit instinctmäßig angebahnt, das setzte ihr Schooskind, die Aufklärung, als willige Helferin planmäßig fort. Es bestanden noch manche alte katholische Einrichtungen und Volksgewohnheiten, die das Leben wie von selbst einigermaßen aufrecht erhielten, als da sind Bruderschaften, Wallfahrten, Volksandachten. So lange diese, wenn auch bloß als Zeugen einer glaubensvollen Vergangenheit, dem Volke blieben, konnten neuere Maximen keinen Eingang finden, und ihre Vertreter mußten dem Volke mehr oder minder verdächtig oder doch fremd bleiben. Darum mußte dieses Hinderniß hinweggeräumt werden, und in dem Zeitraume weniger Decennien ist in manchen Gemeinden Erstaunliches geleistet, so daß kaum eine Spur ehemals theurer Gewohnheiten mehr vorhanden ist. Damit ist denn der Gläubige auf freien Fuß gestellt, und der Welt und dem Unglauben preisgegeben. Auch das, was irgend wie das Volk mysteriös berühren konnte, als der Gebrauch der lateinischen Agende bei der Spendung der Sacramente und andern Verrichtungen, säumte man vielfach nicht zu entfernen trotz des ernsten Verbotes der Kirche, und stat dessen Wessenbergs Gewäsch und andere inhaltleere Erbärmlichkeiten zu substituiren. Alles wurde mit Moral und wässerigen Weitläuftigkeiten umhüllt. Manche Geistliche gingen darin um so lieber voran, als sie dadurch bei den Auf-

geklärten in den Geruch hoher Bildung kamen, und bei der Regierung auf gnädige Berücksichtigung rechnen konnten.

Von der Privatseelsorge zu reden, ist hier wohl nicht der Ort. Es kann indeß von dem Gesagten leicht der Schluß gezogen werden. Wer in seinem öffentlichen Auftreten und Wirken so den kirchlichen Charakter ablegt, wie läßt sich bei dem ein Besseres erwarten, wenn er das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen hat. Dazu kam, daß manche Geistliche die Moral und kirchlichen Bestimmungen nicht kannten, weil man sie als längst abgethane Kleinigkeiten nicht achtete. Diejenigen, die wohl Kenntniß davon hatten, wagten häufig nicht, mit Consequenz sie zu handhaben, sich damit entschuldigend, daß man den Zeitumständen nachgeben müsse.

Es ist nun zwar, wie überhaupt die Zeit eine andere geworden, auch in unserer Diöcese eine Wendung geschehen. So häufig indeß die besseren Erscheinungen auch seyn mögen, so sind es doch immerhin noch disjecta membra; der einheitliche Charakter fehlt vielleicht nirgends mehr, als gerade in unserer Diöcese, vielleicht weil ihr seit vielen Jahren der kräftig lenkende Arm fehlte. In dieser Hinsicht setzen wir gegründete Hoffnung auf unsern Oberhirten. Er verbindet große Energie mit Humanität, und wird einmal selbst wieder den Hirtenstab führen. Die Geistlichen, welche die Zeit verstehen und redlichen Willen haben, werden seinen Bemühungen mit willigem Gehorsam und treuer Mitwirkung entgegenkommen, und nicht, wie es bisher so häufig der Fall war, um fremde Gunst buhlen.

Nachschrift der Redaction der historisch-politischen Blätter.

Die Redaction dieser Blätter sieht sich, indem sie vorstehenden Aufsatz mittheilt, veranlaßt, demselben folgende Bemerkungen hinzuzufügen. Bei Besprechung allgemeiner Zustände

ist es, wenn man nicht alles in rosenfarbenem Lichte sieht, fast unvermeidlich, daß man mancherlei individuelle Empfindlichkeiten errege, oder auf mehr oder weniger gereizten Widerspruch stoße, theils wegen abweichender Ansichten in einzelnen Punkten, theils auch weil die Erfahrungen verschiedener Beobachter selten ganz übereinstimmen, daher der Eine den Tadel, den der Andere ausspricht, hier oder dort bald zu scharf, bald zu allgemein findet. Wollte man in dieser Beziehung sehr ängstlich und vorsichtig seyn, so müßte man sich am Ende der öffentlichen Betrachtung über Zustände des religiösen und kirchlichen Lebens gänzlich enthalten, und zum großen Nachtheil der guten Sache, was im Schlafe liegt, ruhig schlafen zu lassen, den warnenden Zuruf unterdrücken, wo es gilt zu wachen, daß der Feind nicht Böses säe, nicht die schlummernden Kräfte ermuntern und aufrufen zum Kampfe gegen die andrängende Gefahr oder gegen das wucherlich aufgegangene Böse. Die Redaction einer Zeitschrift kann nun natürlich nicht überall eine Untersuchung darüber anstellen, in wie fern die ihr zugehenden Mittheilungen materiell in Wahrheit begründet sind, in wie fern sie in einer oder anderer Beziehung zu viel sagen; sie kann sich, abgesehen von dem Vertrauen, das eine bekannte Persönlichkeit einflößt, nur an gewisse allgemeine Kriterien halten, nach denen sie die Zulässigkeit ihrer Aufnahme beurtheilt; sie muß sich fragen, ob sich in einer solchen Mittheilung eine ernste kirchliche Gesinnung, Eifer für das Gute, die Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, und der Wille, sie zu sagen kund gebe, und wenn sie sich diese Frage mit Ja beantworten kann, so ist sie berechtigt, dieselben durch ihr Organ der Oeffentlichkeit zu übergeben, Andern es überlassend, ob sie etwaige Mängel der Auffassung oder Darstellung zu rügen nothwendig finden. Bei vorstehendem Aufsatze nun mußte sie sich diese Frage mit Ja beantworten, und konnte denselben um so unbedenklicher in ihre Blätter aufnehmen, da der Einsender in einem Begleitschreiben ausdrücklich gegen jede Verdächtigung, irgend Jemanden persönlich kränken zu wollen, protestirt, und die Redaction ermäch-

tigt, das, was etwa verletzend scheinen möchte, zu streichen oder zu mildern, und da zugleich Manches von dem, was er sagt, nur ein Gegenstück zu dem bildet, was man in derselben Zeit auch in andern Gegenden Deutschlands, oft noch in grellern Farben, gesehen und erfahren hat, Manches aber zudem durch anderweitige Mittheilungen aus guten Quellen bestätigt wird.

So haben wir z. B. gehört, daß über die höchst mangelhafte Einrichtung des theologischen Unterrichts in Paderborn schon lange und von vielen Seiten auch an Ort und Stelle selbst schwere Klage geführt worden, so wie auch Angehörige der Diöcese häufig darüber Beschwerden führen, daß die bischöfliche Behörde seit lange für das Gedeihen sowohl dieser theologischen Anstalt, als des katholischen Gymnasiums nicht mit der erforderlichen Energie Sorge getragen, und ihre Rechte wie ihre Interessen der weltlichen Gewalt gegenüber nicht gehörig gewahrt und vertreten habe. Eben so wird uns auch von anderer Seite bestätigt, daß, was der Verfasser über Leben und Wirken der Geistlichen, oder vielmehr eines großen Theils derselben sagt, keineswegs der Wahrheit zuwider sei, wie es denn leider auch anderwärts an manchen Orten nicht anders ist; daß es namentlich viele Geistliche gebe oder gegeben habe, die eine Antipathie gegen geistliche Kleidung an den Tag legten, oder selbst principmäßig die Vermeidung jeder Auszeichnung in der täglichen Kleidung vertheidigten, oder die den Beichtstuhl möglichst wenig frequentirten, höchst selten an gewöhnlichen Sonntagen sich zum Beichthören bereit zeigten, und wohl gar dem häufigern Empfang der Sacramente geradezu entgegen waren, oder den besondern Andachten, Bruderschaften, Rosenkränzen, Prozessionen, sich abhold bewiesen; und besonders in Berührung mit Protestanten eine übertriebene Scheu, für abergläubisch und intolerant, eine übertriebene Sucht für aufgeklärt zu gelten, an den Tag legten. Dieß schließt nicht aus, daß es ehrenvolle Ausnahmen gebe und gegeben habe; es schließt auch nicht aus, daß sich selbst unter den-

jenigen, welche mehr oder weniger dem Geist oder der Mode der Zeit nachgaben, übrigens höchst achtbare und in mancher Beziehung verdienstvolle Männer befunden haben, und ein bedenkliches Symptom wäre es, wenn ein Jüngerer, weil er einen langen Priesterrock trägt, oder gern eine Rosenkranzandacht hält, sich darum schon für einen geistlichern Geistlichen halten wollte, als ältere Standesgenossen, die darauf weniger Werth legen. Aber schlimm auch wäre es, wenn man nicht, was in einer Zeitrichtung Ungenügendes oder Unkatholisches oder akatholische Gesinnung Förderndes hervortritt, offen als solches bezeichnen und tadeln dürfte.

Uebrigens fehlt es nicht an Berichten, welche, und zwar speciell auch in der Diöcese Paderborn, von einem überall bemerkbaren, Laien wie Geistliche durchdringenden Aufschwung des religiösen Lebens sprechen, von kräftiger Wiedererweckung katholisch-christlichen Sinnes, der sich in thätigem Interesse für kirchliche Anstalten, besonders der barmherzigen Schwestern, und in vermehrter Theilnahme vorzüglich auch der gebildeten Stände an kirchlichen Feierlichkeiten, von denen sie sich sonst mehr zurückhielten, kund gebe, und von einem tüchtigen wissenschaftlich gebildeten und von kirchlicher Gesinnung belebten Nachwuchs im Clerus, in welchem, wie eine Mittheilung besagt, Kräfte genug zu finden wären, um allen Anforderungen einer vollständigen wissenschaftlichen Lehranstalt für angehende Theologen zu entsprechen. Auch das ist ja schon allein ein gutes und erfreuliches Zeichen, daß das Rongethum dort nur so wenig Anklang gefunden hat, erfreulicher um so mehr, wenn man erwägt, was seit langer Zeit alles geschehen ist, um die Anhänglichkeit an die Kirche zu lockern, und was in neuester Zeit geschah, um zum Abfall zu verleiten. Auch dort operirt fortwährend eine zahlreiche, nicht nur antikirchliche, sondern antireligiöse Partei, um ihre gefährlichen Grundsätze zu verbreiten. „Referendarien, Auskultatoren und junge Beamte", so meldet eine glaubwürdige Correspondenz, „bildeten mit Handwerkern in Paderborn, Minden, Bielefeld, Rheda Vereine, die

sich die Verbreitung communistischer Schwindeleien zur Aufgabe machten. Man hält Reden im radikalsten Sinne, liest und verbreitet einschlägige Zeitschriften und Bücher, von Feuerbach, Strauß, Beinhauer und den ältern Illuminaten; man kaufte, um dem Landvolke seine Religion zu stehlen, alle Gebetbücher, die nur feil waren, und vernichtete sie oder tauschte sie gegen schlechte Schriften ein." — Ein königlicher Domänen-Administrator, wird erzählt, lohne seinen katholischen Dienstboten die Versäumung des sonntäglichen Gottesdienstes mit einem oder zwei Silbergroschen, und ein königlicher Oberförster lasse vorzugsweise an hohen katholischen Festtagen arbeiten und insultire obenein die Geistlichen, die dieß rügen. — Ein Steuerempfänger ertheilte die Steuerquittungen auf der Rückseite von Abdrücken von Ronge's Brief oder Glaubensbekenntniß und dergleichen Machwerken, um sie unter die Leute zu bringen; zwar ohne Erfolg; der Rongeanismus hat in dortiger Gegend dennoch nirgend fußen können; aber man sieht, wie nöthig es ist, zu wachen und — zu beten. — Eine gefährliche Sache ist es ferner, daß alljährlich Hunderte von katholischen Soldaten, die Jahre lang in Berlin oder andern protestantischen Städten in Garnison standen und dort mancherlei bedenklichen Einflüssen ausgesetzt waren, in ihre Heimath zurückkehren, nicht selten alterirt in ihrem Glauben und ihrer kirchlichen Gesinnung. Dazu kommt endlich, daß sich überall in ganz katholischen Gegenden, auch in den kleinsten Städten, besonders durch Beamte mehr und mehr Protestanten ansiedeln und dann sehr bald, oft schon für eine ganz geringe Zahl von Familien, auch protestantische Pfarreien und Schulen errichtet werden. So ist es bereits in einer großen Reihe kleiner Städte der Fall, und selten bleibt es dann aus, daß daraus für die katholischen Einwohner mancherlei Anfechtungen gegen ihr kirchliches Leben hervorgehen. In einer kleinen Stadt, heißt es, wo kaum drei protestantische Familien ansässig sind, ist ein protestantischer Pfarrer mit Küster und Schule angestellt, wofür die Kosten aus der Kreiskasse bestritten werden. In dieser

Stadt aber ist das katholische Schullehrerseminar der Provinz, und dem protestantischen Pfarrer ist die Wohnung in demselben Gebäude, einem ehemaligen Jesuitencolleg, und das Simultaneum in der Seminarkirche eingeräumt. Freilich auch so immer noch viel besser als die Seminareinrichtung im Nassauischen; aber — man kann sich doch auch dabei eigene Gedanken machen, wenn man erwägt, welche Nachtheile aus einer falschen Schullehrerbildung hervorgehen können. Daher würde es auch, wenn er gegründet ist, ein schwerer Vorwurf für die bischöfliche Behörde seyn, daß sie, wie man berichtet, bei der Errichtung und Leitung jener wichtigen Anstalt gleichgültig auf jeden Antheil und Einfluß von ihrer Seite verzichtet, und Alles schlechthin den Regierungsbehörden überlassen habe, die ihr denn auch nur das Recht, einen Bevollmächtigten den öffentlichen Prüfungen beiwohnen zu lassen, verstattet habe, obwohl gerade bei dieser Anstalt wegen der besondern Rechtsverhältnisse der Fonds der geistlichen Behörde nicht schwer gewesen seyn soll, sich größern Einfluß zu sichern.

Wenn es nun so überall der Wachsamkeit und rüstigen Eifers für die Sache der Kirche bedarf, so möge Jeder sich freuen, wenn wirkliche Gebrechen, um zu ihrer Bekämpfung anzuregen, zur Sprache gebracht werden, und Niemand wolle kleinlicher Empfindlichkeit über vermeintlich verletzte Persönlichkeit oder Landesreputation Raum geben. Dieß war auch der Gesichtspunkt, von dem die Redaction ausging, als sie jüngst den Artikel über die kirchliche Lage Badens aufnahm — nicht um hochmüthig und schadenfroh zu kränken und zu verletzen, sondern um Schäden, die wegen ihrer Offenkundigkeit kaum zu läugnen seyn werden, in der Absicht ihrer Heilung und Abstellung zu besprechen.

XVI.

Literatur.

Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Ein Beitrag zur Würdigung derselben, aus dem politischen und socialen Gesichtspunkte. Erster Band. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung 1846. 8.

Wohl keiner unserer Leser hat die Bedeutsamkeit der Artikel verkannt, in welchen einer unserer rüstigsten Mitarbeiter die Ergebnisse seiner eben so wahrheitliebenden als scharfsinnigen Untersuchungen über die große kirchlich-politische Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts niedergelegt hat. Auf vielfaches Begehren hat der Verfasser sich entschlossen, diese Artikel nochmals durchzusehen, sie — wo es nöthig war — zu ergänzen und umzuarbeiten, und so zu einem Ganzen zusammenzustellen. Der erste Band dieser interessanten Zusammenstellung liegt vor uns; er enthält die in den Jahrgängen 1838 bis 1841 dieser Blätter zerstreut liegenden Aufsätze. Der Stoff zu einem folgenden Bande ist in den Jahrgängen 1842 bis 1846 schon theilweise vorhanden, und „wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt", sollen noch mehrere Bände folgen.

Der vorliegende erste Band enthält demnach folgende Aufsätze, deren Inhalt wir für diejenigen unserer Leser, welchen derselbe allenfalls nicht mehr gegenwärtig seyn sollte, in Kurzem näher bezeichnen wollen.

I. Die wahre und falsche Reformation. Diese Abhandlung soll, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „den Standpunkt bezeichnen, von welchem aus der gläubige Katholik die Reformation beurtheilt.“ — „Das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert glaubte noch an eine Wahrheit, und hielt den Zustand der Spaltung im Glauben für einen unnatürlichen, unglücklichen, der göttlichen Einsetzung widersprechenden, und deßhalb so bald als möglich wieder aufzuhebenden. In solchem Sinne verordnet auch noch der westphälische Friede, daß alle in diesem Instrumente getroffenen provisorischen Bestimmungen in Religionssachen nur bis zur Wiederherstellung jener Eintracht gelten sollen. Erst der neuere, immer tiefer in das deutsche Leben eindringende, jedem Gottesglauben in seiner Wurzel angreifende Pantheismus hat sich mit der entgegengesetzten Ansicht befreunden können: daß es bei einem Widerspruch und Gegensatz innerhalb der Christenheit von Rechtswegen für alle Zeiten sein Bewenden haben solle und müsse.“

II. Luther. Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems. Es wird hier der von den meisten heutigen Protestanten selbst nicht gekannte theologische Grundgedanke Luthers: daß die guten Werke zur Erlangung der Seligkeit nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich seien — ausführlich beleuchtet, und dabei auf psychologischem Wege die Erklärung versucht: „wie es möglich war, daß ein den natürlichen Verstand und das sittliche Bewußtseyn gleichmäßig in so hohem Grade beleidigendes System in einem menschlichen Herzen und Kopfe entstehen konnte.“

Der Verfasser hat der Abhandlung, wie wir sie in diesen Blättern gelesen haben, einen Schlußabsatz angefügt, worin er mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Schärfe des Ausdrucks das Ergebniß seiner Untersuchung über den Gang, welchen die innere Entwickelung Luthers nahm, in gedrängter Uebersicht zusammenfaßt; da derselbe keines Auszuges fähig ist, müssen wir unsere Leser auf das Buch selbst verweisen.

III. Luthers Eherecht. Eine Darstellung der Lehren Luthers in Bezug auf die Ehe, unter Hinweisung auf den verderblichen Einfluß, welchen dieselben auf das innere sittliche Leben des Reformators und seiner Zeitgenossen üben mußten.

IV. **Theobald Thamer. Eine Bekehrung aus den Zeiten der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.** In einem Beispiele wird hier klar gemacht, wie der „auch innerhalb des deutschen Protestantismus frühzeitig sich regende bessere Geist zum Schweigen gebracht wurde."

V. **Der Ritterkrieg.** Mit den Unterabtheilungen: 1. Ulrich von Hutten. 2. Franz von Sickingen. 3. Luthers Verbindung mit der Reichsritterschaft. 4. Umtriebe der revolutionären Partei bis zum Wormser Reichstage. 5. Vorbereitung zum Trierischen Kriege. 6. Der Sickingische Krieg gegen Trier.

VI. **Der Bauernkrieg.** 1. Ursachen. 2. Ausbruch des Bauernkrieges, sein Charakter und seine Theilnehmer. 3. Vertheidigungsanstalten gegen die empörten Bauern. Georg Truchseß von Waldburg. 4. Manifeste und Verfassungsentwürfe der aufrührerischen Bauern. 5. Luthers Verhalten während des Bauernkrieges. 6. Thomas Münzer. 7. Geschichtslügen in Bezug auf den Bauernkrieg. 8. Folgen des Bauernkriegs. Schlußbetrachtung.

(Zu gleicher Zeit, als diese Artikel über den Bauernkrieg in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurden — 1840 — erschien **Bensens** Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, ein Werk, welches der Verfasser bei diesem Wiederabdrucke um so weniger mit Stillschweigen umgehen konnte, als er in demselben den Einfluß einer neueren und besseren Methode anerkennt, und es deßhalb „unter allen von protestantischen Schriftstellern verfaßten Darstellungen des Bauernkrieges unbedingt für das gründlichste" erklärt. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen in Bezug auf das hier gespendete Lob bei, eben so aber auch in dem darauffolgenden Ausdrucke des Bedauerns: daß der „bei jeder Gelegenheit hervorbrechende Haß gegen die Kirche und jedwede katholische Staatsordnung" in Herrn Bensen bei mehreren wichtigen Punkten den Sieg über sein historisches Gewissen davon getragen habe. Je größer die formellen Vorzüge des Buches sind, desto nothwendiger erscheint es, daß der rationalistisch-demokratisch-revolutionären Richtung desselben eine ernste und gründliche Zurechtweisung zu Theil werde.)

VII. **Der Protestantismus in Münster.** 1. Erstes Auftreten des Lutherthums in Münster. 2. Kampf der lutheri-

schen Partei gegen den Bischof von Münster. 3. Sieg des Protestantismus durch den Ueberfall in Telgte. 4. Weitere Fortbildung des Protestantismus in Münster. 5. Kampf der münsterischen Wiedertäufer gegen das Lutherthum. 6. Die Schreckenszeit in Münster. 7. Weiteres Schicksal der Wiedertäufer. Schlußbetrachtung.

VIII. Tagebuch eines Baseler Karthäuser-Mönchs über die Schicksale seines Klosters während der Reformationszeit.

Dieser letzte Abschnitt ist neu; er liefert sehr merkwürdige Ergänzungen zur Geschichte der Baseler Reformation, welche um so willkommener sind, als von neueren protestantischen Geschichtschreibern dieser Begebenheit (Burckhardt, Hagenbach rc.) dieselbe mit auffallender Unvollständigkeit behandelt wird. Zugleich dient er aber auch zum Beweise, „daß keine Periode der Geschichte jemals empörendere Beispiele eines despotischen und gewaltthätigen Eingreifens in das innere Heiligthum des Glaubens aufzuweisen hat, als jene, welche sich von der überlieferten Wahrheit lossagte, und in die Stelle der von Gott gegründeten rechtmäßigen geistlichen Autorität den Dünkel und die Herrscherlaune kirchlich-politischer Demagogen setzte."

Wir können uns nicht entbrechen, noch die nachfolgenden Stellen der Vorrede ausführlicher hier einzurücken. Sie bezwecken, den Standpunkt des Verfassers vollkommen deutlich zu machen, und besonders auch zu zeigen, wie der scharfe Tadel, den er über hochgepriesene Charaktere der Vergangenheit ausspricht, durchaus die Milde und Versöhnlichkeit nicht ausschließt, welche die Beziehungen der Gegenwart fordern.

„Das Ergebniß der vorliegenden Untersuchungen ist — wir können es nicht läugnen — daß die Reformation allenthalben, wo sie von unten herauf gemacht wurde, zur Revolution, und wo sie von oben ausging, zum Despotismus führte."

„Aber wir sind es auch der Wahrheit schuldig, darauf aufmerksam zu machen, daß im Laufe der Jahrhunderte sich im Entwickelungsgange des Protestantismus noch eine dritte Richtung hervorgethan hat. Die Zeit hat den fanatischen Haß gegen die katholische Kirche in vielen Gegnern derselben abgekühlt. Billigkeit und verständige Ueberlegung sind bei einem Theile der Getrennten

wieder in ihre ursprüngliche Rechte getreten. Manche haben ihren Standpunkt nicht mehr auf den alten despotischen oder revolutionären Traditionen, sondern auf dem Grundsatze der natürlichen Gerechtigkeit genommen. So ist die Möglichkeit gegeben, daß Katholiken und Protestanten in demselben Staate und unter den nämlichen Gesetzen, in politischer Eintracht, ungekränkt zusammen leben können. Aber noch fehlt viel daran, daß dieser Stand der Dinge auch der That nach allenthalben verwirklicht wäre. Noch immer regen sich die alten Gelüste. Begünstigt von der Verwirrung der Begriffe, welche sich über unsere Zeit gelagert hat, bemüht sich eine böswillige Sophistik den, auf politischer Parität beruhenden, staatsrechtlichen Frieden mit ungläubigem Indifferentismus auf theologisch-dogmatischem Gebiete zu verwechseln. Im Namen der, freilich nicht genug herbeizuwünschenden, bürgerlichen und nationalen Eintracht und politischen Duldung fordert man als Bürgerpflicht: Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß unseres Glaubens und gegen das specifisch-katholische Leben, sucht die confessionellen Unterschiede zu verwischen, und predigt, unter dem Deckmantel allgemein christlicher Liebe, den wüthendsten Haß gegen alle, treu und fest an ihrer Kirche hangenden Katholiken. Wo sie die Macht hat, beginnt diese unduldsame und erheuchelte Mäßigung damit: den Vertheidigern der Kirche das Wort zu verweigern, während sie jeder Schmähung unsers Glaubens Vorschub leistet. Bewußt oder unbewußt arbeitet solche Mischung aus Kurzsichtigkeit oder üblem Willen auf Wiedererneuerung der grimmigsten religiösen Kämpfe hin, und mit voller Ueberzeugung sprechen wir es aus: von diesem Bündnisse indifferentistischer Ausschließlichkeit und absolutistischer Velleitäten droht unserer Zeit die größte Gefahr. — Wir bedürfen allerdings des politischen Friedens und der bürgerlichen Gleichstellung der bestehenden kirchlichen Bekenntnisse; aber dieser Zustand läßt sich nicht durch die Intoleranz des Indifferentismus herbeiführen, nicht durch die Omnipotenz einer bonapartistischen Staatsgewalt vermitteln, nicht auf die bureaukratische Unterjochung der Kirche gründen. Billigkeit und Friede unter den Bekennern verschiedener Religionen in Deutschland sind nur unter der Bedingung der unbeschränkten, innern Freiheit jeder kirchlichen Genossenschaft möglich; womit, wie jeder Vernünftige einsehen wird, die politische Aner-

kennung jeder neuen, Zwietracht stiftenden und fanatisch ungläubigen Secte noch keineswegs zugegeben ist."

„Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, diese Wünsche und Ansichten in Deutschland so bald verwirklicht zu sehen. Im Gegentheil! das Bündniß des Indifferentismus mit der despotisch-revolutionären Gewalt zieht sich täglich fester zusammen. Mit der Achtung vor fremder Freiheit erstirbt in diesem Geschlechte die Fähigkeit, selbst frei zu seyn. Desto näher liegt uns Katholiken die Pflicht, auch den Gegnern unserer Kirche gegenüber uns gerecht und billig zu erweisen. — Es ist allerdings eine abgeschmackte Zumuthung an Jeden, der die Wahrheit kennt und liebt, daß er dem Irrthum oder der Lüge schön thun solle. Aber wir dürfen uns darum nicht abhalten lassen, den Irrthum und den Irrenden, den Protestantismus und den einzelnen Protestanten gewissenhaft von einander zu unterscheiden. — Dem letztern gegenüber gewinnen wir ohne Zweifel den rechten Standpunkt, wenn wir, nach Friedrich von Schlegels weisem Rathe, stets der Möglichkeit eingedenk bleiben: daß aus dem Saulus ein Paulus, aus dem Gegner der Kirche durch Gottes gnädige Fügung dereinst noch ein gläubiger Katholik werden könne. Der einfache Gedanke, an diese Möglichkeit wird keine Unversöhnlichkeit, keine Bitterkeit, keinen unchristlichen Grimm in uns aufkommen lassen. Und wer unter uns wäre nicht häufig Protestanten begegnet, auf die er das oft gehörte Wort anwenden konnte: talis quum sis, utinam noster esses! Ist es unsere Pflicht, denen, die vor den Thoren der Kirche stehen, so viel an uns ist, den Eingang zu erleichtern, so leuchtet es ein, daß ungerechter, persönlicher Haß das Zweckwidrigste unter allen verwerflichen Mitteln wäre."

„Diese Wahrheit ist aber auch in deutschen und romanischen Ländern so tief in die Sitten des katholischen Volkes gedrungen, der Irrende wird hier von seinem Irrthum mit solchem Takte unterschieden, daß unsere Gegner in ihrem eigenen Verhalten kein Beispiel, und in ihrer Denkweise keine Ahnung von ähnlicher Freisinnigkeit haben. Wer erinnert sich heute daran, und wer weiß es zu würdigen, daß der vielgelästerte Kaiser Ferdinand II. ohne Argwohn und Mißtrauen Potestanten zu seinen höchsten betrauten Dienern zählte."

„Mancher wird die eben ausgesprochenen, versöhnlichen Ge-

sinnungen nicht füglich mit einer Schrift zusammenräumen können, die schon so viel zornigen Tadel und bittere Schmähungen hervorgerufen hat, und deren wahrscheinlich noch mehr hervorrufen wird. Aber gerade die Unterscheidung zwischen freiwilligem, verschuldetem Protestantismus auf der einen, und unbewußt, ohne Arglist, aus bloßer Unkenntniß der Thatsachen Protestirenden auf der andern Seite löst den Widerspruch. Geistliche Liebe, Schonung, Geduld in Beziehung auf die letztern ist, heute mehr wie je! heilige Pflicht; aber die Wahrheit hat auch ihre, nicht minder heiligen Rechte. Wird die böswilligste Verdrehung des wahren Verlaufs der deutschen Reformationsgeschichte bis auf diese Stunde wie ein ganz ehrbares und gemeinnütziges Geschäft getrieben, so wollen wir diejenigen, die sich zu solchem Amte haben bestellen lassen, in diesem Beruf und Wandel mit nichten stören; aber ihr Monopol zur Geschichtschreibung erkennen wir nicht an, und fordern auf diesem, wie auf allen andern Gebieten, um des Heils von Deutschland willen, dieselbe Freiheit der Rede, deren sich ihre Gegner bedienen. Abgesehen hievon ist es jetzt, wo das vor dreihundert Jahren begonnene, unheilvolle Drama zu seinem Ende neigt, doppelt nöthig, den Blick auf die Anfänge der Verwickelung zu lenken. Damals, wie in unserer Zeit, stand Deutschland mit verbundenen Augen am Rande eines Abgrundes. Wer sich über die Gefahr dieses Momentes klar geworden, hat den Beruf, was er sieht, laut und vernehmlich seinen Zeitgenossen zuzurufen. Die Parallele zwischen damals und heute ergibt sich übrigens von selbst; nicht der Verfasser dieser Aufsätze hat sie gezogen, sondern das, was geschah, seit sie zuerst gedruckt wurden. Uebrigens müßte der Verfasser seine Zeit und seine Landsleute nicht kennen, wenn er dem Wahne Raum geben könnte, daß ein furchtloses und ernstes Wort der Warnung den Gang unserer Geschicke ändern könnte. Aber man kann von dieser Resignation tief durchdrungen und dennoch der Verpflichtung eingedenk seyn: daß Jeder, ohne Rücksicht auf den möglichen oder wahrscheinlichen Erfolg, an seinem Orte redlich seine Pflicht thun solle. Gelangen historische Untersuchungen, wie die hier angestellten, auch nicht in hohe Regionen, so bleiben sie vielleicht unten in der Mitte der Gesellschaft nicht ganz ohne Einfluß; vermögen sie den Haß der Gegner der

Kirche nicht zu beschwichtigen, so können sie doch die Katholiken an der Vorzeit für die Gegenwart orientiren helfen."

„Zu diesem Zwecke wurden diese Aufsätze ursprünglich geschrieben, und lediglich zu diesem Behufe erscheinen sie hier gesammelt. Mögen sie auch in dieser Gestalt dem Leserkreise, für den sie bestimmt sind, die Ueberzeugung gewähren, daß Deutschlands Schicksale an die Wiedervereinigung unsers Volkes im wahren Glauben geknüpft sind, und zugleich den Trost: daß dieselbe ewige Macht, deren Walten in den Stürmen des sechszehnten Jahrhunderts sichtbar ward, die Mittel finden wird, unser Volk auch wider menschliches Hoffen und Erwarten aus den Trübsalen und Verwirrungen der Gegenwart zu erlösen."

Zum Schluße können wir nicht umhin, der vielen, zum Theil ganz widersinnigen — ja den Sinn oft geradezu umkehrenden Druckfehler zu gedenken, durch welche das Buch entstellt ist, und von denen seltsamerweise nur die unwichtigeren in dem angehängten Verzeichnisse verbessert werden. So z. B. steht S. 132, Z. 4 von unten: natürliche statt übernatürliche, — S. 143, Z. 1 von oben philosophischen Kriegsmann statt philologischen Kriegsnamen, — S. 311, Z. 10 v. u. Jahrhunderts statt Jahrtausends, — S. 416, Z. 13 v. u. December st. September, — S. 445, Z. 1 v. o. ungläubige statt neugläubige, — S. 507, Z. 14 v. o. umgekommen st. gekommen, — S. 516, Z. 11 v. u. Protestant statt Potestat, — S. 533, Z. 5 v. u. ist zu lesen: „mittwoch nach palmarum vernam der rat" u. s. w. — Wir denunciiren diese Sünden des Setzers hiermit der außerkirchlichen Kritik; sie findet, wenn sie will, einigen Stoff zum Krakeel.

XVII.

Ueber Volksschriften und Volksbildung

in nächster Beziehung zu der Schrift: „Deutsches Hausbuch, herausgegeben von Guido Görres. München. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.“

Mit dem weiter verbreiteten Volksunterricht nimmt auch das Lesen in allen Klassen von Tag zu Tag zu; bis in die entlegensten Thäler der schweigenden Bergeinsamkeit dringen Zeitblätter und gute und schlechte Bücher; Jeder begehrt seinen größeren oder geringeren Theil an der allgemeinen Bildung. Wie oft geschieht es nicht z. B. im alltäglichen Leben, daß Pfarrer und Lehrer auf dem Lande von solchen um Lectüre angegangen werden, deren Eltern nie ein anderes Buch im Hause hatten, als vielleicht ein groß gedrucktes Gebetbuch, ein altes Erbstück der Familie. Weist der Pfarrer sie zurück, so bietet sich ihnen nur gar zu leicht anderwärts die Gelegenheit, ihr Verlangen zu befriedigen, und es fallen auf diese Weise nicht selten Schriften in ihre Hände, die in dem unbehüteten Hause Sittenverderbniß, Zweifel und Unglaube verbreiten, oder im günstigsten Falle das Verlangen nach einer zeittödtenden Unterhaltung durch fade Romane erwecken.

Diesem Bedürfniß des Volkes sich zu belehren, zu unterrichten und durch eine unterhaltende, veredelnde Lectüre zu er-

heitern, auf eine heilsame Weise zu entsprechen, ist daher unserer Ueberzeugung nach eine gebieterische Nothwendigkeit der Zukunft, und dieses Gefühl war es, welches einerseits die Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher in unserm Vaterlande hervorgerufen, wie den österreichischen in Wien, den bayerischen in München, und jüngst noch den rheinischen vom H. Borromäus. Andererseits haben begabte Männer sich dadurch aufgefordert gefühlt, in Schriften, die sie dem Volke bestimmt, auch die Sprache des Volkes zu reden. Wir erinnern in dieser Hinsicht hier nur an Einen, dessen Worte in so kurzer Zeit in immer weiteren und weiteren Kreisen die herzlichste Aufnahme gefunden. Während nämlich die bösen Geister auf dem Blocksberg unserer Literatur ihre ausgelassenen Tänze um den Hexenkessel mit dem siedenden, Mark und Bein durchbrennenden Brei aufführen, ist Tausenden und Tausenden die Spende, welche der Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit alljährlich darbietet, mit Recht als ein labender und kühlender Trunk eines gottgesegneten, frischen Bergquelles hoch willkommen. Seine Stimme derb und kräftig und kundig der Tugenden und Sünden des Armen wie des Reichen, und aus einem lebendig fühlenden Herzen hervortönend, hat darum auch gewiß zu Manchem wie die Stimme des eigenen Gewissens gesprochen. Wir sehen daher mit Recht die weite Verbreitung dieses trefflichen Volksbuches als ein sehr erfreuliches Zeichen der Gegenwart an.

Allein die ganze Masse unserer vielköpfigen Literatur dringt auf das Volk ein, und hier bedarf es der Auswahl, der Belehrung, der Warnung, der Zurechtweisung. Von selbst leuchtet da das Bedürfniß solcher Sammlungen ein, die, das Gute ausscheidend, einen Hausschatz ausgewählter Lectüre darzubieten sich bemühen, welche den Leser in dem Glauben befestigt, seinen Geist mit Kenntnissen bereichert, sein Herz veredelt, und ihn in den Drangsalen und Nöthen des Lebens aufrichtet und erheitert, während sie ihn vor den Versuchungen des Bösen warnt und abschreckt. Für das katholische Deutschland sind

Sammlungen dieser Art ein um so dringenderes Bedürfniß, da unsere Lesebücher, Anthologien, Literaturgeschichten in der Regel von Protestanten geschrieben werden, die, in den Vorurtheilen ihrer Confession aufgewachsen, unsere Literatur nicht kennen, sich auch nicht angezogen fühlen können, sie kennen zu lernen, noch weniger aber sich bemühen werden, ihr irgend eine Anerkennung zu verschaffen, sondern im Gegentheil fast auf jeder Seite durch offene oder verdeckte Angriffe ihrer feindseligen Gesinnung Luft machen. Wer seine Weisheit aus ihnen schöpft, der erfährt kaum, daß etwas wie eine katholische Literatur in der Welt existirt.

Diese Erfahrungen, welche sich den Lesern dieser Blätter gewiß mehr denn einmal aufgedrungen haben, sind es auch, welche den Herausgeber **des deutschen Hausbuches** zum Beginne seines Unternehmens bestimmt haben, von dem eben der erste Band vollendet der öffentlichen Beurtheilung vorliegt. Die Vergangenheit und die Gegenwart, Altes und Neues verbindend, soll es als eine Aehren- und Blüthenlese geistiger Erholung eine Reihe lehrreicher und unterhaltender Lesestücke enthalten, in gebundener und ungebundener Rede; Geistliches und Weltliches; Scherzhaftes und Ernsthaftes; Beschauliches und Erbauliches; Erweckendes und Abschreckendes. Obwohl zunächst seine Absicht ist, als eine katholische Ergänzung jener oben berührten Lesebücher zu dienen, so wird es sich seinerseits von der gerügten Einseitigkeit fern zu halten suchen, und dem Trefflichen und rühmlich Ausgezeichneten auf der Gegenseite bereitwillig seine Anerkennung gewähren.

Wie der Herausgeber seine Aufgabe verstanden, darüber spricht er sich in dem Eingange oder dem Vorworte ausführlicher aus; zur eigenen Beurtheilung des Lesers, was er von dem Buche zu erwarten habe, möge daher ein Theil dieser Betrachtungen hier seine Stelle finden.

Eingang des deutschen Hausbuchs.

„Es war eine Zeit, die noch in der Erinnerung lebt, da

die Thürmer von den Thürmen unserer alten deutschen Städte in Reimsprüchen den Preis des obersten himmlischen Wächters verkündeten und die Nachtwächter da unten, wenn sie auf den stillen Straßen und Plätzen die Stunden der Nacht ausriefen, ihr „Lobet Gott den Herrn!" nicht vergaßen. Ein harmlos heiterer Geist des Gesanges klang durch das ganze Jahr hindurch: blühte das erste Veilchen, erschien die erste Schwalbe, so wurden sie von den jubelnden Kindern mit festlichem Willkommlied begrüßt; der Wechselgesang der Jugend erschallte im Mai am Abend unter der alten Linde des Dorfes und zu Pfingsten am Brünnlein auf der Pfingstwiese; singend und betend zogen sie mit Kreuz und Fahnen durch die grünenden Saaten des Frühlings, um Gottes Segen darauf herab zu erflehen; unter Gesang brachten Schnitter und Winzer den geschmückten Erndtewagen und den Segen der Weinberge ein. Stand das Jahr auf seiner Höhe, war der längste Tag gekommen, so sangen sie beim Johannisfeuer der scheidenden Sonne ein Abschiedlied; mit dem Abdürren der Wiesen, mit dem Welken der Wälder aber zog sich beim Nahen des Winters das laute fröhliche Leben allgemach in das Dorf, in die Spinnstube und zum warmen Herde zurück. Martini ist nun mit der Martinsgans gekommen, und mit dem Martinslied beim Martinsfeuer beginnt die Reihe winterlicher Vergnügungen bei der Lampe im traulichen Kreise des Hauses. Dort sang die alte Nachbarin beim Spinnen ein Lied, das sie einst in ihrer Jugend gehört; oder die Mutter erzählte eine seltsame Geschichte, die ihr die Großmutter so oft wiederholt, welche sie noch aus dem Munde eines Augenzeugen, des ältesten Mannes des Dorfes, gehört; oder der Großvater langte von dem braunen Wandbrett neben dem Ofen eines jener Bücher hervor, die nahrhaft wie das tägliche Brod jedem Magen frommen und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten: ein altes Passionale oder Legendenbuch mit den Holzschnitten von allen Heiligen; ein schönes lehrreiches Historienbuch voll ernster oder kurzweiliger Geschichten; ein Reisebuch eines Pilgers, der auf der Fahrt nach Rom und

dem gelobten Lande Schiffbruch gelitten, unter die Heiden gerathen und viele Länder und Städte der Menschen gesehen, ehe er wieder in die Heimath gelangt; daraus liest der Großvater vor und erzählt dabei, was ihm selbst in seinem Leben begegnet und was er von andern Wallfahrern und Pilgern, Handwerksburschen und Soldaten, die bei ihm zugesprochen, vernommen. So schwinden die langen Winterabende, es kömmt die heilige Adventzeit, wo die Glocken zur Frühfeier rufen und das Rorate der Engelämter in der erleuchteten Kirche zum Himmel hinanschallt; da gehen wieder die Kinder am Abend von Haus zu Haus, ein Weihnachtslied von dem Christkindlein und der Krippe und den Engeln und den Hirten zu singen. Am Feste der heiligen drei Könige ziehen sie dann mit dem Stern umher. Das Licht steigt wieder, und da wird unter jubelndem Gesang und Fastnachtsscherzen, die alte Strohhexe, die Zauberin, die ihren Schneemantel über Feld und Wald ausgebreitet und das Leben der Bäume und Flüsse erstarren gemacht, in das Wasser geworfen, und der Winter unter Jauchzen zum Thor hinausgejagt. So erscheint das fröhliche Osterfest, Christus ist erstanden, Alleluja! ertönt es von dem Altare unter dem Festgeläute der Glocken, die Osterkerze wird angezündet und zu den Osterwecken und Ostermärlein und Osterlämmlein legt der Osterhaas seine bunten Ostereier mit Blumen und sinnreichen Reimsprüchen verziert; und schon freuen die Kinder sich, bald wieder die erste Schwalbe, die Botin des Frühlings, und den „„Storch Storch Steinel mit den langen Beinel““ als liebe alte Gäste zu empfangen.“

„Allein diese Zeiten sind vorüber, die Lieder sind guten Theiles verstummt, die Geschichten und Sagen werden mit den alten Sitten und Bräuchen jener einfach genügsameren, aber gemüthlicheren, zutraulicheren und fröhlicheren Zeit vergessen; die alten Historienbücher liegen im Staube oder sind mit den Heiligenbildern verschwunden, da die Stube das letztemal ausgeweißt ward, und das Leipziger Conversationslexikon und das Gebetbuch für aufgeklärte Christen in's Haus kam.“

„Nicht mit Unrecht wirft man uns Deutschen vor, daß wir ein vergeßliches Volk sind; der Schreiber dieser Zeilen hörte es selbst in seiner Studentenzeit am Rhein aus dem Munde Niebuhrs, des römischen Geschichtschreibers. „„Ein Deutscher,““ sagte er, „„muß ein gutes Gedächtniß haben, will er so manches Gute und Schöne, was deutsche Schriftsteller geschaffen, kennen, weil es von der jährlichen Fluth neuer Bücher hinweggeschwemmt und in Vergessenheit begraben wird.““ Dieß gilt aber nicht allein von den Büchern; ist es ja doch gar nicht so lange her, daß diese unsere Selbstvergessenheit sich erst in den Tagen der äußersten Schmach und Bedrängniß nur nach und nach wieder auf das Große und Herrliche besann, was einst eine größere Vergangenheit besessen, da der deutsche Name von den äußersten Küsten Siciliens bis zu denen von Holstein und der Mark der Dänen geachtet und gefürchtet war, nachdem ein Kaiser deutschen Blutes, deutscher Sprache und deutschen Sinnes, Karl der Große, dem christlichen Mittelalter das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hatte. In den Jahrhunderten, die ihm folgten, war es, wo die Deutschen am Webstuhle der Weltgeschichte saßen, da die römischen Kaiser deutscher Nation zu Rom in St. Peter die Weihe zur obersten weltlichen Würde von dem Nachfolger der Apostel empfingen. Sieger über das weltbeherrschende römische Heidenthum, war damals das deutsche Blut und der Geist deutschen Rechtes und deutscher Freiheit neubelebend und umgestaltend in die Verfassungen der europäischen Völker, in Spanien, in Frankreich, in England, in Italien eingedrungen. Noch hatten die freien Hirten, die Städte und Herren der Schweiz die größere Eidgenossenschaft mit dem deutschen Stammlande nicht gelöst; Elsaß, Lothringen und Burgund gingen bei dem Reiche zu Lehen; deutscher Kunstfleiß und Gewerbsamkeit und freiheitsstolzer Bürgersinn schwang sich, den Britten lange voraus, in den niederländischen Städten, mit den italienischen wetteifernd, zur höchsten Blüthe empor; die Schiffe der mächtigen Hansa befuhren die Meere hoch hinauf im scandinavischen Norden und tief im

romanischen Westen; deutsche Kaufherren hatten ihre mit Rechten und Freiheiten begabten Lagerhäuser in Nowogorod und London; ein deutscher Orden pflanzte das Kreuz auf den Küsten der Ostsee, wo nun deutsche Gesittung vor der Knute weicht; er stritt wider die Ungläubigen auf den Küsten des Morgenlandes und verpflegte die Pilger in Jerusalem; die deutsche Kunst jener schöpferischen Jahrhunderte gründete und schmückte am Rhein und an der Donau die Münster von Straßburg und Köln, von Ulm und Wien und so viele andere auf deutschem Boden, während deutsche Baumeister und deutscher Baugeist in Italien, in Frankreich, in Spanien und England schaffend wirkten, und Hand in Hand mit ihnen deutsche Maler sich die Bewunderung italienischer Meister errangen. Auch ein neuer Geist der musikalischen Kunst erwachte in denselben blühenden deutschen Niederlanden, dessen mächtiger Zaubergewalt selbst Rom nicht widerstand und der später wieder in der Entwicklung der Zeiten jenen Reigen deutscher Tonmeister unsterblichen Ruhmes hervorrief, wie ihn kein anderes Volk besitzt; ja selbst die italienische Sprache und Poesie verlebte ihre Kindheit und empfing ihre erste feinere Ausbildung, nach Dantes eigenen Worten, an dem Hofe deutscher Fürsten in Sicilien. Und auch da noch, als jene Zeiten unserer entschwundenen Größe ihrem ursprünglichen, christlich germanischen Geiste entfremdet, dem Untergange sich zuneigten, und die neueren Jahrhunderte voll innerer Zerrissenheit und Verwirrung, voll kalter Selbstsucht und zweifelsüchtigen Unglaubens, voll Schmach und Erniedrigung folgen sollten, selbst da, auf der Gränzscheide des Mittelalters und der neueren Zeit, waren es die Deutschen, von denen die beiden großen Erfindungen ausgingen, die auf die Gestaltung der Gegenwart den entscheidendsten Einfluß ausgeübt haben: das Pulver und die Druckerei."

„Allein wie groß auch diese unsere Vergangenheit war, unsere Selbstvergessenheit in den jüngsten Jahrhunderten war noch größer. Unverstanden, verstümmelt und verunstaltet und in Trümmer fallend, trauerten die großen Bauwerke der Vor-

zeit; selbst unsere Sprache verlor ihre Kraft, ihre Reinheit, ihren Wohllaut, und ward in ein Bettelkleid aus fremden Lumpen und Flitter eingehüllt; der Sinn und das Verständniß der geistigen Schätze jener mächtigeren Vorzeit, wo die Hohenstaufen gesungen und die Sänger auf Wartburg um die Krone gerungen, ging so sehr verloren, daß ein deutscher Fürst, Friedrich II. von Preußen, dessen Siege die Welt anstaunte, sich fast schämte, in unserer edlen, angestammten alten Kernsprache zu schreiben und ihrem Geist so fremd geworden war, daß er die Zueignung des größten Heldenliedes des deutschen Mittelalters mit verachtender Kälte von sich wies, während er dafür einen Voltaire und die Tafelrunde französischer Frivolität mit seinen Schmeicheleien und Gunstbezeugungen überhäufte."

„Trifft diese Schuld der Selbstvergessenheit die Deutschen im Allgemeinen, so trifft sie uns Katholiken noch insbesondere; da wir durch die bestandenen Kämpfe ermüdet und ermattet nur allzulange in entkräftender Geistesträgheit auf der Bärenhaut gelegen und darüber unsere ruhmvolle Vergangenheit und das Große und Herrliche, was der Geist unserer Kirche im Leben der Völker, in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, vergessen haben, so daß wir allgemach anfingen, fast selbst zu glauben, wir seien in der That so dumm und armselig, so krüppelhaft und schmachbeladen, wie die Gegner uns glauben machen wollten, die sich der Geschichtschreibung und der Schätze der Vergangenheit bemächtigt hatten, die daraus mittheilten und vorenthielten, wie es ihnen gut schien, und auf dem obersten Richterstuhl sitzend, nach einseitigem Wohlgefallen die Krone des Verdienstes und das Mal der Schmach zuerkannten. Die nothwendige Folge dieser fast unbestrittenen Alleinherrschaft war, daß die größten der Unseren und was sie geleistet, entweder gänzlicher Vergessenheit anheimfielen, oder schief und entstellt dem Andenken der Nachwelt übergeben, oder mit einigen dürftigen, kärglich und kalt abgemessenen Lobsprüchen abgefertigt wurden."

„Doch der Winter und der lange Winterschlaf ist vorü-

her, die Sonne ist wieder frühlingswarm über den Schnee- und Eisgefilden aufgegangen; ein neues, zukunftreiches Leben ist erwacht; seinen Bestrebungen soll sich auch das deutsche Hausbuch anschließen."

„Es möchte an die Stelle jener anspruchslosen Bücher treten, die einst der Hausvater vom Bücherbrett im Wohnzimmer herunterlangte und beim traulichen Winterfeuer, von seinen Söhnen und Töchtern umgeben, vorlas, während der Großvater im Sorgenstuhl ausruhte und zu seinen Füßen die Enkel spielten."

„Ein Hausbuch jedoch im wahren Sinne des Wortes, wird es sich bestreben, den Jüngern nicht zu hoch und den Aeltern nicht zu niedrig zu seyn. Wird auch nicht Alles jedem Einzelnen gerecht seyn können, so hoffen wir, soll doch Keiner vergeblich darin etwas suchen, was ihm zusage."

„Wie viel oder wie wenig der vorliegende erste Jahrgang, dem der zweite unmittelbar folgen wird, diesem vorgesteckten Ziele entspricht, darüber steht das Urtheil bei dem Leser, der nachsichtsvoll nicht vergessen wird, daß aller Anfang schwer ist, und daß jeder Baum sich aus unscheinbarem Keime nur allgemach zum mächtigen Stamm mit Aesten und Zweigen und Blättern und Blüthen und Früchten entfalten muß."

So weit dieß Vorwort, das alsdann in's Einzelne eingehend, noch besonders hervorhebt, wie Mittheilungen aus den Schätzen der Vorzeit, dann Lebensgeschichten ausgezeichneter Männer, wo möglich von ihnen selbst geschrieben, oder Briefe von ihnen, ferner der Volksgesang und volksmäßige Lieder, die Unterhaltung der Jugend an festlichen Tagen u. s. w. ein vorzügliches Augenmerk des deutschen Hausbuches seyn werden.

Mit diesem Inhalt Hand in Hand geht auch die äußere künstlerische Ausstattung des Buchs durch zahlreiche Holzschnitte, welche einerseits das Herrliche unserer alten christlichen, und namentlich der altdeutschen Kunst im Gedächtniß erneuern sollen, während sich damit Darstellungen lebender Meister verbinden,

und auch hier neben dem Hohen, dem Ernsten, dem Heiligen, der heitere, harmlose Scherz seine bescheidene Stelle findet.

Damit übrigens der Preis bei dieser verhältnißmäßig kostbaren Ausstattung der Verbreitung des Buches auch in minder bemittelten Kreisen kein Hinderniß entgegen stelle, ist dieser so billig wie möglich gestellt. Das Hausbuch erscheint nämlich in Heften, das Heft zu 24 kr. rh. oder 8 Ngr.; circa sechs dieser Hefte bilden einen Band oder Jahrgang, wonach sich also der Preis eines solchen Jahrganges auf 2 fl. 24 kr. rh., 1 Thlr. 18 Ngr. stellt. Jeder Band wird übrigens, so viel wie möglich, ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden, so daß Jeder nach Belieben ein- und austreten kann.

Das Hauptbestreben des Hausbuches, von seiner Seite zur Bildung und Kräftigung eines religiösen vaterländischen Sinnes der Jugend beizutragen, ist auch bildlicher Weise in dem Titelblatte, welches dem nun vollständigen ersten Bande vorausgeht, angedeutet. Gezeichnet mit freundschaftlicher Güte von Wilhelm Kaulbach, stellt es die beiden großen königlichen Flüsse der deutschen Erde dar: den Rhein mit der Rebenkrone begeisternden Weines, und die Donau mit dem Aehrenkranze nährenden Waizens. Als kriegerische Hüter und Schirmer des Vaterlandes lagern die beiden Heldengestalten, gewappnet und bewehrt, auf steinernem Sitze, in brüderlicher Eintracht sich die Hand fassend. Dem Steinsitze zu ihren Füßen sind die Worte eingegraben:

Deutsche Donau! deutscher Rhein!
Reicht zum Bunde euch die Hand,
Stimmt ihr Deutschen alle ein,
Schirmt vereint das Vaterland.

Kämpft verbunden, Hand in Hand,
Deutsche Donau! deutscher Rhein!
Eintracht hält allein Bestand,
Treue soll die Losung seyn.

Zwischen den kriegerischen Flüssen, ihnen zu Häupten, aber erhebt sich ein altes Kreuz, umschlungen von einem Kranze frischer Rosen und Eichenlaubes mit der Aufschrift: Christus imperator noster. Neben dem Kreuze endlich, zur Rechten und Linken, steht der Wahlspruch des deutschen Hausbuchs, dem sich auch die einzelnen Stücke dieses ersten Bandes unterordnen lassen, und der also lautet:

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise,
Mach dich frisch auf die Reise!

XVIII.

Zur Verständigung.

Das vorletzte Heft der historisch-politischen Blätter schließt mit einer kurz abgefaßten „Erklärung“ über das „Leben Christi von Dr. Sepp“, worin derselbe hochverehrte Meister, der dieses Buch vor Jahren bevorwortete, seine Responsabilität in Bezug auf den „Anhang“ zum letzterschienenen siebenten Bande, d. h. in Betreff zweier Kapitel von dem ganzen, etwa sechsthalbhundert derlei Abschnitte umfassenden Werke rekusirt, und in der ausgesprochenen Besorgniß, der Verfasser habe sich in seinem Eifer, die Kirche zu vertheidigen, zu weit führen lassen, die Concessionen, welche in der „wissenschaftlichen Evangelienkritik“ nachträglich den Außerkirchlichen gegenüber gemacht scheinen, als zu freimüthig von der Hand weist. Alle, welche mit dem Buche aus eigener Lesung vertraut sind, wissen, um was es sich handelt, und werden, mit der Erklärung im allgemeinen einverstanden, höchstens eine Frage der Verwunderung darüber aufwerfen, ob, nachdem das besagte Leben Christi bisher als eine entschieden katholische Schrift von allen Seiten begrüßt wurde, und eines ungetheilten Beifalls sowohl in als außer Deutschland sich erfreute, zu einer solchen, wenn auch noch so friedfertigen Apostrophe von daher eine unbedingte Nöthigung vorlag, da es in dem fraglichen Stücke bei dem Verfasser ja nicht um eine Stellung außer dem Boden der Kirche, oder

ferne vom Standpunkt der Wissenschaft sich handelt. Die Erklärung meint nämlich, es sei für den Katholiken eine gewagte Sache, gegenüber den Außerkirchlichen in eine kritische Evangelien-Untersuchung überhaupt sich einzulassen, und findet für gerathen, die Verhandlung über gewisse Punkte lieber zu suspendiren und der Kirche Rechnung zu halten, daß sie in der ältesten Zeit wohl gewußt haben werde, warum sie in bestimmten Fällen, auch wo es nicht den Inhalt, sondern nur die äußere Verfassung ihrer canonischen Bücher betrifft, so und nicht anders ihre Entscheidung getroffen, und es noch in ihrer Ueberlieferung dabei lasse, während die Bemühung, nun noch mit Beweisen ihr aufhelfen und der Entstehung von Anfang nachspüren zu wollen, häufig sogar Anstoß erregen könne. So beiläufig die Erklärung; um aber die Vorurtheile zu Ungunsten dessen, der es sich zugetraut und die undankbare Arbeit übernommen, eine Menge Fragepunkte zu erledigen, deren Beantwortung man seit Jahrhunderten gestundet, und ungeachtet aller Herausforderungen protestantischer Seits immer wieder hinausgeschoben hat, bei allen denen zu begegnen, die den wissenschaftlichen Verhandlungen deßfalls fremd geblieben sind, möge man folgendes zur freundlichen Verständigung beachten.

Ein Schriftsteller, der zum erstenmal in's klippenvolle Fahrwasser der Literatur hinaussteuert, pflegt am liebsten von einem älteren Seefahrer sich in's Schlepptau nehmen zu lassen, und erst unter fremder Flagge zu segeln, bis seine eigene Firma hinlänglich bekannt geworden ist. Zufolge dieses, sich wie von selbst verstehenden Gebrauches ist auch der Unterzeichnete bei Herausgabe seines ersten Bandes durch den hochberühmten Lehrer, mittels eines Vorworts, in die Gelehrtenwelt eingeführt worden, ohne daß damit billigerweise gemeint seyn konnte, als ob hiedurch Dem, der ihm diesen Ehrendienst erwiesen, eine Verantwortung für Alles, was er noch nachträglich schreiben würde, irgendwie erwachsen sollte; ja der Verfasser erklärt offen, daß wider seinen Willen der Name und Titel des Vorredners gleichsam als Aushängeschild auch noch auf die nach-

folgenden Bände und auf seine Symbolik zum Leben Christi übergegangen sind: die deßhalb mit Drucker und Verleger gewechselten Briefe mögen noch vorhanden seyn.

Doch um zur Sache selber zu kommen, weßhalb der „Anhang" zum siebenten und letzten Bande des Lebens Christi wie eine Nachrede zu der vierthalb Jahre früher erschienenen Vorrede sich verhalten soll, so ist voraussetzlich Jedermann kund— oder auch nicht kund, daß, so lange die Kirche besteht, das Verhältniß der drei ersten, darum sogenannten synoptischen Evangelien unter sich, wie zu einem fraglich vorangegangenen Urevangelium ein Problem gebildet hat, worüber man noch nicht einig ist, und das keineswegs, wie es eben hingestellt wird, von Anfang an gelöst war. Autorität und Autenzie der Evangelien kommen natürlich unter Katholiken hier gar nicht in fragliche Berührung, am allerwenigsten konnte bei dem Verfasser des Lebens Christi in seiner Stellung, Dr. Strauß gegenüber, hier das mindeste Bedenken obwalten. Er hat in seiner Apologie nicht einen Vers aufgeopfert, und auch kein Jota vom ganzen Evangelium sich nehmen lassen; denn der Inhalt des Canons ist unantastbar, und seine Unverbrüchlichkeit beruht schon im Begriffe des Canon. Nicht über Dogma und Moral, auch nicht über die Geschichte des göttlichen Erlösers, die in jeder Hinsicht in den sieben Bänden dargelegt war, ergeht sich die Schlußabhandlung in eigener Weise, sondern einzig über das angebliche Urevangelium, was eine rein historisch-kritische Frage, ein formaler Punkt ist, worüber bisher von Seite der Kirche die Discussion für freigegeben galt. Einigermaßen muß es daher auffallen, wie nun mit einmal eine Erörterung derart als censurwürdig behandelt werden will.

Die Aufgabe für jeden Exegeten ist, wissenschaftlich darzuthun, und sich für das Eine oder das Andere mit guten Gründen zu entscheiden, ob die synoptischen Evangelien aus einer früher bestandenen hebräischen Urschrift geschöpft seien, sei es auf katholischer Seite zunächst nur, ob das erste Evangelium im biblischen Canon auf einer Uebersetzung beruhe, oder

ob wir in der ganzen neutestamentischen Bibel den ursprünglichen Text vor uns haben? Die Theologen sammt und sonders theilen sich deßfalls in zwei Lager, indem die einen es mit der hergebrachten Meinung halten, daß unser griechischer Matthäus nur eine von unbekannter Hand veranstaltete Version und bloß theilweise Copie aus einer ursprünglich und von dem genannten Apostel hebräisch verfaßten Urkunde enthalte — wogegen die anderen aus überwiegenden inneren Gründen die griechische Originalität verfechten, und von der zu nichts führenden Annahme eines Urevangèliums absehen. Seit Erasmus das neue Testament herausgab, seit Hug seine Einleitung dazu schrieb, und bis auf die jüngsten Tage hat die letztere Ueberzeugung am meisten wissenschaftliche Vertheidiger gefunden, ja gerade die stimmfähigsten Gelehrten und Editoren, ein Wetstein, Lightfoote und Lardner haben sich dafür entschieden. Es handelt sich hiebei nicht um die Gläubigkeit, nicht um eine confessionelle Stellung, sondern um eine Frage der historischen Kritik und deren Entscheidung auf Grund der gegebenen antiquarischen und exegetischen Hülfsmittel bei gleichen logischen Categorien. Vielmehr hätten die protestantischen Ausleger ihr Interesse an einem verloren gegangenen hebräischen Urevangelium, wie Jeder weiß, und sie haben auf diese Theorie zugleich am meisten gesündigt. Durch die sorgfältigsten Forschungen berechtigt und nach vieljähriger Ueberlegung in den Stand gesetzt, hat nun auch der Verfasser des Lebens Christi, wie es ihm zukam, am Schluße ein Urtheil in dieser historisch-philologischen Streitfrage abgegeben, dabei aber auch, um keiner Illusion Raum zu lassen, die nothwendigen Consequenzen aus beiden Voraussetzungen gezogen, und er konnte nicht anders, als sich zu Gunsten des griechischen Urtextes, zu Gunsten der unverkümmerten Originalität unseres ersten canonischen Evangeliums entscheiden. Die Gründe dieser Entscheidung liegen Jedem zur Beurtheilung, sei es zur beliebigen Widerlegung vor, nur möge, wer darüber in Schriften sich näher mit betheiligen will, vor der Stimmabgabe sich ohne weiteres Ignoriren in der Sache genügend in-

struirt, und über alle die seit Decennien deßhalb unter den Theologen gepflogenen Verhandlungen den übersichtlichen Standpunkt gewonnen haben. Der Unterzeichnete hat seine Untersuchungen nicht müßig und allein für sich angestellt, sondern damit den Angriff auf die zum Aergernisse aller Welt von Jahr zu Jahr zunehmende polemische Matthäusliteratur unternommen, provocirt schon durch die Schwierigkeit des Gegenstandes selbst, wie noch mehr durch den ewigen Vorwurf, als habe die kirchliche Wissenschaft gegen die, welche außerhalb des orthodoxen Bibelglaubens stehen, ihr Spiel verloren; und er weiß sich nach den gegebenen Modificationen so ziemlich in einer Fassung, um den Gegnern all ihre Einwürfe wider das Evangelium selbst aus diesem Punkte zu erklären, und damit zu heben.

Hat die angeregte Frage bisher für so schwierig gegolten, daß noch jüngst Tholuck, gewiß, wie man es in dem Betreff nur wünschen kann, ein orthodoxer und conservativer Gelehrter, beim Matthäusevangelium gegen Dr. Strauß die Waffen streckte, weil er die Fassung eines Apostels mit der des Evangelisten nicht zu reimen vermochte; hat darauf hin die katholisch-theologische Facultät in Tübingen, wo Namen, wie Kuhn, Hefele und Drey in der katholischen Welt einen nicht zu verachtenden Klang haben, den Gegenstand zur theologischen Preisfrage erhoben, und in der sofort erschienenen Schrift: „Untersuchungen der synoptischen Evangelien, von Schwarz, Tüb. 1845", die Einräumung als kirchlich annehmbar gekrönt: „daß man gleich das Aeußerste zugeben und sagen wolle, daß nur der Kern des ersten Evangeliums den Apostel Matthäus zum Verfasser habe; unter dieser Voraussetzung sei die Zustimmung zu dem Zweifel mit einbegriffen, der sich auf die ursprüngliche, von dem Redactor des apostolischen Kerns in eine Zeitordnung verwandelte Sachordnung stützt" — so hat der Verfasser des Lebens Christi nun seinerseits zwar noch die letzte Möglichkeit angedeutet und zugegeben, daß ein apostolisches Urevangelium von Matthäus selbst, in hebräischer Sprache geschrieben, vorhanden

gewesen und nur verloren gegangen, daß aber jedenfalls das griechische nicht für den getreuen Abdruck der Apostelschrift anzusehen sei. Da ihm aber diese, an den gesammten theologischen Facultäten gang und gebe, Annahme, die er, wie man sagt, nur mit schwachen Beweisen noch scheinbar fest gehalten, aber doch mit den letzten Argumenten geltend gemacht hat, so daß er, wenn Jemand stärkerer und mehr zwingender Ueberzeugungsgründe sich bewußt ist, nur wünschen muß, derselbe möge sie veröffentlichen — zu gewagt schien, und es doch mehr als bedenklich ist, unseren jetzigen griechischen Text als eine; ausgesprochener Maßen, willführliche Uebersetzung von der Hand eines unbekannten Paraphrasten abhängig zu machen, so hat sich dem Unterzeichneten, nachdem er alle, sowohl entschieden lautende als wie problematische Nachrichten von dem verlorenen Hebräerevangelium zusammen erwogen, das Resultat als punctum saliens herausgestellt, daß das, was viele Väter ohne eigene Untersuchung in der ihnen fremden Sprache als autentische Urschrift voraussetzten, was sie allein in den Händen der Hebräer oder der Judaistensecte wußten — und auch von ihnen erhielten, vom ersten Anfange an ein häretisches war; unser griechisch-canonisches dagegen, welches nach den alten Nachrichten bei Hippolyt, Dorotheus, nach vielen Scholien und den Unterschriften in den ältesten Manuskripten zu Jerusalem unter den Auspicien Jakobus des Alphäiden erschien, zu diesem in einen ganz andern Verhältnisse als den einer Uebersetzung stehe, also wie dieß auch aus inneren Gründen fest steht, den Charakter einer Originalschrift behaupte. Darum habe auch die Kirche das Hebräerevangelium gleich bei der ersten näheren Untersuchung, nach Eusebius Meldung, unter die Antilegomena gerechnet, und die Uebersetzung, welche Hieronymus veranstaltete, wie dieser selbst klagt, ward unterdrückt. Zu dem Letzteren stimmt nachträglich noch, daß die Itala (Cod. Corb. 2) auf Grund der ältesten griechischen Handschriften bei Origenes und Viktor Antiochenus (wie noch Cd. Cantabr. Cd. 13, 69

u. 124 ed. Griesb.), in der Stelle bei Markus II. 14 zeigen, statt des nunmehrigen „Levi, des Alphäiden", d. i. Matthäus, vielmehr „Jakobus des Alphäiden" lesen, so daß Origenes die jetzt recipirte Lesart sogar verwarf. Nebenbei vergleiche man noch die auffallende Uebereinstimmung des Briefes Jakobi mit unserem ersten Evangelium im Canon. — Doch der ganze theologische Controverspunkt läßt sich nicht in zwei Worte fassen; sei dem wie immer: der Verfasser des Lebens Christi hat, streng wissenschaftlich vorwärts gehend, die Beantwortung der uralten Frage als so weit schwebend hingestellt, daß unser in Rede stehendes Evangelium jedenfalls das des Alphäiden sei, der Name Matthäus aber ganz bestimmt an der hebräischen Urkunde haftete — und man wird dem Verfasser schwerlich einen lapsus in seiner Argumentation nachzuweisen haben. Wir haben also die Aufschrift nach Matthäus dem Hebräerevangelium zugewiesen, bei unserem griechischen Original aber nicht als Uebersetzer, sondern als ersten Verfasser den Jakobusschüler, „Philippus den Evangelisten", wie er selbst in der Apostelgeschichte XXI, 8 heißt, in Anregung gebracht, zumal nach einem gegebenen Beispiele auch sonst im Alterthume der Name Matthäus für den Diacon Philippus, vielleicht als Beiname, stellvertretend vorkömmt. Unser ganzes Resultat war, daß, so wie das Evangelium des Petrus unmittelbar durch Markus, das des Paulus durch Lukas erschien, so die Traditionen des Bischofs von Jerusalem als Evangelium des Alphäiden durch den Jakobusjünger und „Evangelisten" Philippus, vielleicht mit dem Beinamen Matthäus, veröffentlicht worden seien, und nur Johannes als Apostel eigenhändig und darum in Allem die genaue Norm gebend, seine historische Urkunde über das Leben des Erlösers verfaßt habe: alle vier heiligen Evangelien also mit ihrer Beglaubigung auf den vier Grundfesten und „Säulen der Kirche" ruhen (Gal. II, 9.) — Es ist bald gesagt, wir hätten damit zu viel aufgegeben: aber die Bibelgelehrten mögen

sich nicht verhehlen, daß sie, wie wir eben vernommen, mit der Sache, wir aber bloß mit dem Namen ein Opfer bringen, und daß eine noch so oft wiederholte, formale, äußere Angabe die materiellen innern Beweise dagegen nicht aufheben kann.— Im Zusammenhange hiemit stand die wissenschaftlich, ebenfalls nicht so isolirte Behauptung, daß das früheste Evangelium jenes des Markus, und zu Rom nach den Vorträgen des Apostels Petrus verfaßt worden sei, daß man also die eben so altherererbte Meinung aufgeben möge, in ihm bloß den „Nachtreter und Nachbeter" des Matthäus zu sehen, eine Aeußerung, wozu sich selbst der Kirchenvater von Hippo bewogen fand. Mit dieser normirenden Bevorzugung des Petrusevangeliums hängt die ganze Untersuchung wesentlich zusammen, und das fragliche Urevangelium bleibt für immer aus dem Spiele.

Der Punkt wegen Markus war auch beiläufig der leitende Grund, warum der Verfasser des Buches: „der Urevangelist", der sich jetzt unter uns befindet, jüngst zur katholischen Kirche herübergekommen ist, und ist auch der Standpunkt des Verfassers der „Kritik der neutestamentischen Schriften, Marb. 1865", von dem in diesen Blättern schon einigemal die Rede war, daher sich mit ihm noch zu einiger Verständigung kommen läßt. Es gilt also nicht, dem Evangelium eine Schmach, sondern eine bessere Ehre anzuthun, als wozu man sich bisher verstanden. Es handelt sich gar nicht um eine eigenmächtige neue Hypothese, nicht um ein vorlautes, rein persönliches Urtheil, sondern es ist das alte Bedenken nur in strengerer Form und mit klarer Vergegenwärtigung wiedergekehrt. Der Verfasser hat nur die nothwendige Folgerung gezogen, daß sowie die betreffenden Facultäten den einen Apostel bei der Composition unseres canonischen griechischen Textes dem Wesen nach aus dem Spiele bringen, auch der Name als todte Formel wegfalle, und nur vermöge einer Illusion noch beibehalten werden könne.

Die Vereinbarung zwischen Matthäus und Johannes bil-

det das Kreuz, an das der Mythiker die Exegeten genagelt hat; und das der Apologet also auseinanderlegen mußte. Soll aber die gelehrte Frage über den zweifachen Matthäus doch einmal zur Lösung kommen, so wird es auf die angegebene Weise geschehen. Hier hat kein eitler Vorwitz obgewaltet; sondern wie kann der Geschichtschreiber des Lebens Christi ein Werk auch nur anfangen, und bestimmen, ob Jesu Lehrwandel zwei, oder vielmehr vierthalb Jahre gedauert? wie kann er auch nur über Einen Punkt, z. B. es gelte zu sagen, ob Maria von Magdala mit Maria von Magdala eine und dieselbe Person sei? entscheiden, wenn er sich nicht vorher über jenes Verhältniß in's Klare gesetzt hat? Die Frage entsteht nur, ob eine solche kritische Untersuchung auch kirchlich zulässig, und wenn das Resultat auch noch so vortheilhaft für eine Evangelien-Harmonie ausfiele, nicht aus Gründen verpönt oder anstößig sei? Meine Erwiderung hierauf lautet: ob man überhaupt eine geordnete Geschichte des Lebens Christi verfaßt wissen wolle, oder nicht? Mit der Antwort: Ja! verstehen sich alle übrigen Concessionen von selbst. Doch hier verweist der Unterzeichnete, um sich ja nicht selber eine Berechtigung herauszunehmen, gerne, ohne bis auf Thomas von Aquin zurückzugehen, der in solchen Stücken gewöhnlich die stärksten Ausdrücke wählt, auf die näher liegende Symbolik von Möhler, einen katholischen Lehrer, der gewiß ein unbestochenes kirchliches Urtheil hatte. In diesem Buche erklärt der Selige (5te Aufl. S. 382, §. 42) unter dem Titel: „Ueber das Verhältniß der kirchlichen Auslegung der heiligen Schrift zur gelehrt-wissenschaftlichen. Patristische Autorität und freie Forschung", kategorisch sich folgendermaßen:

„Die Auslegung der Kirche beschäftigt sich schon gar nicht mit allen den Einzelheiten, welche die Aufmerksamkeit des wissenschaftlich verfahrenden Exegeten in Anspruch nehmen; sie hält es nicht für ihre Pflicht, und nimmt es darum auch nicht in den Umfang ihrer Rechte auf, z. B. zu bestimmen, wann,

von Wem und zu welchem Zwecke das Buch Hiob verfaßt worden sei; welche besondere Veranlassung Johannes zur Herausgabe seines Evangeliums gehabt habe, und der Apostel Paulus, einen Brief an die Römer zu richten, in welcher Zeitordnung sich die Briefe eben dieses Boten des Herrn folgen, und so weiter; sie erklärt eben so wenig die einzelnen Worte und Verse, den Zusammenhang derselben unter sich, oder die Verbindung, welche zwischen größeren Massen eines heiligen Buches statt findet; auch die Antiquitäten im ganzen Umfange dieses Wortes fallen nicht in den Kreis ihrer Auslegung; mit einem Worte: ihre Erklärung erstreckt sich nur auf die Glaubens- und Sittenlehre."

Damit wir aber dieses Urtheil nicht leicht mißverstehen können, wollen wir es bei einem anderen, gleich angesehenen Theologen der neueren Zeit und unverrücklichen Zeugen der katholischen Lehrökonomie uns praktisch bestätigen lassen. Es ist dieß Döllinger, welcher in seiner Geschichte der christlichen Kirche I. S. 63 sich wörtlich vernehmen läßt: „In derselben Zeit ist wahrscheinlich auch der Brief an die Hebräer (von Paulus) geschrieben worden. Indeß hat auch die Annahme, daß dieser Brief von Barnabas verfaßt sei, nicht unbedeutende Gründe für sich. Tertullian schreibt ihm den Brief zu, und daß dieselbe Ansicht auch in der orientalischen Kirche verbreitet gewesen sei, ergibt sich aus dem Zeugnisse des Hieronymus. Es versteht sich, daß dieß an der canonischen Autorität des Briefes nichts ändern würde."

Der Verfasser des Lebens Christi hat von Anfang an, wohl wissend, wie er daran sei, genau dieselben Grundsätze in der Anwendung geltend gemacht, und sich somit so wenig außerhalb des katholischen Standpunktes begeben, als die genannten Männer der theologischen Facultät zu München, oder jene obigen zu Tübingen und anderwärts. Er seinerseits hält gründlich fest, daß Paulus die Epistel an die Hebräer erlassen habe, er hat auch keinem andern, kirchlich-canonischen

Schriftsteller ein Haar gekrümmt; nur von der Speculation auf das sogenannte hebräische Urevangelium von „Matthäus", diesem „Proteus der Kritik", wie es Tholuck richtig bezeichnet hat, aus dem sich alles machen läßt, eben weil man es nicht mehr hat und kennt, hat er sich losgesagt, und dieselbe vielmehr der Außerkirchlichen würdig erklärt. In aller Folgerichtigkeit hat er das griechische Original vertheidiget, und seine deßfallsigen, wie man erklärt, überraschend neuen Resultate, so rein aus den unbedingt zusammenhängenden Angaben der Alten hergeleitet, daß er dadurch aller überflüssigen Hypothesen mit Cyklen, Epicyklen und Hypercyklen, deren die Vertheidiger des Uebersetzungsevangeliums zur Erklärung all der anklebenden Schwierigkeiten bedürfen, entbehren konnte. Eine allenfallsige censura donnec corrigatur träfe nicht allein jene Schlußabhandlung, sondern die Hälfte der theologischen Lehrer, die das griechische als Original fest halten, denn was das weitere betrifft, so steht und fällt eines nothwendig mit dem andern.

Doch ist so eine Erörterung auch kirchlich freigegeben, wie sich jetzt deutlicher ergibt, so kann dafür das Bedenken aufsteigen, ob er demnach nicht vielleicht wissenschaftlich hiebei sein Pensum verfehlt habe? Leider ist es nur zu wahr, wie es auch die Erklärung hingibt, daß in der jüngsten Zeit die Lehrer in Israel, die Meister vom Stuhle, denen der Beruf oblag zu reden, die Apologetik der Kirche den Jüngeren, und wie nun schon herkömmlich, den bloßen Laien überlassen haben, werde daraus was da wolle. Doch hier und über die ganze Stellung, welche das, auch aus so jugendlicher Feder geflossene Leben Christi in der neueren Zeit zur Kirche und Wissenschaft eingenommen, in der gewaltigen Polemik, welche Dr. Strauß hervorgerufen, muß er wieder Andere reden lassen. Er könnte sich deßfalls auf eine Menge Beurtheilungen fast in allen kirchlichen Blättern berufen, will aber bei einer der letzteren im dritten Hefte der katholischen theologischen Quartalschrift zu Tübingen 1846 stehen bleiben, aus dem

Grunde, weil sie sich über das ganze Leben Christi verbreitet. Sie lautet dahin: „Jetzt, da man sich außerhalb insolvent erklärt habe, sei es an der Zeit, daß die Kirche der freien Wissenschaft unter die Arme greife. Von diesem Standpunkt hat Dr. Sepp dem Leben Jesu ein Leben Christi, der Negation die Position gegenübergestellt. Im vollen Gegensatze zu jener gerühmten Voraussetzungslosigkeit geht er von der Voraussetzung aus, daß die heiligen Schriften die Wahrheiten enthalten, und beweist sodann schlagend, daß seine Voraussetzung richtig, sein Glaube kein blinder, sondern ein durch und durch begründeter sei. Er hat das Leben Christi als den Centralpunkt der ganzen Welt- und Menschengeschichte dargestellt, die sowohl im großen Ganzen, als in den einzelnen Hauptpersönlichkeiten eine fortlaufende Prophezeiung der Erscheinung, Schicksale und Erlebnisse Christi enthält, und laut die Wahrheit vom großen Mittler bestätigt. Der Name des Verfassers ist bereits weithin bekannt, seine Schrift viel gelesen, und sie verdient es, wie wenige. Das Buch strotzt von Gelehrsamkeit und glüht von Begeisterung. Bei Durchlesung der Einleitung drängte sich dem Referenten immer der Gedanke auf, von welchem Vortheil für den Theologen eine vom katholischen Standpunkte aus gegebene Geschichte und Philosophie ist, und wie beklagenswerth der Mangel von derartigen Vorträgen für viele junge katholische Theologen sei."

„Die Zahl der Leben Jesu- und Evangelienharmonie ist in unseren Tagen Legion; von allen aber, die wir in die Hände bekamen, haben wir keine befriedigter weggelegt, als die gegenwärtige. Dr. Sepp hat sich durch ausgedehntes Studium ganz in die Zeit Christi hineingelebt. Wenn man an seiner Hand die evangelische Geschichte durchwandert, lichtet sich das Dunkel, schließt sich der Sinn mancher schwierigen Stelle ganz ungezwungen auf, durch die bis in's Kleinste gehende Zeitgeschichte bekömmt dieses Leben eine von andern hiemit sich befassenden Arbeiten ganz verschiedene Färbung. Mit

einer Frische und Lebendigkeit treten die Personen und Lokalitäten vor das Auge, gleich als ob der Verfasser mit zugesehen hätte. Hier redet der gründliche Kenner, der keine Gesichte, sondern Geschichte schreibt. Wir sagen ohne Bedenken: die ganze protestantische Leben Jesu-Literatur kann diesem Werke nichts Aehnliches an die Seite stellen, weder was Wissenschaft, noch was Gläubigkeit betrifft. Ein Haupthülfsmittel zur Begründung und Aufhellung des evangelischen Textes ist Dr. Sepp die ausgedehnteste Kenntniß der Rabbinen. Dadurch ist er in den Stand gesetzt, nachzuweisen, daß Alles, was in den Evangelien vorkömmt, sich enge an jüdische Sitten und Gebräuche anschließt, daß das Leben Christi die damalige jüdische Lebensweise zur Unterlage hat. Nach dieser Seite ist das Buch eben so lehrreich für den Archäologen als Exegeten. Auch die Resultate der Apostelgeschichte und des astronomischen Theils sind überraschend. Das ist freilich das Leben Christi vom katholischen, vom universalen Standpunkt betrachtet. Alles, was sich gegen die großen Vorzüge des Buches einwenden läßt, ist von so weniger Bedeutung, daß wir jedem Theologen das Buch angelegentlich empfehlen."

So und ganz ähnlich haben alle katholischen Zeitschriften, und selbst billige protestantische Literaturblätter sich über das Leben Christi erklärt; auch auswärtige Blätter in Belgien und Frankreich hatten darüber nur Eine Stimme. Der Verfasser würde übrigens gar nicht darauf reflectiren, gälte es nicht, das ihm jüngst ausgestellte testimonium juvenilitatis wieder freundlich zurückgegeben, andererseits aber zu erklären, daß ihm diese innere Fügung und Lebendigkeit der Geschichte eben aus seiner erörterten Anschauung über das Wechselverhältniß und die freie gegenseitige Beziehung unter den Evangelisten erwachsen sei, und daß die bei dieser allein möglichen organischen Auffassung ihm zuströmende Begeisterung sofort auch anderen sich mitgetheilt. Der Autor steht immer über seinem Buche, ob auch die Aufnahme noch so günstig sei; inzwischen sind doch sächsische Blätter wüthend über ihn

hergefallen, und das ist ihm fast noch ein besserer Beweis, daß er den katholischen Gesichtspunkt richtig erfaßt habe. Was so, während er selber zur genaueren Erforschung des heiligen Landes und zur Kenntniß seiner alten und neuen Bewohner nach Palästina hingegangen, über sein Werk geurtheilt ward, wird sich seit seiner Rückkehr nicht wohl zu ändern haben. Ein Leser, welcher sich in seiner christlichen Ueberzeugung so schwach fühlt, daß eine solche einfache Erörterung ihn im Glauben an das Ganze irre machen könnte, der darf die Schlußabhandlung nur überschlagen. Daß des Verfassers strenge kirchliche Gesinnung über allen Zweifel erhaben sei, darauf kömmt auch die Erklärung oft genug zurück, nur mit dem Bedauern, daß er dieselbe nicht bis zum Ende seines Buches in der That geäußert, und sich in unnöthige Grübeleien eingelassen habe. Sie behauptet nämlich, jedes Evangelium bilde für sich schon eine Harmonie, und verlange daher keine kritische Synopse. Dieß ist der einzige Punkt, womit der Unterzeichnete entschieden nicht einverstanden seyn kann. Demnach hätte es ja von Anfang her keiner Evangelienharmonien bedurft, und doch haben alle Jahrhunderte sich bemüht, die vier heiligen Urkunden auf Einen Ausdruck zu bringen. Verstände die Einhelligkeit sich so von selber: unmöglich hätte dann Strauß mit seinem Buche so großen Widerstreit einlegen können, und wohl zu keiner Zeit hat sich so ernstlich und so dringend das Bedürfniß herausgestellt, als seit diesem Augenblick, sich streng wissenschaftlich und kritisch über die Entstehung der Evangelien zu verständigen, und deren Inhalt, das Leben des Erlösers als ein geschlossenes Ganzes vor Augen zu haben.

Der Verfasser hat das Seinige gethan, um seiner Aufgabe von Anfang bis zum Ende in allem Ernste gewachsen zu seyn. Er hat sich nicht damit beholfen, auch nur einen einzigen Punkt von allen Einwürfen der Gegner zu ignoriren und, wie herkömmlich, unbeantwortet stehen zu lassen. Indem er gegen Strauß in die Schranken getreten, durfte er nicht selber zum Strauße wer-

den, nicht den Kopf in den Sand stecken, und glauben, dann sei die Gefahr schon vorüber und der Feind überwunden. Er durfte unmöglich sich in aller Sicherheit in eine Vorschanze außerhalb des strengen Feldes der Kirche werfen, um einen längst preisgegebenen Posten zu vertheidigen, indeß der Feind in's Herz des Landes drang, um die Hauptstadt zu überwältigen. Der Mißbrauch, der bei Erörterung von Gegenständen so zarter Natur unter den Außerkirchlichen statt findet, hat eine gewisse Timidität unter uns hervorgerufen, darf aber darum den rechten Gebrauch nicht aufheben, und uns nicht hindern, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Ist dem Verfasser die Vertheidigung nur in positiver und materieller Hinsicht, und nicht auch von der kritischen Seite her gelungen, wohlan, so möge ein Anderer es besser versuchen, und sehen, wie er ohne die allergeringste Einräumung in einem formellen Punkte und ohne alle Transaction mit dem Gegner fertig werde. Er möge darnach triumphiren, nur nicht vorher in der Illusion: vorläufig hält sich der Unterzeichnete von dem Glauben an eine solche mögliche Wunderwirkung frei. Die Feinde der Bibel werden sich inzwischen wohl hüten, die kritische Schlußabhandlung so freudig zu acceptiren und den Stachel empfinden, der darin liegt. Ist aber die Sache noch nicht siegreich erledigt, so mögen die übrigen Gottesgelehrten, die sich zur Einsprache berufen finden, sämmtlich den Sporn fühlen, sich wissenschaftlich näher darüber auszusprechen und unter sich selbst zu verständigen. Streng wissenschaftlich ist auch streng katholisch. Wer zu der schwierigen Zeitfrage über die Gränzen von Glauben und Wissenschaft schläft, verfehlt sich allerdings nicht, aber so ein Stillstand ist der Tod der Wissenschaft. Der Glaube ohne Erkenntniß ist ja ein Kinderglaube; das ist dagegen eben der Triumph der Theologie, daß sie sich nicht begnügt mit einer bloß historischen Aufzählung von Dogmen und Traditionen, sondern in die Gedankenbewegung eingeht, und von Allem über das Wie und Warum sich Rechenschaft gibt. Es ist dieß nicht

bloß eine Ehrensache, sondern auch eine heilige Pflicht der christlichen Liebe dem irrenden Gegner gegenüber, um ihn nicht gehässig abzustoßen, sondern vielmehr durch die bessere Ueberzeugung auf den rechten Weg zu bringen. Es ist eine heilige Macht um gewissenhafte Ueberzeugung; sie läßt sich nicht machen und erfinden, und man kehrt sie nicht auf einen Machtspruch hin sofort wie einen Handschuh um. Hat die Kirche entschieden, dann bleibt die Sache für uns ohne Widersprache ausgemacht, nur hat die Theologie dann noch mit um so dringenderer Röthigung die Aufgabe zu erfüllen, es zum wissenschaftlichen Verständnisse zu bringen. Handelt es sich aber nicht um einen Punkt des Glaubens, sondern um eine theoretische Speculation, und ist diese, wie nach den klaren obigen Zeugnissen, in dem fraglichen Punkte kirchlich freigegeben, ohne daß sich ein Veto unbestritten einlegen läßt, ja betrifft es eine gelehrte Zeitfrage, wie hier, dann ist ein selbstständiges Urtheil das unumgängliche Erforderniß des Schriftstellers, der sich in eine Untersuchung und Prüfung eines solchen Problems einläßt, und es wäre Heuchelei, anders als nach bestem Wissen und Gewissen seine Stimme abzugeben.

Bei dieser zugegebenen Freiheit der Forschung in allen Nebenpunkten, die Dogma und Moral gar nicht berühren, stehen wir also Alle noch entschieden auf kirchlichem Boden, nur unterwirft ein Jeder sein Endergebniß, wie der Verfasser des Lebens Christi in seinem letzten Satze es aussprach, dem Urtheil unserer heiligen katholischen Kirche. So können die gelehrten Verhandlungen über die in der jüngsten Zeit rastlos angeregte und darum von dem Unterzeichneten nothwendig aufgenommene, übrigens uranfängliche Streitfrage in ihrem ganzen, nun zur kürzeren Verständigung gebrachten Zusammenhange auch noch fernerhin, und zwar in aller Ruhe und ohne irgend eine Verdächtigung oder Verketzerung statt finden, nach dem Grundsatze, den Augustinus ausspricht: In fide unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — und unter dieser Bedingung

ist auch der Unterzeichnete bereit, noch weiter daran Theil zu nehmen, doch ohne das Verlangen, überall das letzte Wort zu haben. Die Frage indeß gehört nicht vor das große Publikum, dem keine Entscheidung darin zukömmt, und das an solchen Discussionen, welche der Glaubensseligkeit weder förderlich noch hinderlich sind, am wenigsten ein Interesse haben kann: darum hat der Verfasser auch seinen drei letzten Bänden überhaupt einen anderen Titel gegeben. Ist es doch selbst dem Gelehrtesten kaum zuzumuthen, wenn es nicht seines besonderen Faches ist, in solche Specialitäten mittels selbsteigener Untersuchungen eingegangen zu seyn, oder mir nichts dir nichts ein Urtheil hierüber abzugeben. Mit Ueberschwenglichkeit wird hier nichts ausgerichtet, und durch Machtsprüche so wenig, wie durch eine Appellation an die Oeffentlichkeit die Frage ihrer Entscheidung näher gebracht.

Möge keiner sich übernehmen, damit nicht die Besorgniß, welche die „Erklärung" ausspricht, zur Wahrheit werde: man könnte zu weit gegangen seyn. Dieselbe dürfte indeß nach den von uns gegebenen Modificationen sich ebenfalls in etwas modificiren; jedenfalls aber entbinde ich den Vorredner, nur nicht mich selber von der Verantwortung der in Rede stehenden wissenschaftlichen Untersuchung, und war bereit, auch ohne Provocation dieß öffentlich auszusprechen, falls es sich nicht von selbst verstand. Gegen ihn, der wie ein König in aller Wissenschaft thront, und aus greiser Erfahrung wohl weiß, auf welche Abwege manchmal die Discussion führen könnte, gegen meinen Lehrer habe ich keine Waffen, sondern nur Worte des Dankes für die besonnene Erinnerung. Ja gerne sei hier noch zugegeben und das Geständniß abgelegt, daß alles Gute, was dem Leben Christi eine so freudige Zustimmung in der katholischen Welt gesichert hat, auf dem Grunde erwachsen sei, den er selbst in dem Verfasser gelegt.

München, den 20. Januar 1847.

Privatdocent **Dr. Sepp.**

XIX.

Bemerkungen eines Theologen zu einer Hypothese in Dr. Sepp's Evangelienharmonie*).

Es sind nahe an drei Jahre, daß „das Leben Christi" von Dr. Sepp, in diesen Blättern (Bd. XIII. S. 502 ff.) als eine schöne Frucht des frisch auflebenden wissenschaftlichen Strebens auf katholischem Boden begrüßt wurde. Die dort ausgestellte Empfehlung ist seitdem nicht bloß durch eine große Anzahl gleichlautender Urtheile bestätigt, sondern selbst überboten worden. Um so mehr kann es Leser fern und nah überrascht haben, als jüngst eine Erklärung von derselben Hand, welche das umfangreiche Werk in die Oeffentlichkeit einführte, die dadurch beurkundete Theilnahme und Responsabilität auf gewisse Gränzen restringirte. Den Verfasser mußte diese Verwahrung, wenn auch nicht ganz unerwartet, hart berühren. Das

*) Da einer unserer verehrten Mitarbeiter schon früher beabsichtigte, die Evangeliencritik des Hrn. Dr. Sepp einer Prüfung zu unterwerfen, so haben wir demselben die voranstehenden Erörterungen des Dr. Sepp mitgetheilt, mit dem Ersuchen, sie bei seiner Beurtheilung des fraglichen Differenzpunktes mit in Berücksichtigung zu nehmen.

Die Redaction.



Urtheil eines Mannes, so gefeiert als Gelehrter, dabei ihm so befreundet, hat sicher mächtiges Gewicht in der katholischen Welt. Bezog sich, was derselbe auszusetzen fand, allerdings zunächst nur auf Einen Punkt, so ist doch theils die Mißbilligung auch in diesem Einen Stücke schon an und für sich geeignet, dem ungetheilten Beifalle zu derogiren, theils ist der treffende Differenzpunkt in den Augen Sachkundiger sicher von einer Erheblichkeit, und in dem harmonistischen Systeme des Verfassers von einer Bedeutung, daß dieser wohl nicht umhin konnte, eine „Verständigung" darüber in diesen Blättern, welche die „Erklärung" des Herrn von Görres aufgenommen hatten, zu versuchen. Das lesende Publikum hat nun beide, „Erklärung", und die „Verständigung" bezweckende Erwiderung vor sich. Damit scheint die Sache abgethan, und überflüssig, daß noch ein Nachwort beigegeben werde. Allein Hr. Dr. Sepp hat, wie natürlich, in seiner Entgegnung nicht nur die Verantwortlichkeit für den angefochtenen Theil seines Werkes ganz auf seine Person übernommen, sondern auch bezüglich des controversen Punktes, der das Desaven veranlaßt hat, sich zu rechtfertigen unternommen. Da die „Erklärung" auf das Materielle der Frage so viel wie nicht eingeht, wie auch nicht einzugehen brauchte, so könnten Leser, die über diesen Gegenstand nicht orientirt sind, sich kaum das gewünschte Urtheil bilden; Uebelwollende sich auch nach dieser oder jener Seite hin diese Controverse deuten. So scheint es demnach nicht unangemessen, den Fragepunkt in möglichster Kürze in's Auge zu fassen, und in's rechte Licht zu stellen. Niemand, gewiß auch der Betheiligte nicht, kann oder wird verlangen, daß hier eine ausführliche Abhandlung niedergelegt, oder alle die einzelnen Argumente geprüft werden, die für die abgelehnte Behauptung aufgewendet worden sind, oder werden mögen. Nur der Stand der Frage wird erwogen.

Zweierlei ist es, was die „Erklärung" am Verfasser des „Lebens Christi" mißbilliget, und wogegen „die Verständig-

ung" sich zu schützen ausgeht. Die eine Ausstellung geht dahin: das Werk strebe mit künstlichen Mitteln ein Ziel an, welches in der Sache und Geschichte nicht vorgelegt sei, „eine gelehrt künstliche Harmonie in die Luft zu bauen, die die Urheber der heiligen Bücher nicht beabsichtigten", und: „es wäre ohne Zweifel besser gewesen, hätte er, wie im meisten Uebrigen, so auch in dieser Sache seine Ueberzeugung durch die Natur der Dinge und durch die kirchliche Ueberlieferung bestimmen lassen, und sie mit ihr in Harmonie gebracht." Herr Dr. Sepp nimmt diese Aeußerung so, als würde damit über seine literarische Leistung überhaupt, ja schon über das Unternehmen, eine Evangelienharmonie herzustellen, ein Tadel ausgedrückt. Er fühlt darüber sich im Rechte, auf die zahllosen Versuche in diesem Gebiete, die bis in's zweite Jahrhundert zurückdatiren, und von da bis auf uns herab eine fortlaufende Kette bilden, sich zu berufen; und die neuesten Angriffe, gerade von diesem Standpunkte aus auf das Christenthum ausgeführt, von den Außerkirchlichen aber schlecht abgewehrt, enthalten nach seiner Ueberzeugung noch dazu die dringendste Aufforderung, diese Seite der Burg nicht unvertheidiget zu lassen. Es will uns aber bedünken, die Rechtfertigung, womit Dr. Sepp seine „Verständigung" anhebt und schließt, sei durch die „Erklärung" nicht motivirt. Unmöglich konnte dem gelehrten Vorredner des Werkes der Plan ein Geheimniß seyn, es sei auf eine Darstellung des Lebens Christi abgesehen, welche aus dem übereinstimmenden Berichte der Evangelisten mittels historisch-kritischer Exegese erwachsen sollte. Die Erwiderung ist in diesem Punkte eher geeignet, den richtigen Gesichtspunkt dem Leser dieser Blätter zu verrücken, als zur Verständigung zurecht zu setzen. Allein anders steht es freilich mit dem Wege und den Mitteln der Ausführung, und beziehungsweise darum auch mit dem Gehalte und Werthe des Endergebnisses. Hier können Hebel und Wendungen gebraucht werden, welche „der Natur der Dinge" nicht zusagen, welche denen, die die

Mauern von Athen gegen die Perser nicht mit ausgerissenen Tempelsteinen ausgeflickt sehen wollen, so gar unerlaubt vorkommen mögen. Gegebenen Falles dürfte Einer einen Zusammenbau, in dieser Weise geführt, entweder erkünstelt, oder vielleicht selbst gewagt nennen. Dr. Sepp weiß sich in seinem Gewissen frei, auch wir können dieß nicht anders denken. Es ist aber das Gewissen auch das Subjectivste; und der Verfasser wird schon darum, selbst wenn es seine eigenste Leistung angeht, Jedem das Recht zugestehen, dort Nein zu sagen, wo ein affirmirendes Ja Gewissen und Wissenschaft ihm nicht gestatten. Ob aber der Fall vorliegt? ob Gründe vorliegen, zu glauben, dem momentanen Interesse der Wissenschaft in der Frage der Evangelienharmonie seien vom Verfasser Opfer gebracht worden, welche nicht Jedermanns Billigung finden können? Dr. Sepp beruft sich, und mit Recht, auf die Menge katholischer Vorgänger in demselben Unternehmen. Es dürfte ihm aber schwer fallen, aus diesen Kampfesgenossen, sei es des patristischen Zeitalters, sei es des späteren, Einen zu benennen, welcher für den gleichen Zweck sich ähnliche Opfer oder Zugeständnisse den Angreifenden gegenüber auferlegt hätte. Und die Herausforderung: „ein Anderer möge es besser versuchen, und sehen, wie er ohne die allergeringste Einräumung in einem formalen Punkte und ohne Transaction mit dem Gegner fertig werde; — er möge nachher triumphiren und nicht vorher in der Illusion", — hat wenigstens ihre Bedenklichkeit zu einer Zeit, wo von dem kirchlichen Standpunkte aus gerade über diese, die formelle Seite seiner Leistung kein Votum noch erfolgt ist, noch erfolgen konnte, bis der Autor, wie am Schluße nun geschehen ist, mit aller Offenheit den Leser über seine kritischen Principien und deren Handhabung Rechnung gestellt hat. Wir fürchten, er habe sich hier in ein hartes Dilemma eingelassen, und es möchte ihm daraus noch eine Art Furculae caudinae werden, durch welche die darüber angeregte Controverse von einer der entgegengesetzten Seiten her ihm das Werk

zurückschieben dürfte. Wir wollen damit nichts Anderes gesagt haben, als die Darlegung seiner Grundsätze der Evangeliencritik, wie sie der Harmonie zu Grunde, in dem Anhange des Bandes VII. nun auch aufgeschlagen liegen, könnte von denen, welche nicht zwischen den Zeilen gelesen haben, noch Viele bestimmen, sich zu bedenken, und der „Erklärung" sich anzuschließen, welche ohne der Arbeit ihr Verdienst und dem Verfasser seinen Ruf zu verkümmern, den Bau erkünstelt, die Mittel zu gewagt, das Dargebotene zu hoch im Preise finden will.

Dieser Preis ist nämlich, — und das ist der zweite Punkt und das eigentliche Aergerniß, auf das die Verwahrung sich bezieht, — nichts Geringeres, als die Darangabe der Authentie des einen, des ersten unserer canonischen Evangelien. Nur unter der Voraussetzung nämlich, daß unser Matthäusevangelium weder Uebertragung einer hebräischen Urschrift ist, die von der Tradition dem Matthäus zugeeignet wird, noch überhaupt von Matthäus, noch überhaupt von einem wirklichen Apostel, d. i. einem der Zwölfe, der unmittelbaren Zeugen des Herrn, sondern von irgend einem Dritten, findet er die Möglichkeit, alle die gegnerischen Einwürfe zurückzuweisen, und das wissenschaftliche Problem einer Evangelienharmonie zu lösen. Auf diese Voraussetzung ist die in dem Werke entfaltete gegründet.

Diese Thesis glaubt der Vorredner des „Lebens Christi" nach seiner Ueberzeugung nicht unterschreiben zu können und zu dürfen, und hieran sich zu betheiligen, hat er öffentlich durch seine Erklärung abgelehnt.

Zwar wenn man die „Verständigung" liest, so scheint um etwas Anderes die Controverse sich zu drehen: um die alte Frage nämlich, wie die Tradition vom hebräischen Original des Matthäus zur anderen vom griechischen Texte sich verhalte, den wir seit Anfang kirchlich recipirt besitzen. Diese Frage ist, so weit die Authentie dieses Evangeliums, d. h.

die vorhandene Schrift dem Matthäus als Verfasser, und umgekehrt, gewahrt wird, zur Besprechung frei gegeben. Allein Dr. Sepp hat noch ein weiteres Recht in Anspruch genommen, und in der gepflogenen Transaction mit dem Gegner das canonische Evangelium als Matthäusschrift nicht bloß aufgegeben, sondern als solche bestritten, und wo möglich einem Anderen vindicirt. Die „Verständigung" geht darauf aus, den Lesern darzuthun, daß der Verfasser des „Lebens Christi" hierin im Rechte sei. Dazu unternimmt er hier, noch weit ausführlicher aber im Buche selbst, den Beweis: daß die fragliche Tradition der Kirche, welche hiedurch angegriffen wird, nicht dogmatischer Natur, sondern rein historischer, und der Wissenschaft zur freien Discussion überlassen sei; daß die historische Tradition der Kirche über den Evangelisten Matthäus lediglich mit einer hebräischen Evangelienschrift, dem sogenannten Evangelium secundum Hebraeos zusammenhänge, und folglich mit diesem als unbeglaubigt wegfalle; daß unser erstes Evangelium ein griechisches Originalwerk, in keinem Sinne Uebersetzung sei; daß überwiegende Gründe dagegen sprechen, daß der Verfasser unseres ersten canonischen Evangeliums Mattheus, oder überhaupt ein Apostel war; und daß ein Dritter demnach von der Wissenschaft ausgemittelt werden müsse, welchem dieses unser Anonymum oder Pseudepigraphum mit besserem Rechte, als die alte Tradition dieses vermag, als Originalwerk beigelegt werden könnte.

Bei der Gesinnung, welche den gründlichen Forscher zu seiner Arbeit getrieben, und die er selbst in diesem Theile seiner Leistung durchblicken läßt, hieße es ohne Noth wehe thun, wollte man über alle diese Propositionen, die ihm selbst nur Hypothesen sind, vorwegs den Stab brechen. Aber anderen Theiles wird auch er sich kein Hehl daraus machen, daß er dabei Hand an ein Fundament gelegt, welches die Kirche dem Einzelnen nicht so leichten Kaufes zur freien Verwerthung für wissenschaftliche Zwecke ablassen wird.

Das Gesagte gilt vor Allem der ersten Behauptung, daß diese Frage nicht dogmatischer Qualität, sondern der Wissenschaft frei gegeben sei. Wenn dieß so viel heißen soll: die katholische Ueberlieferung in Betreff der canonischen Schriften habe je von der Critik empfangen oder zu empfangen, so wäre dieß nicht bloß ein Verstoß gegen die Autorität der Kirche, sondern auch gegen alle Wissenschaft und Geschichte. Der Canon des neuen Bundes mit allen seinen Bestandtheilen ist vermöge seiner primitiven Bestimmung Gut der Kirche als solcher. Für sie, nicht für den Gebrauch von Privaten, ward im Ganzen Alles, was er in sich beschließt, geschrieben, ihr amtlich behändiget, in und von ihr, d. h. in kirchlicher Versammlung durch Vorlesung publicirt, und bewahrt. Von ihr ging der Besitz, von ihr zunächst auch die übrige Kenntniß von diesen Schriften aus. Die Kirche ist, sowohl was die Fortüberlieferung derselben betrifft, als auch die Kunde darüber, so sehr die höchste und ausschließliche Quelle und Autorität, daß durch eine spätere Forschung außerhalb dieses Umkreises etwas, was nie und nirgends in ihr vorhanden war, ihrer ein- und gleichförmigen Tradition substituiren wollen, als ein Absurdum, als ein innerlicher Widerspruch in der Sache sich darstellete, den wir dem gelehrten Verfasser des „Lebens Christi" von ferne nicht ansinnen möchten. Er weiß so gut wie wir, daß alle Aussagen der Kirchenväter vom Ende des zweiten Jahrhunderts abwärts nichts weiter sind, als Wiederholungen des Zeugnisses oder der Zeugnisse, welche vom Momente der Einhändigung und der ersten Publication an, d. i. um ein Jahrhundert früher, die Kirche nach unmittelbarstem Wissen abgelegt, und in den Inscriptionen der einzelnen Bücher der Sammlung auch schriftlich fixirt hatte. Ist Dr. Sepp geneigt, bei dem Evangelium Matthäi eine Ausnahme zu machen, und die Fälschung der kirchlichen Gesammttradition dem Hierapoliten Papias Schuld zu geben, so können wir freilich nicht ermessen, wie viel Gewicht, ob mehr als das einer leichten Conjectur, diese Ansicht haben soll. Er

legt ihr aber vermuthlich nicht mehr bei, als das einer Hypothese, und denkt, glauben wir wenigstens, nicht daran, ihr zu Liebe das bekannte katholische Beweisverfahren für die Authentie der heiligen Bücher des N. T. in seinen Grundlagen anzugreifen.

Daß die Kirche demnach in dem, was sie von Apostelzeit an stets und einhellig bezeugt und überliefert, sich durch ein späteres Resultat der wissenschaftlichen Critik je werde umstimmen lassen, wäre eine Illusion, welche Jeder, der wie Dr. Sepp auf dem Standpunkte der irreformablen Kirche steht, recht gut als solche kennt.

Da er wohl von der Seite her mit der Kirche in Widerspruch zu treten, nicht im Sinne hat noch haben kann, so dürften wir die Frage vielleicht so verstehen: „ob jene historische Tradition eine bindende Kraft besitze? oder aber ob sie, als nicht zum Dogma von der Schrift gehörig, bei Seite gelassen und umgangen werden könne?“ Ist ersteres der Fall, hat die kirchliche Ueberlieferung in dem vorliegenden Punkte normative Kraft, wo sie besteht, so fällt die andere Annahme von selbst weg. Es wäre die Wissenschaft dann zwar nicht in Rücksicht auf Untersuchung, wohl aber auf ihr Resultat beschränkt: d. h. die Kirche verwehrete dann zwar nicht zu prüfen, behielte sich aber vor, jegliches von ihrem stetigen Gemeinbewußtseyn abweichende Ergebniß der Critik als etwas ihr Fremdes von sich zurück zu weisen. Irren wir nicht, so kommt obige Fassung der Frage der Meinung des Verfassers näher; und wir wären zugleich auf dem Punkte, wo der Sachverhalt uns nöthigte, die unserige von der seinigen bestimmtest abzusondern. Wir können hier nicht weit ausholen, noch weniger erschöpfend seyn wollen, sondern nur das Allgemeinste namhaft machen. Wir müssen von vornherein schon der bei den Protestanten verbreiteten Anschauung widersprechen, wornach diese Schriften weiter nichts als literarische Erzeugnisse

dieser und jener apostolischen Männer wären. In der Betrachtungsweise der Kirche tragen sie alle einen amtlichen Charakter ihr gegenüber; und was sie von deren Inspiration sonst noch lehrt, hängt mit dieser Amtlichkeit derselben auf das Innigste zusammen. Eben hierauf gründet sich hinwiederum die Autorität, welche sie ansprechen, welche die Kirche ihnen zuspricht, und die gläubige Unterwerfung, die sie ihnen leistet. Alle Hingebung, alles Ansehen, aller dogmatischer Gebrauch einer Schrift hängt ihr an der Person, resp. dem Namen des Verfassers; und eine Schrift ihrem durch die Tradition bezeichneten Autor entziehen, hieße ihr gerade so viel, als dieser die Beweiskraft, die Autorität rauben, sie in die Reihe der Apocryphen hinausstossen. Eorum non sunt, quorum titulis praenotantur, ist die kürzeste Definition des Hieronymus von Apocryphen. Nicht um den gelehrten Verfasser zu belehren, sondern derer wegen, denen der Gegenstand ferner liegt, erinnern wir nur an die Geschichte einiger Antilegomena, z. B. des zweiten und dritten Briefes Johannis, wie auch seiner Apocalypse. Alle, welche ihnen die Aufnahme versagten, rechtfertigten sich damit, es sei Grund zu vermuthen, nicht der Apostel, sondern der berühmte Presbyter von Ephesus sei ihr Urheber, sie darum der Autorität entblößt. Derselbe Grundsatz übte auch Einfluß auf das Schicksal des Hebräerbriefes. Daß demnach die Autorität bei der Verneinung der Aechtheit nicht in Betracht komme, wie Dr. Sepp meint, ist historisch nicht begründet. Man darf es rund weg aussprechen: nie und nirgend legte je die Kirche, oder eine Kirche einer neutestamentlichen Schrift die Autorität einer canonischen oder inspirirten anders bei, als auf den Namen des gottbeglaubigten Verfassers hin, und nicht eher, als bis sie auf dem Grunde vollster Zeugenschaft hierüber Gewißheit hatte. Tertullian ist von diesem Princip der Kirche so erfüllt, daß er sagt, eine Schrift, die, wie das corrumpirte anonyme Evangelium des Marcion, nicht durch den Namen des Verfassers an der Stirne Bürgschaft leiste, oder nicht

die verbürgende Zeugenschaft in der Kirche bis auf die Apostel zurück für sich habe, könne von vornherein keinerlei Berücksichtigung verdienen. Doch wozu diese Induction? Es ist selbst dem Protestanten ausgemacht, daß die dogmatische Beweiskraft einer canonischen Urkunde an dem Namen des Autors hänge; dieser aber beruht, wie neuerlich Thiersch zugestanden, einzig auf der Autorität der kirchlichen Ueberlieferung. Diese aber der Unwahrheit in Einem Stücke zeihen, heißt nicht allein dieses z. B. das Matthäusevangelium, außer die kirchliche Bezeugung stellen, sondern das Princip für alle übrigen mitzerstören. Derselbe, der, gestützt auf ein vorgebliches Recht der freien Forschung, vom ersten Evangelium den Namen „Matthäus" streicht, legt sich sicher auch das Recht bei, die übrigen Aufschriften eben so in Frage zu stellen, wenn ein ähnliches Interesse ihm die Versuchung nahe rücken sollte. Es hat keines der übrigen sechs und zwanzig Stücke eine um Ein Haar festere oder andere Beglaubigung für sich. Das Uebrige lehrt der Augenschein. Dr. Sepp weiß, daß dieselben, welche zuerst den Matthäus bekriegt haben, eben jetzt nach denselben „formalen" Principien mit der Discreditirung und Zersetzung des johanneischen Evangeliums beschäftiget sind.

Wir müßten im Namen des katholischen Traditionsprincips dem Verfasser daher auf das Bestimmteste entgegen treten, wenn er der obigen Proposition den Sinn unterlegt: der katholischen Wissenschaft sei die Frage über die Authentie, oder was dasselbe ist, über die Person eines canonischen Autors, wie Matthäus, die durch die einhellige Tradition fixirt ist, zur freien Discussion dahin überlassen, daß ihr verstattet wäre, eben diese Tradition der Gesammtkirche der Irrung zu zeihen, oder etwas von ihr Abweichendes zu statuiren oder zu surrogiren.

Sollte aber Jemand die Frage an uns richten: wo aber in aller Welt ist denn die Synodalsatzung zu lesen, welche mir das Recht benimmt, abweichend hierin, sei es im Allgemeinen, sei

es in der speciellen Matthäusfrage, von der Tradition zu denken, und einer anderen gefundenen, nicht erfundenen Ueberzeugung mich hinzugeben? so ist unsere Antwort: Fordert man von uns einen speciellen Synodalbeschluß darüber, daß Matthäus der Verfasser des ersten Evangeliums sei, und knüpft man daran die Unterwerfung, so wären wir allerdings in Verlegenheit: Wir wüßten keinen. Allein es pflegt in der Kirche bekanntlich nicht leicht etwas Gegenstand formeller Entscheidung zu werden, was nicht in Erörterung gebracht worden, darum, weil es bis dahin Niemanden eingefallen, es zu bezweifeln oder zu bestreiten. Dem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Matthäustradition nicht noch feierlicher ausgesprochen ward. Begnügt man sich aber, das erste Evangelium hierin den drei anderen gleich zu halten, so entstehen wir der Antwort nicht. Von der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts an begegnen wir zahlreichen Verzeichnissen der neutestamentlichen Bücher, theils von Bischöfen ex Cathedra gefertiget, wie von Athanasius, Cyrillus v. J. rc., theils von ordentlichen Concilien, bestätiget durch den römischen Stuhl, wie die afrikanischen von Innocenz I. Wir wüßten aber dem Fragesteller nicht Eines namhaft zu machen, wo die Väter vergessen hätten, hinter der Vierzahl der Evangelien auch die Namen der Evangelisten ausdrücklich aufzuzählen. Die Synode von Trient hat dasselbe gethan. Dr. Sepp weiß den Grund dieser Maßregel so gut, wie wir: die Kirche wollte mit Ausschluß aller Pseudonymen und Apocryphen den Gläubigen diejenigen Schriften feierlich bezeichnen, welche, und warum sie göttlicher Autorität sind, — weil Werke derer, deren Namen sie beigefügt. Wer will, lese nur Athanasius Epist. fest. Opp. T. I. p. 961. Ob man zur Herstellung des dogmatischen Charakters einer Tradition, zur verbindenden Autorität einer kirchlichen Bestimmung, eine noch feierlichere Sanction verlange, wissen wir für den Augenblick nicht; dürften aber durch Fragen der Art wohl wenig beirrt werden.

Hier angelangt, sind wir auch am Ziele, und müssen abbrechen. Es galt bloß einer beiläufigen Verständigung über das Sachverhältniß in der angeregten Frage vom rein kirchlich-katholischen Standpunkte aus. Hier nämlich, bei dieser Gränze, werden Alle, welche in die materielle und wissenschaftliche Seite des Gegenstandes nicht eingeweiht sind, noch auch Beruf, gelehrte Studien darüber anzustellen, in sich verspüren, sich ihren Theil nehmen, und uns weiter ziehen lassen. Die weitere Besprechung gehört nicht mehr dem Bereiche dieser Blätter an.

Schreiber dieses hat mit Absicht nur den Stand der Frage und das Forum auszumitteln und zu bezeichnen sich vorgesetzt. Die Rechtfertigung oder „Verständigung" geht freilich ein wenig weiter. Sie hat durch Berufung auf Autoritäten innerhalb der Kirche, wie Möhler, Döllinger, die Tübinger theologische Facultät, und außerhalb wie Tholuck Thiersch rc. sich das formale Recht gewahrt, welches der Verfasser sich von vorne weggenommen. In wie ferne diese Appellation vor dem Gerichtshof zulässig sei, der hier in erster Instanz entscheidet, wollen wir hier nicht untersuchen. Sollen wir unsere Meinung dennoch andeuten, so leidet das Möhler'sche Citat die versuchte Subsumtion nicht; die Döllinger'sche Parallele paßt nicht, weil nicht in pari causa; das Gutachten der Tübinger Facultät eben so wenig, weil, wenn sie auch des Hrn. Schwarz Reduction des Matthäus auf ein Kern-Minimum nachgesehen hat, sie doch vielleicht sich nicht verstanden hätte, auch den Namen als „todte Formel", d. i. Kern und Schale miteinander wegzuwerfen. Es liegt mindestens kein Beweis vor; und bis dahin haben wir die Präsumtion für uns. Die anderen fallen von selbst weg.

Es ist hier überall von keinem Machtspruch die Rede; nur die Vorfrage ist in Betracht genommen, welche die katholische Geschichtscritik sich zuvor beantworten muß, wenn sie

wie hier, auf die Untersuchung der Rechtsbeständigkeit einer Sache eingeht, die nicht freies Privatgut Aller, sondern zuerst und zunächst recht eigentlich Kirchenbesitzthum ist. In fremdem Eigenthume läßt sich eben nicht so schalten, wie im eigenen, wie im herrenlosen. Die protestantische Betrachtungsweise freilich ist auch hierin eine ganz andere. Allein dort ist auch keine Kirche, welche sich rühmen könnte, Empfängerin und rechtmäßige Besitzerin der Bücher vermöge des Erbschaftsrechts von denen her zu seyn, die sie ihre Väter, ihre Gründer nennt. Dort ist das Rechtsverhältniß des Einzelnen zur Bibel ein total verschiedenes. Eben weil keine Gemeine als solche besitzt, kein urtraditioneller Besitzstand vorhanden ist, so besitzen Alle ex aequo, verfügen aber auch Alle hienach in Critik und Exegese mit jener Freiheit, welche der Verfasser des „Lebens Christi" in ihren Folgen gelegentlich so scharf beleuchtet hat. Hat der Protestantismus durch Wegräumen gewisser Gränzmarken seiner Wissenschaft eine freiere Bewegung verschafft, — wir gestehen dieses zu, so hat er dafür auch die Entwerthung und Dilapidation der Bibel selbst mit in den Tausch genommen. Die Kirche dagegen fühlt sich außer Stand, zu gestatten, daß inner ihres Umkreises Jemand von ihren Rechtstiteln anders denke, ihre Tradition, wo sie stetig, einhellig und im Bekenntniß ausgesprochen ist, der Unrichtigkeit beschuldige, oder was einmal in Frage genommen, durch Entscheidung festgestellt und sanctionirt ist, auf's Neue dem Zweifel hingegeben werde. Sie gewährt den Ihrigen ihr Gut zur freiesten Benützung; veräußert aber nie ihr Recht darauf, läßt auch nie, was sie inne hat, irgend sich unbrauchbar in ihren Händen machen. Sie beugt sich hierin mit Einem Worte unter die Critik nicht. Dieses der Stand der Vorfrage. Hieran haben auch alle die sich gehalten, welche die Diaphonie der Evangelisten fühlend, sonst eine Harmonie derselben unternommen haben. Keiner ist, um der allerdings großen Schwierigkeiten sich zu entlasten, über die Gränzen jener Thatsachen weggeschritten, wohl wissend, daß jedenfalls auch der glänzendste Er-

folg unbrauchbar werden würde, sobald man aufhörete, im Einklang mit dem Ganzen innerhalb der abgesteckten Gränzen sich zu bewegen.

Wir gestehen gerne zu, daß der Verfasser im Band VII vieles Vortreffliche für seine Ansicht vorgetragen hat. Belesenheit und Scharfsinn der Combinationsgabe unterstützen sich auch hier einander. Gälte es bloß den Namen eines classischen, oder patristischen Werkes mit seinem Autor, etwa z. B. die Cohortatio ad Gentes dem heiligen Justin ab- und einem andern Dritten zuzusprechen, man dürfte seine Entwicklung, wenn auch nicht überzeugend, doch bewunderungswürdig nennen. Hier aber ist der Natur der Sache nach aller Aufwand verloren. Könnte es je auch gelingen, die einhellige Tradition der Kirche zu exautorisiren, und dem ersten Evangelium seinen apostolischen Verfasser, oder diesem, dem Matthäus, sein Werk zu entziehen, was Sache der negativen Kritik ist: so bliebe es doch schlechthin unmöglich, an deren Stelle eine Hypothese, und statt des überlieferten Namens einen neuen, wie Jakobus-Philippus, vorzuschieben. Das Resultat könnte demnach nur seyn, wenn der alte Apostelname unberechtiget, der neue aber Mangels der stetigen Tradition und urkundlicher Beweise sich nicht zum Werke legitimiren kann, das Evangelium ausfallen zu lassen. So haben die Protestanten, wie Dr. Sepp angeführt, es folgerichtig auch gethan. Die Einrede, die Stellung des katholischen Canons sei eine andere, hier beruhe die Autorität des Buches nicht auf der Authentie des ihm beigelegten Ursprungs, sondern auf der Reception der Kirche, — verschweigt, was wir uns nicht bergen dürfen: Die Kirche hat dieses wie jedes andere Evangelium angenommen, und durch ihre Auctorität signirt, — das ist wahr; wir nehmen sie auf ihr Zeugniß als göttlich an, — auch das ist richtig. Aber dieselbe Kirche gibt uns auch den Grund an, warum: — weil das ihr gewidmete Werk Erzeugniß dieses oder jenes Apostels ist.

Damit hat sie sich zu ihrem Canon und den Canon zu sich offenkundig legitimirt. Wir können nicht die Autorität der Kirche in derselben Sache zugleich annehmen und zugleich verwerfen, nicht ihre Aussage, daß dieses Buch, z. B. das Matthäusevangelium, wahr und göttlich sei, anerkennen, und zugleich die andere, durch wen es diese Eigenschaft hat, widersprechen.

Im Uebrigen haben wir die Ueberzeugung selbst aus der gelehrten Darlegung im Werke nicht gewinnen können, weder daß jenes Opfer oder Zugeständniß von der Wissenschaft unerläßlich gefordert, noch für den vorliegenden Zweck damit Sonderliches erreicht werde. Viele Wirrnisse haben ihre Wurzel lediglich in der Auffassung, die man einmal protestantischer Seits von der Entstehung und ersten Bestimmung der Evangelienschriften ausgebildet und verbreitet hat, und die wohl noch eine bedeutende Umgestaltung erfahren wird. Eben diese Voraussetzungen müssen dort besprochen werden, wo diese Transaction selbst wissenschaftlich geprüft werden wird. Ist man beiderseits einmal über das „Wieweit" des katholisch-wissenschaftlichen Standpunktes im Reinen, so hat man dann freie Hand auf dem Gebiete der Resultate. Die Wissenschaft darf überall in der Kirche auf Anerkennung rechnen, wo von ihr gegenseitig die Marken der letzteren geachtet werden.

XX.

Die zweite Rede des Grafen von Montalembert.

Während alle unbefangenen Zeitgenossen in ihrer Einfalt aus den Vorgängen in Galizien im vorigen Jahre die Meinung sich abgezogen: es habe sich hier von einer Verschwörung eines Theils des Adels gegen die Regierung gehandelt, um das Joch abzuschütteln, das ihm diese durch zwei Menschenaltern aufgelegt, hat der Graf von Montalembert zur ganz entgegengesetzten Meinung sich bekannt: die Regierung habe eine Verschwörung gegen den galizischen Adel angezettelt, habe den auf Treue und Glauben ehrlich Vertrauenden mit ihren Netzen umgarnt, das Volk unterdessen in der Stille bewaffnet, und nachdem sie ihre Zeit ersehen, die Schuldlosen durch seine Hände hinmorden lassen. Anklänge auf diese Beschuldigung waren in den englischen Parlamenten, von katholischen Stimmen angeregt, vorgekommen; aber die Minister waren vor ihrer Atrocität zurückgetreten; sie hatten sie den Lokalautoritäten der Provinz zugeschoben. Da war am 2. Juli der Graf von Montalembert in der Pairskammer aufgetreten, und hatte mit dürren, unzweideutigen Worten die gleiche Anklage auf Felonie, und voraus prämeditirten und mit kalter Grausamkeit ausgeführten Mord articulirt, und die Kammer war, wie es scheint, einstimmig seiner Anklage beigefallen.

Diese Anklage wurde durch die ganze deutsche Geschichte, so weit die Annalen des Volkes über sie authentische Nachricht aufbehalten, Lügen gestraft; was auch andere Völker in dieser Art verschuldet haben mögen, die Deutschen haben immer von solchen mordsüchtigen Tigergelüsten diese ihre Geschichte unbefleckt gehalten. Sie haben tadelnswerthe Schwächen im Verlaufe derselben verschuldet; sie sind mehr als einmal das Opfer ihrer Einfalt geworden; aber sie haben es nie dahin gebracht, alles Gewissens baar, sich frei und frank dem Satan zu verschreiben, daß er auf Accord ihnen eine Zeit dienstbar sei, und dann ihre Seele zum Lohne hinnehme. Es schien dem gesunden Menschenverstande zu widersprechen, daß eine Regierung verschmitzt genug, um einen solchen Plan aufzufassen, doch so dumm seyn solle, um seine unausbleiblichen Folgen in jetziger Zeit in Stockblindheit zu übersehen; zugleich aber auch feige genug, um gebietend über die reichsten Mittel der Repression, zu solchen Tücken ihre Zuflucht zu nehmen; und doch abermal so verwegen, um bei der gegenwärtigen Stimmung der Geister, ihnen Solches zu bieten, und sie muthwillig selbst zur entrüstetesten Rückwirkung herauszufordern. Der Gedanke also, fand er nicht in den unabstreitbarsten Thatsachen, in Beweisen, die jeden Widerspruch unmöglich machen, in einer Verkettung von Umständen, aus denen die Wahrheit unläugbar hervorbrach, seine nicht abzuweisende Begründung; mußte als eine Raserei erscheinen, eine Tophana, aus allen Giften in den Flammen revolutionärer Aufregung abgezogen. Inzwischen, die Pairskammer, die ihm beifällig zugetreten, war kein Revolutionstribunal, sie hatte sich mehr als einmal als eine Versammlung achtbarer Männer erwiesen; der auch, der die Anklage vorgebracht, war kein Fouquier Tainville, oder ein anderer dieser Schule; Frankreich mußte ihn als einen seiner achtungswerthesten Bürger, wenn auch oft wider Willen anerkennen.

Die Welt erstaunt über diesen Vorgang, der ihr ein, wie es schien unauflösbares Problem aufgab, mußte also vor allem

nach jenen Gründen sich umsehen, auf denen wie auf unzubezweifelnden Axiomen das ganze Gebäude dieser wider die Natur angehenden Doctrine ruhte. Sie ist also ohne Verzug am Strome dieser Rhetorik, an allen Stromschnellen, Cascaden und Cascadellen vorüber, nach aufwärts immer unverdrossen fortgeschritten; als sie aber zum Quellgebiet gelangt, war keine Quelle zu finden. Ein Mann aber war hier aufgestellt, der beschied die Suchenden: ihr Männer von Deutschland, ihr sucht den Ursprung dieser Wässer umsonst; denn dieser Strom er ist improvisirt, er hat keine andere Quelle, als in des Herzens Geist und Empfindung des Redners, der ihn von sich gegeben. In ihm aber steht angeschrieben: das Volk der Polen ist so unglücklich und bedauernswerth, daß keine Fehle an ihm haftet; von seinen Feinden und Tyrannen aber ist alles ersinnliche Böse zu glauben, gegen sie jedes Mittel erlaubt und gut angewendet. Der Mann war Bogusz, er sollte die ganze Rede halten, stützen, und die Anklage unwiderleglich machen, denn ihn hatten die Mörder, als den Zeugen ihrer ruchlosen That, aus dem Wege geräumt. Aber der Mann lebte noch, und sein Zeugniß und die darauf gegründete Rhetorik brach in sich zusammen.

Ein Gefühl bitterer Entrüstung ob solch schnöden Spieles mußte sich nun in der Brust eines Jeden erheben, dem das Gefühl für die Ehre des Volkes, dem er angehört, noch nicht ganz verkommen; und die historisch-politischen Blätter, wenn sie auch seit neun Jahren vorzüglich die Interessen der Kirche vertreten, sind diesen Gefühlen der unteren Ordnung keineswegs fremd geworden; und selbst eine ungemessene Erhebung von ihrer Seite, um den Schandfleck vom deutschen Namen abzuwenden, hätte sich leicht durch die Ungemessenheit des Angriffs entschuldigen lassen. Aber die Herausgeber halten Zorn und Haß und wüthige Erbitterung, und jede maßlose Leidenschaft in öffentlichen Dingen für rein unvernünftig; sie halten selbst den gerechten Unwillen nicht berechtigt, über die Gränze dessen,

was sich ziemt und schickt, hinauszugehen; noch auch beim abgesagtesten Gegner sich vom Gesetz der Liebe loszusprechen. Hier aber kam noch ein Anderes in Betrachtung. Der Ankläger war keineswegs ein Gegner, sondern im gemeinsamen Kampfe bisher ein treuer, ein tapferer Bundesgenosse; im Einzelnen, im Verfahren und den eingeschlagenen Wegen konnten Gegensätze bestehen, und waren zum Theil durch örtliche und nationelle Verhältnisse begründet; über Intention, Zweck und aufrichtige Gesinnung konnte kein Zweifel Raum gewinnen. Sollten wir nun durch unbemessenes Zufahren diesen Frieden stören, sollten wir zornmüthig gegen den eigenen Bundesgenossen uns erheben, ihm Wunden schlagend uns selbst verletzen? und indem wir also im eigenen Fleische wütheten, den Gegnern den Triumph bereiten: sie rühmen sich ihrer Eintracht, aber sie sind nicht besser, denn wir; um Geringes haben sie sich verfeindet, und seht nun, wie sie gegen sich wüthen!

Darum hatte der Aufsatz, den einer ihrer Mitarbeiter nach der Abhaltung der Rede ihnen angeboten, ihre vollkommene Billigung. Mit aller Mässigung, die nur der zum voraus Gereizte nicht anerkennt, war er dem Sprechenden gegenüber getreten; hatte anerkannt, was Anerkenntniß gebot; hatte ihn auf die Gefahr der Spaltung, womit die unvorsichtige Aeußerung seines Irrthums den Bund der Vertheidiger der Kirche, dieß- und jenseits der Gränze Frankreichs, bedrohe, aufmerksam gemacht, und gegen alle Einmischungen weltlicher Zwecke alle Gutdenkenden gewarnt. Es war zu hoffen, daß diese guten Worte eine gute Stätte finden würden. Es kam jedoch anders; der Brief, den der Graf am 5. October an die Redaction geschrieben, bewies, daß er eine ganz andere Ansicht von der Sache hatte. Er wiederholt alle die Anklagen, die er gegen die österreichische Regierung geschleudert; sie noch schärfend durch die Reue, daß er sie als die Strafbarste unter den drei theilenden Mächten erklärte; dabei die drastische Wirkung seiner Vorwürfe noch durch Alles, was ihm seine Entrüstung eingeben mochte, bis zum Aetzenden steigernd. Er

kennt die halbofficielle Antwort, in der diese Regierung solche Beschuldigungen abgewiesen; aber er hat nichts in dieser anonymen Schrift gefunden, was die Regierung des angeschuldigten Verbrechens entbinden und ihn bestimmen könnte, seine Anklage zurückzunehmen. Er sucht dieser nun endlich einsehend wo es ihr fehle, nachträglich eine Unterlage zu geben, und weist dabei das Resultat der gerichtlichen Untersuchung, wie es auch ausfallen möchte, weil über dem Sarge der Ermordeten im geheim abgehalten, als eine Verhöhnung des Rechts und der Gerechtigkeit, im Namen der europäischen Meinung und der Nachwelt, keck als mit Nichtigkeit geschlagen ab. Den historisch-politischen Blättern aber hat er die Aufnahme jenes Artikels, „von einem Beamten der Staatskanzlei geschrieben, der schon die Blätter der allgemeinen Zeitung mit Invectiven gegen die Persönlichkeit des Anklägers erfüllt," hart verwiesen; und dabei den Grund solcher sträflichen Connivenz in ihrem Verlangen suchend, der österreichischen Censur, und der absolutistischen Politik zu Gefallen zu seyn, sie darum für alle Folgen verantwortlich gemacht. Es war uns, da wir diese Apostrophe gelesen, als sei eine Saite mit gellendem, lange ressonnirenden Mißklang gesprungen, und als habe sich hier leichten Blutes eine nicht leicht wieder zu füllende Kluft aufgerissen. Die Gründe, die wir früher angeführt, bestanden indessen immer noch in aller Stärke, und brachten jene Ahnungen zum Schweigen. Der Redner hatte unsere Redlichkeit und alte Freundschaft beschworen, seiner Einrede unsere Blätter zu öffnen. Es war eine starke Zumuthung; keines der Pariser Blätter, auch das Univers nicht, wäre auf sie eingegangen. Wir hatten indessen kein Bedenken dabei; widerlegte die Aufnahme doch durch die That, was er über den sclavischen Zustand der deutschen Presse ausgesagt. Den Bemerkungen, mit denen wir diese seine Expectoration begleitet, wird Niemand, der bei gesunden Sinnen ist, das Zeugniß versagen: daß sie bei aller Schärfe doch nie vom strengsten Maße abgewichen, jeder billigen Rücksicht schonend Rechnung gehalten; nirgend verletzend

über die Dinge hergefahren, sondern überall sie auf die beste Seite wendend, und vielleicht mehr, als recht gewesen, entschuldigend, jede sich hervordringende Grellheit durch die billige Erwägung der Umstände zu mildern gesucht.

Der Graf von Montalembert hatte seine Zuschrift im Univers einrücken lassen, und ihr dadurch eine europäische Publicität gegeben. Die Blätter aber hatten es nicht rathsam erachtet, es ihm darin nachzuthun; denn ihrem Bedünken nach mochte die Diplomatik die französische Sprache zu dem unentbehrlichen Werkzeug ihres Verkehres wählen; im Streite von Nation gegen Nation aber mochten wir diese zufällige Suprematie nicht ohne weiteres als unvermeidlich anerkennen; und fanden es würdiger, die Secretirung, womit die Parteipresse alles was ihr gefährlich und bedenklich scheint, zu beseitigen weiß, mit verdienter Verachtung zu erwidern, als bei ihr auf dem Wege der Petition um Gehör zu bitten; es konnte dann auf alle Fälle, nach Napoleon's Rath, die schmutzige Wäsche im Stillen unter uns gereinigt werden. Der Graf hatte durch das, zum vorausgethane Versprechen, nichts zu antworten auf das was wir über seine Einsendung äussern würden, — ein Versprechen um das es sich ganz und gar nicht handelte, — zum voraus sein Stillschweigen motivirt, und wir urtheilten: der Eindruck, den unsere Einrede hervorgebracht, werde sich bei seinem öffentlichen Auftreten durch die That zu erkennen geben. Ein Aufsatz im Tablet, einem achtungswerthen katholisch-englischen Organ unter dem Titel: Herr von Montalembert und das österreichische Cabinet, Paris am 27. Oktober 1846, belehrte uns über den Eindruck den die Epistel im Univers hervorgebracht. Der Artikel war nicht vom Grafen ausgegangen, sondern von einem wie es scheint in Paris lebenden Engländer, der die, wie er glaubt, zum Heil der Kirche erforderliche Entente cordiale zwischen dem katholischen Inselreiche und Frankreich durch die Haltung der Blätter bedroht erblickte. Er hatte im Eingange seiner Apostrophe diesen Blättern alle Anerkennung widerfahren lassen, und sein Wohlgefallen an ihrem Inhalt und den liberalen

Principien ihrer Verfasser ausgesprochen, zuletzt aber sie mit folgenden Worten geschlossen:

„Unterdessen hat in letzter Zeit, ein sehr merkwürdiger Gegensatz zwischen dem philosophischen und dem politischen Theil dieser Zeitschrift sich aufgethan. Auf der einen Seite eine durchhin wahrhafte geistige Liberalität, auf der andern eine durchgehende Vorliebe, die Neigungen und Abneigungen des österreichischen Cabinets im besonderen, und der absoluten Regierungen im Allgemeinen zu rechtfertigen. Die Zeitläufte, mit denen die Hefte dieser Zeitschrift in der Regel sich öffnen oder schließen, tragen deutliche Spuren von diplomatischen oder besser vom Cabinet ausgehenden Mittheilungen, von Seite einer fremden Regierung, insbesondere von Seite Oesterreichs. Es wurde bald bekannt, daß der Verfasser dieser Ephemeriden ein Mann sei, der eine bedeutende Stellung des Vertrauens unter dem Fürsten Metternich bekleidet. Seine Aufsätze sprühen häufig von Witz, und seine schneidende Satire haut wieder und immer wieder die schwächlichen Angriffe der deutschen Rationalisten und Embryorevolutionisten ohne Erbarmen zusammen. Er selbst ein Uebergetretener, und zuvor ein ausgezeichneter Zeitschriftsteller in Berlin, kennt bis zum Grunde alle die Ränke und listigen Künste seiner ehemaligen Glaubensgenossen. Vor zwei Jahren führte ihn sein Weg auch nach Paris, und nichts konnte liebenswürdiger, witziger und interessanter seyn, als sein Umgang. Aber zu gleicher Zeit war dieser Mann ein standhafter Bewunderer von Haller's Schule; nach seinen Ideen führte diese Lehre allein zu politischer Glückseligkeit, und gesellschaftlicher Stabilität. Nun aber laufen die Doktrinen dieser Schule auf einen sclavischen Gehorsam gegen jedes Gebot der Regierungen hinaus, so lange das Gewissen nicht direkt einen Einspruch in die Sache thut. Wer sieht nicht die Gefahren einer solchen Philosophie klärlich ein? wer erkennt nicht, wie leicht das Gewissen eingeschläfert werden mag, also daß es die verhaßtesten politischen Maaßregeln sich gefallen läßt? Und wahrlich! könnte eine schlagendere Bestättigung dieser Befürch-

tung gefunden werden, als das Beispiel eines religiösen, hochbegabten Mannes, der daher kömmt uns die galizischen Metzeleien zu rechtfertigen; der sogar die edelmüthigen Anstrengungen Montalemberts zum Besten der weinenden Menschheit zu tadeln wagt? Kann ein beunruhigenderes Beispiel erdacht werden, als die Verbreitung eines Aufsatzes zu fördern, der die Infamie einer Staatskunst, die das Unglück und den Untergang von Polen herbeigeführt, zu rechtfertigen versucht. Also, indem der neue Papst die Ketten österreichischen Einflusses abzuschütteln sich rüstet, hängen die katholischen Herausgeber in München fortdauernd an den corrupten Tendenzen des Fürsten von Metternich; in nur zu vielen Fällen Erbe und Repräsentant von Kauniz oder sogar Joseph II. So, während in jedem civilisirten Staate jede religiöse Frage zu einer Frage von Freiheit, Recht und legitimer Unabhängigkeit umschlägt, scheinen diese Männer geneigt, vor ihren eigenen Principien zurückzutreten, und die Worte auszulöschen, die sie auf ihrem Titelblatte ausgesprochen. Wahrlich, es ist eine Trauer solchen Anomalien im menschlichen Gemüth, und den besten Menschen zu begegnen! Wohl mögen wir uns demüthigen, wenn wir fromme, unterrichtete, hochgeistreiche Männer, solchen fliegenden Anwandlungen ausgesetzt, erblicken. Denn, man muß sich erinnern, daß die historisch-politischen Blätter früher auf einem ganz andern Wege vorwärts gegangen; immer und immer wieder haben sie die Unterdrückung des Katholicismus in Baden und Würtemberg dem öffentlichen Unwillen preisgegeben; und immer und immer wieder die Irländer gegen protestantische Bigotterie vertheidigt. Wenn die Herausgeber fortfahren ihre Politik nach den österreichischen Eingebungen zu modeln, so wird es höchst wahrscheinlich um ihren wohl verdienten Einfluß auf die literarische Welt gethan seyn. Denn es ist ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß die streitenden Elemente, die gegenwärtig einen Sturm in Deutschland vorbereiten, einem zwitterhaften System beifallen werden, was zugleich religiöse Freiheit und politische Gebundenheit, die in der Regel selbst auf die Feßlung des Gewissens hinausläuft,

proclamirt. Betrachten wir aber die Wirkung, die dieser Angriff gegen den Grafen von Montalembert auf die öffentliche Stimmung im Ganzen hervorbringen wird; dann beweist er evident, daß ein wahrhaft katholischer Staatsmann, wenn er Recht und Gerechtigkeit vertheidigt, weder vor Freund noch Feind zurücktreten darf. Der Graf ist persönlich bekannt mit den meisten der Männer, die er jetzt seinerseits angreift; ja er hat, wie wir glauben, mit manchem unter ihnen in einem vertrauten Verhältnisse gestanden. Es muß ihm nahe gegangen seyn, sie hier als seine Gegner auf dem geradeausgehenden Wege, den er eingeschlagen, sich gegenüber zu sehen. Wenn sein beredter Brief sie zur Reflection auf den Irrthum, der sie irre geleitet, gebracht, dann wird jedes katholische Gemüth sich freuen, über die Veranlassung, die eine solche Genugthuung herbeigeführt; wenn nicht, dann werden die Herausgeber der historisch-politischen Blätter bald die Trüglichkeit und was schlimmer ist, die Ungerechtigkeit ihrer neuerdings adoptirten Politik, durch die Erfahrung erkennen lernen."

Wir haben diese Worte ohne alle Scheu buchstäblich getreu hier aufgenommen, weil sie eine klare Anschauung von der Weise geben, wie man den Stand der Sache noch um die Zeit, wo unsere Erklärung erfolgte, in Paris aufgefaßt. Der Sprecher des katholischen Frankreichs hatte eine deutsche katholische Regierung, ohne weiteren Beweis, der Anrichtung einer sicilischen Vesper gegen ihre eigenen Unterthanen, Angesichts von Europa, angeschuldigt. Die historisch-politischen Blätter hatten darauf einem Aufsatz ihre Spalten geöffnet, der mit höchster Mäßigung das Frevelhafte einer solchen Anklage zu bedenken gab, dabei warnende Worte in aller Bescheidenheit hinzufügend. Darum werden sie nun auch vor der engländischen katholischen Kirche angeklagt, wie sie von ihren eigenen Grundsätzen abgefallen, indem sie für das historisch-religiöse Element zwar vor wie nach volle Freiheit in Anspruch nähmen, die Politische aber einem verwerflichen Quietism verschrieben; sie müßen daher dem Sprecher der katholischen Kirche Frankreichs, dem sie in den Weg getreten,

volle Genugthuung leisten, im Weigerungsfalle aber über sich ergehen lassen, was Rechtens ist. Das mußte uns, die wir uns schon längst gegen alle Genialitäten dieser Zeit verhärtet haben, doch als eine seltsamliche und unverdauliche Procedur erscheinen. Der Sprecher in den Blättern hatte seinen Nebenmenschen gegen eine Anklage auf unterthierische Unmenschlichkeit in Schutz genommen, wird aber bedeutet: da die Wahrheit der Anklage sich von selbst verstehe, und keiner weiteren Untersuchung bedürfe, so gebe seine Vertheidigung nur den Beweis sträflicher Complicität mit den Principien eines mörderischen Absolutismus; und sofort wird der Warrant gegen ihn den Stehler, und gegen uns die Hehler ausgefertigt. Umsonst wird er nun die Einrede machen: nie und nirgend haben wir in unsern Blättern, die der Graf und sein Ankläger über Meer lesen, dem Absolutism das Wort gesprochen; sondern überall und bei jeder Veranlassung ganz entschieden entgegen geredet; sein Widerspruch wird als ungehörig, nichtig und unbegründet abgewiesen. Denn, würde ihm Gehör gegeben, dann müßte ja die Staatskanzlei, von der er seine Inspirationen erhält, selber als nichtabsolut erscheinen, was nicht anzunehmen ist. Ganz im Gegentheil, müßen jene Deklamationen, auf die sich der Inculpat beruft, eher als Fallstricke gedeutet werden, die er und sein Principal, der arglosen Meinung der katholischen Welt gelegt, um sie zu berücken, und hinter das Licht zu führen. Diese katholische Welt hört jeden Tag die Stelle: gehorcht der Obrigkeit, und gebt dem Kaiser was des Kaisers ist! von den Kanzeln commentiren; ihr wird dabei unaufhörlich eingeschärft, auf ihr unbestochenes Gewissen in all' ihrem Thun zu merken, und sie hat diese Erinnerung auch als für Kaiser und Könige und alle Obrigkeiten gültig angesehen, und sich dabei beruhigt. Jetzt aber wird sie belehrt: das sei die häretische Lehre Haller's, zu der dieser Ketzer sich bekenne; die strafbaren Blätter aber wollten dieß Gift unter dem Deckmantel der Religion verbreiten. Es sind sonst religiöse Leute, practisch aber handeln sie gewissenlos, machen selber wieder zu nichte, was sie aufge-

baut, und die Strafe wird sie finden. Man sieht, es ist keine Logik in dieser Anklage, aber eben nur wie in der des Grafen.

Unsere Erwiderung war unterdessen erfolgt, und wie wir den, der sie vorgebracht, von sonst her kannten, durften wir hoffen, ein gutes, wohlgemeintes Wort werde bei ihm eine gute Stätte finden; und mußten geduldig zuwarten, bis sich die Gelegenheit ergäbe, die in etwa modificirte Ansicht der Dinge kund zu geben. Die Wiedervereinigung Krakau's führte die Gelegenheit dazu herbei, wo es zwischen Vertrauen und Mißtrauen zur Entscheidung kommen mußte. Der 21. Jänner führte den Grafen von Montalembert zum andernmal wieder auf die Rednerbühne, und er leitete seine Rede mit den Worten ein: Messieurs, la chambre, en me voyant chercher à fixer son attention sur l'incorperation de Cracovie, se figure peut-être que je vais dresser un nouvel acte d'accusation contre les puissances spoliatrices, ou bien faire de cet acte un thême d'opposition contre le gouvernement, contre le ministère que j'ai l'habitude de combattre. Je ne viens faire ni l'un ni l'autre je ne ferai pas un acte d'accusation contre les puissances spoliatrices, comme je l'ai fait l'année dernière, parce que les circonstances sont toutes differentes. L'année dernière, j'avais à faire comprendre à la chambre quelle était la véritable nature des événemens de Cracovie, destinés à préparer l'attentat qui vient d'être consommé. J'avais à lui montrer qu'il y avait là un coup monté, un piége tendu, où la Pologne est malheureusement tombée. J'avais en outre à rétablir la vérité au sujet des massacres de la Gallicie. J'avais à venger la mémoire des victimes qu'on calomniait, après les avoir prealablement égorgées: c'était un devoir pour moi; ce devoir, je l'ai accompli, et je remarquerai en passant que l'on ne m'a rien répondu. Quelques mercenaires anonymes m'ont honoré de leur injures; mais il n'est sorti du gouvernement autrichien aucun acte; aucun arrèt de justice, ni rien de sembable

qui ait pu prouver ou la culpabilité des victimes ou l'innocence de ceux qui les avaient immolées. Aujourd'hui rien de semblable ne se présente à nous; non seulement le corps du délit existe, mais les auteurs du crime l'avouent, s'en glorifient, et leurs apologies, telles que vous les avez pu lire et méditer, aggravent leur crime. En présence de ce flagrant délit et l'aveu des coupables, il n'y a pas besoin de réquisitoire, il n'y a pas besoin d'accuser ceux qui s'accusent assez eux-mêmes.

Als der längeren Rede kurzer Sinn stellt sich heraus: vor sechs Monaten habe ich gegen die österreichische Regierung gezeugt, und sie des in Galizien geflossenen Blutes schuldig erklärt; viele Tage sind seither verlaufen, aber ich beharre auf meiner Anklage. Es war ein angelegter Plan, und Polen ist unglücklicher Weise in die Fallstricke gefallen. Niemand hat mir widersprochen, nur einige feile Scribler haben mich mit ihren Injurien beehrt; von der österreichischen Regierung aber ist kein Act der Gerechtigkeit ausgegangen; ihr unthätiges Schweigen ist Eingeständniß des Verbrechens, dessen die Ueberwiesenen sich noch zu rühmen wagen. Angesichts des flagranten Vergehens, und der die Gerechtigkeit verhöhnenden Eingeständnisse, bedarf es keines Requisitoriums weiter, die Sache ist zum Spruche reif. Das sind resolute, unumwundene und klar verständliche Worte, und man fragt sich mit Unwillen; wer hat solche Worte zu wiederholen gewagt, da die seit ihrem ersten Vorbringen verflossene Zeit ihre verläumderische Grundlosigkeit dargethan? Man konnte damals dem Schlage des erregten Pulses, den man in ihnen durchfühlte, allenfalls ihre Unüberlegtheit verzeihen; aber jetzt wo die Lüge und die Leidenschaft, die damals an Ort und Stelle viel Staub und Qualm erregt, nachdem sie ihren auf den Augenblick berechneten Zweck erreicht, davon gegangen, und nachdem sich Staub und Qualm verzogen, die Wahrheit vor unzähligen Augen offen daliegt, und Niemand ferner mehr solchen giftigen Anschuldigungen Glauben beimißt, jetzt finden wir hier die Marotte noch unversehrt und vollkommen conservirt; sie hat keine Nummer ihres Inventa-

riums abgelassen, und nicht einmal ein Comma ihrer Interpungirung aufgegeben; auch nicht einen Schatten des Verdachtes gestattet sie, der die Ehre der unschuldig Gemordeten beflecken könnte. Die angeklagte Regierung hat sich, wie billig gescheut, vor Beendigung des traurigen Rechtshandels, ein Resultat desselben unter dem Siegel ihrer Autorität bekannt zu machen; nur halbofficiell hat sie ein Wort der Warnung gegen ihre vorlauten Ankläger ergehen lassen. Das wird ihr nun als ein Eingeständniß ihrer Schuld gedeutet, und sofort auf den Ausspruch der Sentenz vor gänzlich unbefugtem Gericht gedrungen. Und solche Bethörung hat sich dabei selber alle Möglichkeit der Umkehr abgeschnitten; denn alle Stimmen, die ihr Vernunft einreden wollen, führt sie, weil offenbar erkauft, als Zeugen für die Bestätigung ihrer Einbildungen auf. Wahrlich das ist ein unverantwortliches Gebahren.

Mehee, als Sekretär des Wohlfahrtsausschusses einer der Honoratioren der Revolution, hatte später als Sekretär der Centralverwaltung im Rhein und Moseldepartemente, ein Projekt entworfen, das Einigen übergroße Bedenklichkeiten erregte; und sie hatten dagegen vorerst als ein unzartes Unterfangen Protest eingelegt. Ah, war die Erwiderung la delicatesse n'est pas nôtre faible! Es war hier nicht von dem gesellig Schicklichen die Rede, das war ihm keineswegs unbekannt; es handelte sich nur von der sittlich-religiösen Gewissenhaftigkeit, und die negirte er consequent im Geiste seiner Schule, und dawider war wenig einzuwenden. Aber wer als Wortführer des katholischen Princips auftritt, kann sich solchen Anforderungen, wie wir sie an ihn gemacht, in keiner Weise entschlagen. Wir fragten ihn auf Ehre und Gewissen: kannst du es vor Gott und der Welt verantworten, eine Regierung in Masse, auf losem, unhaltbarem Grunde, und dazu noch in dieser Zeit, einer so ungeheuren Unthat anzuschuldigen? Wir fragten weiter, kannst du vor derselben Autorität es verantworten, einen Gerichtsstand in Masse, wenn die öffentliche Controle fehlt, als gewissenlos und partheiisch zu perhorresciren und zu verwerfen? Wir fragten ihn zum dritten, darfst du einen Mann, der ein fleckenloses Leben

gegen das Deinige setzen kann, weil er deiner Meinung nicht gewesen, als einen Miethling verurtheilen, und dazu Alle die ihm das Wort gelassen, oder die ihm sonst beigetreten? Das waren Fragen von Mensch an Mensch gerichtet, unabhängig von allen Staatsactionen, die da vertreten mögen, denen der Beruf dazu geworden; Fragen bei dem Forum des Gewissens anhängig gemacht: vor diesem Forum mußte er uns Rede stehen. Er ist darüber hinausgegangen, und hat gravitätisch auf hohem Rosse seinen Ritt durch die Sackgasse, die keinen Ausgang hat, fortgesetzt. Es hat uns für ihn tief in der Seele geschmerzt; denn wir kennen ihn genug, um ihm auf's Wort zu glauben, daß dieser Mißgriff nicht in einer gehässigen Empfindung seines Herzens gründet; aber wir erstaunen über die Macht, die der Pfauenspiegel im dämonisch verführerischen Elemente, das in aller Rhetorik liegt, über sonst noble Gemüther in heutiger Zeit, in Mitte eines so leicht erregbaren Volkes, gewinnen kann.

Der edle Pair, nachdem er also die Hauptfrage um die es sich gehandelt, umgangen, und seine Sache auf ein bloßes Postulat, das die Welt ihm glauben soll, gestellt, will die Assise der Christenheit versammeln; von beiden Seiten des Kanals sollen sich gleichzeitig die großen Parlemente, die allein das Recht haben zu richten über die Zeitereignisse, zusammenthun; und von dem Rechte Gebrauch machen, die Betheiligten vor ihre Schranken zu citiren, damit sie ihr Urtheil empfangen. Er fühlt die Wichtigkeit seines Mandates als Ankläger, und um ihm mit Unpartheilichkeit Folge zu leisten, verspricht er seinem Herzen Gewalt anzuthun, und seine schmerzliche Indignation so viel wie möglich zurückzuhalten; damit ihm kein Wort entfalle, was nicht in aller Welt, wie im Umkreis des Gerichtssales, acceptirt werden könne. In der That eine Conclusion, die aus dem Grundsatz: das Absurde ist nicht absurd, mit aller Strenge des Beweises folgt! Er will sich daher für jetzt der Opposition gegen die Regierung seines Landes enthalten; denn alle sind als Zeugen zum feierlichen Lit de justice geladen, das er abzuhalten gedenkt. La France de l'empire, die Ströme polnischen

Blutes fruchtlos für sein Interesse hat fließen sehen; la France de la Restauration, die das Wort der Nation bei den Wiener jetzt vernichteteten Verträgen eingesetzt. La France de la revolution de Juillet, die mit so großer, übelbelohnter Anstrengung die Ueberfülle von Energie vom Losbruch in sich zurückgehalten: sie sollen Alle im Ausdruck der einen und selben Empfindung sich vereinigen. Aber la France de l'émpire läßt sein Ausbleiben entschuldigen, weil seine Gegenwart leicht allzu nachtheilige Reminiscensen bei allen Partheien erwecken möchte. La France de la restauration ist gar protestando eingekommen, und hat die gezwungene Abwesenheit vorschützend, im Promemoria kürzlich folgende Vorstellung gemacht. Die betrübten Vorgänge in Rußland kenne Jedermann; damals habe Frankreich den Kürzeren gezogen, und was von seinem Heere übrig geblieben, sei nach Deutschland zurückgegangen. Darauf sei dieß Deutschland, Preußen zuerst, dann Oesterreich, zuletzt das übrige Reich, seiner großen Beschädigungen und Unbilden eingedenk worden, und habe die Fortführung des Krieges in Gemeinschaft mit Rußland und Schweden übernommen; und die Verbündeten hätten dann in Mitte Frankreichs sich mit den Engländern von Spanien her vereint. Darauf habe Deutschland, der meist beschädigte Theil von Allen, einer großmüthigen Bewegung des Kaisers aller Reußen nachgegeben, und sei entsagend allen Vortheilen, die ihm der Sieg gewährt, in seine alten Gränzen zurückgegangen. Es habe darauf Frankreich auf dem Congresse zugelassen, und um die Bourbonische Dynastie bei ihrer Rückkehr zu befestigen, habe es mit dieser die Wiener Tractate abgeschlossen, und ihre Mitgarantie angenommen. Bekanntlich aber habe Frankreich eben diese Dynastie verjagt, der allein die Rechte einer solchen Garantie übertragen worden, und es habe eines neuen Uebertrages an die Gewalthaber de fait bedurft, um sie auszuüben. Die Restauration also, stark in ihrem unverjährbaren Rechte, könne nicht zugegen seyn, und müsse gegen den ganzen Act protestiren. In solcher Weise also haben diese ihre abschlägige Antwort moti-

virt; und so ist das Frankreich vom Juli allein auf Ort und Stelle geblieben, und seine Minister haben, kopfschüttelnd und bedenklich über das kecke Unterfangen, schweigend Platz genommen.

Was ich verlange, hat der edle Pair darauf fortgefahren, ist: daß die Pairskammer, diese Versammlung von Weisen, diese gemäßigte Versammlung, die wesentlich das Element der Ordnung und der Autorität vertritt, einstimmig derselben Meinung sich wie ein Mann erhebe, um die Wahrheit auszusprechen: daß der Gewalt keineswegs allein das Schiedsrichteramt in menschlichen Dingen zukömmt; sondern daß es noch andere Instanzen in Mitte der Begebenheiten dieser Welt geben muß, als die Gewaltthätigkeit und die Ränke des Despotisms. Dieser Wahrheit war nicht zu widersprechen; die anerkennende Huldigung der weisen Versammlung mußte sich erkenntlich zeigen; also Beistimmung, dann wiederholte Bewegungen dieser Zustimmung, zuletzt entschiedener Beifall! Gegen den Minister gekehrt, versicherte der Redner dann diesen seiner vollkommenen Beistimmung zu den drei schlagenden principiellen Punkten, die der ehrenwerthe Hr. Guizot in seiner Antwort an den Fürsten von Metternich aufgestellt, und die keiner weiteren Discussion bedürften. Somit ist also das Gericht constituirt; alle Beisitzenden haben sich mit der ihnen zugetheilten Rolle befriedigt gezeigt, und der Redner erklärt die Assise als eröffnet.

Er wendet sich zunächst gegen den abwesenden Inculpaten, und versichert ihn seines aufrichtigen Bedauerns, daß er, von ehrsamen, unbescholtenen Aeltern abstammend, in einem solchen Grade sich habe vergessen können. Ja, ruft er mit Pathos aus, das große und stolze Haus Hapsbourg, durch seine Geschichte, durch alle seine Antecedentien, durch seinen vergangenen Ruhm berufen, ein Damm des Occidents zu seyn gegen die Barbarei des Orients, und eine Schutzmauer dem Katholicism und der Civilisation, hat sich jetzt durch eine verwitterte und entartete Politik an den Triumpfwagen des Schismas und der Barbarei gespannt. Ja, wenn ich sagen muß,

wie ein großes Reich, eine alte und glorreiche Dynastie, eine erlauchte Monarchie sich bis zu dem Grade von allen ihren Traditionen, von ihren Pflichten, von ihrem Ruhme fernt, und allen Complotten Rußlands gegen den Frieden und die Unabhängigkeit der Welt beitritt; ich gestehe, dann überwältigt das tiefste Bedauern noch meine Entrüstung. Der Angeklagte antwortete nichts auf diese Apostrophe des Mitleidens; verschiedene Bewegungen in der Kammer schienen sich in seine Seele hinein zu schämen. Dieselbe Phrase, nur noch schärfer gegeben, war schon in der Zuschrift an die Redaction enthalten, und wurde damal ganz und gar nicht von ihr. beachtet. Dort hieß es nämlich: je mehr man erstaunt über das, was noch gut und katholisch in Oesterreich zurückgeblieben; um so stärker fühlt man sich zum Ausspruche gedrungen: daß von allen in Polen sich theilenden Mächten ohne Zweifel Oesterreich die strafbarste gewesen; daß Oesterreich, eine katholische Macht, eine apostolische Monarchie, gerettet 1685 durch einen polnischen König, keinen Anstand genommen, alle Principien und Traditionen der christlichen Gesellschaft zu verrathen; und indem es sich dem Apostaten Albrecht und dem blutgierigen Iwan beigesellt, unter dem Beifall Voltaires sich zum Mitschuldigen Friedrichs II. und Katharina II. erniedrigt hat. — So dieser; die Geschichtsbeflissenen in Deutschland aber, die die Sache anders wissen, nehmen sich heraus, ganz abweichender Meinung zu seyn. Die Habsburgerin Maria Theresia, im alten Rococco erzogen, hat an das Gebot geglaubt: du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, Ochs und Esel und alles, was sein ist; und sich demgemäß geweigert, aus der Schale zu nippen, die der französische Encyclopädism umgeboten. Sie hat die Argumente für die Theilung nie begriffen, und harten Kampf mit ihren Ministern streitend, Friedrich II. den ihr bestimmten Antheil an der Beute um die Rückgabe Schlesiens angeboten; nachdem sie aber unwillige Abweisung erfahren, hat sie isolirt und mit Krieg bedroht, als Frau den Männern, die es besser wissen müßten,

sich resignirt. Um so schlimmer! wird man sagen, daß sie es gewußt, und doch nicht nach ihrem besseren Wissen gethan; aber jene umgekehrten Propheten werden ihrerseits wieder fragen: wo waren denn damals die großmüthigen, uninteressirten, allerchristlichsten Könige, die Handhaber der Traditionen und Principien der europäischen Gesellschaft? Ach, wir wissen es ja, sie hatten in den Irrgängen des Hirschgartens sich verlaufen; ihre Minister aber beriethen, mit denen der andern bourbonischen Höfe, die Ausrottung der Jesuiten, um die Theilung, nicht Polens, sondern der gesammten europäischen Kirchengesellschaft, vorzubereiten, und ihren tausendjährigen Besitzstand vom Druck der todten Hand, unter dem er so lange geschmachtet, zu befreien. England seinerseits hatte sich in den Vorlesungen Walpole's über Menschenwerth und den Preis, um den jede lebende Seele sich feil mache, verspätet; und die praktische Ausführung des Erlernten durch die indische Compagnie hatte sich ihm durch den Gewinn der Reiche des großen Moguls, bewährt; wie sollte es seine philanthropischen Principien sich nicht auch dießmal um eingeräumte Handelsvortheile abkaufen lassen? Der alte, geweste polnische Heroism war auch abwesend, unwissend wo; die Parteien, protestantische und griechische Dissidenten, an Rußland hangend, und katholische in der Föderation von Bar, haderten miteinander; unter Mord und Blutvergießen wurde die erste Theilung Polens vollführt. Wären diese zufällig hinderlichen Abhaltungen nicht eingetreten, die europäische Gesellschaft hätte die Hypocrysie Oesterreichs sicher hart geahndet; und dadurch den Einbruch der orientalischen Barbarei in die Civilisation des Occidents auf ewige Zeiten abgewendet.

Der Redner geht nun weiter darauf ein, dem Delinquenten die Folgen seines kecken Attentates vorzuhalten; Folgen, die sich zuerst auf Polen erstrecken, dann das öffentliche Staatsrecht Europas bedrohen, und zuletzt auch sich auf die französische Politik ausbreiten. Ueber Polen läßt er zuerst sich aus. Da müssen wir denn freilich vor Allem in Erinnerung bringen,

daß in neuerer Zeit, unsers Wissens, nicht eine Stimme in Deutschland die Theilung Polens gebilligt hat; man hat vielmehr eines Sinnes sie als einen verhaßten Triumph der Gewalt über das Recht verurtheilt; und auch die Blätter haben mehr als einmal dieß ihr Urtheil darüber ausgesprochen, und sind allerdings auch der Meinung des Hrn. Villemain: seit Christus in der Welt erschien, sei kein Volk, das die Taufe erlangt, in der Christenheit untergegangen. Wir billigen auch in keiner Weise die nachtheiligen Folgerungen, die man aus den Aufständen auf den Charakter der Polen im Allgemeinen gezogen. Es ist in seinen höhern Ständen ein reges, kräftiges, reich begabtes Volk, voll Talentes und großer Entschiedenheit; in seinen unteren aber hat es alle Tugenden und Schwächen des slavischen Stammes. Wenn es in seiner Beweglichkeit zu heftigen Ausbrüchen sich hat hinreißen lassen, so kennen wir aus eigener Erfahrung nur allzuwohl, welche Erbitterung und welchen Grimm der stete Druck eines übermüthigen Feinds erregt, und wissen ab- und zuzugeben. Ueberdem, wie kann man einem Volke, dem man russischer Seits nicht bloß die politische Selbstständigkeit geraubt, sondern sogar seinen religiösen Glauben untergräbt, und ihn zu escamotiren sich rüstet, zumuthen, daß es seinen Schwüren treu bleibe, deren Fundamente man untergraben. Wir kennen in der Emigration und außerhalb derselben, bis nach Rußland hinein, viele wahrhaft religiöse, gewissenhafte, durchaus sittliche und rechtliche Menschen, deren Lage uns das allertiefste Bedauern eingeflößt, und wir werden nimmer uns entschließen, den Glauben an sie und an die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung aufzugeben. Aber wir können dann auch nicht glauben, daß der hinterlistige, verrätherische Charakter, den der letzte Aufstand angenommen; die tückische Hinterlist, die dem Fanatism der Mördersecte in Indien, der Tughs, auf eine zudem praktisch ganz ungeschickte Weise nachgeäfft, von diesen eine Billigung erlangt; und daß ihre innerste Gesinnung durch die Gutheißung einer solchen Niederträchtigkeit sich befleckt. Wir halten vielmehr die ganze Er-

plosion für einen Ausbruch jener Feuerkräfte, die in der natürlichen Welt im Schooße der Erde, und sittlich in den Tiefen der Gesellschaft schlafen, und sie in steten Bebungen erzittern machen, wie der Typhon des Grafen die ihm aufgewälzte Insel Sicilien. Aber eben sein neuliches Aufbäumen im Weichsellande, es wurde ihm, dessen sind wir überzeugt, allerdings zugelassen, um früheren und späteren Leichtsinn und strafbare Unbändigkeit zu ahnden; zugleich aber auch, um die besseren Elemente des Volkes vor dem Unverstande und der Thorheit des Schlechteren zu bewahren, und gänzliches Verderben und den Untergang von ihm abzuhalten. Wäre es nämlich dem Ungethüm gelungen, die Fesseln zu brechen, und den Stein von seiner Brust zu wälzen; es hätte nicht abgelassen, bis es ganz Polen in eine Brandstätte der Verwüstung und eine Arena wechselseitigen Bürgermordes umgewandelt. Zunächst hätte es consequent den entbundenen Grimm gegen den höheren und niederen Adel und den Clerus hingewendet; die anderthalb Millionen Menschen, die diese Stände zusammensetzen, hätten nicht, ohne Widerstand zu leisten, sich abschlachten lassen; sie hätten Conföderationen gebildet, und allen ihren Einfluß aufgeboten, um das drohende Verderben von sich abzuwenden. Die eigentliche Volksmasse, größtentheils im Blute von anderer als slavischer Wurzel ausgegangen, wäre, wie sich klar ergeben, dem Streite keineswegs fern geblieben, ihr Interesse hätte sie meist auf die Gegenseite gedrängt; und selbst die Million Juden, die das Land befaßt, hätte sich nicht müssig gehalten. So hätte Angesichts der übermächtigen Nachbaren, der durch den Mord erbitterten Deutschen, und der zwiefach aufgeregten Russen, die auch keineswegs gefeiert, sich ein Streit erhoben, der, von unversöhnlichen Principien ausgehend; von ganz unbändigen Leidenschaften, im schwülen Dunkel der Parteiwuth, ohne allen einigenden Zweck, nur zu einem unnützen Morden und Blutvergießen geführt, das nur mit dem Verderben des gesammten Volkes enden konnte. Bürgerkrieg und auswärtiger Krieg, wie beim Untergange Jerusalems, hätten sich einträchtig zu dieser Katastrophe vereint. Das Eingreifen Oesterreichs und

Preußens hat allein die polnische Nation vor dieser tragischen Katastrophe bewahrt.

Es ist nun auch begreiflich, daß die Consequenzen, mit denen der Graf neben Frankreich besonders Deutschland, aus dem Falle Krakaus bedroht, Beide gemeinsam zwar zur Wachsamkeit aufmahnen, aber nicht wahrhaft sie beunruhigen können. Preußen, meint er unter Anderem, könne auf den gleichen Grund Hamburg mit sich einigen; Oesterreich die kleinern Staaten Italiens bedrohen; Beide vereint alle constitutionellen Staaten Deutschlands confisciren; Rußland aber durch die Moldau und Wallachei den Weg nach Byzanz sich bahnen. Das würde ohne Zweifel also ergehen, wenn noch Napoleon, gänzlich unbestritten in allen seinen Anmaßungen, an der Spitze der europäischen Gesellschaft stünde. Aber den drei Mächten ist es nicht gegeben, solchen Gelüsten Folge zu geben; weil sie wie Frankreich vollkommen im Stande, einen ungerechten Aggressivkrieg abzuweisen, sich ihrerseits in die Unmöglichkeit versetzt sehen, selber einen Solchen zu beginnen. Darum besteht wirklich in Deutschland keine Furcht vor den bedrohlichen Folgen, die der Redner heraufbeschworen; er sieht es und weiß es, und erklärt seinen Zuhörern den Grund dieser seltsamen Gleichgültigkeit in Mitte der dringenden Gefahr. Die Deutschen erwiedern, sagt er, die Entrüstung, die wir Angesichts der schreienden Verletzung der Nationalität verspüren, mit der Antwort: Aber ihr habt es ja eben also gehalten; jetzt tadelt ihr solche Dinge, habt aber ganz vor Kurzem Europa ein gleich übles Beispiel gegeben! Nur die Wahrheit kann darauf antworten, entgegnet er. Wahr ist, als Napoleon die Gränzen des Reiches bis zur Elbe und zum Tiber hin vorgeschoben, hat er ein unheilbares Mißtrauen gegen uns in die Gemüther der Völker eingesäet. Dieß Mißtrauen war jedoch 1830, Dank den glorreichen Institutionen Frankreichs, hingeschwunden; als unkluge Ansprüche auf die Rheingränze das tiefe Verlangen nach Einheit und Nationalität in Deutschland aufgescheucht, und auf's Neue die Reaction hervorgerufen. Er

setzt seinerseits die starke Einheit, deren Frankreich sich erfreue, zum Pfande, daß diese Gefahren Deutschland von Seite Frankreichs drohend, sich nimmer realisiren werden. Der Graf ist sehr im Irrthum, wenn er das gerechte Mißtrauen Deutschlands gegen Frankreich von heut und gestern und von Napoleon her datirt, und morgen und übermorgen Nachlaß und Abhülfe erwartet. Die Wurzeln dieses Mißtrauens gehen vielmehr tiefer in den Lauf der Zeiten hinab. Der französische König Lothar wollte den Sachsenkaiser Otto II. in seiner Hauptstadt Aachen durch Ueberfall aufheben; dieser hatte sich entfernt, und Lothar nun den Kopf des Adlers auf der Burg Carls des Großen gegen Frankreich hin gewendet; damit symbolisch andeutend, daß er von da seinen Flug genommen, und Aachen, wo er gehorstet, die französische Kaiserstadt sei. Das war nun die Folge der schon damals verbreiteten Lehre: die Franken seien, wie schon der Name ausweise, zurückgekehrte, früher ausgewanderte Franzosen, und Charlemagne sei ein französischer Kaiser gewesen. Otto war nach wenig Tagen mit zahlreichem Heere zurückgekehrt; hatte dem vor ihm Entweichenden durch einen Herold Fehde auf den ersten October 978 angesagt; zog dann nach Ablauf der Frist vor die Stadt Paris, und seine Schaaren sangen vom Montmartre dem Herzog Hugo Capet und den horchenden Parisern ihr Alleluja, te martyrum candidatus laudat exercitus, Domine! vor.

Von diesem Momente an ist der Gedanke der Suprematie von Frankreich als eine fixe Idee stehend geworden. Darum wurden die französischen Päpste, denen der schlaue, gewissenlose Philipp der Schöne ihren Stuhl in Avignon gesetzt, gegen Deutschland gebraucht; daß sie durch Unversöhnlichkeit und immer wachsende Ansprüche unter Ludwig dem Bayern seine Angelegenheiten unheilbar verwirrten, mit ihnen aber auch die der Kirche untergruben. Darum das stete Bemühen, die Kaiserkrone an das capetingische Haus zu bringen, um freie Hand zu gewinnen, ihr Regierungssystem auch auf das Nachbarland anzuwenden. Darum die Vertilgung der Reformation im eigenen

Lande, die Hegung und Förderung derselben aber im Reiche, dem schon Heinrich IV. den Krieg gerüstet, der zwanzig Jahre früher ihm schon alle die Drangsale bereitet hätte, die der Ausrottungskrieg der Schweden vom Norden her über seine Gauen gebracht. Darum wurde ihm Provinz um Provinz abgedrungen und abgelistet; aber jener Lothar hatte, nach dem lügenhaften Vorgeben seiner späteren Geschichtschreiber, den Kaiser Otto, im Frieden an der Aisne 980, ihn mit Lotharingen belehnend, zum Kronvasallen von Frankreich gemacht; und so war es kein Verrath an seinem Vaterlande, als Moriz von Sachsen ihm das später gleich benannte Herzogthum in die Hände spielte. Auch die Freigrafschaft Burgund kam auf durchaus rechtliche Weise in seinen Besitz. Elsaß mußte folgen; denn sich vergrößern, schrieb Ludwig XIV. dem Marquis von Villars, ist die angenehmste und würdigste Beschäftigung der Fürsten; und so mußten denn auch die Reunionskammern dem auf die Gant gesetzten Reiche, einen Landstrich um den andern, auf streng juristischem Wege, abprocessiren. Dann kam die Reihe an das linke Rheinufer, und die Mordbrennereien in der Pfalz sollten weiteren Schritten den Weg bereiten; während Italien ähnliche Umgriffe erfuhr, in Belgien der Bürgersinn sie mit Macht abwehrte, der Successionskrieg aber den Weg nach Spanien öffnete. Unterdessen hatten auch die Deutschen mit ihren östlichen Nachbarn, den slavischen Völkern, nicht säuberlich verfahren. Daß diese, gleich den Ungarn, Mord und Brand und Verwüstung in die deutschen Gaue gebracht, konnte die Rückwirkung der Deutschen erklären; daß sie von ihnen den Glauben und die Sittigung erhielten, konnte das Blutvergießen einigermaßen beschönigen; unstatthaft aber waren die Ansprüche auf ihren Besitzstand gemacht, weil sie nach der Völkerwanderung bis zur russischen Gränze hin auf altem Reichsboden, in den Czechen, sogar im alten Stammlande der Deutschen, sich niedergelaßen. Die Colonisation war indessen von der Elbe zur Oder fortgeschritten, und hatte nur an der Gränze Polens gewendet; das seinerseits gemischten Blutes, im Glauben

occidentalisch, und vom orientalisch Byzantinischen abgewendet, als eine Mittelmacht, zwischen dem germanischen und slavischen Reiche, in seiner Unabhängigkeit geachtet wurde. Später jedoch waren die Dogmen absolutistischer Politik, hauptsächlich durch die Missionäre Frankreichs gepredigt, und nach seinem Beispiele von den Regierungen adoptirt, über diese Gränze hinübergebrochen; und die Lehre: das Recht gehe vor der Gewalt, mußte als obsolet der andern weichen: Gewalt geht vor Recht! Rußland hatte vor allen Andern sich zur neuen Doctrin bekannt; und so wurde die Theilung Polens eine Ruthe für Deutschland, das sich betheiligt hatte, und von da an die Reaction des slavischen Geistes erfahren mußte.

Die Sachen waren nun allerwärts zu ihrem Aeußersten gekommen; da trat eine der Ungebühr zürnende und sie bändigende Macht aus ihrer Verborgenheit hervor. Dieselben Reichsstände, durch die Abgeordneten des Tiers état aus den guten Städten verstärkt, vor denen Philipp der Schöne durch Nogaret den Papst Bonifaz angeklagt, versammelten sich nahe ein halbes Jahrtausend später noch einmal; und vor ihnen wurde die Anklage des späten Enkels auf dem Throne instruirt, der Angeklagte zum Tode verurtheilt, und die Königswürde abgeschafft. Der Strom der Blutrache begann nun zu fließen; der Terrorism trat als Rächer auf; wurde dann seinerseits wieder durch die Verderbniß der Directorialregierung verdrängt; und diese wieder durch die absolute Soldatenherrschaft Napoleons gestraft. In ihm war endlich der längst Erwartete gekommen, nach dem sich die Politik seines Volkes gesehnt; und er vollendete, was sie seit Jahrhunderten erstrebt, und übertraf noch die Erwartung. Er griff in Massen zu, der Papst wurde gefangen, die Alluvionen aller Flüße Deutschlands von Frankreich in Besitz genommen; dazu Italien und Spanien in den Wagen eingespannt; das übrige Deutschland zerrissen und getheilt, wurde als herrenloses Gut die Reihe um von dem übermüthigen Eroberer in Besitz genommen, der Anfangs noch sich Empereur des Gaules et Germains zu nennen vorgenommen, aber bald

das als zu herablassend erkannte. Darum wurden nur die ihm zunächst gelegenen deutschen Provinzen colonisirt; durch die Sprache und den Katechism vorbereitet, sollte das Lager der zehn Tausend Veteranen, am Rhein errichtet, die Verschwägerung der großen Nation, mit dem wohlhabenden Bürger- und Bauernstande erwirken; während die Hand der reicheren Erbtöchter des Adels durch den Kaiser an seine Generale vergeben wurden. Alles jedoch bis zur siegreichen Rückkehr aus Rußland einstweilen vertagt. Die Dinge gingen nach Herzenswunsch. Gleich jenem vorfluthigen Riesen, der, die Keule in der Hand, der Sage gemäß noch unversehrt in der Höhle des Palatinus in Rom gesessen, so saß die Leiche des alten Reiches in ihrem Grabeshügel. Aber als der Störer ihres Friedens in die Ruhestätte eingebrochen, zerfiel sie vor jener Gewalt in Staub und Asche, so daß nichts als die bleierne Keule zurückgeblieben. Durch die Hauptstädte aller Reiche, der Bourbonen wie der Andern, war sein Fuß hingeschritten; bis nach Rußland hin war er gewandert; seine Etapenkarte hatte bis nach Moskau gelautet. Dort aber fand er am Creml angeschlagen, daß seine Vollmacht erloschen, und sein Mandat, ein Rächer zu seyn für alle die Missethaten, die die Geschlechter seiner Zeit und die, welche vor ihr gewesen, verschuldet, zurückgenommen; und daß fortan gegen ihn und die Seinen zu Recht ergehe, was sie im Uebermuth gesündigt. Er hatte sich nun zur Heimath zurückgewendet, aber die verfehmten Schaaren um ihn her waren dem Gericht zur schärfsten Ahndung verfallen; und die Andern, die er aufgeboten, wurden eben so dem Schwerte überantwortet. Kaum waren 936 Jahre seit jenem ersten Zuge abgelaufen, und die Deutschen haben zum andern- und im folgenden Jahre zum drittenmale, im Chore der Andern und mit Kanonenbegleitung ihr Alleluja vom Montmartre den staunenden Parisern vorgesungen. Alle, die das gesehen, Hohe und Niedere, Regierungen und Untergebene schlugen auf ihre Brust und bekannten: Ecce enim in

iniquitatibus concepti sumus, et in peccatis concepit nos mater nostra! nämlich die falsche, treulose Politik.

So haben Alle ohne Unterschied gefrevelt an der Gerechtigkeit und dem Maße, das durch alle Geschichte geht; und die gerechte Nemesis in ihr hat sich bewaffnet gegen die Uebertreter; bis sie, in sich gehend, ihre Schuld erkannt, und Genugthuung für die gestörte Ordnung gelobt. Diese Ordnung, all ihr Streben ist darauf gestellt, daß die Freiheit und Unterordnung in der menschlichen Gesellschaft, so wie unter ihren Gliedern, im rechten Ebenmaße gehandhabt werde. Dieß Ebenmaß aber hat kein Volk mehr, denn das französische in neuerer Zeit gebrochen und zerstört, zweifach sich an ihm versündigend; indem es zweimal das Princip der Unterordnung bis zum äußersten Extreme des Absolutisms hinaufgetrieben; und dann in der Gegenwirkung das Princip der Freiheit bis zur schärfsten Spitze der Anarchie gesteigert. Darum hat auch gegen diese Anmaßung die rächende Macht mit allen Schrecken, über die sie gebot, sich bewaffnet, und ein Beispiel ohne Gleichen in der Völkergeschichte statuirt. Nachdem sie also die gröblich gefährdete Harmonie an den Uebertretern gestraft, hat sie ihre Handhabung in der Gesellschaft dem Gegensatz der Mächte überlassen: die östlichen Mächte zu Handhabern des Principes der Unterordnung bestellend, die westlichen aber zu Vertretern des Freiheitsprincipes; Beide jedoch durch die gemachte Erfahrung warnend, bei dem vorwiegend an sie überwiesenen Momente, in ihrer eigenen Staatsordnung übertreibend das ergänzende Andere auszuschließen. Deutschland in der Mitte hat nun vorzugsweise den Beruf zu wachen, daß die Bestrebungen beider Kräfte einander spannend zusammenwirken; nicht aber feindlich sich gegenseitig aufreiben, und so wieder den Zustand herstellen, dem wir kaum entronnen sind. Wie kann nun Frankreich, nachdem die Dinge also sich gestaltet, uns anmuthen, seiner gehässigen Feindschaft gegen die östlichen Mächte nachzugeben; die von dort aus uns drohende Gefahr als allein dringend zu erkennen, und gegen die von seiner

Seite dringendere unsere Augen zu verschließen? Die Rheingränze war zu aller Zeit das Gelüste seiner älteren Könige; die haben es der Revolution übertragen; von dieser ist es auf das Kaiserreich übergegangen, das es seinerseits dann der Restauration eingeimpft; die es zuletzt in die Julregierung niedergelegt. Deutschland hatte sich beredet, Belgien und die Schweiz als zwei Bollwerke, gegen diesen um sich greifenden Geist errichtet, zu betrachten; Reformation und Revolution haben beide, dort im Kampf gegeneinander; hier in bester Einigung verbunden, all das Ihre gethan, um diese Bollwerke niederzureißen. Und nun soll es den östlichen Mächten gewehrt seyn, was ihnen der Drang der höchsten Nothwehr gebietet: die Stellung, die sie an der Weichsel genommen, durch Befestigung der schwachen Seite, die sie noch dem Angriff bietet, zur Unangreifbaren zu machen.

Darum wird uns nun, die wir alle diese Dinge gesehen, und zum Theile miterlebt, diese seltsame Comödie in der Pairskammer vorgespielt. Der Redner, nachdem er bitter beklagt, daß die anderen Mächte durch das von Frankreich gegebene Beispiel von Mäßigung, Gerechtigkeit und Billigkeit, sich nicht haben zur Nachfolge bewegen lassen; dabei aber freudig anerkannt, daß man es zu seiner Ehre und ewigen Glorie für zu ehrlich gehalten, als es zur Theilnahme und Mitschuld zuzulassen; spricht er das Endurtheil gegen die halsstärrige Widerspenstigkeit des Hauptangeklagten aus, indem er im Interesse der Sache, bei der er so oft das Wort geführt, der Protestation der Regierung beitritt. Er will bei ihr beharren, wie sie in der Pairskammer genommen und begutachtet worden; denn der Rückschlag gegen das Attentat wird nicht lange auf sich warten lassen. Er wird auf das Haupt seiner Urheber fallen; und wenn die Gerechtigkeit nicht aus dem Himmel verbannt ist wie von der Erde, wird Gott das Feuer seiner Rache und Gerechtigkeit gegen sie ausgehen lassen. Diese Sentenz von einer Behörde gefällt, die der Himmel vor kurzem noch vor seinem Richterstuhle verurtheilt hat, wird schwerlich von ihm in letzter Instanz bestätigt werden.

Wir könnten, um dieser unserer Vermuthung einen Grund der Wahrscheinlichkeit zu geben, die grausame Ironie anführen, die in Mitte der Kammer gegen den ganzen Act sich aufgethan. Wir meinen nicht den Wunsch den M. D'harcourt geäussert: Polen, Ungarn und Italiener möchten an einem Tage das Haupt erheben, und ihren Henkern die Fesseln in's Angesicht werfen; ein Wunsch der ganz contrastirt mit dem Rath des Grafen von Montalembert, den er eben den Polen gegeben, vor Allem sich vor der Anarchie zu hüten. Wir halten vielmehr Herrn von Boissy für den Helden dieses sarcastischen Zwischenspieles. Dieser meinte nämlich: die ganze Geschichte sei ein verabredeter Handel mit der französischen Regierung; die nothwendig gewußt haben müße, was zwischen den östlichen Höfen abgekartet worden. Die habe daher gemarktet und gefeilscht, Polen um Spanien verrathen; und überdem in den Kauf um die Braut sich anheischig gemacht, alles was diesseits der Alpen zur Revolution und zum Forschritte neige, zu hemmen und aufzuhalten. Darum das Verfahren gegen Neapel, Bayern, Sachsen und Oesterreich; er wisse das Alles ganz gewiß. Die Kammer hatte in ihrem Tacte gar wohl gefühlt, wohin dieß Gespräch, auch wieder im schreiendsten Widerspruch mit der Rede des Grafen, führen müße. Daher fand durch ihr Murren, ihre Unterbrechungen, ihre Heiterkeit, ihr Lärmen und Agitiren der Redner vielfach sich gestört; und man hatte den Minister aufgefordert, sich nicht auf Erörterungen mit ihm einzulassen. Er sollte materielle, schriftliche Belege seiner Anklage vorbringen, und er vermochte es nicht. Der Präsident hatte ihm gesagt: vor einer so ehrenwerthen Versammlung wie diese, so verständig und so intelligent wie sie, erlaubt man sich nicht ein solches Verfahren. Der Minister Guizot hatte im Namen der Ehre der Kammer und des Landes, der Anklage das formellste und absoluteste Dementi gegeben; der Redner aber war auf seiner Meinung bestanden. Oesterreich hatte die allervollkommenste Genugthuung Angesichts aller seiner Ankläger erlangt. Die Sache war mit Anstand verlaufen, die Toga war reinlich in Falten gelegt; da brechen

die Instincte durch die Zwangsjacke, der Naturtrieb macht sich Luft, und thut sich gütlich; die steifleinernen Falten werden zerknittert, und die Drapperien übel mitgenommen in dem Nachspiel, das wider alles Verhoffen erfolgt.

Der Graf von Montalembert hat die große Glocke gezogen; er kann nicht wehren, daß der Widerhall von unsern Bergen Antwort bringt. Das Journal des Debats hat seine Rede mit Jubelgeschrei aufgenommen, und von ihr geweissagt: sie werde bis an's Ende der Welt erhallen, und überall die Geister anregen zum Aufstande gegen die Willkür der absoluten Mächte. Wie es sich anläßt, scheint wenigstens in Deutschland diese Prophezie sich nicht zu erfüllen; er wird in den deutschen Blättern die ernsten, strengen Urtheile des allgemeinen Unwillens lesen. Sie werden ihn nicht irren; denn alles das ist ihm nur der Ausdruck einer feilen Meinung, die sich zuvor auf offenem Markte käuflich dem Meistbietenden Preis gegeben, und die eigentliche Meinung der Nation wird durch den Druck der Censur zurückgehalten. Angenehme Illusionen, zu denen man jenseits sich um ein Geringes selbst bestochen, und von denen man nun um keinen Preis lassen will. Auch der Graf bekennt sich zu ihnen, ob er gleich den Zustand der Presse in Deutschland, wie nahe alle seine Landsleute nicht blos vom Hörensagen kennt, und den schandbaren, zu dem die französische herabgesunken, vollkommen durchschaut, und in tiefster Seele beklagt. Allerdings steht die politische Presse in Deutschland unter Censur, diese aber wird wie landesüblich in allen Richtungen der Windrose gehandhabt. Keinen Unrath im eigenen Neste! ist ihr freilich Hausgesetz, das aber schon nicht hinter der nächsten Thüre gegen den Nachbar gilt. Somit wird also, die Runde um, in freundnachbarlicher gegenseitiger Aushilfe gesorgt, daß Alles laut werde, was der Kundmachung bedarf; und der mündliche Verkehr, so lebhaft in dieser Zeit, erfüllt dann die allfallsigen Lücken, die noch geblieben, und erhält Jeden vollkommen im Laufe der inneren Strömungen in den Begebenheiten des Tages. Ostensibel fördert daher unsere Presse mit der größten Emsigkeit

zu Tage, was im Gebiete des verrücktesten religiösen und politischen Radikalisms als Mofetta sich aus den Sümpfen der Zeit entbindet; der Graf wird nicht glauben, daß die deutschen Regierungen dazu Prämien ausgesetzt; er müßte denn auch bei ihnen so fein ausgesponnene Vernichtungspläne, wie bei der österreichischen in Galizien, voraussetzen. Er wird auch nicht wahrscheinlich finden, daß die Masse von Unverstand, Einfalt, Taktlosigkeit, Ungeschick und Deutschvergessenheit, die unsere Blätter theilweise in Fülle zu Markte bringen, einer weiteren Aufmunterung der Regierungen bedürften, und diese theuer einzukaufen bereitwillig sich finden ließen, was ihnen umsonst in die Hände wächst. Andererseits möchte er, wie wir glauben, von der Anforderung an eine gute Presse: Wahrheit gegen Freund und Feind! in diesem unserem Aufsatz, der unter Censur erscheint, nichts vermissen. Es scheint vor Allem mit seinem Unwillen und seinem Rath zur Abhilfe im disciplinären Wege, auf die allgemeine Zeitung in Augsburg abgesehen. Das Blatt hat auch seinerseits als Münzwardein die Währungen der Tagsbegebenheiten übernommen, und im rein Politischen dies sein Amt keineswegs ohne Takt und eine gewisse Billigkeit geführt; nur wo confessionelle Verhältnisse sich einmischen, bedient es sich der Waage mit ungleichen Hebelarmen; den protestantischen Dingen den langen, den katholischen den kurzen zutheilend. Wir haben zum öftern gegen diese versteckte, parteiische Unparteilichkeit Einspruch gethan; dagegen lassen wir gelten was immer Geltung hat, und haben es nie feiler Käuflichkeit angeschuldigt. Dem Grafen, der unbekannt mit allen Verhältnissen eine solche Beschuldigung wagt, sprechen wir schlechterdings alles Recht dazu ab.

Angesichts aller Protestationen und Gegenprotestationen in der vorliegenden Angelegenheit haben wir unsererseits die Sache bei jenem Gesammtgewissen anhängig gemacht, das über dem Angelpunkte der sittlichen Welt leuchtend steht; ihre harmonischen Bewegungen regelnd, ihre verworrenen strafend; und dabei die ewigen Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit

angerufen. Wir sind sicher, wenn die jetzige leidenschaftliche Bewegung der Gemüther vorübergerauscht ist, und die Billigkeit, die noch stärker ist, als das Recht, wieder Gehör gefunden, dann wird auch unsere Berufung nicht erfolglos seyn, und das Hohlgehen der Wässer wird wieder zur Spiegelglätte sich beruhigen.

XXI.

Zeitglossen.

Es gewährt manchmal einen seltsamen Anblick, auf dem Schlachtfeld politischer Kämpfe zu sehen, wie der Einzelne durch die Macht der Umstände zuweilen genöthigt wird, eine Stellung einzunehmen, die mit seinen übrigen Antecedentien nicht im besten Einklange steht. Zu dieser Bemerkung wurden wir veranlaßt durch die Worte, welche neulich die Allgemeine Zeitung, im Hauptblatte vom 2. Februar, zu Gunsten der deutschen Presse wider das im vorhergehenden Artikel erörterte verachtungsvolle Urtheil des Grafen Montalembert sprach. Sie hält in dieser Antwort den Franzosen einen Spiegel bitterer Wahrheiten vor, den sie vorher beherzigen sollten, ehe sie sich zu Schiedsrichtern und Bußpredigern aufwerfen. Die deutsche Presse ist der Allgemeinen Zeitung für diese patriotische Vertretung zu Dank verpflichtet, den wir ihr hiemit für unseren Theil abstatten. Ueberaus seltsam hat es uns aber geklungen, wenn sie in eben diesem Artikel, worin sie Oesterreich das Wort gegen maßlose Anschuldigungen spricht, dem Grafen zuruft: „e r b e t r a c h t e e i n m a l, w a s i n d i e s e n ö s t e r r e i c h i s c h e n P r o v i n z e n i n Z e i t v o n z e h n u n d z w a n z i g J a h r e n n u r a u s d e m G e b i e t e d e r P o e s i e s i c h e r h o b e n h a t, g l e i c h s c h m e t t e r n d e n L e r c h e n e i n e s n e u e n T a g e s." Uns will es bedünken, dieß Bild gehöre einer andern Ideenreihe an, und der Graf dürfe nur darauf eingehen, um daraus ein Argument zu seinen Gunsten zu ziehen. Denn wenn diese Lerchen den Anbruch eines neuen Tages für die österreichischen Provinzen verkünden, so müssen wir nothwendig annehmen, daß sie bis dahin in alter Nacht gelegen. Dieß ist aber eine Art von Galanterie, die uns an jenen französischen Officier erinnert, der seine schottischen Hochländer: „Messieurs les sauvages" anredete. Liegen diese Landschaften wenigstens theilweise noch in Nacht und beginnt erst der

neue Morgen zu grauen, was Wunder, wenn dort, wie die Franzosen behaupteten, Werke der Nacht und der Finsterniß begangen werden. Allein wer sind diese schmetternden Lerchen dieses neuen Morgens? Wenn wir nicht irren, so gehörte seiner Zeit für das übrige Deutschland auch Herwegh dazu, und ohne Zweifel hatten die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung aus Tirol gleichfalls nur die unschuldige Absicht, diesen neuen Morgen herbeischmettern zu helfen; denn Tirol, als eine österreichische Provinz, liegt um so mehr noch in der alten Nacht begraben, als man es ja mit dem im Kiefhäuser schlafenden Barbarossa verglich. Daß in unsern Blättern von Seiten Tirols Einspruch gegen dieß Lerchengeschmetter geschah, das hat die üble Laune der Allgemeinen geweckt, und nun sagt uns die Redaction mit einer bewunderns-werthen Demuth: Alles laufe darauf hinaus, daß man Zeter schreie, „weil sie daran sei, mit einem Zahnstocher die Tiroler-Berge umzuwerfen, mit einer Nußschale die Thäler jenseits der Franzensveste und Finstermünz sündfluthlich zu überströmen.“ Ein seltsamer Widerspruch will es uns überdieß bedünken, wenn sie in derselben Zeile, wo sie mit ironischer Miene von dem gewohnten, bescheidenen Ton unseres Referenten spricht, seine ernste, mit allem Maß ausgesprochene Klage „kindische Vorwürfe“ zu nennen beliebt. Hätte unser Referent seine Bescheidenheit bei der Redaction der Allgemeinen Zeitung gelernt, so würde er vielleicht mit jenem holländischen Admiral geantwortet haben: „Messieurs les sauvages d'Augsbourg! eben habe ich ihre Anmerkung vom 2. Februar vor mir, und im nächsten Augenblick werde ich sie hinter mir haben“, so aber, da er ein Kind der alten Finsterniß und guten Lebensart, und keine schmetternde Lerche des neuen Morgens ist, wird er wohl schweigen. Daß die Allgemeine übrigens zur Einsicht gekommen, daß der vorliegende tirolische Klatsch, womit sie ihre Leser im Blatte vom 3. Januar sattsam behelligt, sich besser für andere schicke, hätten wir dankbar anerkannt; wäre sie selbst nicht dieser Einsicht auf die schamloseste Weise im Beiblatte vom 13. Februar untreu geworden, worin der Tourist eine Staubwolke des kolossalsten Klatsches und rohester Medisance ihren Lesern in die Augen jagt. Hat sich der Tourist in seinem Buche auf eine ergötzliche Weise zum öfteren über tirolische Kleinstädterei und Fraubaserei lustig gemacht; so hat er hier, von eitler Selbstüberschätzung düpirt, sein Vorbild bei weitem übertroffen, und sich auf ein Gebiet verirrt, von dem sich die Blätter von jeher fern gehalten, und das zu betreten sie sich unter keiner Bedingung herabwürdigen werden.

Berichtigung. Auf Seite 228 Zeile 4 von unten ist zu lesen: die neue, statt: die Neue.

XXII.

Ueber den Einfluß der Kirchentrennung auf die Literatur.

Zweiter Artikel.

Die Wissenschaften im Reformations-Zeitalter.

Beruht die im vorigen Artikel gegebene Schilderung der literärischen Zustände auf Wahrheit, so war beim Ausbruche der Kirchentrennung der Sieg der besseren Richtung bereits entschieden, und Alles vorhanden, was der literärischen Strömung einen sicheren Fortgang und einen gesegneten Einfluß verhieß. Von Jahr zu Jahr vermehrten sich die literärischen Hülfsmittel, die gelehrten Schulen und die für ihren Lehrerberuf in hohem Grade befähigten und begeisterten Männer. Was aber als das Erfreulichste von Allem angesehen werden muß, war die Achtung und Liebe, welche die Wissenschaften bei allen Ständen, vom Fürsten bis zum Bürger herab, genossen. Diese Achtung und Liebe war es, die den Schulen fort und fort neue Unterstützungen und Schüler zu Tausenden zuführte, so daß es den Anschein gewann, als würden gegen den Zudrang zu den Schulen Maßregeln ergriffen werden müssen. Allerdings gab es noch Vieles aufzuräumen, namentlich

in den Klöstern und theologischen Hörsälen, wo die dem Inhalte der Vorträge gebührende Hochachtung auch auf die Form sich übertragen hatte, und mit der größten Zähigkeit festgehalten wurde. Indessen auch in dieser Beziehung war bereits die Morgenröthe einer besseren Zeit aufgegangen. Es drängen sich aber in die Reihe der geschichtlichen Thatsachen Erscheinungen ein, welche auf eine, im Gebiete der Wissenschaften vorgegangene Revolution hindeuten. Dahin gehören zunächst die Klagen, welche nach Luthers Auflehnung gegen die kirchliche Obrigkeit, laut werden. Wir haben im vorigen Artikel die Urtheile einiger berühmten Männer über ihr Zeitalter angeführt, und gesehen, wie sie Alles in rosenfarbigem Lichte sahen, und für die Zukunft mit den besten Hoffnungen erfüllt waren. Kaum aber ist die revolutionäre Bewegung zu einer Macht geworden, so verstummen die Jubelgesänge auf die Blüthe der Wissenschaften, um bitteren Klagen über den Verfall derselben Platz zu machen. „Nun ist Deutschland voll entkutteter Mönche und verheiratheter Priester", sagt Erasmus *), „nun wird nur getanzt, gegessen, getrunken und gebuhlt (subatur), es wird nicht gelehrt und nicht gelernt; Nüchternheit und Treue sind entschwunden; überall, wo sie sind, liegen die Wissenschaften mit der Frömmigkeit darnieder." An die Brüder in Niederdeutschland schreibt er: „Ich habe irgendwo gesagt, daß unter der Herrschaft des Lutheranismus die Liebe zu den Wissenschaften erkalte. Daß dieses wahr sei, beweist der Nachdruck, den Luther und Melanchthon anzuwenden sich genöthigt gesehen haben, um die Leute zu den Studien zurückzurufen. In der That haben einige Städte angefangen, Professoren zu dingen; nun thäte es Noth, daß ihnen auch noch Schüler gemiethet würden! In diesem Grade glüht man für die Wissenschaften. Man vergleiche nun die Wittenberger Universität mit der Löwner oder Pariser, obwohl diesen der Lutheranismus auch Schaden

*) Ep. ad quemdam Monachum opp. Londini 1643 p. 984. Bei Döllinger a. a. O. S. 438.

bringt. Die Buchhändler erzählen, daß sie vor dem Ausbruche des Evangelii eher dreitausend Bände abgesetzt hätten, als sie jetzt sechshundert verkauften *)." In einem Briefe an Pirkheimer (bei Döllinger S. 739) klagt er: „wo der Lutheranismus herrscht, da liegen die Wissenschaften darnieder, und doch werden diese Leute vorzüglich durch die Wissenschaften genährt; aber sie streben nur nach Geld und nach Weibern; das Uebrige, die Freiheit, nach ihrem Willen zu leben, gewährt ihnen dieß Evangelium." Glareanus in Basel spricht die Besorgniß aus, daß in kurzer Zeit die Wissenschaften mit der Kenntniß der Sprachen zu Grunde gehen würden **). In gleicher Weise sprach sich auch Melanchthon aus. „Wenn das goldene Zeitalter", sagt er in dem Briefe über die Herausgabe seiner Schriften, auf dessen Eintritt man bei dem blühenden Zustande der Wissenschaften rechnen konnte, „eingetreten wäre, würden meine Schriften zierlicher seyn, leider aber hat der religiöse Zwiespalt, der dann folgte, auch meine Studien verscheucht" ***). In einem Briefe an den Herzog von Mecklenburg vom 25. August 1548 sagt er: „das Zeitalter ist ein eisernes geworden, und die Wissenschaften werden allem Anscheine nach durch die Unruhen verscheucht und zu Grunde gerichtet werden, wenn nicht die Fürsten die Pflege derselben wieder erneuern, und es gereicht mir zur Freude, Genössen Ihres Standes kennen zu lernen, welche die die Wissenschaf-

*) Ep. ad fratres Germaniae inf. bei Döllinger a. a. O. S. 438 und 439.

**) Pirckheimeri opera ed. Goldast. p. 314 bei Döllinger a. a. O. S. 440.

***) Epistola de se ipso et de editione prima suorum scriptorum in epp. select. Melanchthonis ed. a Casparo Peucero Witteb. 1556, p. 143. Si illa *aurea aetas*, quam tum reflorescentibus utcunque literis sperabamus, secuta fuisset, fortassis letiora, nitidiora et scholis gratiora scripsissimus, sed fatalis discordia, quae postea secuta est, et mea studia conterruit.

ten liebenden Leute mit Achtung behandeln" *). An den König von England schrieb er unter dem 13. März 1535: „Nicht bloß in den übrigen Ländern, sondern auch selbst in Deutschland sind die Wissenschaften in Folge der Unbilligkeit der Urtheile der Menschen in Verachtung, und durch die Religionsstreitigkeiten in Haß gerathen. Demnach wird es Deiner Weisheit obliegen, mit desto größerer Gütigkeit zur Pflege derselben wieder anzuregen, und den vertriebenen Musen gastliche Aufnahme zu gewähren. Wir wissen ja, wie ehemals die durch die Einfälle der Gothen fast ganz ausgelöschten Wissenschaften von Deiner Insel aus wieder über den Erdkreis verbreitet worden sind" **). Armes Deutschland! So weit also war es, nachdem noch nicht volle zwanzig Jahre seit „Luthers heldenmüthiger That" verflossen waren, mit Deinen Musen gekommen, daß sie bei einem Könige um ein Asyl betteln mußten, der seinen Kanzler, Thomas Morus, den größten Liebling der Musen, den 16. Juni 1535, drei Monate nach jenem Bettelbriefe Melanchthons hinrichten ließ, weil er mit dem Könige in der „großen Angelegenheit", ohne welche England vielleicht in den Finsternissen des Papismus stecken geblieben wäre, nicht einerlei Meinung war! Auf den Kanzeln wurde gegen die Wis-

---

*) L. c. p. 169 ed. Ducem Megapolensem. Nam cum his ferreis temporibus literae publico tumultu quasi conterritae, interiture videantur, nisi studia earum rursus existent isti, qui rerum patiuntur, maximae mihi voluptati est, existere aliquem vestri ordinis, qui studiosos homines . . . respiciat.

**) Ad Henricum Angliae regem l. c, p. 71. Non solum enim in caeteris regnis, sed etiam in ipsa Germania literae contemtae sunt iniquis hominum judiciis ot vocantur in odium propter religionis controversias. Erit igitur sapientiae tuae eo majore benignitate recta studia excitare et pulsis Musis hospitium praebere. Scimus et olim cum propter arma Gottica pene extinctae essent in Europa literae ex insula tua rursus in totum orbem propagatus esse.

senschaften gelärmt, und das Uebel hatte so überhand genommen, daß Melanchthon den Fürsten den Rath gibt, solchen Leuten die Zunge auszuschneiden, oder sie nach Anticyra zu deportiren *), „denn wir sehen ja", fügt er sein Gutachten motivirend hinzu, „wie bei eingedrungener Barbarei die Religion einst gefährdet wurde, und ich fürchte gar sehr, es möchte wieder dahin kommen, wenn wir nicht mit Händen und Füßen die edelste Gabe Gottes, die Wissenschaften, vertheidigen?" Posselius glaubte die Anzeichen einer noch größeren Barbarei zu erblicken, als diejenige gewesen war, die vor hundert Jahren Statt gefunden hatte **). Eine gleiche Sprache mußte der, für die antikirchliche Bewegung begeisterte Philipp von Hessen führen. In seinem Gnadenbriefe für die Universität Marburg vom Jahre 1529 sagt er ***): „Nachdem wir in diesen letzten Zeiten, mit anliegendem, herzlichen und christlichen Gemüthe und Mitleiden gesehen, — daß heilsame, bewährte, gottselige, freie Künste und Sprachen, Studia und Facultäten in gegenwärtigen geschwinden und seltsamen Läuften in mehr Orten bei den einfältigen, unverständigen Laien dermaßen und so hoch in Unwerth und sichtbarlich in Abkommen gefallen und noch ohne Ablassen täglich fallen thun, daß man auch alle bewährte Bücher, Künste und Gelehrte mit der Wurzel ausgerottet und hinweggenommen gerne sehen wollte, also daß auch derhalben zu besorgen, auch nichts Näheres und Gewisseres, denn daß dieselben in wenig künftigen Jahren, so ihnen mit zeitlichen, stattlichem Rathe und Vortheil nicht Hilfe beschieht, von Tag zu Tag mehr und mehr in Abfall, zuletzt in unwiederbringlich Verderben wachsen und kommen möchten u. s. w." Auch Camerarius, Melanchthons langjähriger

*) Corp. Ref. Vol. I. pag. 666 u. 700. Aehnliche Aeußerungen siehe bei Galle Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologen. 2. Aufl. Halle 1845. S. 118 ff.

**) Crusius Annales Suev. lib. 7. p. 831.

***) Döllinger a. a. O. S. 492.

Freund und Biograph, beklagt die Rückschritte, welche die Wissenschaften gemacht haben. „Schon lange", schreibt er in einem Briefe vom Jahre 1560" *), „ist der Eifer für die Wissenschaften und Künste erkaltet; sie werden entweder verkehrt getrieben oder ganz vernachlässigt." „Wer pflegt und bewundert noch die Studien", sagt er in dem 1553 herausgegebenen Leben des Erbanus Heß *), „ja wer hält sie nur noch einiger Beachtung und Mühe werth? Man hält sie für eitle Narrenpossen und für Zahlpfennige, mit denen die Kinder spielen im gemeinen Leben. Denn die Menschen haben nun, was sie wollten, die zügelloseste Willkühr nämlich, zu behaupten und zu thun, was sie wollen." Wie sehr die Liebe zu den Wissenschaften abgenommen hatte, bezeugt auch Luther. Schon in der 1524 verfaßten Schrift an die Rathsherren wegen Errichtung christlicher Schulen klagt er **): „Da ich jung war, füret man in den Schulen das Sprichwort: non minus est negligere scholarem, quam corrumpere Virginem ... aber wie viel geringer ist's Jungfrauen und Weiber schenden gegen jene Sünden, da die edlen Seelen verlassen und geschendet werden. O wehe der Welt immer und ewiglich! Da werden teglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher, und ist leider Niemand, der sich des armen jungen Volks anneme, da lest mans gehen, wie es gehet." Die Folgen waren bereits fühlbar, indem Mangel an Leuten eintrat, die zur Verwaltung geschickt wären. Dieses bezeugt Luther selbst, indem er sagt ***): „Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben und allenthalben die gröste gebreche, mangel und Klage ist, daß an Leuten fehlet; so muß man nicht harren bis sie selbst wachsen; . . . sondern dazu thun, mühe und Kost daran wenden, denn was ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünne steht an ge-

---

*) Döllinger a. a. O. S. 493.

**) Luthers Werke Th. 6. Wittenberg 1559 f. 324 b.

***) A. a. O. f. 325 a.

schickten Leuten ohne der Oberkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde?" Die humanistischen Studien insbesondere betreffend, so wiederholt Luther *), daß Gott Deutschland fast über alle Länder reichlich gesegnet habe, er fügt aber hinzu, daß der Teufel ihm dieses Glück nicht gönne, „welcher den Braten roch, und (merkte), wenn die Sprachen herfürkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen; weil er nu nicht hat mögen wehren, daß sie herfür kämen, denkt er doch sie also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbs wider sollen vergen und fallen; es ist ihm nicht ein lieber gast in's haus kommen; darumb will er ihn also speisen, daß er nicht lange solle bleiben." Es ist am Tage, sagt Sarcerius **), was alle christliche Kaiser bei Kirchen, Schulen und gelehrten Leuten gethan haben . . . Haben denn nu unserer Fürsten und Herrn Vorfaren solche christliche Werk mit höchstem Fleiß und ernst geübet, so ist leicht zu schließen, was auch heutiges Tages unsere Regenten in vorstehender Not zu thun werden schuldig sein, und halt auch gäntzlich dafür, wenn unsere Fürsten und Herrn allein könnten der großen not berichtet werden, sie würden nichts mehr geflissen sein, Denn wie sie der christlichen Kirchen und wahren Religion möchten zu Hilfe kommen, aber sie sein blind und gedenken, daß Nichts Wenigeres möglich sei, denn daß gelerte Leute mangeln werden, ob sie gleich den Mangel bereits für augen sehen. Darum pflegen sie noch zu schreiben: haben wir Geldt, wir bekommen wohl gelerte Leute. Item: Wir so balde einen Pfaffen bekommen, als einen Kuhhirten. Mein Glaube ist dieser: Fürsten und Herrn, ja Stedte und Dörfer werden Geldt haben, gelerte Leute aber werden sie nicht haben . . . Ist dem nu aber also, aus dem gemeinen Geschrei und klage aller christlichen und frommen Leute und zeiget die teglich erfahrung selbst,

*) A. a. O. f. 325 b.

**) Von den Mitteln, die rechte Religion zu erhalten, 1559. f. 22.

daß bereits ein großer Mangel auch halbgelerten Leuten für der Thür ist bei uns Deutschen, auf welchen gewißlich der Untergang der Religion folgen wird; warumb thuen Fürsten und Herrn nicht dazu, solchen schedlichen Mangel zu erstatten, verordnen Stipendia ... Denn man gelernte Leute erzieen muß mit großer Mühe und arbeit und sind nicht also von den Beumen zu schütteln, wie etwa die Hofische gesellen meinen, die Fürsten und Herrn abhalten, daß sie nicht sein ernärer und erhalter der Kirchen und Schulen, und doch ihnen in des nicht vergessen, liegen, triegen und erbitten ein geistlich gut nach dem andern aus und zerreißen und verschlemmen das erbteil Jesu Christi. Daß Christus und seine Diener hunger und kummer leiden, und hierdurch die andern abgeschreckt werden, daß um großer armut willen in der heiligen Schrift Niemand mehr studiren will." „An vielen Orten, sagt Sarcerius weiter *), läßt man gunst, liebe, geschenke, Schwegerschaft gelten; daher denn untüchtige Personen für Professores in die Universitäten gedrungen werden, die weder gachen noch Eier legen können, und wenn sie gleich profitiren und lesen; so können sie doch nicht leren: denn es ist viel ein ander Ding in einer Universität profitiren und lesen, es ist auch ein ander Ding leren. Von diesem findt man wenig Leute; jener sein alle Universitäten voll. Item so haben auch untüchtige Professores keine Zuhörer, darüber denn weiter die Universitäten zu grund gehen, wie leider für Augen. Es sein wohl viel ehrliche Leute, die sich wundern, woher es kompt, daß die Universitäten so wüste werden und daß hin und wider wenig Studenten sein, aber es trachtet Niemand, was die rechten Ursachen sein der Verwüstung; unter welchen nicht die geringste ist, daß man untüchtige Professores hat." Dieselbe Erscheinung beklagt auch Bucer. Unice dolendum, schreibt er **), quod bonae li-

---

*) A. a. O. f. 12b.

**) Döllinger a. a. O. S. 435.

terae saluberrimaque bonarum artium studia quibusvis foedissimis quaestibus posthabentur.

Daß diese Klagen leider nur zu gegründet gewesen seien, davon kann man sich überzeugen, wenn man die wissenschaftlichen Leistungen jener Zeit überblickt. Betreten wir das Gebiet der geschichtlichen Literatur, das von Trithemius, Kranz, Wimpfeling, Aventin Peutinger sehr fleißig bearbeitet worden war; so finden wir dasselbe nunmehr innerhalb des Protestantismus verödet. Sleidan war zwar Protestant; aber als ein geschichtliches Werk kann seine Schrift über die öffentlichen Zustände während der Regierung Carl V. nicht gelten. Diejenigen, welche geschichtliche Studien mit Erfolg pflegten, waren, den einzigen Reineccius († 1595) ausgenommen, alle Katholiken. Standen die humanistischen Studien beim Ausbruche der Kirchentrennung in einer solchen Blüthe, daß, um Luthers Ausdrucksweise beizubehalten, Cicero sich schier hätte in einen Winkel verkriechen müssen; so geriethen sie bald darauf in einen solchen Verfall, daß keine Spur ihres früheren Glanzes zurück blieb. Dieses beweisen die Klagen, welche selbst diejenigen nicht unterdrücken konnten, die Luthers Freunde waren, wie Erbanus Hessus, Euricius Cordus, Michael Resenus. Selbst Melanchthon ist mißgestimmt. „Ich sehe", schreibt er an Erbanus Hessus *) im Jahre 1523, „daß du denselben Schmerz, wie ich, über den Verfall unserer Studien empfindest, die erst vor Kurzem ihr Haupt erhoben hatten, und nun wieder zu sinken beginnen. Diejenigen, welche die profanen Wissenschaften nicht wollen, denken, glaube mir, nicht viel besser über die theologischen." Rhellicanus schreibt 1525 an Zwingli **): „Des Ceporinus Tod schmerzt mich, weil ich sehe, daß den schönen Wissenschaften der Untergang droht, indem die gelehrten Leute eines frühzeitigen Todes sterben, und Niemand ist, der die Wissen-

*) Corp. Ref. I. p. 913. bei Hagen a. a. O. B. 3. S. 29.

**) Epp. Zwinglii I, 449. Hagen a. a. O. S. 30.

schaften pflege, die durch die Tyrannei der Fürsten unterdrückt und von dem Volke ausgezischt werden.“ Welchen verständigen Christen wollte nicht zum Höchsten beschweren, schreibt Spengler an Veit Dietrich unterm 24. Juli 1530 *), daß in kurzen Jahren nicht allein das Latein, sondern auch alle anderen nützlichen Künste und Sprachen haben angefangen in einem solchen Abfall zu sinken: „kein Mensch will leider den großen Schaden, den wir daraus, wie ich besorge, in Kurzem befinden werden, und alle Tage vor Augen sehen, bemerken.“ Die Männer, welche beim Anfange der Kirchenspaltung als Humanisten sich auszeichneten, waren theils von dem protestantischen Eifer, wie Thomas Morus, gemordet worden, theils hatten sie der Neukirche den Rücken gekehrt; Melanchthon und Camerarius blieben allerdings dem Protestantismus treu; allein eben ihre Beschäftigung mit der alten Literatur wurde ihnen als Vergehen angerechnet. Nach ihrem Tode waren die humanistischen Lehrstühle verwaist, auf keiner der lutherischen Universitäten wurden die klassischen Studien gepflegt. Die Beschäftigung mit denselben galt bei den Lutheranern sogar als Anzeichen einer Inclination zum Calvinismus, da Melanchthon, der denselben in's Lutherthum eingeschwärzt hatte, zufällig ein guter Lateiner gewesen war. Was die reformirte Fraction betrifft, so hatte sie auch nicht Ursache, den Lutheranern in dieser Beziehung Vorwürfe zu machen. Auch bei ihnen waren die klassischen Studien erloschen. Hugo Grotius war der Einzige, welcher den zahlreichen Humanisten, die Deutschland beim Ausbruche der Kirchenspaltung besaß, an die Seite gestellt werden kann; seine Gelehrsamkeit fand aber bei den theologischen Gewalthabern so wenig Anerkennung, daß er jedenfalls das Schicksal des Thomas Morus gehabt haben würde, wenn ihn nicht sein Weib durch List aus dem Gefängnisse gerettet hätte, obwohl die eclectische Stellung, die er der belgischen Confession gegenüber eingenommen hatte,

*) Hagen B. 3. S. 197.

weniger oppositionell war, als es diejenige gewesen, welche die Verfasser dieser Confession der Kirche gegenüber eingenommen hatten. — Auch die Hoffnungen, zu denen die Strebsamkeit auf philosophischem Gebiete zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts berechtigte, wurden vereitelt. Der erste namhafte Philosoph dieses Zeitraumes war Baco von Verulam (geb. 1560, st. 1626), der Nächste nach ihm Cartesius (geb. 1596, st. 1650).

Die theologischen Wissenschaften waren im Protestantismus noch übler daran, als die klassischen Studien, da die Theologen nicht, wie die Humanisten sich zur Partei Luthers schaarten, sondern gewöhnlich den seelsorglichen Operationen der Fürsten ernsten Widerstand leisteten, und dem Abfallen vom Glauben Elend und Verbannung vorzogen. Selbst an der Geburtsstätte der „Reformation" war man in solcher Verlegenheit, daß dem Melanchthon, obwohl er mit Theologie sich nicht befaßt hatte, theologische Vorlesungen übertragen werden mußten, die er jedoch bald dergestalt satt bekam, daß er schon 1522 dem Spalatin erklärte, lieber Ochsenhirt werden, als noch länger die theologischen Vorlesungen behalten zu wollen*). In welcher Achtung die Theologie stand, bezeugen die Besorgnisse Luthers, daß es wohl eine Zeit geben würde, wo es an Predigern fehlen würde, die auch sehr bald in Erfüllung gingen. Was nun die einzelnen Disciplinen betrifft, so fiel die Patristik ganz durch, und mußte es auch bei der Ansicht, welche Luther über die Väter in Umlauf gesetzt hatte **). Wie es um die exegetischen Studien aussah, kann man zur Genüge daraus entnehmen, daß die erste protestantische Ausgabe des neuen Testaments erst 1542 erschien, und erst 1563 wieder neu aufgelegt wurde, während in Paris allein bis 1551 zehn Auflagen von der Ausgabe des Erasmus erschienen. Bis 1559

*) Corpus Ref. Vol. I. p. 607.

**) Döllinger S. 449 fol.

wurden von der hebräischen Bibel sechszehn Ausgaben in Venedig gedruckt; die erste protestantische erschien 1586 zu Wittenberg *). Für einzelne dogmatische Sätze zeigte sich großer Eifer; allein dieser ging nicht sowohl aus Liebe zur Wissenschaft, als vielmehr aus Parteihaß hervor. In welcher Verfassung die Dogmatik sich befunden habe, kann man schon daraus abnehmen, daß ein Mann, wie Luther, der nicht zehn Seiten schreiben konnte, ohne sich einige Dutzend Male zu widersprechen, bei den Seinen eine Auctorität erlangen und anderthalb Jahrhunderte ungeschmälert behaupten konnte, der in der katholischen Kirche Nichts an die Seite gestellt werden kann. Man nannte ihn den Engel mit dem ewigen Evangelium, einen Propheten, den zweiten Moses, den dritten Elias, den zweiten Jeremias, den Wittenberger Evangelisten und wie die Extravaganzen sonst heißen, zu deren Vertheidigung noch im vorigen Jahrhunderte Schriften erschienen sind, wie man aus dem Centifolium lutheranum des Fabricius sehen kann.

Was nun das Schulwesen betrifft, so sehen wir dasselbe in dieser Periode gleichfalls sehr bedeutenden, aber nicht erfreulichen Veränderungen ausgesetzt. Die neue Lehre verwarf die Klöster als Stiftungen des Teufels, und ihre Güter bildeten den Preis, um welchen die Fürsten der kirchlichen Empörung ihren Arm liehen **). Da auch hin und wieder der

*) Döllinger S. 455.

**) So lange die Fürsten noch unentschlossen waren, ob sie sich für oder gegen Luther erklären sollten, machte dieser dem Adel Verheißungen. Dieses wirkte vortrefflich. Die Fürsten hierdurch auf die unermeßlichen Vortheile des „Evangelii“ aufmerksam gemacht, waren der Meinung, daß die Kirchengüter weit besser angewendet seyn würden, wenn sie sich in ihren Händen befänden. Sie griffen daher zu, und der Adel ging ziemlich leer aus; Luther aber zog aus dem Manöver den Vortheil, daß er sich der Sympathien des Adels versichert halten konnte, die ihm auf dem Reichstage zu

Pöbel für den Eiferden, den er bei der Verjagung und Mißhandlung der Geistlichen an den Tag gelegt hatte, sich durch Klostergut bezahlt zu machen mitunter ernstliche Anstalten traf, und darauf den fürstlichen Cassen manche Einbuße bereitete; so war keine Zeit zu verlieren. Demnach waren es gewöhnlich die Klöster zuerst, welche von der Religionsänderung der Fürsten benachrichtigt und aufgefordert wurden, dem fürstlichen Beispiele zu folgen, papistische Gräuel abzuthun, das Evangelium rein zu bekennen und so der Seelen Seeligkeit wahrzunehmen. Remonstrationen halfen hier nichts; denn die Fürsten fühlten als gute Christen sich bewogen, die seelengefährlichen papistischen Gebräuche mit Gewalt abzuthun. Mit den Klöstern gingen natürlich auch die Klosterschulen ein, und die erste Frucht der „Reformation" bestand darin, daß eine große Anzahl von Schulen ganz verschwand. Wurden nun auch in der Folge mehrere Particularschulen *) und sogar mehrere Universitäten zu Marburg (1527), Straßburg (1538), Königsberg (1554), Jena (1552), Altorf (1578), Gießen (1607), Rinteln (1619) gegründet; so stand, abgesehen davon, daß die Gründung der meisten Bildungsanstalten nicht aus wissenschaftlichem Interesse hervorging, sondern eine Frucht des religiösen Parteihasses war, dieser Ersatz in keinem Verhältnisse zu dem Verluste, den der fürstliche Eifer für das ewige See-

---

Worms ganz vortrefflich zu Statten kamen. Damals verkündigte ein öffentlicher Anschlag, daß 400 Edelleute und 8000 Bauern für ihn einzustehen bereit seien. Thomas Münzer sagt in der Schrift: „Wider das sanft lebende Fleisch zu Wittenberg" hierüber: daß Du zu Worms vorm Reich gestanden bist, Dank hat der deutsche Adel, dem Du das Maul also wohl bestrichen hast, und Honig gegeben, denn er wähnte nit anders, Du würdest mit Deinen Predigten beheimische Geschenke geben, Clöster und Stift, welche Du jetzt den Fürsten verheißest. So Du in Worms hättest gewankt, wärest Du ehe erstochen vom Adel worden, dann losgegeben, weiß doch ein Jeder. Hagen B. 2, S. 147.

*) Wachler Handbuch der Geschichte der Literatur B. 3, S. 33.

lenheil der Unterthanen herbeigeführt hatte. Unberührt von demselben blieben allerdings die Universitäten und die von den Klöstern unabhängigen Particularschulen; allein Luther hatte sich bemüht, alle im Papstthum gegründeten Schulen verhaßt zu machen, indem er ihren Einfluß als einen höchst verderblichen darstellte, sie als Eselsställe bezeichnete, in welchen die Zöglinge zu Eseln, Klötzen, Blöcken und Bestien gebildet würden. Nach solchen Schilderungen mußte jeder Lutheraner Bedenken tragen, seine Kinder diesen Anstalten anzuvertrauen. Viele von ihnen gingen wirklich ein. So wurden in Rostock aus den vier Pfarrschulen eine Stadtschule, in Stralsund aus dreien eine gemacht. Im Würtembergischen wurden die in den kleineren Städten bestehenden deutschen Schulen, „Gott des Herrn und von eines gemeinen Nutzens wegen", aufgehoben. In Wittenberg wurde das Schulhaus zu einem Brodladen umgeschaffen *). Mochte indessen die Anzahl der den Sturm überlebenden auch noch so groß seyn, für die Wissenschaften waren diese Schulen so gut wie gar nicht vorhanden, nachdem man sie einmal des Vertrauens beraubt hatte. Dazu kam noch, daß sich die Aussichten für studirte Leute bedeutend vermindert hatten. Dieses Alles mußte auf die Frequenz der von der seelsorglichen Thätigkeit der protestantischen Fürsten unberührt gebliebenen Schulen einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Daß dieses wirklich geschehen sei, beweisen die Klagen und Besorgnisse, die Luther äußert. „Da liegen", sagt er im „Sermon, daß man die Kinder zur Schulte halte" **), die hohen Schulen Erfurt, Leipzig und ander mehr, wüst so wohl als die Knaben-Schulen hin und wider, daß Jammer zu sehen ist." Auf gleiche Weise hatte er sich schon in der Schrift an die Rathsherrn geäußert: „Wir erfahren jetzt in

*) Löschke: Die religiös-sittliche Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im sechszehnten Jahrhunderte. Breslau 1846. S. 7.

**) A. a. O. f. 337 b.

Deutschlanden", sagt er *), „durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zugehen läßt; die hohen Schulen werden schwach, die Klöster nemen ab und will solches gras dürr werden und die Blume fellt dahin, wie Jesaias sagt, weil der Geist Gottes durch sein Wort drein weht, und scheint so heiß darauf durch das Evangelium: denn nu durch das Wort Gottes kund wird, wie solch Wesen unchristlich und nur auf den Bauch gericht sei, ja, der fleischliche hauffe sieht, daß sie ihre Söne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen und mögen in Klöster und Stifften verstoßen . . . will Niemand mehr lassen seine Kinder lernen, noch studiren. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so sie nicht Pfaffen, Mönch und Nonnen werden sollen?" In der papistischen Zeit war es, wie Luther selbst sagt **), mit dem Zudrange zu den Schulen dahin gekommen, daß es keinen Knaben gab, welcher ihres Einflußes entbehrte; dieses hatte sich nun, wie Luther gleichfalls klagt, dergestalt geändert, daß das junge Volk sich selbst überlassen blieb, von den Schulen zurückgehalten wurde, was, wie oben erwähnt, in ihm die Besorgniß hervorrief, daß es zuletzt an Predigern und Beamten fehlen würde, deren Eintreffen er auch noch erlebte. Luther glaubte, daß dem Uebel dadurch abgeholfen werden könne, wenn Schulen auf der Basis der neuen Lehre eingerichtet würden, und gab zu diesem Zwecke 1524 die mehr genannte Schrift an die deutschen Rathsherren wegen Errichtung von Schulen ***) heraus. Um sich geneigtes Gehör zu verschaffen, erinnert er die Seinen an die Segnungen,

---

*) A. a. O. f. 323 a.

**) A. a. O. f. 323 a. Es hat der Teufel weislich gethan zu der Zeit, da die Christen ihre Kinder christlich aufzogen und leren ließen. Es wollt ihm der junge Haufe gar entlaufen, da fur er zu, breitet seine Netze aus, richtet solche Klöster und Schulen an, daß es nicht möglich war, daß ihm ein Knabe hette sollen entlaufen ohne sonderlich Gottes Wunder."

***) Wittenberg Ausg. Th. 6, f. 322—332.

die ihnen das „Evangelium“ gebracht habe, und führt ihnen zu Gemüthe, daß sie „Gott zu Danke“ zu diesem Werke ihre Hände bieten söllten, indem, wo dieses nicht geschehe, gewiß der Teufel sei. „Ein jeglicher Bürger“, sagt er *), „soll sich selbst lassen bewegen: hat er so viel gelts und guts an Ablaß, Messen, Vigilien, Stiften, Jahrtagen, Bettelmönchen, Brüderschaften, Walfarten und was des Geschwärmes mehr ist, verlieren müssen und nu hinfort von Gottes Gnaden solches raubens und gebens los ist, wollt doch Gott zu Dank und zu ehren hinfort ein Theil desselben zur Schulen geben, die armen Kinder aufzuziehen, das so hertzlich wohl angelegt ist, so er doch hette müst wohl zehn Mal so viel vergebens den eben genannten Reubern und noch mehr geben ewiglich, wo solch Liecht des Evangelii nicht kommen were und ihn davon erlöset hette, und erkenne doch, daß, wo sich das wehret und beschweret, gewißlich der Teufel da sei, der sich nicht so sperret, daß mans zur Klöstern und Messen gab.“ Um den Einwand, „was denn die Sprachen nützen, da man Biblia deutsch lesen könne“, zu beseitigen, erklärt er **), daß die Schrift ohne Sprachkenntniß finster sei, indem ihm ein Türk wohl finster reden müsse, obwohl ein türkisch Kind von sieben Jahren es verstehe, weil ihm die türkische Sprache fremd sei. Indessen alle diese Bemühungen und Insinuationen waren vergeblich; man beeilte sich nicht, den Vorwurf teuflischer Einflüsse durch Errichtung neuer Schulen abzuwälzen; bis auf die Errichtung der Universität zu Marburg und einiger lateinischer Schulen blieb nicht nur Alles beim Alten, sondern es wurden nicht einmal die alten und neu errichteten Schulen in dem Maße benutzt, daß die Besorgnisse Luthers hätten gelindert werden können. Von Errichtung neuer Schulen war von nun an bei ihm keine Rede mehr, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es den Schulen an Schülern, und nicht den Schülern an

*) A. a. O. f. 323b.

**) A. a. O. f. 327a.

Schulen fehle. Von Wittenberg aus ergingen nun an die Prediger Ermahnungen, den Besuch der Schulen zu fördern, und um ihnen hierin eine Anleitung zu geben, gab Luther 1530 seinen Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten solle *), heraus. Er sagt darin, der Teufel habe, um dem Evangelium hinderlich zu seyn, eine seiner größten Tücken angewendet, indem er dem gemeinen Manne den schändlichen Gedanken eingebe, „daß es, weil nicht Hoffnung zur Möncherei und Nönnerei und Pfafferei da sei, keine gelerten Leute bedürfe", damit er mit den Deutschen machen könne, was er wolle. „Ob nun zwar", fährt Luther fort **), „den Deutschen recht geschähe, daß sie, weil sie jetzt nicht wollen neren, noch halten, fromme ehrliche Schulmeister und Lerer, von Gott dargeboten, daß sie ihre Kinder zur Gottesfurcht, Zucht, Kunst, lere erziehen, mit großer arbeit, Fleiß und Mühe, mit geringer Kost und gelt, dafür kriegen Locaten, Bachanten, grobe Esel und Tölpel, wie sie vorhin gehabt, die ihre Kinder mit großer Kost und gelt nichts anders leren, denn eitel esel sein und dafür ihre Weiber, Töchter und Megde zuschanden machen"; so will er doch als ein treuherziger Seelsorger „vermanen, reitzen und hetzen, auf daß man sich vom Teufel nicht betrügen laße." Er führt nun den Seinen zu Gemüthe, daß wenn sie vorhin die Geistlichen in hohen Ehren gehalten, obwohl sie nur grobe Esel und Seelenverderber gewesen, sei nun für den Predigerstand, der von Gott eingesetzt sei, und so viel Gutes thun ***),

*) A. a. O. f. 331—344.

**) A. a. O. f. 332b.

***) A. a. O. f. 336a. „Die Sophisten schelten uns, daß wir Lutherischen nicht gute Werke thun; ja es sind feine Gesellen, sie verstehen sich nicht übel auf gute Werke .... Sind die eben genannten Stücke nicht gute Werke? Was sind aller Stift und Klösterwerk gegen diese herrliche Wunder? Es ist ein Dolen- und Rabengegecke und noch nicht so gut, als das gecken der Dolen, denn dieselben gecken doch mit Liebe und Lust, sie aber hen-

noch mehr sich interessiren und für seine Erhaltung sorgen müsse, was aber nicht geschehen könne, wenn man die Kinder vom Studiren abhalte. Auch das „weltliche Regiment“ läßt Luther wieder zu Ehren kommen, und sucht begreiflich zu machen, daß dieses ohne Gelehrte nicht gehandhabt werden könne. Indessen scheint sich Luther von seiner Darstellung bei den Deutschen keine besondere Früchte versprochen zu haben. „Ich bitte Gott um ein gnädiges stündlein“, fügt er hinzu *), „daß er mich von hinnen nehme und nicht sehen lasse den Jammer, so über Deutschland gehen muß: Denn ich halt, wenn zehn Mose stünden und für uns beten, so würden sie Nichts ausrichten. So fühle ich's auch, wenn ich für mein liebes Deutschland beten will, so prallt mir's Gebet zurück und will nicht hinauf dringen, wie es sonst thut, wenn ich für andere sachen bitte. Denn es will werden, daß Gott wird Lot erlösen und Sodomam versenken.“ Er gab sich daher Mühe, die Fürsten für die Schulen zu gewinnen, und der Mann, der unter dem Versprechen der Freiheit **) die Völker zur Empörung gegen

---

len ihr gegeck mit Unlust, wie die Uhu und Nachteulen. Hat man nu vorhin groß von den ersten Messen und neuen Priestern gehalten, und ist Vater und Mutter sampt allen Freunden fröhlich gewesen, daß sie einen Son zum müßigen, faulen, unnützen Meßpfaffen oder Freßpfaffen haben erzogen, der Gott mit seinen lesterlichen Meßopfer und verlorenem Gebet, geschendet, wie viel höher sollst du dich hie freuen, wenn Du einen Sohn zu diesem Ampt mein erzogen hast, da du gewiß bist, daß er Gott so herrlich dienet, den Menschen so reichlich hilft und den Teufel ritterlich schlegt? Da hast du ja dein Kind Gott recht und fein geopfert, daß dich die Engel selbs für ein schönes Wunder ansehen müssen.“

*) A. a. O. f. 344a.

**) Von welcher Art Luthers Freiheitslehre war, mögen folgende Aeußerungen zeigen. In der 1521 herausgegebenen Schrift, ob der Papst macht habe, die Beicht zu gebieten. Wittenb. Deutsche A. Th. 7. 1561. f. 249a sagt er: „Beichstu nicht auf die Fasten, wie der Papst gebeut; so glaubstu, es sei Sünde und ist doch nicht also. Beichstu aber, so glaubstu du hast wohl gethan und seiest für Gott

die kirchliche Auctorität aufgefordert hätte, nimmt keinen Anstand, die Schulconscription unter Berufung auf türki-

---

dadurch fromm, als ein gehorsam Kind und ist auch nicht wahr. Wer macht dir den Glauben und solch Gewissen denn der Bapst mit seinem gesetz; denn wo sein Gesetz nicht were, so hättest du des Glaubens und Gewissens nicht . . . Derhalben ist hie mein treuer Rat, daß ein Christenmensch auf die Fasten, noch Ostern nicht beichte, noch zum Sacrament gehe, und denk also! Siehe da, die weil das ein Mensch, der Bapst geboten hat, so will ichs eben darum nicht thun, und wenn er's nicht geboten hätte, so wollt ich's thun, wills aber auf ein ander Mal thun, da ers nicht geboten hat, wenn und wie mein frei Lust und andacht rüret, und wills darum thun, daß ich mich nicht an Menschen Gebot gewöne . . . Willstu aber ja Beichten und Sacrament empfahn zu der Zeit, so beding bei dir selbs, daß du es nicht von Zwang Bepstlicher Gesetze und Not solchs gewissen, sondern aus freiem Willen thun willst, sein Gebot nicht höher angesehen, denn den kot für dir auf der Gassen. Ich sag bei meiner Seelen: wer nicht freiet sein Gewissen also von dem hellischen Tyrannen, dem Bapst, der mag nicht ohne Versehrung seines Glaubens solch toll gebot halten, ich wehre sie nicht zu halten, aber mit freiem Gewissen will ich sie halten." — In der Schrift an die Herrn des deutschen Ordens, 1523 verfaßt, sagt (Wit. deutsch. A. Th. 6 f. 244 a) Luther: „Ob's geschehn, daß eins, zwei, hundert, tausend und noch mehr Concilia beschlössen, daß Geistliche möchten ehelich werden, oder was Gottes Wort mehr zuvor hat zu thun und zu lassen beschlossen, so wollt ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade vertrauen dem, der sein Leben lang eine, zwo oder drei Huren hette, denn, der ein ehelich Weib nähme nach solchen Concilia Beschluß." — In ähnlicher Weise heißt es in der 1524 verfaßten Schrift: Christliche Weise Messe zu halten, Wittenb. d. A. Th. 7 f. 367 b: „Wenn sich schon der Fall begäbe, daß es ein Concilium wieder erlaubt, daß wir alsdann gleich eben darumb ehe wollten Alles thun, was wir möchten, ehe wir erst aus ihrem erlauben beide gestalt wollten brauchen; ja vielmehr wollten wir das Concilium mit seinem Spruch oder gesetz verschmähen und entweder nur eine gestalt oder gar keine empfahn, auch alle diejenigen für wenig achten, die aus Gewalt eines solchen Conciliums beider gestalt brauchten."

sche Gebräuche zu empfehlen, um der Verödung der Schulen ein Ende zu machen. „Ich halt aber“, sagt er *), „daß auch die Oberkeit hie schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schulen zu halten . . . Denn sie ist wahrlich schuldig, die abgesagten Aemter zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrhern, Schreiber, Ertzte, Schulmeister bleiben, denn man kann ihrer nicht entbehren. Kann sie die Unterthanen zwingen, so tüchtig da zu sein, daß sie müssen Spies und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen, und Anderes thun, wenn man kriegen soll, wie viel kann und soll sie die Unterthan zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schulen halten, weil hie wohl ein ärger Krieg fürhanden ist, daß er Städte und Fürstenthumb will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen leer machen, — Thut doch der Türke wol ein Anderes und nimmt das dritte Kind in seinem gantzen Reich und zeuchts, wozu er will, wie viel mehr sollten unsre Herrn doch etliche Knaben nemen zur Schulen, so doch damit den Eltern nicht genommen, sondern zu ihrem nutze und dem gemeinen Besten erzogen würden.“ Indessen die Fürsten, welche Luther im höchsten Grade folgsam gefunden hatte, als er ihnen die Plünderung der Kirchenschätze anrieth, scheinen sich aus seinen Rathschlägen nicht viel gemacht zu haben: denn die Frequenz der Schulen nahm nicht zu. Auf der Universität zu Erfurt betrug vor dem Jahre 1520 die Zahl der jährlich Inscribirten durchschnittlich 250 bis 350; 1525 waren ihrer nur 21; 1527 wurden nur 14 inscribirt; 1523 waren ihrer 76; 1547 wieder 200; später aber nur zwischen 60 und 80 **). Auch ist wohl zu bezweifeln, daß durch fürstliche Befehle dem Uebelstande hätte abgeholfen werden können. Sank doch auf der Universität zu Ingolstadt gleichfalls die Zahl

*) A. a. O. f. 344 a.

**) Löschke a. a. O. S. 19 a.

der Inscribirten unter hundert herab. Sarcerius klagte 1556 *), „daß sehr wenige die Lust und Liebe haben, ihre Kinder zum Studiren anzuhalten, die Reichen aus Hochmuth und Verachtung alles Studirens die Armen aus Armuth und not zeitlicher Nahrung.“ In Betreff der niederen Schulen berichteten 1572 die sächsischen Visitatoren **): „Unter allen den öffentlichen Uebeln, welche in jetziger Zeit der Kirche und dem Staate unverkennbaren Verfall und Untergang drohen, ist auch das nicht der geringeren eins, daß in den Städten hie und da die niederen Schulen zu Grunde gehen.“ Die folgenreichste Veränderung, welche in diesem Zeitraume das Schulwesen betraf, bestand aber darin, daß das lebhafte Interesse, welches früher Geistliche und Staatsmänner, Klöster und Magistrate, Fürsten und Unterthanen am Gedeihen der Schulen nahmen, in Gleichgültigkeit, mitunter gar in Verachtung überging. Daß die öffentliche Meinung nach dem Ausbruche der Kirchentrennung wirklich diese beklagenswerthe Metamorphose erfahren habe, ist eine Behauptung, die auf durchaus unverdächtigen Zeugen beruht. Hatten es ehedem die Fürsten nach dem Zeugnisse des Sarcerius für eine Ehrensache gehalten, sich der Schulen anzunehmen; so galt dieses, nachdem das Licht des „Evangelii“ aufgegangen war, für Schande und als Beweis von eingetretener Geistesverwirrung oder Ketzerei. „Der gemeine Mann“, sagt Luther ***), thut Nichts, kanns auch nicht, will's auch nicht; Fürsten und Herrn soltens thun; aber sie haben aufm schlitten zu faren, zu trinken, und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit den hohen merklichen geschäfften des Kellers, der Küche und der Kammer, und als etliche gern theten, müssen sie die Andern scheuen, daß sie nicht für narren oder Ketzer

*) A. a. O. f. 21 b.

**) Löschke a. a. O. S. 204.

***) W. A. Th. 6 f. 328 a.

gehalten werden. Darum will's euch, liebe Rathsherrn, alleine bleiben." Man scheint sich einen großen Erfolg von Luthers begeisterter Ansprache versprochen zu haben; indessen zeigte es sich bald, daß sie unvermögend war, in die Hülle den entschwundenen Geist zurückzurufen. Daß Luther die 1526 in Nürnberg errichteten Schulen bei ihrer Mangelhaftigkeit und precären Subsistenz *) als die deutsche Sorbonne pries **), zeigt am deutlichsten, wie genügsam er seyn mußte, um nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu seyn, das Bekenntniß abzulegen, daß er in den Wind gesprochen habe. Auch später wurde es nicht besser. Wir sehen dieses aus den Schilderungen, die Sarcerius uns über seine Zeit hinterlassen hat. „Und sein hie", schreibt er ***), „in keinem Wege zu hören,

*) Ueber deinen Brief, schreibt 1527 Cuspinian (Hagen B. 3, S. 197), „war ich so erstaunt, daß ich nun prophezeihe, daß bald alle Wissenschaften und schönen Künste zugleich mit dem Reiche zu Grunde gehen werden. Bisher hegte ich die Hoffnung, daß sich die Patricier in den Städten derselben annehmen werden; nun aber, da ich sehe, daß selbst euere Republik sich wenig um die Studien kümmert, bekenne ich frei, daß Alles verloren ist . . . Ich will meine Untersuchungen dem Feuer übergeben: sie passen für andere Zeiten. Selbst euer Gymnasium, das unser Melanchthon errichtet, wird nicht lange bestehen können." Dieser Brief ist an den Nürnberger Patricier Pirkheimer gerichtet.

**) Luther an Spengler Syndikus in Nürnberg 1530: „Gott sei gelobt, der des Teufels Gedanken lange verkommen hat, und einem erbaren Rath eingegeben, eine solche feine herrliche Schule zu stiften, . . . daß, ich will's nicht zu hoch rühmen, vorhin keine Hochschule, wenn's gleich Paris wäre, sowohl mit Legenten versorgt ist", Luthers W. Wittenb. A. 1559. Th. 6 f. 331 a. Als Commentar zu diesen Lobsprüchen dient die Aeußerung Luthers: „Wie bitter feind ist der Teufel unser Kirchen und Schulen, die er für andere ansicht, und zu ihn einstürmet; diese hat das liebe Brot Semmel geheißen." Tischr. Art. Von den Schulen Leipzig 1621. fol. 458 a.

***) Von den Mitteln und Wegen. f. 6 b.

weder die Gottlosen Hofleute und Andere, die da wollten, daß nicht allein keine Schulen wären, sondern auch das zugleich, daß Niemand befunden würde, der einen Buchstaben schreiben oder lesen könnte, wie ich zu Hofe selbst erfahren habe, daß einmal ein sehr gelerter junger Edelmann, der sein Latein wohl reden konnte, den marterten und plagten die Andern also, daß er dies wort lies lauten: Ich wollt, daß ich mein Leben lang keinen Buchstaben gesehen und erkennt hätte . . . Es sein auch die Gotteslesterer nicht zu hören, die da sagen, daß Alles gut, so zu Schulen gegeben wird, das werde dem Teufel faulen und gottlosen Leuten gegeben: denn wo die Schulen nicht weren, da wären keine Müßiggänger, und wo diese nicht vorhanden, da wären auch keine Diebe und Mörder." Ferner *): „Es sehen hierauf zu unsern Zeiten wenig Leute, ob man gelerte, gottesfürchtige und unverdrossene Preceptores habe, oder ungelerte ungottesfürchtige und verdrossene; und ist der mehr teil der Oberkeit zu frieden, daß allein die Schüler obenhin bestellt werden, Gott gebe, es werde der Schuldienst verwaltet oder nicht." . . „Und ist das wahrlich ein listiger Schulteufel, der der Oberkeit Gemüther also abrichtet, daß an Schulen, Schulmeistern und Unterhaltung derselbigen Nichts oder gar wenig gelegen sei, und daß solcher Unkosten ganz verloren, den man an Schulen und Schulmeister verwendet, ja, daß man sonsten hiemit viel mehr Nutz schaffen kann und dem gemeinen Besten dienen. Und haben diese des Herrn Jünger zum Fürbilde, die Matth. 26 unwillig wurden über das Weib, das ein Glas mit köstlichem Wasser auf das Haupt des Herrn ausgegossen hatte und heißen dieß herrliche Werke der Liebe, an Christum erzeigt, unrath. Solche sein auch die unfleter, die sich hören lassen, es sei Alles umsonst und dem Teufel gegeben, was man auf Schulen und Schulmeister wendet, und ehe man einem Schulmeister,

*) A. a. O. fol. 7b.

wie gelert und fromm er auch ist, einen Scheffel korn oder etliche zur Erhaltung seiner Kinder zulegen sollte, es müssen eher alle Schulen zu Boden gehen . . . und ist also am Tage, daß man die alten Schulmeister und Kirchendiener auch die Haferweide schlecht, wie die alten Pferde.“ Ferner *): „Sich der Hohenschulen abmühen, das war für diesen Zeiten fürstlich und ehrlich gehandelt; aber zu diesen unsern tagen hat es eine ungleiche Meinung, da helt man's für eine Schande, sich der Universitäten annemen und dieselben befördern und was man zu erhaltung derselbigen geben soll, das achtet man Alles vergeblich und verloren, und muß das jetzund allein fürstlich sein, jagen und kriegen und keine Gelerten achten. Nu were es noch etlichermaßen leidlich, daß Fürsten und Herrn zu erhaltung der Hohenschulen weiter nicht viel gäben, wenn sie auch das, was ihre Vorfahren gegeben, nicht wieder zu sich nähmen, und die Universitäten, so von ihren Vorgehern erbaut, durch ihre Nachläßigkeit nicht wieder ließen zu Boden gehen.“ Man erinnerte nun die Fürsten an die geistlichen Güter, die sie, als das „Evangelium“ anging, eingezogen, und führte ihnen zu Gemüthe, daß sie für die Schulen gestiftet seien, und darum auch für sie verwendet werden müßten; allein die Lage der Schulen wurde hiedurch nicht verbessert, da die Güter theils verschleudert waren, theils auch den Fürsten so wohl gefielen, daß diese nicht einmal zu bewegen waren, den verfallenden Schulen einige Brocken zuzuwerfen **). Eine Folge dieser Geringschätzung der Schulen

*) A. a. O. fol. 20 b.

**) Bekanntlich war es Luther gewesen, der den Fürsten anrieth, die Kirchengüter zu plündern. Sie ließen sich dieses nicht zwei Mal sagen, später aber wurde ihnen die Bereitwilligkeit, mit der sie des „Reformators“ Befehle vollzogen hatten, stark aufgemutzt. So sagt Sarcerius a. a. O. fol. 23: „Es sind Fürsten und Herrn

war es, daß die Lehrer schlecht besoldet wurden *), und ihr Stand, der sonst in ihren Ehren gestanden hatte, der Verachtung

---

schuldig, wollen sie anders Christen sein und gedenken erben des ewigen Lebens zu werden, daß sie von ihren eigenen Gütern Stipendia und Stipendiaten anstellen und darumb nennt sie der Prophet Jesaias Kap. 49 ernehrer der Kirchen und Kirchendiener. Damit aber die Fürsten und Herrn sich hierinnen Nichts zu beschweren haben; so laßen sie die geistliche Güter zu Stipendia und Stipendiaten der Kirchen und Kirchendiener von frembden Gütern, die doch nicht ihr sein, sondern gehören zum Erbtheil Jesu Christi, dazu sie unsere Vorfahren gegeben und verordnet haben .... Wollen aber nu Fürsten und Herrn von frembden Gütern nicht milde und kostfrei sein zu den Kirchen und Schulen, ... viel weniger werden sie von dem Ihrigen darzu geben. So were es auch ja besser, daß gelerte Leute von den geistlichen Gütern erzogen und unterhalten würden, denn daß die Höflschen dieselben verpanketirten und verschlemmen. Ueber das so ist kein Gedeihen bei den geistlichen Gütern, wo sie mit diesem Titel und Namen nicht von ihren rechten Besitzern besitzet worden: ... und sein solche Güter fressende güter, die alle andere weltliche und große Güter der Fürsten und Herrn auffressen, wie denn augenscheinlich am Tage ist, daß Fürsten und Herrn nicht allein den geistlichen güter Nichts reichen werden, sondern dieselbige sein eine Ursach, daß sie auch zeitlich verderben. Darumb wer Fürsten und Herrn geraten hat, daß sie die geistlichen Güter zu sich nehmen, und sie privat machten, der hat ihnen übel gerathen. — Es sein leider die geistlichen güter fast dahin. Wollte Gott, daß Fürsten und Herrn die übrigen Brocken auf Stipendia verwendeten, so hätte es noch nicht Noth." Weiter lehrt (a. a. O. f. 25 b) Sarcerius: Es sollen auch Visitatores die abgestolene geistliche Güter oder die sonst von den Kirchen abalieniret, erkundigen, und den Fürsten und Herrn, dieselbige wieder herbei zu bringen — Bericht thun, auch was Fürsten und Herrn und andere Leute an jedem Orte entfrembet haben, und was sie hievon zum Stipendiatengelt jährlich handreichen sollen oder die geistlichen güter wieder restituiren, da sie sie doch nimmermehr mit gutem Gewißen besitzen können.

*) Sarcerius klagt a. a. O. fol. S. 7, daß die Schulmeister Hunger

sich preis gegeben sah *). Eine weitere Folge dieser Geringschätzung war, daß es an tüchtigen Professoren fehlte und Unsittlichkeit unter der studirenden Jugend einriß **).

Unter diesen Umständen waren die Bildungsanstalten auf die „Heilande", die Prediger und auf die Laien angewiesen; allein weder die Einen, noch die Andern fühlten in sich den Trieb, ihre Sorge den Schulen zu weihen. Was hätte auch der Inhaber einer Predigerstelle, die meist an den Mindestfordernden verdungen wurde, für die Schüler thun können? Geld und Ansehen, zwei unerläßliche Requisite, fehlten ihm. Vor der Reformation wollte Alles studiren, und die zahlreichen Schulen konnten die Schüler nicht fassen. Nun aber standen die wenigen Schulen leer, weil Niemand sein Kind zum Studiren hergeben wollte. Luther war darüber so aufgebracht, daß er ***) ausrief: „Solt Gott hierüber nicht zornig werden? Solt nicht theuer Zeit kommen? Solt nicht Pestilentz, Schweiß, Franzosen und andere Plagen uns finden? Sollten nicht ver-

---

leiden müßten, f. 8, daß die schönen Künste betteln gehen, und f. 21, daß die Lehrer faul wurden, weil sie bei sich dächten: du mußt doch ein Bettler werden.

*) Schon 1522 klagt Melanchthon, daß die Docendi provincia als sordida gelte. Epp. ad Canones. Lips. 1569. pag. 1.

**) Sarcerius a. a. O. fol. 18b. Solcher Ernst war für diesen Zeiten in vielen Hochschulen gehalten, nicht ohne großen Nutz und Frucht und waren die Universitäten Zuchthäuser, darinnen die jungen Studenten zu aller erbarkeit erzogen wurden. Jetzunder leider an vielen Oertern sein etwa die Universitäten so geschaffen von wegen des Unfleißes und der Nachlässigkeit der Regenten, daß sie mehr ursache geben zu einem unartigen, verrückten und wüsten Leben, also daß vieler Studenten gäntzliche Meinung ist, man könne kein Student sein, wenn man nicht zugleich unordentlich lebe.

***) A. a. O. fol. 343 b.

blinde Leute, wilde, wüste Tyrannen regieren? Solt nicht Krieg und Hader entstehen? Solt nicht böses Regiment in deutschen Landen werden? Solt nicht Türk und Tartaren uns plündern? Ja, es were nicht wunder, daß Gott beide thür und Fenster in der Hellen aufthät und ließ unter uns eitel Teufel schneien und schlacken oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisch Feuer und versenk uns alle sampt in Abgrund der Hellen wie Sodoma und Gomorrha . . . Denn sie sind nicht das zehnte Theil so böse gewest, als jetzt Deutschland ist." Auch mit den milden Gaben, die sonst den Schulen und armen Schülern reichlich zuflossen, hat es nunmehr auch ein Ende. „Wenn es so soll in Deutschlanden gehen", sagt Luther *), „so ist mir's leid, daß ich ein Deutscher geboren bin . . . und wo ich's für meinem Gewissen könnte, wollt ich wider dazu raten, daß der Bapst mit allen seinen Gräulen widerumb über uns kommen mußte . . . . Vorhin, da man dem Teufel diente, und Christus Blut schendete, da stunden alle Beutel offen und war des gebens zu Kirchen und Schulen kein Maaß . . . Nu man aber rechte Schulen und rechte Kirche soll stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Gebäud, dann Gott hat's gestift und genug dazu geben, . . . da sind alle Beutel mit eisern ketten zugeschlossen, da kann Niemand geben." Sarcerius glaubte, daß allein auf die Armen zu rechnen sei **), und diesen durch die Stipendien geholfen werden müsse. Um dieselben aufzubringen, hält er für nöthig, eine neue Auflage zu schaffen ***), und den Seelsorgern einzuschärfen, daß sie die Sterbenden zu Stipendienlegaten ermuntern, auch die Kaufleute mit Ernst ermanen sollen, jährlich zur Unterhaltung der

*) A. a. O. fol. 344a.

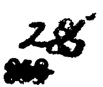
**) A. a. O. f. 23b.

***) A. a. O. f. 24b.

Stipendiaten etwas hergegeben, „wie es für zeiten der papistischen Kaufleute Gebrauch gewesen, daß sie, wenn sie beim Schlusse der Jahresrechnung sahen, daß sie etwas erworben, hievon zu Kirchen und Clausen gegeben, den auch noch einige Evangelische beibehalten." Die Schulsteuer schien damals eben so wenig Eingang gefunden zu haben, als die von Luther empfohlene Schulconscription. Freiwillig gab man aber auch nicht, indem die „Kirchenverbesserung" den Gesinnungen eine andere Richtung gegeben hatte. „Man hat vor Alters", heißt es in Lezners Chronik der Stadt Göttingen *), „in dieser Stadt auf die fremden, armen Schüler sonderlich viel und groß geachtet und dieselbigen nicht lassen Noth leiden, . . . jetzund aber sieht man sie ungerne, noch viel ungerner reicht man ihnen das dürre Brod; aber viel lieber giebt man Gauklern, Stocknarren, Schalksnarren, unflätigen Spielleuten, Kupplern, Schandlappen und anderen losen Leuten." Bei dieser Theilnahmlosigkeit war den Mittellosen der Zutritt zu den Wissenschaften verschlossen. Noch im siebenzehnten Jahrhunderte schrieb Amos Comenius (geb. 1592, st. 1671) über die Schulen **): Wir haben keine Schulen, welche ihrer Bestimmung entsprechen; an vielen Orten fehlen sie ganz; an andern ist nur für die Kinder der Wohlhabenden gesorgt; die Unterrichtsweise ist abschreckend, langweilend, dunkel, das Sittliche wird vernachlässigt; Realien lehrt man nicht, auf Latein verwendet man fünfzehn bis zwanzig Jahre, und bringt es doch zu Nichts. Sind mir doch selbst meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schultreiben verkommen. Ach wie oft hat, nachdem es mir vergönnt war, das Bessere zu erkennen, die Erinnerung an meine verlorne Jugend mir Thrä-

*) Döllinger a. a. O. S. 433.

**) Löschke S. 239.



nen ausgepreßt, wie oft habe ich im Schmerz ausgerufen: O mihi praeteritos referat si Jupiter annos.

Verwüstet und verheert also war das Feld, das vor Luther mit so vieler Sorgfalt gepflegt worden war, und zwar zu einer Zeit, wo die Menschheit sich der sicheren Hoffnung hingeben konnte, in reichlichem Maße die Früchte mehrhundertjähriger Anstrengungen einzuärndten. Die Schulen waren zerstört oder verödet; die Wissenschaften waren des Ansehens, das sie vor dem Ausbruche der antikirchlichen Bewegungen genossen, beraubt; die ihnen einst so günstige öffentliche Meinung hatte einen solchen Umschwung bei allen Ständen erfahren, daß man Alles, was auf Beförderung der Wissenschaften verwendet wurde, für verloren erachtete, die wissenschaftliche Strömung war mit einem Male nicht nur unterbrochen, sondern sie wurde auch bedeutend zurückgedrängt. Dieses ist der objective Thatbestand, auf dessen Feststellung es hier vorzüglich ankam. Sie ist erfolgt auf Grund unverdächtiger Zeugen. Es entsteht nun die Frage, was denselben eigentlich herbeigeführt habe. Vergebens sehen wir uns nach politischen Umwälzungen um, welche denselben genügend erklärten. Die traurige Katastrophe war bei dem Ausbruche des Bauernaufstandes bereits eingetreten, und zeigt sich auch in jenen Gegenden, die von dieser großartigen Revolte nicht berührt worden waren. Uebrigens war es, wie die vorstehende Darstellung gezeigt hat, nicht die Ungunst äußerer Verhältnisse, sondern die Geringschätzung der Wissenschaften derselben und die Scheu vor den Schulen, was den Verfall der Literatur herbeiführte, was eine auf geistigem Gebiete vorgegangene Revolution voraussetzt. Die Geschichte kennt keine andere Umwälzung dieser Art, als die zur vollendeten Empörung gediehene Opposition gegen die kirchliche Auctorität. Daß zwischen dieser Rebellion und den geschilderten Erscheinungen auf dem wissenschaftlichen Gebiete eine Art von Causalnexus Statt finde, läugnete selbst Melanchthon nicht; wenn er aber

die Schuld von dem Wittenberger Revolutions-Comité abzuwälzen und auf die Gegner desselben zu schieben sucht *), so werden auf Kosten der conservativen Grundsätze die Principien der Neuerung von ihm mit der ihm eigenthümlichen Kunstfertigkeit desavouirt. Den Beweis dieser Behauptung behalten wir uns für den nächstfolgenden Artikel vor.

---

*) Epistola de seipso v. J. 1542 Epist. select. Melanchth. ed. Peucer 1563 p. 43. Si aurea illa aetas, quam tunc reflorescentibus utcunque literis sperabamus, secuta fuisset, fortassis nitidiora scripsissimus. Sed fatalis discordia, quae postea secuta est et mea studia conterruit. — Nec vero nunc de fontibus Ecclesiasticorum dissidiorum dicam. — Haeret discordia *non nostra culpa sed scelere illorum*, qui illucescentem veritatem ferre nequeunt. — Hoc cum Ecclesiae emendatione fuerit opus, deinde cum jam aliqua ex parte mutatio inciderit, non dant Operam, ut saluti omnium gentium recte consulatur.

XXIII.

Zeitläufte.

Die Grundbedingungen der Gesellschaft: Befehl und Gehorsam. — Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, daher Irrthum und Mißbrauch der Gewalt. — Letzte Garantie: das Gewissen der Gewaltinhaber durch das Christenthum der Gerechtigkeit und Liebe zugewendet. — Unmöglichkeit einer Normalverfassung. — Abhängigkeit der Verfassungen von den Umständen. — Das Selbstbesteuerungsrecht im Repräsentativstaate und in den alten ständischen Verfassungen. — Haller's privatrechtliche Steuertheorie. — Werth und Nutzen ständischer Formen, Abhängigkeit ihrer Wirksamkeit von dem Werth der Personen und Zustände. — Die Finanznothwendigkeit. — Die Stände als Richter der Staatsbedürfnisse. — Patrimonialstaat und Volkssouverainetät. — Blick auf Ungarn. — Die Aristokratie des Besitzes und der Bildung statt der alten Standesunterschiede. — Gesammtbegriff des Staates. — Die ständische Frage. — Die badischen Kammern und die preußische Bureaukratie. — Die Steuerfrage. — Der deutsche Philisterliberalism und der atheistische Radikalism, die Grundübel. — Wahre Bekehrung die einzige Hülfe. — Keine politische Komödie, keine Scheinconcessionen, aber vollständige und freie Vertretung und gewissenhafte Entscheidung.

Den 24. Januar 1847.

Zweites Sendschreiben an Herrn von Waldheim.

(Geschrieben vor Bekanntmachung des preußischen Verfassungspatentes.)

Indem ich, mein sehr verehrter Freund! an das in meinem letzten Schreiben über den Staatszweck Gesagte anknüpfe, muß ich, ehe ich zu unserm Thema (Constitution, Stände, Repräsentativsystem) übergehe, Ihnen vorher noch ein politisches Glaubensbekenntniß allgemeinern Inhalts ablegen. Es

gibt gewisse, an sich sehr einfache Grundbedingungen aller gesellschaftlichen Existenz, gewisse, unmittelbar aus der menschlichen Natur fließende allgemeine Gesetze des Staatslebens, denen jeder gesellige Zustand, wie er im Einzelnen auch immer geordnet und eingerichtet seyn möge, ohne Ausnahme unterworfen ist. Es ist aber das größte politische Unglück unserer Zeit, daß gerade in Betreff dieser an sich so klaren und einfachen Elemente der populären Politik eine unsägliche Verwirrung der Begriffe in den Köpfen wenigstens der gebildeten Zeitgenossen herrscht.

Eins der einfachsten und einleuchtendsten Naturgesetze des Staatslebens ist: daß es in jedem geselligen Verbande Autorität auf der einen, und Gehorsam auf der andern Seite, oder was dasselbe besagt: eine Regierung geben muß, der gehorcht wird, und Unterthanen, die zu gehorchen haben. Eben so liegt es in der Natur der Dinge, und die Erfahrung beweist es: daß der letztern Kategorie immer und nothwendig die, ohne Vergleich größte Mehrheit aller Landeseinwohner angehört. Ein Zustand, wo Alle bloß befehlen und Niemand einem Andern, als sich selbst, zu gehorchen braucht, ist in dieser irdischen Welt, weil er widersinnig und unmöglich ist, noch nicht vorgekommen. Ob diese befehlende und anordnende Autorität: absoluter Fürst, halbsouveraine Bureaukratie, repräsentative Majorität heiße, immer liegt das Gemeinschaftliche aller dieser sonst so verschiedenen politischen Einrichtungen und Formen darin, daß der Wille derer, die nicht befehlen, sich dem Willen derer, die das Gesetz oder den Befehl gegeben haben, unterwerfen muß. Zwar kann ich möglicherweise in einer Ständeversammlung mit der Majorität stimmen, d. h. befehlen, aber auch in der absolutesten Monarchie kann möglicherweise der Herr gerade das Gesetz geben, was *meiner* Ansicht, Neigung und Ueberzeugung vollkommen entspricht. — In *dieser* Hinsicht ist unter allen denkbaren und möglichen Verfassungsformen kein Unterschied. Die Versuche: eine politische Maschine zu erfinden, wo niemals Jemand in den Fall käme, seinen

Willen, seine Einsicht, seine Meinung, sein Gelüsten einem andern Willen unterwerfen zu müssen, können den einfachen Menschenverstand nur an die Bestrebungen jenes Mannes gemahnen, der in den Brunnen gefallen, sich an seinem Zopfe wieder herauszuziehen bemühte. Wahrlich! nicht in diesem Punkte ist der Unterschied zwischen guten und schlechten, zwischen freien und absoluten Verfassungen zu suchen. Alle, ohne irgend eine Ausnahme, mögen sie diesen Anspruch auf den Willen Gottes, oder das Gemeinwohl, oder die Einwilligung der Vertreter des souveränen Volks, oder worauf immer gründen, alle fordern als nothwendige Voraussetzung ihres Bestehens Gehorsam gegen die Autorität.

Neben diesem allgemeinen Gesetze, welchem jeder politische Verband unterworfen ist, macht sich ein anderes, noch allgemeineres geltend. So wie jedes Leben auf Erden den Keim des Todes in sich trägt, und jeder Zustand, jedes Alter, jedes Geschlecht sein Kreuz zu tragen hat, so führt jeder politische Zustand, ohne Ausnahme, seine besondern Uebelstände mit sich. Es ist nicht minder unmöglich, eine vollkommene Verfassung zu schaffen — (könnte anders der Mensch überhaupt Verfassungen schaffen!) — als es unmöglich ist, einen vollkommen glücklichen Menschen zu finden. Dieß liegt in der sündhaften Natur des gefallenen Menschen, deren Bedingungen kein Sterblicher entfliehen kann. Bewußt oder unbewußt liegt dieß Bestreben in den meisten politischen Tendenzen unserer Zeit; am augenscheinlichsten tritt es im Communismus hervor, der durch Abschaffung des Privatrechts einen Himmel auf Erden herabrufen zu können wähnt. Dieß ist offenbare Thorheit, aber diese ist nur die letzte und offenste Consequenz des großen Grundirrthums: irgend eine neue, gesellschaftliche Einrichtung zu erfinden, welche den ganzen Schweif von Elend und Leiden, der sich an die erste Sünde geheftet hat, mit einem kühnen Schnitte von unserm irdischen Leben abtrennen könnte, — ein Grundirrthum, der nicht bloß in den Köpfen der Communisten spukt.

Wer also auch immer die politische Autorität ausüben, wer immer die Gewalt der Regierung in Händen haben möge, — Fürst, Bureaukratie, Ständeversammlung, souveräne Volksmasse — er ist der Sünde, dem Irrthum, dem Mißbrauche seiner Macht unterworfen. Dagegen hilft kein Staatsvertrag, keine sogenannte politische Garantie, keine geschriebene Constitution, — kein künstliches Contrebalanciren der Gewalten, keine staatsrechtliche Theorie. — Zuletzt liegt die wichtigste und wesentlichste aller Bürgschaften, — ohne welche alle andern nichts als Täuschung sind, — in einem Etwas, welches nicht vertragsmäßig stipulirt und niedergeschrieben werden kann, in dem Gewissen und der Gesinnung Derer, welche die Gewalt haben.

Es ist nicht nöthig, Ihnen darzuthun, welche unerläßliche Bedingung und Voraussetzung aus eben diesem Grunde der thätige, christliche Glaube für das Glück und die Freiheit der Völker ist. Wir sind ohne Zweifel derselben Ueberzeugung, daß das Christenthum allein Gerechtigkeit und Liebe im Herzen der Regierenden schafft, so wie ohne Christenthum Gehorsam, Liebe und Geduld bei den Unterthanen keine sichere Grundlage haben. Christliche Gesinnung, ächter, wahrer, tiefer Glaube oben, unten und in der Mitte, ist im Staate dasselbe, was das Oel in der Maschine ist. Er hindert die Friction, durch welche das Räderwerk in kürzester Frist einem unheilvollen Bruche und Ruin entgegen ginge. Welchem Ziele also eine Zeit entgegen geht, die sich aus allen Kräften von jeder christlichen Beziehung und Erinnerung im Staatsleben wegzuwenden und loszureißen sucht, dafür aber ihr politisches Heil ausschließlich in geschriebenen Constitutionen und Kammerdebatten sucht, darüber bedarf es unter uns Beiden der Erörterung nicht.

Und nun die Folgerungen. Ich glaube an keine Normal-Verfassung, lege keinerlei politischen Formen eine ewige Geltung für alle Zeiten und Völker bei, erwarte von keinerlei Staatsordnung das absolute Glück der Nationen, und suche in keiner Theorie, wie sie auch heißen möge, eine Universalmedizin

für die Leiden und Gebrechen aller, oder auch nur unserer Zeiten. Ich schwärme deßhalb also auch nicht für irgend ein politisches Ideal, weder für den pietistisch gefärbten Absolutismus unsers Arneburg, noch für den Zweikammerliberalismus des ehrlichen Crasius, noch für Detlev's radikale und communistische Chimären, weder für den Absolutismus der Cabinetsordres Friedrich II., noch für die Bureaukratie, wie sie sich unter Friedrich Wilhelm III. gestaltet hatte, noch für jene neue altständische Verfassung, deren Erfindung Herr V. A. Huber vor einigen Jahren in nahe Aussicht stellte.

Trotz dieses Indifferentismus stehe ich dem politischen Fatalismus Derer sehr fern, welche, von gewissen verschobenen christlichen Ideen ausgehend, sich wie Arneburg in einen, mit der Staatsgewalt getriebenen pietistischen Götzendienst hineingearbeitet haben. Als Christen sind wir allerdings verpflichtet, den Willen Gottes in jeder Lage zu erkennen, in welche uns die Vorsehung gesetzt, mithin auch in den Staatsverhältnissen, in denen wir leben. Wir sind diesen, auch wenn sie uns lästig werden, Geduld und Unterwerfung schuldig. Aber wenn nach Joh. Jak. Moser's Ausdruck Gott der Herr selbst gestattet, daß wir ihm in aller Demuth des Glaubens seine Verheißungen vorrücken, so muß auch die Staatsgewalt es sich gefallen lassen, daß wir ihr gegenüber uns auf unser gutes Recht berufen, und selbiges mit allen uns rechtlich zu Gebote stehenden Mitteln geltend machen. Zudem dürfen wir eben als Christen und Glieder der Kirche nicht vergessen, daß es Freiheiten, Güter und Rechte gibt, auf die wir, auch wenn wir wollten, dem Staate gegenüber nicht verzichten dürften.

Ich glaube ferner, wie oben erwähnt, zwar nicht an eine absolut gute Verfassung, schließe dadurch aber keineswegs die Ueberzeugung aus, daß in einem gegebenen Falle, unter namentlich benannten Umständen, in einer bestimmten Zeit, von zwei vor uns liegenden politischen Einrichtungen, Maßregeln oder Entschließungen, die eine gut, heilsam oder relativ besser, die andere mehr oder weniger schlecht und verderblich seyn

könne, und daß es unsere Pflicht sei: die bessere zu erwählen, oder je nach unserer Lage und Stellung dazu beizutragen, daß sie gewählt werde, die schlechten zu verwerfen, und durch Rath und That von ihr abzumahnen. Nur wenn wir den Erfolg eines politischen Schrittes schlechterdings nicht, und auch nicht einmal annäherungsweise berechnen können, wenn hier und dort, beim Stehenbleiben wie beim Vorwärtsgehen, gleich große Uebelstände und Gefahren drohen, dann muß es uns frei stehen, jenen Standpunkt der Gleichgültigkeit zu behaupten, den die Stoiker Epoche nannten.

Dieß, mein theurer Waldheim! ist der Boden, auf den ich mich stelle, wenn ich über die constitutionelle Frage in unserer Zeit überhaupt, und insbesondere in Betreff des Landes mein Urtheil zu äußern habe, welches Ihnen und mir stillschweigend bei dieser ganzen Erörterung vorschwebt. Ich habe kein politisches Verjüngungsrecept, keinen Stein der Weisen in der Tasche, und mache mich zu keiner Wunderkur anheischig. Was ich im Nachfolgenden zu sagen habe, kann, im günstigsten Falle, nur zur Orientirung und Verständigung derer dienen, die sich in ihrer Denkweise und in ihren Wünschen nahe stehen. Diese wäre, dächte ich, in einer Zeit der Verwirrung und Zerrissenheit wie die unserige, auch schon immer ein Vortheil, der nicht von der Hand gewiesen werden dürfte.

Zur Sache also. Ich habe am Schluße meines letzten Schreibens die Frage aufgeworfen: worauf die Verpflichtung der Unterthanen zur Bestreitung der sogenannten Staatsbedürfnisse beruhe? Das Axiom, womit der gewöhnliche liberale Constitutionalismus hierauf antwortet, ist klar und präcis. Jedwede Steuer, jedwede Leistung an den Staat, überhaupt jedwede sonstige Beschränkung meiner Freiheit oder meines Eigenthums ist ungerechte Willkür und Tyrannei, so bald ich nicht in eigener Person oder durch einen bevollmächtigten Vertreter darin eingewilligt, mir folglich diese Last und Abgabe selbst auferlegt habe.

Sie haben, mein sehr verehrter Freund! Herrn Crusius

gründlich nachgewiesen, daß der Constitutionalismus dieses sein eigenes Programm schlecht befolgt. Die Selbstregierung und Selbstbesteuerung unserer Repräsentativstaaten ist eine so plumpe und augenfällige Täuschung, daß die ganze Beschränktheit und Befangenheit des Mittelstandes (im Reiche der Intelligenzen!) dazu gehört, um heute noch in diesem Sinne liberal zu seyn. Wenn in Frankreich ungefähr 220,000 Wähler unter dreißig Millionen Franzosen das Recht haben, Deputirte zu wählen, — so muß es auch der gewöhnlichsten Logik einleuchten, daß diese Deputirten eben nur von den Majoritäten in den Wahlcollegien bevollmächtigt wurden, deren Candidaten in die Kammer kamen. Wenn man ferner bedenkt: daß diejenigen, welche die in der Minorität bleibenden Deputirten gewählt haben, unmöglich so angesehen werden können, als hätten sie dasjenige verwilligt, was die Majorität beschloß, — so ist es klarer als das Sonnenlicht, daß das eben ausgesprochene constitutionelle Schiboleth mit der Thatsache im handgreiflichsten Widerspruch steht. Die unendliche Majorität aller Franzosen, oder richtiger: die Gesammtheit, mit Ausnahme einer kleinen Zahl von Privilegirten, muß Steuern zahlen und alle Staatslasten tragen, ohne daß sie gefragt wird, und denen, die gefragt werden, hilft ihr ausdrücklich erklärter Widerspruch nichts, sobald die Mehrheit der Mitglieder jener privilegirten Klasse, der sie angehören (der Wähler nämlich oder auch nur der, von diesen gewählten Deputirten), einwilligt.

Gegen diese Kritik der Repräsentativconstitutionen zu streiten wäre, da sie sich aus allgemein bekannten, unläugbaren Thatsachen von selbst ergibt, ein offenbarer Mangel an gutem Glauben. — Allein, wenn wir selbst der Wahrheit die Ehre geben wollen, müssen wir gleichzeitig bekennen, daß die ältere ständische Verfassung in diesem Punkte sich von den modernen Repräsentativconstitutionen nicht im allergeringsten unterscheidet. Auch dort wurde nicht das Individuum um seine Einwilligung gefragt, ob es Staatslasten tragen wolle oder nicht. Auch dort war mithin der streng privatrechtliche Ge-

sichtspunkt keineswegs durchgeführt. Stillschweigend galt auch in jenen Verfassungen der nämliche Grundsatz, wie in den heutigen Repräsentativconstitutionen: wer in einem gewissen, geselligen Verhältnisse oder politischen Zustande (Staat genannt) leben, und die Vortheile desselben genießen will, muß auch die Lasten tragen, welche die Instandhaltung desselben fordert. Die Freiheit bestand allerdings für Jeden, der nicht leibeigen war: auszuwandern, so bald ihm die Summe dieser Leistungen oder Entbehrungen zu hoch und nicht mehr im Gleichgewicht mit den Vortheilen schien, die ihm dieser politische Zustand gewährte, oder wenn dieser sonst nicht nach seinem Sinne war. Aber jene absolute Freiheit, deren sich der Hinterwälder erfreut, mit jener Bequemlichkeit und Sicherheit zu verbinden, welche ausgebildete, politische Verhältnisse gewähren, ist nie und zu keiner Zeit für praktisch möglich erachtet worden.

Hier ist nun der Punkt, wo sich meine Ueberzeugung auf dem praktischen Gebiete von der Theorie unsers sehr verehrten Freundes und Lehrers trennt. C. L. v. Haller, den der deutsche Literaturpöbel als Anhänger der Willkür schmäht, ist, wie Sie wissen, in dem Maße ein Mann der Freiheit, wie es in diesem Jahrhunderte schwerlich einen zweiten gibt. Von dem gerechten Abscheu gegen den Staatsabsolutismus ausgehend, glaubt er diesen durch die entgegengesetzte Lehre überwältigen zu können. Jedermann im Staate ist nur zu dem verpflichtet, was die Regierung aus privatrechtlichen Titeln von ihm zu fordern berechtigt ist. Zölle z. B. fließen aus dem Eigenthum des Landesherrn an Straßen und Strömen; Grundzinsen aus dem Obereigenthum des ersten Verleihers, oder andern ähnlichen vorbehaltenen Rechten; Sporteln und Taxen werden für wirkliche Dienste und Bemühungen bezahlt, die der einzelne Unterthan bei der Regierung nachsucht. Was **über** diese streng privatrechtliche Verpflichtung hinausgeht (wohin also z. B. alle sogenannten Steuern im eigentlichen Sinne gehören würden), ist rein und lediglich Sache des guten Willens, des Wohlwollens, der Liebe — Die Staatsgewalt hat

kein Recht, sie zu erzwingen, der Unterthan keine eigentliche Rechtspflicht das, wozu er durch keinen Vertrag oder kein contractähnliches Verhältniß verpflichtet ist, zu leisten. — Freilich! will er nicht, so kann, wie Haller lehrt, die Regierung ihm die Wohlthaten und Vortheile entziehen, die sie ihm gewährt. Mit andern Worten: während die Staatsgewalt heute dem Steuerpflichtigen, der nicht zahlt, kurzweg den Executor in's Haus schickt, soll sie nach Haller ihn aller Hülfe berauben, die ihm die landesfürstlichen Anstalten irgend einer Art gewähren. Klagt er z. B. vor den Gerichten, so nehmen diese seine Klage nicht an, schreiten aber gegen ihn ein, sobald ein treuer Unterthan einen Rechtsanspruch wider ihn vorbringt. Laufen Briefe an den Renitenten ein, so liefert die Post sie nicht ab, bestellt auch jene nicht, die er aufgibt. Selbst von dem Gebrauch aller öffentlicher Anstalten, etwa der Brücken und Chausseen wird er, nach Thunlichkeit, ausgeschlossen. Es bleibt, mit einem Worte, kein Mittel unversucht, den Widerspänstigen das Leben in diesem Lande unmöglich, oder doch unerträglich zu machen. — Ob diese Proceduren heute praktisch realisirbar seien, will ich nicht fragen. — Aber wie, wenn der Landesfürst („mit Hülfe seiner Freunde und Diener") diese Mittel zur allerschnödesten Erpressung, zur gewaltsamsten Plünderung seiner Unterthanen anwendete? Das darf er nicht, antwortet Haller. Das wäre Despotismus und Unrecht. Wohl! aber was hindert ihn daran? Nun, sein Gewissen zunächst, dann die nahe liegende Erwägung der Klugheit: daß man den Bogen nicht zu stark spannen dürfe; endlich alle andern Gründe, die den, der die Gewalt hat, abhalten müßten oder sollten, sie zu mißbrauchen.

So sehen wir uns auf einem großen Umwege zu dem Anfangspunkte zurückgeführt, der bereits vor aller Untersuchung feststand: gegen den möglichen Mißbrauch der Gewalt, d. h. gegen despotische Verletzung der Rechte der Unterthanen durch die Regierung (die nie und nirgends ohne überlegene Macht gedacht werden kann!) gibt es keine spezifische wirksame Vor-

kehrung. Diesen absoluten Schutz, ich wiederhole es, gewährt keine noch so klüglich ausgedachte Verfassung, keine Theilung der Gewalten, keine Repräsentation des sogenannten Volks, kein Parlament. Sie haben, mein theurer Freund, tausend Mal Recht, wenn Sie behaupten, daß es dem Gedrückten, Verletzten, Geplagten sehr gleichgültig seyn wird: ob das Gesetz, welches in seine Häuslichkeit, seine Freiheit, sein Gewissen oder sein Vermögen greift, aus dem einsamen Cabinet eines Monarchen, oder aus den Berathungen eines Staatsrathes, oder aus den Versammlungen einer Kammer von Notabeln, oder aus einer Abstimmung nach Köpfen in der ganzen Nation hervorgegangen ist. Gestatten Sie mir nur noch den Zusatz: dem in seinem guten Rechte und seiner Freiheit Gekränkten wird es eben so gleichgültig seyn, ob jenes Gesetz ganz ohne seine Einwilligung erlassen, oder ob seine formelle Zustimmung durch die im Haller'schen Systeme liegenden, oben bezeichneten Mittel erpreßt wurde. Bleibt sich doch das letzte Resultat in allen diesen Fällen gleich: jede Gewalt auf Erden ist des Mißbrauchs fähig, und Jeder, der einer Gewalt unterworfen ist, läuft Gefahr, durch deren Sünde oder Irrthum leiden zu müssen. Sitte, Herkommen, öffentliche Meinung der civilisirten Völker Europas, diese, wenn auch mannigfach entarteten Töchter der Kirche, bilden heute zwar noch einen Damm, aber im Strudel der allgemeinen Verwirrung der Begriffe gewähren sie, wie die Erfahrung zeigt, gegen die legale Despotie der Staatsomnipotenz nur eine schwache und jedenfalls ungenügende Hülfe.

Unter diesen Umständen ist es meine Absicht im geringsten nicht, den Bestand und die Formen ständischer Verfassung für völlig gleichgültig zu erklären, so wenig es mir auf der andern Seite möglich ist, in ihnen ein unfehlbares Heilmittel für die Krankheiten unsers Kulturstandes zu erblicken. Im Gegentheil: Stände und ständische Berathungen können von großem Werth und Nutzen, ja unter manchen Umständen geradezu unentbehrlich seyn. Nur suche ich die Bedingungen

ihrer gedeihlichen Wirksamkeit weit weniger in der scharf abgezirkelten Begränzung des Kreises ihrer Thätigkeit, in der juristisch ausgepünktelten Vertheilung der Macht unter die Kammern und die fürstliche Regierung, weil diese Gränze — die Geschichte beweist es — sich weit weniger durch Gesetz und Theorie, als durch das Factum und Herkommen, ohne, ja wider die Berechnung und Voraussicht der Menschen, feststellt. Jedenfalls ist es eben so unmöglich, die Persönlichkeit künftiger Regenten zu berechnen, wie den Einfluß von Thatsachen, die noch nicht geschehen sind. Die französische Charte ist, in so weit sie nicht gar zum Nachtheil des Königthums geändert wurde, dieselbe geblieben unter Louis Philipp, wie sie unter Carl X. war, und dennoch! — trotz der nämlichen Artikel des Nationalpacts, welch ein himmelweiter Abstand zwischen dem constitutionellen Leben unter der Restauration, und dem Gebahren des Bürgerkönigs, dessen mächtigster Bundesgenoß die Furcht des Gewürzkrämers vor Anarchie und Schreckensherrschaft wurde! Dagegen lege ich das größte Gewicht darauf: ob Fürst und Volk im richtigen Verhältnisse zur Kirche stehen, und von deren Geiste durchdrungen sind? ob die ständischen Einrichtungen von einer tüchtigen, politischen Bildung und Geschäftserfahrung der obern Klassen getragen werden? ob sich auf die Treue, Redlichkeit, Einsicht und Tüchtigkeit der herrschenden Dynastie mit einiger Sicherheit und Wahrscheinlichkeit rechnen läßt? Ohne diese unerläßlichen Voraussetzungen, die als reine Gottesgabe kein Artikel der Verfassungsurkunde vorschreiben kann, ist der Glaube an das Heil, welches der Welt aus bloßen Verfassungsformen erwachsen soll, ein Götzendienst, wie jeder andere.

Kehren wir demnach zu unserer obigen Frage wegen der Staatsbedürfnisse zurück, so scheint mir, daß in jedwedem Stande der Dinge, unter der ältern, ständischen Verfassung, unter der absoluten Monarchie und Bureaukratie, unter dem Repräsentativsystem, ja auch in dem Zustande, den Haller für den allein rechtlichen erklärt, thatsächlich das Nothwendige

zur Deckung der Bedürfnisse und zur Erhaltung des Staates aufgebracht oder sonst vorgekehrt werden muß. Dieß muß geschehen und geschieht, auch ohne daß jedesmal der Einzelne, dem eine Leistung oder Beschränkung seiner Freiheit zugemuthet wird, darin einwilligte. Im wesentlichen liegt also der Unterschied der Verfassungen nicht in dem Umstande: daß unter diesen etwa das absolute Privatrecht des Einzelnen geachtet, unter jenen bei Seite gesetzt würde, sondern in der Frage: wer über das, was nothwendig ist, zu entscheiden hat? Dieß ist in der absoluten Monarchie und im reinen Beamtenstaate, der Theorie nach, der Fürst oder sein Ministerium. Praktisch sind aber auch diese an die Einwilligung der großen Geldmächte gebunden, und die öffentliche Meinung hängt über ihrem Haupte wie eine Wetterwolke, zumal wenn ihnen der Blitzableiter der freien Presse nicht zur Seite steht.

Dagegen begiebt sich (wieder der Theorie nach!) in den sogenannten freien Verfassungen die Regierung des unumschränkten Urtheils über die zur Erhaltung des Staates nothwendigen Leistungen, und vernimmt darüber durch gesetzliche Anordnungen berufene Stimmführer aus der Mitte des Volks. Die innerste Bedeutung der Stände ist hiernach die, daß sie Richter sind über die Staatsbedürfnisse, woran sich ihr weiterer Beruf von selbst schließt: Beschwerden des Volkes vor die Regierung zu bringen. In der Praxis üben jedoch, unbeschadet des geschriebenen Buchstabens der Constitution, Furcht und Hoffnung von oben und unten her mannigfachen Einfluß auf die Unbefangenheit und Unparteilichkeit dieser Entscheidung, und unter den neuern Verfassungen ist es die Hauptaufgabe der Regierungsklugheit, in den Wahlcollegien oder bei der Abstimmung der Volksvertreter immer die Mehrheit für sich zu haben. Thatsächlich sind also die absoluten Regierungen lange nicht so absolut, und die freien Verfassungen bei weitem nicht so frei als eine scharf trennende Doctrin beide hinzustellen liebt.

Ich habe hier bei der Bezeichnung des eigentlichen Wesens

der ständischen Verfassung, zwischen den ältern Formen und dem modernen Repräsentativsystem vorläufig nicht unterschieden, und zunächst nur das, beiden Gemeinsame hervorgehoben. Dennoch waltet zwischen beiden ein sehr erheblicher Unterschied ob, der freilich nicht darin liegt, daß jene die Verletzung der rechtlichen Freiheit des Einzelnen absolut unmöglich machten, dieses dagegen den Mißbrauch der Gewalt immer und nothwendig voraussetzte. Der praktische Unterschied liegt vielmehr in den Personen, die zu jenem Richterspruche berufen werden, und in den Gesetzen, Einrichtungen und theoretischen Voraussetzungen, kraft welcher die Berufung geschieht. In dieser Hinsicht waltet allerdings zwischen beiden Systemen ein Gegensatz ob, der sich, von Zufälligkeit abgesehen, seinem Wesen nach auf zwei oberste Gesichtspunkte zurückführen läßt. Das ältere ständische System lehnt sich, seinem Geiste und seiner Theorie nach, an den fürstlichen Patrimonialstaat; das Repräsentativsystem an die Lehre von der Volkssouveränetät und deren Consequenzen, von denen es selbst eine der nächstliegenden ist. Ferner: der Patrimonialstaat ist ein in Ständen und Corporationen gegliederter, mannigfach abgestufter Organismus, — das souveräne Volk, mit welchem es die Repräsentativconstitutionen zu thun haben, wird als atomisirte Masse gleichartiger Individuen (Staatsbürger) gedacht und behandelt. — Aus diesen beiden Ausgangspunkten fließt eine schon oft entwickelte, doppelte Reihe von Consequenzen, die heute jeder einigermaßen Unterrichtete kennt, und die ich hier nicht wiederholen will. Ich erlaube mir nur noch über den Uebergang des ältern Systems in das neuere einige eben so nahe liegende, als oft übersehene Bemerkungen. Aendert sich die, unter den Gebildeten eines Volkes herrschende staatsrechtliche Doctrin, schiebt sich der ältern, auf christlicher Grundlage ruhenden historisch-positiven Staatslehre jener Complex von Ansichten und Wünschen unter, der seit Rousseau und Montesquieu die Federn der Gelehrten und die Entschlüsse der Staatsmänner lenkt, so schützen auch selbst die Formen des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr

gegen die allerscheußlichsten Verirrungen und Gefahren des ganz modernen Repräsentativsystems. — In dieser Hinsicht kann ein Blick auf Ungarn, dessen Zustände seit den letzten Jahren kein Geheimniß mehr sind, mannigfache Belehrung gewähren. Ferner: in demselben Maße, als sich die ältern ständischen Unterschiede und Gliederungen des Volkes unter beständiger Mitwirkung der Regierungen selbst abgeschwächt, verwischt, aus dem Leben verloren haben, in demselben Maße haben auch die ältern Formen der Vertretung auf den Landtagen ihre ehemalige praktische Geltung und Bedeutung verloren. Daß sämmtliche Landeseinwohner eine gleichartige Masse von Rechten und Interessen bildeten, ist, weil es unmöglich, heute freilich eben so wenig der Fall, wie ehemals. Selbst in solchen Ländern, über welche der Pflug der tiefgreifendsten Umwälzung hingegangen ist, wird es, von den nothwendigen Unterschieden der Beschäftigung abgesehen, immer noch die neuern Stände der Reichen und Armen, der Proletarier und der Gebildeten, d. h. es wird eine Aristokratie derjenigen geben, die einen Frack tragen und die Allgemeine Zeitung lesen. Auch soll hier, was Sie mir gewiß auf's Wort glauben werden, einer zerstörenden Gleichmacherei, einem revolutionären Fortschritt gewiß nicht das Wort geredet werden. Nur über die vollendeten Thatsachen müssen wir uns verständigen. Und in dieser Beziehung können wir, je nach unserm individuellen Standpunkte, es vielleicht beklagen, aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß Geistlichkeit, Adel, Städte und Bürgerstand thatsächlich nicht mehr dieselben scharf gesonderten Lebenssphären sind, wie vor hundert Jahren, daß durch den Einfluß, den die großen Besitzveränderungen seit dem Beginn der Revolution auf Adel und Kirche, die Industrie auf den Bürgerstand, die neuern Culturgesetze auf den Bauer, die alles nivellirende Macht des Geldes und die neuere Bildung auf alle Stände übten, Interessen, Lebensbeziehungen und Meinungen sich in der Stelle derer, die untergingen, neu gebildet haben, welche wir nicht ignoriren dürfen, so bald es sich darum han-

dert, neue ständische Vertretungen zu schaffen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß Adel und Städte nicht mehr wie im fünfzehnten Jahrhundert als fremde Mächte einander gegenüberstehen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wirklich und wahrhaftig alle Landeseinwohner, trotz aller noch vorhandenen und unvertilgbaren Verschiedenheiten im Einzelnen, zu dem großen Gesammtbegriffe Staat zusammengewachsen sind, der ein so nothwendiges und unentbehrliches Instrument in den Händen unserer Regierungen geworden ist. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß diese zuerst „im Namen des Gemeinwohls" feierliche Verwahrung einlegen würden, gegen den leisesten Anfang eines Versuches, die einzelnen Stände wieder, wie in verschiedene Staaten gespalten, neben einander zu stellen, und gegen die Zumuthung: mit jedem derselben, unabhängig von dem andern, zu verhandeln. Mit einem Worte: es ist eben so unmöglich, bei der Reconstruction einer ständischen Vertretung auf irgend ein Normaljahr zurückzugehen, wie es unmöglich ist: eine aus den ältern ständischen Verhältnissen abgezogene Theorie, als den unvergänglichen und bleibenden Typus einer ewigen Wahrheit zu behandeln, und ihr, inmitten einer neuen Zeit, ein allmächtiges: werde! zuzurufen.

Dieß Alles wollen Sie, mein werthester Freund! eben so wenig, wie ich selbst, und ich fürchte das Mißverständniß von Ihrer Seite nicht, als hätten diese Erörterungen irgend eine polemische Beziehung auf das, was Sie gegen unseren absolutistischen Ministerialrath nach der einen, gegen den liberalen Crusius nach der andern Seite hin vertheidigen. Ich habe nur von meinem Standpunkte aus meinen Beitrag zu diesen Unterhaltungen liefern wollen.

Jeder, der die politischen Gefahren unserer Zeit nicht gering anschlägt, und die Nothwendigkeit anerkennt: ihnen wirksamer als bisher zu begegnen — (ein Zugeständniß, welches wahrlich nur sehr wenige seiner absolutistischen Standesgenossen machen würden!) — Jeder richtet die Frage an Sie: was

denn die Regierungen nach ihrer Ansicht unternehmen sollen, um dem Zerstörungswerke Einhalt zu thun? — Sie antworten ihm darauf im Allgemeinen das, was jeder verständige und redliche Mann an Ihrer Stelle antworten müßte. Allein die schwierige Hauptfrage läßt sich weder mit Sicherheit lösen noch umschiffen. Auf seine weitere Frage: ob Sie denn Stände, schreiende, störende, verwirrende, hemmende, mitregierende Stände wollen? antworten Sie: „nach Abzug der schmückenden Beiworte: Ja!"

Leider aber liegt gerade in diesen Epithetis der gordische Knoten. Die ganze Schwierigkeit steckt einfach darin, Stände zu schaffen, die durch ihre Rathschläge und Erörterungen die Regierung aufklären, die moralische Autorität derselben dem Lande gegenüber stützen, ihr die Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung tragen helfen, ohne dabei zu schreien, zu stören, zu verwirren, zu hemmen oder mitregieren zu wollen. — Wahrlich, nur der eingefleischteste und beschränkteste Bureaukrat würde nicht gerne und freudig nach dieser Hülfe greifen. Ich meinerseits erkläre Ihnen freimüthig: daß, wenn es thatsächlich möglich wäre, die Wirksamkeit heutiger Stände an eine richtige Einsicht in die bestehenden Staatsverhältnisse, an einen unzweifelhaft guten Willen, überhaupt an eine rechtliche, billige, kirchlich und politisch gesunde Gesinnung der gebildeten Klassen anzulehnen, wir uns, nach meiner festen Ueberzeugung, in Hinsicht der äußern Formen ungemein liberal beweisen könnten. Aber: hic Rhodus, hic salta!

Wenn mir in Verhältnissen, wie Sie Ihnen etwa vorschwebten, die Wahl gestellt wäre, zwischen der dortigen Beamtenregierung und der Wirksamkeit einer Ständeversammlung, wie ich sie eben als wünschenswerth und heilsam bezeichnete, könnte die, durch die Bedürfnisse unserer Zeit gebotene Entscheidung keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Legen Sie dagegen die heutige Bureaukratie, etwa des Landes, welches Sie vorzugsweise im Auge hatten, in die eine, eine badische Kammer in die andere Schaale der Wage, so gestehe ich Ihnen

frei, daß ich mich der undankbaren und unlösbaren Aufgabe: hier mit Bestimmtheit das größere oder geringere Uebel auszumitteln, am liebsten ganz entschlagen möchte. Auf der einen Seite stände die schwache Hoffnung: daß sich aus den Discussionen eines bornirten und oberflächlichen Liberalismus dereinst doch noch, unter dem Einflusse der Oeffentlichkeit, eine bessere Einsicht und ein gesünderes Gerechtigkeitsgefühl der Besseren entwickeln könnte. — Dafür wäre aber der Nachtheil gewiß: daß die Constitution den Entwicklungsgang aller politischen Krankheiten der Gegenwart furchtbar beschleunigen müßte, während unter der Beamtenherrschaft, wenn sie fortdauerte, die Gefahr gewaltsamer Experimente vielleicht nicht ganz so groß wäre. Aller menschlicher Wahrscheinlichkeit nach würde übrigens gleichzeitig mit den Generalständen dieselbe Schachparthie zwischen absolutistischen und ultraliberalen Bestrebungen dortlandes beginnen, und das Staatsleben sich in denselben vitiösen Zirkel gebannt sehen, in dem es sich seit 1815 in den constitutionellen Ländern des Festlandes unausgesetzt bewegt, ohne von der Stelle zu kommen.

Sie, mein verehrter Freund! hegen nun die Hoffnung, daß auf dem von Ihnen (im zehnten Gespräche) entwickelten Wege sich die Gefahren beseitigen ließen, welche Oeder von der Herbeirufung von Ständen erwartet. Sie glauben, daß eine richtige Gränze zwischen der landesherrlichen Macht und der Mitwirkung der Kammern gezogen werden müsse. Sie unterscheiden zu diesem Ende, ohne Zweifel richtig und treffend, zwischen solchen Angelegenheiten, welche der Landesherr gar nicht, solchen, welche er allein und für sich, und solchen, welche er nur mit Zustimmung und Genehmigung der Stände regieren dürfe. Was die Steuern betrifft, so wollen Sie die jetzige Einnahme als den festen Ausgangspunkt annehmen, über welchen, als den langjährigen, erfahrungsmäßigen Anschlag der Bedürfnisse keine weitere Transaction nöthig seyn soll, wogegen die Zustimmung der Stände unerläßlich wäre, wo in Zukunft neue Steuern ausgeschrieben, neue Staats-

Schulden eingegangen werden sollten. Gewiß sehr vernünftige, wohl zu beherzigende Friedensvorschläge und weise, billige Mittelwege, die, wenn einmal die Unhaltbarkeit des absoluten Beamtenregiments dargethan, und die Einführung einer neuen ständischen Verfassung entschieden ist, nothwendig die Basis jeder weitern Anordnung seyn müßten. Aber dürfen wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß wir Deutsche mit so leichter Buße davon kommen, daß diese Concessionen den verirrten Zeitgeist versöhnen, alle redlichen und einsichtsvollen Männer der Nation um den Thron versammeln, überhaupt zur Stunde noch genügen würden, den Gang der Weltgeschichte zu wenden? Ach! lieber Waldheim! wie gerne möchte ich heute noch diese Hoffnung festhalten, wenn ich nur im Laufe der letzten zehn Jahre die kautschukartige Zähigkeit des bornirten, deutschen Philisterliberalismus und die abgründige Bosheit unsers atheistischen Radikalismus nicht im Leben, der großen Schule des wechselseitigen Unterrichts, kennen gelernt, und die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen hätte, daß unser deutsches Grundübel weit tiefer liegt, als in den Wahnbegriffen einer falschen, politischen Doctrin. Erwägen Sie, ich bitte Sie, wenn Ihnen diese Ansicht zu trüb erscheint, den Willkommen, mit welchem Ihr mittelliberaler Gegner in der allgemeinen Zeitung Ihre freisinnigen Vorschläge begrüßt.

Sie sind im vollkommensten Rechte, mein verehrter Freund! mich zu fragen: ob wir denn, die Richtigkeit meiner Ansichten vorausgesetzt, in stummer Unthätigkeit die große Krise erwarten sollen, in welcher die Gewalt allein entscheiden wird? oder ob es nicht wenigstens gerathen sei, auf dem von Ihnen bezeichneten Wege in Zeiten noch eine Appellation an die Vernunft unsers Volkes einzulegen.

Was ich Ihnen darauf zu sagen habe, ist einfach und bündig Folgendes: Wie einer der Propheten des alten Bundes möchte ich allen Rathschlägen politischer Klugheit den warnenden Ruf vorausschicken: Jerusalem, Jerusalem convertere te ad Dominum Deum tuum. Wenn, seitdem es eine Geschichte

gibt, vielleicht kein anderes Volk des Erdbodens es jemals in der höhnischen Verachtung Gottes, in der offenen, rohen Protestation gegen das „Jenseits" weiter gebracht hat, als die gebildeten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, so ist die unerläßliche, erste, nothwendigste Voraussetzung unserer Rettung: aufrichtige Versöhnung mit der ewigen Gerechtigkeit, welche sich nicht auf die Dauer spotten läßt. Nachdem die Häresien des sechszehnten Jahrhunderts den Strom der Zeit hinabgeschwommen sind, ist es nicht nur ein unersprießliches Beginnen und eine Sünde wider den Geist der Wahrheit, längst gebannte Gespenster in's Leben zurückzurufen, und mit ihrer Hülfe die Rückkehr unsers Volkes zum alten Glauben aufhalten, die heilende, versöhnende, ausgleichende Macht der Kirche lähmen zu wollen, sondern dieß Verfahren ist auch in so fern im eminentesten Sinne politisch gefährlich, als es mit den Mitteln des Widerspruchs und der Aufhetzung gegen die Autorität der Kirche, Ordnung und Vertrauen im Staate erzielen will. Die durch künstliche Mittel beständig neu angefachte, fieberhafte Begeisterung des Reformationszeitalters führt nicht zur Unterwerfung, am wenigsten unter ein quasiorthodoxes Staatskirchenthum, welches keiner ernsten Prüfung gewachsen ist. Die Geschichte des Tages lehrt: daß die radikale Opposition gerade auf diese schwache Seite der politischen Autorität ihre Geschosse lenkt. Ihr gegenüber gibt es nur einen sichern und unangreifbaren Standpunkt: die Wahrheit. Wer könnte auf die Hülfe und den Segen Gottes rechnen, wenn er sich mit Bewußtseyn und Absicht von dieser fern halten wollte? So viel aber steht unerschütterlich fest, daß in der heutigen Lage unseres Vaterlandes bei Gott allein Hülfe ist. Darum: A Jove principium.

Wollen wir nach und neben diesem Einen, was Noth thut, an Schlichtung unserer großen politischen Controversen denken und dabei die ständische Frage, als eine der nächsten und dringendsten, zur friedlichen Lösung vorbereiten, — so ist allerdings das von Ihnen Gesagte in Beziehung auf das Land,

welches wir beide meinen, vollkommen wahr, und Ihre Vorschläge sind durchweg ernstester Beherzigung werth. — Allein Heilung, Hülfe und Versöhnung würden auch diese, allein und für sich, schwerlich bringen.

Wären Sie unter diesen Voraussetzungen, wie wir sie uns denken, ein Monarch, der daran dächte, in der Hauptstadt seines Landes die Stände desselben zusammen zu rufen, so würde mein Rath und Gutachten ungefähr folgendergestalt lauten.

Sie sind in einer Lage, mein gnädigster Herr! so würde ich meine Rede anheben! wo das Wohl Ihres Hauses und Ihres Landes es Ihnen zur strengsten Pflicht macht, den natürlichen Eingebungen Ihres Herzens und der Ihnen angebornen, geraden Denkweise zu folgen. Ohne die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit ist es unmöglich, Ihre Staaten zu regieren.

Hüten Sie Sich daher, irgend ein Versprechen zu geben, welches Sie nicht vollständig, treu, im guten Glauben und mit vollkommener Ruhe des Gewissens erfüllen könnten. Lassen Sie Sich nie in eine Lage bringen, die Sie im Drange der Noth des Augenblicks über kurz oder lang nothwendig zu künstlichen Auslegungen Ihres gegeben Wortes führen müßte. Erklären Sie, daß Sie die Stände zusammen rufen, damit in deren Mitte jedes gute Recht, jedes legitime Interesse in Ihrem Lande mit der allerschrankenlosesten Offenheit, Freimüthigkeit und Wahrheit sich selbst geltend machen und vertheidigen könne. Sorgen Sie dafür, daß in der Versammlung Ihrer Stände, schon kraft der Zusammensetzung und Berufung derselben, neben der größten Vollständigkeit in der Vertretung der einzelnen Stände und Gesammtinteressen, diese Freiheit: sich auszusprechen, wirklich herrsche. Sorgen Sie, daß kein rechtmäßig bestehender Besitz, kein ehrbarer, moralisch begründeter Anspruch sich von diesem großen Plaidoyer aller Landesinteressen ausgeschlossen, oder im Genuß dieser Freiheit verkümmert sehe. Gewähren Sie Ihren Unterthanen durch die liberalste Oeffentlichkeit der Verhandlun-

gen die beruhigende Ueberzeugung, daß jedes corporative Interesse mit seinen Beschwerden und Wünschen, sowohl über bestehende als über bevorstehende Staatseinrichtungen, vollständig mit allen seinen Gründen und Gegengründen gehört werde, und daß wenn diese Debatten geschlossen sind, keine Intrigue, keine künstlich erzeugte Majorität der einen Parthei zum Siege über die andere verhelfe, sondern daß das Herz und das Gewissen Dessen entscheide, der als unabhängiger und oberster Herr gleich hoch über allen Sonderinteressen steht. Gewinnen Sie aber wirklich auf diesem Wege die Ueberzeugung, daß die unbezweifelbare Mehrheit Ihrer stimmfähigen Unterthanen einer neuen Finanzmaßregel, einer sonst beabsichtigten Einrichtung, oder einem in Vorschlag gebrachten Gesetze wirklich und entschieden widerspricht, dann geben Sie, auch ohne sich der Majorität der Stände durch ausdrücklichen Pact unterworfen zu haben, den neuen Plan, wenn nicht für immer, so doch auf so lange auf, bis die öffentliche Meinung aufgeklärt, das Vorurtheil beseitigt, die Abneigung gehoben ist, oder suchen Sie dem Bedürfnisse durch andere, minder verhaßte Mittel abzuhelfen. Dieß kann, zumal in heutiger Zeit, eine weise Regierungsmaxime seyn. Machen Sie es aber niemals zum Gegenstande eines, Ihrem Volke abgelegten Gelöbnisses.

Also, mein verehrter Freund! würde ich im Wesentlichen zu Ihnen sprechen, wenn Sie als regierender Herr mein Gutachten begehrt hätten.

Mit meinem Rathe werden sich zwar die Theoretiker der Volkssouverainetät, oder diejenigen, die noch immer die Dupes der alten, längst fadenscheinig gewordenen Täuschungen des Repräsentativsystems sind, oder endlich die Mord und Brand schnaubenden Prediger des radikalen Umsturzes mit nichten zufrieden erklären. Ja, ich selbst gestehe Ihnen frei, daß ich, wenn Sie meinem Rathe folgten, für den Ausgang nicht haften könnte, weil ich nicht weiß, ob die Gnadenfrist noch läuft oder schon verstrichen ist, welche die Vorsehung Deutschland nach dem Frieden von 1815 gestattet hatte. Nur scheint mir,

da das Beharren auf dem Standpunkte des absoluten Beamtenregiments nicht nur unmöglich, sondern thatsächlich bereits aufgegeben ist, der oben bezeichnete Gang ungefährlicher als jeder andere. Es wäre hierdurch wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß sich (was heute eine nothwendige Bedingung der Lebensfähigkeit jeder Regierung ist!) eine unabhängige, öffentliche Meinung bildete, mit der die Staatsgewalt sich verständigen, mit der sie Hand in Hand gehen, bei der sie Rath, Aufschluß und einen moralischen Stützpunkt finden könnte. Freilich hätte sie dann sich gegenüber eine Ständeversammlung in der Hauptstadt ihres Landes, und somit in jedem Falle, auch unter den oben aufgestellten Voraussetzungen! eine Aufschluß verlangende, Beschwerden vorbringende, oft auch zur Unzeit mitredende, controllirende politische Gewalt. — Das ist nicht zu läugnen. Aber ist die heute bereits bestehende Controle über die Regierung nicht über das ganze Land zerstreut, hält sie nicht in jedem Kaffeehause ihre Sitzungen, spricht sie nicht in allen Lokal- und Winkelblättern mit? Und hat die Regierung heute die Mittel, sich mit dieser, in der Diaspora lebenden Volksvertretung zu verständigen? Daß dieser Zustand auf diesem Punkte nicht stehen bleiben könne, leuchtet ein.

Die Frage scheint mir, auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt, nur darin zu liegen: ob es, im Interesse des wahren Gemeinwohls, gerathen sei, diese Theilnahme des Publikums an den Landesangelegenheiten von Regierungswegen zu concentriren und zu organisiren, um sie als Ständeversammlung leiten zu können, und ihr ein Sicherheitsventil zu schaffen, oder ob die Staatsgewalt sie je nach den Umständen bekämpfen oder ignoriren, und der dunkeln Zukunft den weitern Gang der Dinge resignirt anheim stellen solle?

Danken wir der Vorsehung, theuerster Waldheim! daß wir beide nicht berufen sind, die schwere Verantwortlichkeit für das letzte Wort der Entscheidung dieser Frage auf uns zu nehmen.

Anm. In Bezug auf das Seite 294 in diesen Blättern über Haller's Finanztheorie Gesagte finden wir uns veranlaßt, berichtigend hier beizufügen: Nicht der psychologische (wie Seite 142 Heft III. durch einen Irrthum des Setzers gesagt ist) sondern der physiologische Theil der Haller'schen Staatslehre ist unwiderleglich.

XXIV.

Correspondenz.

Aus Rottenburg, den 1. Febr. 1847.

Bereits ist auch zu uns herüber die erhebende Ansprache gedrungen, welche der hochwürdigste Erzbischof Carl August am 25. Januar an seine Diöcesanen gerichtet hat. Indem wir Gott dafür preisen, daß seine Barmherzigkeit durch Berufung solch apostolischer Hirten das katholische Bayern befähiget, als Hort des katholischen Glaubens in Mitten so großer Bedrängnisse sich zu erheben, hat ein neuer Schmerz unser Herz zerrissen, bei der Betrachtung des unsäglichen Elendes, das über unserer Diöcese so drückend lastet. Kein Theil der katholischen Kirche mag einen so bejammernswerthen Anblick darbieten, wie sie, welche schon im sechszehnten Monat ohne Hirten sich befindet. Wenn wir sagen, daß ihre Lage einem lecken Kahne gleichet, welcher ohne Steuermann, von stürmischer Brandung in Mitte gefährlicher Klippen umhergeschleudert, zwischen Tod und Rettung schwankt, so ist dieß traurige Bild eine nur zu treffende Bezeichnung.

Als vor länger denn einem Jahre ein Nachfolger Johann Baptists bestellt werden sollte, welchen Gregor und Pius IX. gleichmäßig verworfen haben, so hat die allgemeine, ausnahmslose Stimme schon vor der Wahloperation den Herrn von Jaumann als denjenigen bezeichnet, dessen Einfluß das schlimme Resultat müsse zugemessen werden. (Ströbele wurde allgemein vor der

Wahl schon genannt). Grund genug, daß nur mit Bestürzung die Katholiken die interimistische Leitung in solchen Händen sehen konnten. Ein halbes Jahr später wurden durch einen Correspondenten der Augsb. Allg. Zeitung, muthmaßlich den hochgestellten Staatsbeamten selber, welcher die Pläne entworfen hatte, die Katholiken mit der so schmerzlichen Nachricht überrascht, daß man beabsichtige, die katholisch-theologische Facultät zu ruiniren, oder wie die Perfidie euphemistisch vertuschte, der „römischen Partei" eine „deutsche" entgegen zu stellen. An diese Trauerkunde schloß sich nun sogleich die durch's ganze Land verbreitete Nachricht, daß der Capitelsvicar den alten Herrn von Drey bewogen habe, in Pensionsstand zu treten, um seine Stelle einem Adepten der sogenannten deutschen Richtung offen zu halten.

Als Ende Septembers die neugeweihten Priester aus dem Seminarium während kurzer Ferien in ihre Heimathsorte zurückgekehrt waren, erfüllten sie das Land mit der neuen Schreckenskunde, daß auch dem Seminarium eine deutsche Reform in Aussicht gestellt sei. Sie schloßen dieß aus einer inquisitorischen Untersuchung, welche von einem weltlichen Mitgliede des königlichen Raths war angestellt worden, um einen scheinbaren Grund gegen die Vorstände aufzubringen. Glücklicher oder natürlicher Weise konnte dieß nicht gelingen, da letztere Männer sind, an welchen auch das schärfste Auge nichts Unloyales wird erspähen können; ob aber das Schwert des Damokles über das Priesterhaus nicht mehr gezückt ist, daß läßt sich bei der bekannten „deutschen" Gesinnung unsers Capitelvicars um so weniger ermitteln, als die Ueberzeugung herrscht, daß dieses Manoeuvre nicht ohne seine Gutheißung sei versucht worden. Sieht man dagegen auf das theologische Convict in Tübingen, welches faktisch der ausschließlichen Leitung des Oberkirchenraths Schott anvertraut ist, so entwerfen nicht nur die mündlichen Schilderungen seiner Zöglinge, sondern öffentliche Blätter, wie der Donaubote und die süddeutsche Zeitung, ein Bild von der Erziehung in diesem Hause, welches dieselbe als die Quelle eines unsäglichen Elends erscheinen läßt, denn auf den kürzesten Ausdruck gebracht, besagen die öffentlichen Klagen nichts Anderes, als daß Schott der bevorzugteste Adept der „deutschen" Richtung, auf planmäßige Reform seiner Zöglinge hinarbeite. Unser Capi-

telsvicar aber ist sein besonderer Freund und Gönner. Darf man sich nun wundern, wenn bei solchen Erscheinungen die Ueberzeugung im ganzen Lande sich festgesetzt hat, daß der Capitelsvicar es sei, welcher versöhnenden Maßregeln der Regierung eben so gerne Vorschub leiste, als er bereit sei, jeder entgegengesetzten Maßnahme die Hand zu reichen, daß also, wenn er nicht wäre, die Entwirrung unserer unseligen Verhältnisse nicht in die weite Ferne geschoben wäre.

Sehen wir nun auf den Curatclerus, so läßt sich nicht läugnen, daß die Nachwehen des langen Regimentes, oder auch Nichtregimentes Johann Baptist's noch weit hinaus sich werden geltend machen. Wenn ein Mitglied des königlichen Rathes zu der bekannten Aeußerung: „wir brauchen nur einen Salber", sich bemüßigt halten konnte, so kann man leicht denken, daß der von diesem Collegium gänzlich unter Vormundschaft genommene Clerus eine kirchliche Autorität fühlen und kennen zu lernen wenig Gelegenheit hatte. Manche sind auch so in diesen Zustand eingewöhnt, daß sie dessen Aenderung für eine eben so große Abnormität halten, als andere dessen neusanctionirte Fortdauer. Nimmt man in Anschlag, daß die Staatsbehörde Beförderungen und Pfründen ausschließlich in ihrer Hand hat, so kann es ihr nicht fehlen, die sogenannte Pfründenloyalität nicht sobald aussterben zu lassen. Nun denke man sich aber von diesem tiefsten Niveau die lange Skale hinauf bis zu den sogenannten „extremen Fanatikern", welche das einzige Rettungsmittel in dem unverletzten canonischen Gehorsam und der unbedingten Unterwerfung der Priesterschaft nicht bloß unter die Aussprüche der heiligen Versammlung von Trient, sondern auch die letzten Rubriken des Missale und Breviers, der päpstlichen Bullen und Breven zu geschweigen, erkennen, so können gewiß mannigfache Abstufungen zwischen diesen beiden Polen Platz greifen.

Es liegt in der menschlichen Gebrechlichkeit, wie in der Unseligkeit unserer Zustände überhaupt, daß auch das beste Streben oft Inconvenienzen, oder wenn man will, Extravaganzen sich zu Schulden kommen läßt, welche nur bei einer wahren oberhirtlichen Leitung beseitigt werden können.

Noch wollen wir dem katholischen Volke einen Blick zuwen-

den, welches das nur zu getreue Bild einer Heerde ohne Hirten darbietet, welche, den Einfällen aller Feinde Preis gegeben, in der Irre geht. Daß die Katholiken Würtembergs von den Calamitäten, welche im Anfange dieses Jahrhunderts über alle katholischen Länder hereingebrochen sind, nicht verschont bleiben konnten, versteht sich von selbst; allein, was ist bis zur Stunde geschehen, um der bis zur Herzmitte vordringenden Fäulniß zu begegnen? Daß dem eisernen Mechanismus der modernen Centralisationswuth, dem versteinerten Schreibereiwesen und einer dem Rationalismus der absoluten Staatsvernunft huldigenden Beamtenkaste eine heilende und segnende Wirksamkeit inne wohne, wird Niemand behaupten können, sonst hätte die Kirche ihre Mission dem Polizeistaate des neunzehnten Jahrhunderts abgetreten. Daß aus einem Schulwesen, welches der Polizeistaat nach Principien eingerichtet hat, die der Kirche diametral entgegen gesetzt sind, kein Damm gegen die wachsende Demoralisation und Entartung des Volkes sich bilden lassen, das haben nicht nur die allgemeinen Klagen über die grundverdorbenen jungen Schulmeister, sondern auch die furchtbar angewachsene Zahl unehelicher Geburten bei der fast unbeschränkten Heirathserlaubniß, die vielen Kindsmörderinnen und die die in immer größerer Ausdehnung nöthig gewordenen Straf- und Arbeitshäuser mit einer so furchtbaren Deutlichkeit ausgewiesen, daß man nur in einem solchen Lande diese Donnerstimme nicht vernehmen konnte, dessen Kammer durch das neue Strafgesetz dem Ehebruch einen Freibrief ausgestellt hat. Ein Bischof aber, welcher bis zu seinen letzten Lebensjahren hinter der polizeilichen Umfriedigung sich eingewöhnt hatte, welche ihn von Rom und seiner Heerde in einer künstlichen Abgesperrtheit zu halten wußte, konnte den Uebeln nicht begegnen. Um das Maß des Elendes aber voll zu machen, mußte in vielen seiner Glieder im Cölibatssturm der Clerus aller Sitte Hohn sprechen, während zu gleicher Zeit das Collegium des königlichen Rathes, dieses Loyalitätswächters der Geistlichkeit, mit schonungsloser Feindseligkeit gegen den katholischen Clerus verfahren ist. Konnte nach solchen Vorgängen noch eine Achtung vor kirchlicher Autorität im Volke zurückbleiben, so bedurfte es nur der verrufenen Gottesdienstordnung, um die letzten Reste derselben zu erschüttern. Jetzt aber wundern sich

jene Staatsmaschinisten, die nicht rasten konnten, bis der Clerus zum „Volkslehrer und Staatsdiener" gemacht war, daß die in Stuttgart hausende Hefe des Radikalismus mit Erfolg ihre Emissäre unter das katholische Volk auszusenden weiß, und daß das Gift, welches deren schlechte Presse ohne Unterlaß über das Land ausschüttet, auch unter den Katholiken zu wirken beginnt! Wir aber bekennen vor aller Welt, daß wir es allein der unergründlichen Barmherzigkeit Gottes zu verdanken haben, wenn unser Volk, mit dessen heiligsten Interessen geistliche wie weltliche Beamten gleich schonungslos verfahren sind, noch mit Entrüstung von der ihm angesonnenen Schmach des Rongeanismus sich abwenden konnte, und daß in ihm ein heißes Verlangen nach einem apostolischen Hirten erwacht ist! Zu allen Gliedern unserer heiligen Kirche aber, welche des unschätzbaren Glückes gewürdigt sind, einen treuen, apostolischen Hirten zu besitzen, haben wir das Vertrauen, daß sie unserer ohne Unterlaß im Gebete mögen eingedenk seyn, auf daß die göttliche Barmherzigkeit uns einen Hirten verleihe von ungebrochenem Muthe und felsenfester Treue zu unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, denn auf anderem Wege kann dem namenlosen Elend nicht begegnet werden. Die Stimme eines treuen Hirten wird die Heerde wieder in die rechte Bahn zurückrufen. Möchten darum doch die Inhaber der weltlichen Macht bedenken, welche über die immer steigende Macht der heillosesten, schlechtesten Grundsätze erschrocken der nächsten Zukunft entgegenblicken, daß sie durch verzögerte oder schlimme Besetzung der bischöflichen Stühle sich selbst die rechte Hand abhauen. Gegen die Gewalt der bis zur Verrücktheit gesteigerten politischen und religiösen Irrthümer der Gegenwart hilft weder Polizei noch Militär, nur Eine Macht hat zur Bekämpfung des Unglaubens und des Irrthums die Mission, nämlich die Kirche!

XXV.

Literatur.

Concordat und Constitutionseid der Katholiken in Bayern. Eine historische Denkschrift mit Benützung bisher unbekannter Actenstücke, verfaßt von dem Autor der Erläuterungen und Zusätze zu der Rede des Fürsten von Wallerstein Durchlaucht über Quarta und Klöster. Augsburg 1847. Schmid'sche Buchhandlung. (Kremer.) XVIII u. 264 S. 8.

Die ersten beiden Decennien unseres Jahrhunderts bieten dem Kirchenhistoriker ein sehr reiches Feld dar; und gewiß darf die literärische Vernachläßigung dieser Epoche nicht länger dadurch entschuldigt werden, daß die Ereignisse zu neu seien, um ihr historisches Endurtheil zu erreichen, zumal da die Erkenntniß jener Zeit die ersten und natürlichsten Mittel darbietet, vielen Gebrechen der Gegenwart abzuhelfen. Wie belehrend eine Geschichte jener Zeit seyn würde, zeigt schon die vorliegende Schrift; denn obwohl sie nur die specielle Aufgabe lösen will, welche der Titel angibt, so wird doch ein so sprechendes Bild des kirchlichen Elendes jener Tage entworfen, daß die Alten, welche jene Zeit miterlebt hatten, sich am Abend ihres Lebens neuerdings aufgefordert fühlen müssen, sich an das werdende Gute der Gegenwart anzuschließen, und die

lungen, welche vielleicht da und dort geneigt seyn möchten, unkirchlichen Grundsätzen allzuvoreilige Barmherzigkeit angedeihen zu lassen, die Früchte dieser Grundsätze zu studieren Gelegenheit erhalten.

Nachdem der Verfasser zuerst die Säcularisations-Zeit in Bayern mehrseitig beleuchtet hat, zeigt er uns, wie bereits im Jahre 1807 im tirolischen Theile Bayerns von Seite des Staates das Bedürfniß eines Concordats gefühlt wurde, und wie man auch Einleitungen zur wirklichen Abschließung eines solchen getroffen habe. Zwar wurde die Ausführung dieses Planes vereitelt; aber die Gründe, welche dem Staate den Gedanken an einen Vergleich mit dem römischen Stuhle nahe gelegt hatten, hörten nicht nur nicht auf, sondern verstärkten sich immer mehr. Die Unterhandlungen, welche zum Abschlusse des Concordates vom Jahre 1817 führten, wurden vom Staate selbst eröffnet, weil er nur durch Ordnung der kirchlichen Verhältnisse hoffen konnte, den Verwirrungen einen Damm zu setzen, welche aus der Säcularisation hervorgegangen waren, wie der Verfasser uns zeigt. Sehr belehrend ist die Geschichte des wirklichen Abschlusses. Wenigen möchte es bekannt seyn, daß unser gegenwärtiges Concordat, das vom 5. Juni 1817 datirt ist, nicht das wirkliche Concordat vom 5. Juni 1817, sondern eine sehr bedeutende Modification desselben ist, die erst am 11. October 1817 zu Stande kam. Der Verfasser theilt das erste Concordat urkundlich mit, und hebt die Stellen hervor, in denen es vom faktisch anerkannten abweicht, so wie die Motive und Bewegungen, wodurch die Modification herbeigeführt wurde.

Wer dem Verfasser bei der Schilderung dieser retrograden Bewegungen folgt, hat einen Schlüssel, um die Entstehung des Religionsediktes, die Maßregeln der Regierung hinsichtlich des Constitutionseides der Geistlichen zu erklären; zumal wenn ihm die reiche Reihe von Thatsachen zu Hülfe kommt, die der Verfasser im dritten Abschnitte mittheilt.

Als Anhang sind der Schrift achtzehn verschiedene, auf das Concordat, das Religionsedikt und den Constitutionseid bezügliche Documente mitgetheilt, welche nicht nur die vom Verfasser ausgesprochenen Urtheile bestätigen, sondern dem Leser auch eine Grundlage noch weiterer Urtheile werden können.

Jedermann, der über die Entstehung und Tendenz jener Gesetze gründlich belehrt seyn will, welche in Bayern die Norm für die Berührung des Staates mit der Kirche bilden, wird das Buch vollkommen befriedigt aus der Hand legen; zugleich wird jeder Leser dem Verfasser Dank wissen, daß er uns bei dieser Gelegenheit eine Zeit charakterisirt hat, deren Wesen wir so vielfältig und mit so großem Nachtheile vergessen. Mögen die kirchlich bedeutsamen Thatsachen dieser ganzen Zeit bald ihren Geschichtschreiber finden, wenn der Verfasser des vorliegenden, höchst interessanten Werkes, der seinen Beruf zum Geschichtschreiber schon längst und hiemit wieder von Neuem documentirt hat, hiezu nicht Muße haben sollte?

XXVI.

Kabinetsstücke.

Es ist bekannt, mit welchen scheelen Augen das Sectenwesen aller Schattirungen auf die sicheren Ganges voranschreitende Entfaltung der katholischen Kirche in den vereinigten Staaten schaut, und wie vor Allem deren Einigung und harmonisches Walten seinen Unmuth um so mehr anregt, als dasselbe hierin einerseits die Bedingung jener Prosperität anerkennen, andererseits fühlen muß, daß gerade das es ist, was ihm abgeht; die reichern Geldmittel aber, über die es zu verfügen und der politische Schutz, dessen es in den meisten außereuropäischen Länder sich zu erfreuen hat, weder jenen, noch die Charitas zu ersetzen vermögen, von der die katholischen Missionen durchhaucht sind. Die katholische Kirche bietet zwar ihren Neophyten keine Bibeln und ihren Katechumenen keine Traktätlein, dafür aber eine Sorge, welche über den geistigen die leiblichen Bedürfnisse nicht aus den Augen setzt, diese vielmehr nach allen Beziehungen berücksichtigt. Der nürnbergische Pfarrer Sondermann gibt hierüber in seiner „tabellarischen

Uebersicht über die protestantischen Missionsgesellschaften" u. s. w. ein merkwürdiges Zeugniß in Beziehung auf die vereinigten Staaten, oder erlaubt sich doch nicht, dasselbe in Zweifel zu ziehen. Er sagt nämlich Seite 99 seiner Schrift: „Unter den Auspicien der Prälaten entstanden eilf (jetzt dürften deren mehr seyn) Seminare, 16 Collegien, 45 Kostschulen, 42 Armenschulen, 25 Waisenhäuser mit mehr als 1000 Waisen, 7 Spitäler, 14 Anstalten für Unglückliche verschiedener Art. Zudem wartet die katholische Kirche an den Häfen, um die europäischen Auswanderer, welche jährlich in einer Anzahl von 2 bis 300,000 hieher kommen, zu empfangen. Sie wendet sich an jeden in seiner Muttersprache, sie führt ihn zu Freunden seines Vaterlandes, sie nimmt die Kinder derselben in ihre Arme; sie theilt ihre Leiden, welche oft der schwerste Theil ihres Gepäckes sind. Sie läßt sich völlig herab zu den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes; sie benützt mit Vortheil die Freiheit der Presse und der parlamentarischen Einrichtung; sieben Journale sind ihrer Vertheidigung gewidmet, und religiöse Discussionen, umgeben mit allen wünschenswerthen Garantieen der Oeffentlichkeit, entreißen zahlreiche Opfer dem Irrthum. Missionäre sammeln die Ueberreste der wilden Stämme, die sich vereinigen und an die Gränzen der vereinigten Staaten verpflanzt sind; in den Städten und auf den umliegenden Plantagen werden die Neger bekehrt." — Mag man sich, bloß von menschlichem Standpunkt genommen, verwundern, daß ein solches harmonisches und jederlei Bedürfniß stets im Auge behaltendes Wirken nicht ohne reiche Erfolge bleibt? Halten wir uns an das Wort Mission — Sendung — so ist die erste Frage: wer sendet diese, wer jene? In der Antwort liegen die Aufschlüsse.

„Des löblichen Fürstenthumbs Steyer Peinlich Gerichts-Ordnung" vom Jahre 1583 ist am Schluß ein besonderes Kapitel angehängt, Anweisung ertheilend, wie mit einem Maleficanten solle gehandelt werden, „damit man sein Seel nit in Gefährlichkeit setz." Da werden viele Beispiele und Sprüche der heiligen Schrift zusammengestellt, und zuletzt heist es: „Auß diesen Christlichen Trost sprüchen vnd Vermanungen soll die Malefitzisch person

willigklich, geduldig vnd mit grossen Frewden die marter leyden; dann das fleisch mit seinem falschen hertzen, händen vnd Füssen vnd der ganz Leyb sollen vmb der Sünd willen gestrafft werden, dardurch die Seel desto reiner klarer vnd lautter zu Gott kommen mög; dann es kompt nichts unreins oder befleckts inn Himmel, vnd mit wo einer Sündigt, damit soll Er gestrafft werden; darumben ist die Obrigkeit (wie im Eingang vermeldet vnd angerürt ist) von Gott eingesetzt die Vbelthäter zu straffen, auff das die Seel zum Ewigen leben erhalten werde, dann sie tregt nit das Schwerdt vergeblich, darmit sie Gott dienet, wie Paulus sagt zu den Römern am Dreyzehenden." „Auffs letzt, so sollen die Geistlichen dem Armen Menschen in der Gefencknuß offtmals mit den obeingelegten oder andern Christlichen sprüchen begegnen, tröstenn, vnd auffs best denselben erindern, damit der Arm Mensch seiner Seel zu heyl darauß desto beständigern vnd festern Glauben empfahen, sich mit demütigen, rewigen hertzen bereyten, vnd mit keckem ungezweyffelten hertzen, so Er nun Beicht und buß gethan vnd das Hochwürdig Sacrament nach ordnung Christlicher Kirchen empfangen, an den kampf des zeytlichen leiblichen Tods tretten, vnd im rechtem festem gefaßtem Glauben als ein Christ sterben vnd in gleicher Hofnung, das sein Seel ewig leben wirdt, abschayden möge. Das soll also durch yeden Gerichts Herrn trewlich fleissig vnd seinem höchsten vnd besten Verstand nach den Armen Malefitzischen Personen yedesmals vnnd offt vor seinem sterben fürgehalten, getröst, vnnd hierinnen bey jnen (weyl es des höchst gut, die Edel Seel betrifft) kein nachläßigkeit noch saumsall gespürt werden. Des wir Uns also als Herr vnd Landsfürst versehen, vnnd also yedem Gerichts Herren, dem also nachzukommen, mit Ernst aufgelegt haben." — Ist unsere materialistische Gesetzgebung, welcher vor lauter Weisheit einerseits jeder richtige Begriff der Strafe, als andererseits jede Obsorge um die Seele abhanden gekommen ist, wirklich vorwärts geschritten?

Im Jahre 1603 stiftete die verwittwete Erzherzogin Maria von Oesterreich, geborne Herzogin von Bayern, das Clarissenklo-

ster zu Grätz für sechsunddreißig Jungfrauen, unter Verpflichtung, „für die zugethane Fürsten deren Löbl. Häuser Oesterreich und Bayern, Lebendige und Abgestorbene, desgleichen für die Beschützung dieser Länder von des grausamen Türken Macht, auch alle des würdigen Klosters Wohlthäter täglich um ihre ewige Wohlfahrt andächtig zu bitten." In dem Stiftsbrief, „gegeben in der fürstl. Burgg zu Grätz den 1sten Tag July Anno 1603", kommen folgende rührende Worte vor: „Damit nun dieses alles nach unserem Absterben in guter unveränderter Ordnung erhalten werde, bitten wir nicht allein die göttliche Allmacht demüthigst, sie wolle ihre Gnad und Handhabung zu diesem Werk mittheilen, sondern auch unsern herz-lieben Sohn, seine Erben und Nachkommen, Lands-Fürsten in Bayern, mütter- freund- und treulich um unsers lieben Herrn und Seligmachers, seiner werthen Mutter Mariä, der reinen Jungfrauen, und aller lieben Heiligen wegen, zum höchsten und von Grund unseres Herzens, daß sie ob dieser Stiftung — — halben und darwider weder für sich selbst noch andern, keinen angesehen, es sey, wer da will, zu einigerley Weis noch Weg, bei solcher Ungnad und Straf im wenigsten handlen — — sondern sie vielmehr jederzeit ernstlich schützen und ihnen also wider Recht nichts Ungütliches zufügen; dessen wollen wir uns zu dem mächtigsten Beschützer aller Vorgewältigsten in allem Gehorsam inniglich getrösten und zu unserm lieben Sohn Erzherzog Ferdinand rc. seiner Liebden und Nachkommen aus sonderbarem mütterlichem Vertrauen allerdings freundlich uns keines andern versehen. Wofern sie aber in kurz oder zukünftiger Zeit darwider was fürnehmen, oder solches andern wissentlich zugeben wollten, haben sie von solchen vernünftig zu ermessen, wie hefftig sie den Allerhöchsten erzürnen, alle seine lieben Auserwählten bewegen und uns selbsten gar in jener Welt betrüben würden." — Man kann oft einer Zeit keinen größern Liebesdienst erweisen, als wenn man für sie das Privilegium der dicksten Unwissenheit in Anspruch nimmt; denn ließe sich dieses zurückweisen, wie müßte das Urtheil erst dann ausfallen?

In der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. XXXVII, S. 504 ist Folgendes zu lesen: „Daß der geistliche Stand (unter den Protestanten) nicht mehr geachtet wird, daran liegt die Schuld nicht an dem Stand, sondern an dem Geist des Zeitalters, an der unvorsichtig eingeführten Abhängigkeit der Kirche von dem Staate, an der juristischen Verwaltung der Kirche, an der politischen Einwebung ihrer eigenen Rechte und Zwecke in die Territorialgewalt, an den Consistorien und ihrer Besetzung, wodurch denn aller Fortschritt der verbesserten Einrichtung des Jahrhunderts (ein Katholik unserer Zeit würde sagen müssen: des allerwärts wieder erwachenden religiösen und kirchlichen Geistes) zur rechten gehörigen Zeit in Absicht der kirchlichen Gesellschaftsverfassung bisher unmöglich gemacht wurde."

XXVII.

Zeitläufte.

Die Berliner Zeitungshalle über eine Predigt von Lacordaire. — Ihr hinkendes Gleichniß. — Die Mittheilungen der Allgem. Preuß. Zeitung über Marr, Heinzen und Freiligrath. — Verheimlichung des Brandes, von Seiten der Censur nicht mehr statthaft. — Perfide Bemäntelung von Seiten der Bremer Zeitung. — Stupide Bosheit der sächsischen constitutionellen Staatsbürgerzeitung gegen diese Enthüllungen. — Der französische und der deutsche Mittelstand und der Blutterrorism. — Das junge Deutschland in der Schweiz von Marr. — Der Liberalismus der Restauration, von den Radikalen verlacht und verhöhnt. — Marr bei Itzstein. — Seine Anfeindung alles Positiven, selbst des Communismus als feige Mattherzigkeit. — Crasser Egoismus der reinen Negation. — Marr über den politischen Radikalism. — Seine Aufrichtigkeit in Sachen der Schweiz. — Die Natur predigt ihm die Wollust der Zerstörung. — Die Sittlichkeit dieses Jungdeutschthums, eine eiskalte Blasirtheit. — Seine Selbstnegation. — Große offene Propaganda des Atheismus zur Bildung von Teufeln, denen Robespierre mit seinem höchsten Wesen als reactionärer Finsterling erscheint.

Den 16. Februar 1847.

Vor Kurzem enthielt die Berliner Zeitungshalle (ein wie es scheint, nicht subventionirtes, aber dafür mit einem in Deutschland nicht alltäglichen Talent und bisher mit einem gewissen Verstande redigirtes Blatt!) folgenden charakteristischen Artikel:

„Deutschland, armes Vaterland, dein Schicksal ist entschieden — deine Zukunft liegt jetzt klar vor unsern Augen —

du wirst untergehen!! Aber wie? warum? wer behauptet das? Ich antworte auf alle diese Fragen, und Sie werden dann ohne Zweifel gerade so fest an die Prophezeihung glauben, als ich selbst. Am verflossenen Sonntag coramirte der ehrwürdige Pater Lacordaire die deutschen Philosophen, d. h. Strauß und die Rationalisten zum zweiten Male, und peitschte ihre hercitirten Schriften durch die langen Kreuzgänge der alten Notre-Dame. Dann schloß er einen Syllogysmus in Celarent, welcher ein- für allemal der deutschen Philosophie den Garaus machte, mit folgender Klimax: „„Julianus Apostata, der infame Christenverfolger, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Galiläer zu verderben, d. h. das junge Christenthum zu zerstören.““ Eines Tages begegnete er einem Christen, und fragte ihn spöttisch: „„Was macht der Galiläer?““ — Der Christ antwortete: „„Er macht einen Sarg?““ Es war der Sarg Julians, des Kirchenschänders, denn acht Tage darauf ward er ermordet. Als Voltair Christo zurief: Dans vingt ans tu verras beau jeu — da machte der Galiläer wieder einen Sarg — es war der Sarg der französischen Monarchie. — Als später das Papstthum der Omnipotenz des Kaisers zu erliegen schien — da machte der Galiläer einen dritten Sarg — es war der Sarg von St. Helena. — Und heute bleibt ihm noch eine Arbeit zu thun, um auf ein neues Jahrtausend hinaus seine Kirche zu sichern: er zimmert an einem Sarge für — Deutschland . . . il fait le cercueil de l'Allemagne.“

„Daß der Dominikaner-Pater ganz Deutschland verantwortlich macht für Strauß und die Rationalisten — denn von der weiter gehenden atheistischen Schule weiß er nichts — das kommt mir gerade so vor, als wenn ein Deutscher die Franzosen lauter Giftmischer nennt, weil sich vor einigen Jahren einige junge Weiber in Frankreich darauf verlegten, ihre alten Männer auf die empörende Weise los zu werden — ah que je déteste les métapheres sagte Paul Louis Courrier. — Er hatte recht, der strenge Pamphletist.

Wir sind durchaus nicht Willens, für Alles, was der berühmte französische Kanzelredner von heiliger Stätte herab oder sonst Ueberschwängliches gesagt hat, und menschlichem Ansehen nach ferner noch sagen wird, eine moralische oder wissenschaftliche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Aber in dem hier besprochenen Falle scheint uns weder höhnisches Witzeln noch hoffärtige Oberflächlichkeit sonderlichen Trost gewähren zu wollen, und wenn das Berliner Blatt der argen Prophezeiung wirklich mit keinen triftigeren Argumenten zu begegnen weiß, so will uns fast bedünken, daß das schauerliche Prognostikon doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sei. Insbesondere scheint uns das Gleichniß sehr unglücklich gewählt, an welchem die Zeitungshalle uns den Mißbrauch der Metapheren deutlich zu machen sich bemüht. — So lange in Frankreich wirklich Niemand sich des Giftmordes schuldig macht, als einige junge Weiber, die ihre alten Männer los werden wollen, — so lange wäre es freilich eine offenbare Absurdität und augenscheinlicher Unverstand, die Gesammtheit des französischen Volkes für die verbrecherische Richtung weniger Individuen verantwortlich zu machen. Aber wenn je die weit überwiegende Mehrheit der gebildeten, weiblichen Welt sich dortlandes offen und ungescheut, ja mit fanatischer Heftigkeit und Erbitterung für die Rechtmäßigkeit und Ersprießlichkeit einer Männervergiftung in Masse erklärte, wenn dieses Thema bei jedem freundschaftlichen Kaffee debattirt, in jedem Boudoir breit durchgesprochen würde, wenn die kleine Minorität weichgeschaffener Seelen, die ferner noch wie bisher Geduld mit ihren Männern tragen wollen, bitter verhöhnt und ausgezischt, kaum noch zu Wort kommen könnte, wenn die Toxicologie ein Lieblingsstudium der französischen Damen geworden wäre, wenn elegante Apotheken schon auf dem Aushängeschilde ihre Dienste zum bewußten Zwecke anböten, wenn die Literatur der Blaustrümpfe unheimlich nach Mandeln röche, wenn der Kirschlorbeer als Parfüm in zarten Händen nicht fehlen dürfte, wenn endlich sogar dem Andenken der Frau von Brinvillier ein schwär-

merischer Cultus gewidmet würde, dann möchte doch vielleicht, um in dem gewählten Gleichnisse zu bleiben! die Zeitungshalle uns erlauben, den Kopf zu schütteln, und die Vermuthung zu wagen, als beginne die schönere Hälfte der großen Nation eine Richtung nehmen zu wollen, mit der nicht gut Biscuit essen oder Limonade trinken sei. Ernsthaft gesprochen: Ob Christus der Herr unser armes deutsches Vaterland sich selbst überlassen und seinen Segen für immer von uns zurückgezogen habe, das kann freilich der Pater Lacordaire eben so wenig behaupten, wie die Berliner Zeitung es zu verneinen berechtigt ist, aber die Anwendung des oben durchgeführten Beispiels aus der Giftkunde auf die in Deutschland unbedingt vorherrschenden Bestrebungen des Atheismus und Communismus liegt nahe, und die Zeitungshalle hat sich mit ihrem Gleichnisse und ihrem Patzigthun dießmal schlecht verantwortet.

Der hier beleuchtete Fall führt uns auf die, in jüngster Zeit so vielfach besprochenen Auszüge aus den Schriften von Marr, Heinzen und Freiligrath, welche die allgemeine preußische Zeitung veröffentlichte. Wir können die Bekanntschaft mit diesen interessanten Bruchstücken der deutschen Revolutionsliteratur bei unsern Lesern füglich voraussetzen. War aber diese Mittheilung gerathen? hieß es nicht die von solchen Grundsätzen her drohende Gefahr noch vermehren, wenn ein öffentliches Blatt von mindestens semiofficieller Bedeutung sich selbst, wenn auch in bester Absicht, zum Herolde der Lehren der Umwälzung hergab?

Es ist bekannt, daß die Zahl derjenigen, die solche Fragen aufwerfen, in den obern Regionen der deutschen Gesellschaft nicht gering ist. Hat doch ein Lokalcensor in Preußen selbst, als die halbamtliche Veröffentlichung seiner Regierung in einem Provinzialblatte abgedruckt werden sollte, erschrocken über die ungewohnte Offenheit einige der grimmigsten Stellen streichen wollen, die den Radikalismus gar zu arg compromittirten. Dieß ist gewiß nicht das, was es beim ersten Anblicke scheint: Verrath, der mit den Feinden aller menschlichen Ordnung

unter einer Decke spielt. Ohne die Personen zu kennen, sind wir dießmal von vornherein der mildern Meinung: Solche Hehlerschaft kann nur in der größten Bornirtheit ihren Grund haben, wenn wir auch kein vielleicht unbewußtes Einverständniß annehmen. Wir gehen sogar noch weiter und geben zu: daß das System der Verheimlichung, angewendet auf brandstifterische Lehren und Gesinnungen, von solcher Intensität, in andern Zeiten und in andern Verhältnissen Vieles für sich gehabt hätte. Das französische Directorium war sichtlich bemüht, dafür zu sorgen, daß über die Conspiration Baboeuf so bald als möglich Gras wüchse. Der Proceß wurde fern von Paris in möglichster Stille verhandelt, die Verschwornen so schnell als möglich abgethan; der magere Auszug aus den Verhandlungen, den der Moniteur gab, verhüllte die Doctrin der consequenten Neulehrer mehr, als daß er ihr hätte Proselyten werben können. — Allein heute, wo bereits der Kampf gegen das Eigenthum in den zahllosen deutschen Proletariern der Literatur seine Organe, und der wüthende, grimmig radikale Haß gegen die 6000jährige Ordnung der Gesellschaft, in einer Fluth von Büchern und Zeitungen sein Echo findet, wo ein großer, vielleicht der größte Theil aller Produkte der deutschen Presse, sei es unter der Maske der Volkswirthschaftslehre oder der Poesie, sogar (nur in milderer Form) nichts Anders predigt, als jene Lehren, — heute noch diese todtschweigen, sie in der Stille unterdrücken, durch Ignoriren umbringen wollen, ist ein nicht bloß lächerlicher, sondern landschädlicher und gemeingefährlicher Anachronismus. Die allgemeine preußische Zeitung hat recht und wohlgethan, und den Dank von ganz Deutschland verdient, wenn sie diesen weitverbreiteten, unseligen Zauberschlaf störte, und aus allen Kräften, nicht durch Declamationen und Versicherungen, sondern bewaffnet mit der nackten, kalten Thatsache, den Feuerruf ertönen ließ. Gott gebe, daß er nicht wieder spurlos verhalle, sondern diejenigen, denen Vorsorge obliegt, zu einer recht ernstlichen Prüfung unserer Zustände führe, welche, wenn sie mit unerschrockener Aufrichtigkeit gegen

sich selbst unternommen würde, die ganze Gefahr der moralischen und ökonomischen Lage unsers Volkes erkennen lassen dürfte. Einstweilen ist es interessant, zu sehen, wie die zwischen Radikalismus und Liberalismus die Mitte haltende deutsche Zeitungspresse dem unangenehmen Eindruck der preußischen Publikation mit altgewohnter Taktik entgegenzuwirken sucht.

„Die allgemeine preußische Zeitung", so läßt sich, wenn nicht Wilhelm Marr selbst, so doch einer seiner Gehülfen und Verbündeten in der Bremer Zeitung vernehmen, „brachte vor einigen Tagen einen ausführlichen Artikel über die Bestrebungen der sogenannten jung-deutschen Partei in der Schweiz, dessen officieller Charakter daraus hervorgeht, daß ihn auch die übrigen Berliner Zeitungen aufnehmen mußten. Die Schriftsteller Marr, Heinzen und Freiligrath werden darin als Verbreiter des Socialismus, Communismus und der Republik an die Spitze gestellt, und ihre verbrecherischen Absichten aus ihren eigenen Schriften geschildert. Nun weiß man aber, daß Marr ironisirend in seinem Buche den Umtrieben einer Hand voll Phantasten eine Wichtigkeit gibt, die diese nie hatten. Freiligrath ist längst nach England ausgewandert, und Heinzen, der wilde Schriften in die Welt schleudert, irrt von Ort zu Ort, und ist wohl kaum selbst so fanatisch, daran zu glauben, daß er mit seinen tollen Worten eine Revolution oder eine Republik in Deutschland hervorbringen könne. Vor diesen Gespenstern können die Herren daher gewiß ruhig schlafen; es frägt sich aber, was man eigentlich jetzt mit einem solchen bange machenden Artikel wollte? Fast kann man nicht anders denken, als daß die vier hier jüngst gefangenen Communisten, welche nächstens vor Gericht erscheinen sollen, die Ursache dazu abgeben. Man möchte beweisen, welche Gefahr dahinter steckt, und die unglücklichen vier Schuhmacher- und Schneidergesellen mögen wohl als Genossen der gefährlichen Flüchtlinge in der Schweiz erachtet werden sollen, indem die Polizei beweist, wie recht sie that, streng gehandelt zu haben. Außer diesem Schluß weiß man in der That nicht, was der wunderbare Artikel, der

selbst das streng verbotene ça ira von Freiligrath abgedruckt, zu bedeuten hat."

Nach dieser schlauen Wendung versichert dasselbe Blatt: der Artikel sei der Allg. Preuß. Zeitung, „aus keinem ministeriellen Bureau eingesandt, sondern die Arbeit eines Volontärs, die den Beifall einer bei jenem Blatt einflußreichen Person erhielt und so Aufnahme fand. In höchsten Kreisen soll er jedoch sehr mißfällig aufgenommen und vielfach als gegen den politischen Takt anstoßend bezeichnet worden seyn. Man wird allerdings nicht umhin können, von jenen einzelnen Erscheinungen Notiz zu nehmen; aber den Giftextract auf offenen Markt zu bringen, auch wenn das Etikett „„Gift"" anklebt, bleibt für ein Blatt von dem Charakter der A. P. Z. immer eine mißliche Sache."

Plumper und roher noch legt in gewohnter Weise der sächsische Radikalismus seinen Aerger über die unwillkommene Enthüllung (wenn wir sie so nennen dürfen!) an den Tag. Die unter königlich sächsischer Censur erscheinende „constitutionelle Staats-Bürger Zeitung" sagt über den preußischen Feuerruf: „Wir lesen und staunen. Da wird uns die Quintessenz der verbotenen Bücher auf ein paar Spalten geboten und wirklich das Schlimmste ist herausgezogen. Das sind eben die Bücher, nach welchen man eifrig fahndet. Nun, wenn die Sachen darin so plump, so dumm, so schlecht sind, wie uns die Zeitung vormalt, warum verbietet man denn die Bücher? Warum läßt man uns nicht selbst prüfen, was darin steht? Leider ertappen andere Zeitungen hier die „„gute Presse"" auf einem schlechten Streiche. — Die Citate sind, wie behauptet wird, entstellt, gefälscht; überall (?) z. B., wo Marr über längst (!) vergangene Dinge in der Schweiz berichtet und deßhalb das Zeitwort „„war"" gebraucht, setzt die Zeitung statt dessen „„ist"". Die unabhängige Presse Deutschlands hat die in jenem Artikel liegenden Unwahrheiten und Entstellung bereits aufgedeckt, aber die Leipziger Zeitung ignorirt das, druckt ihn noch nachträglich für den, der nichts liest, als jenen Kinder-

freund, ab, und äußert sich darüber in einer Weise, daß wenigstens der mit den Verhältnissen ganz Unbekannte verleitet werden kann, zu glauben, mit jenem der Vergangenheit entlehnten Bilde aus der Schweiz würden unsere Bestrebungen abgespiegelt. Wir haben in Sachsen keine Vorgänge, die Sympathien für Ideen, wie sie Heinzen entwickelt, oder für Verwirklichung Freiligrath'scher Poesien verrathen. Sachsens Liberale wollen nur Verwirklichung dessen, was die Verfassungs-Urkunde verheißt, die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Verwirklichung ohne Gesetzüberschreitungen ist in ihnen noch nicht erloschen. Möge diese Ueberzeugung nie gestört werden! Englands Regierung hat nicht solche Furcht vor revolutionären Schriften, wie die deutschen Regierungen. Halten sie das deutsche Volk für so schwach, daß dergleichen Bücher es zu Verbrechen verleiten könnten? oder halten sie ihre Macht so wenig für befestigt durch den Rechtssinn des Volkes? Nun, so gebe man doch Institute, die das Volk in den Stand setzen, wie das englische, sich zu überzeugen, daß wir ein wohlgeordnetes Staatsleben haben; man halte und erfülle, was die Bundesacte verspricht. Das wird besser wirken als Bücherverbote und Censur."

Mit dieser stupiden Bosheit weiter zu rechten, ihr darzuthun: daß es sich ja hier eben von der Abwehr eines neuen Feindes handle, der sich außerhalb aller, auch der weitesten Gränzen des Constitutionalismus aufgestellt, der die Fictionen Delolme's von vornherein mit Füßen getreten, der die Massen zum Kampfe aufgerufen hat, gegen Alles, was Staat und Recht und Eigenthum heißt, — das hieße Wasser mit dem Sieb schöpfen, um den Mohren weiß zu waschen.

Werfen wir weiter die Frage auf: was denn jene in der preußischen Allg. Z. an den Pranger gestellte Schriftsteller mit ihrer Offenheit gewollt haben? oder wie sie sich über die Gefahr täuschen konnten, der sie ihre eigenen Zwecke und Pläne auf diesem Wege, scheinbar ohne erheblichen Nutzen, aussetzten? —

so ist dieselbe durch alles darüber bisher in den deutschen Zeitungen Gesagte noch keineswegs beantwortet. Was Freiligrath's ça-ira-Poesie und Heinzen's politische Lucubrationen sollen, ist durch sich selbst klar. Aber man wende nicht ein: sie hätten doch bedenken müssen, daß wilder Cynismus nothwendig jeden gebildeten Mann, jeden denkenden Kopf anwidern werde. Sie haben eben nicht für denkende, gebildete Menschen geschrieben. Sie haben sich an die moralische Hefe unseres Volkes, an die halbgebildete Masse gewendet. Hier werden sie ein Echo und ein dankbares Publikum finden. Ueberhaupt, wer kann sich darüber täuschen, daß der wildeste, brutalste Terrorismus für den deutschen Mittelstand keineswegs ein Gegenstand des Abscheus und Entsetzens ist! Der deutsche Philister hat eben noch keine sinnliche Erfahrung von solchem Regimente. „Bei uns kann ja dergleichen nicht vorkommen!" Das ist sein Trost. Aber in Frankreich ist es anders, und daß dort bei den ersten Tönen der Carmagnole (um von den höhern Klassen zu schweigen!) die Gesammtheit aller Gewürzkrämer, Schneider und Handschuhmacher ein panischer Schrecken packt — das ist in allen großen Crisen Ludwig Philipp's mächtigster Bundesgenosse gewesen. Denn die Erinnerungen aus den Tagen des Wohlfahrtsausschusses stehen mit unauslöschlicher, blutrother Schrift in den Traditionen unzähliger Familien aufgezeichnet. So schnell vergißt es sich nicht, daß dort das Haupt des Großvaters unter dem Beile fiel, oder daß die Großmutter, weil sie des Mangels an Cynismus verdächtig war, in Lumpen gehüllt, im Gefängnisse starb, oder daß der rasende Pöbel den Oheim, den Nachbarn, den Freund des Hauses erwürgte, oder daß die eigene Familie durch den Fall der Assignaten an den Bettelstab kam. Ein großer Bruchtheil des Volkes hat dort noch mit der Muttermilch den Glauben eingesogen: es sei doch nicht gut Revolutionen machen, am wenigsten solche, die an Hab und Gut Aller gehen, und jeder Umsturz der Regierung könne leicht, auch für die Regierten, ganz eigenthümliche Unbequemlichkeiten nach sich

ziehen. Das weiß auch der liberale Mittelstand in Frankreich, und deßhalb bringt dort der Staatsprocurator ohne sonderliche Mühe Volksfreunde, welche Reden führen wie die Herren Heinzen und Freiligrath, in kürzerster Frist dahin, wo weder Sonne noch Mond scheint. Oder wenn sie seinen praktischen Griffen entgehen, schlägt die Nationalgarde diese Herolde der Zukunft bei der ersten, unschuldigen Gelegenheit mit Kolben todt. Denn das gebrannte Kind scheut das Feuer. Aber der censurirte deutsche Michel spielt in blödsinniger Afterweisheit mit dem Ungeheuer, welches ihn und seine Kinder zerreißen wird, und Schriften, vor denen sich das Haar des vielverlachten Pariser Epicier emporsträuben würde, liest er, froh daß auch ihm sich die Gelegenheit zu einer politischen Duodezdemonstration bietet, mit innigstem Behagen Abends in seiner Ressource vor. „Das ist ein ganzer Kerl dieser Heinzen.“ „Ja! und erst der Freiligrath!“ Ueber dem Vergnügen.: der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, weil sie die Marotte hat, nicht leiden zu wollen, daß der Wolf den Gänsen predige, vergessen die Tröpfe, daß es sich für sie und Weib und Kind, um Leib und Leben, um Haus und Hof handelt. So treibt es in seiner ungeheuern Mehrheit der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, und so wird er es treiben. Dafür aber, daß er je durch Schaden klug werde, wollen wir wenigstens keine Bürgschaft übernehmen.

Bei weitem interessanter als die Zorn- und Wuthergüsse der deutschen Schreckensmänner in spe ist das psychologische Problem, welches Wilhelm Marr in seinem Buche: Das junge Deutschland in der Schweiz, allen denen vorlegt, die nicht an der äußersten Oberfläche der Ereignisse kleben zu bleiben gewohnt sind. Wenn diese Schrift weniger hoch und streng verboten wäre, würden wir sie allen unsern Lesern auf das Dringendste empfehlen. Wären wir Polizei, wir würden sie gratis an allen Straßenecken vertheilen lassen. Sie liefert nicht nur, was sie verspricht, „einen Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage“, sondern überhaupt

die merkwürdigsten Aufschlüsse über viele Räthsel der Zeit. — Bisher sind ähnliche Enthüllungen nur von den Leitern und Mitwissern solcher Revolutionen geliefert, die ihren Zweck vollständig erreicht, ihr Schiff im Hafen geborgen wußten. Hier aber gibt uns ein Mensch, der in den Grundtiefen der zerstörenden Strömung zu Hause ist, mit einer Offenheit und Aufrichtigkeit, von der uns kein zweites Beispiel bekannt ist, die redseligste Kunde über das Schicksal, welches eine politische Mordbrennerbande erst zu bereiten geschäftig ist. Ist das heller Wahnsinn? ist es Rache an einzelnen Halbverbündeten, mit denen sich der Verfasser überworfen hat? ist es ein Versuch, sich eine Rettungsbrücke zu bauen? Ach! unsere Auslegung lautet viel schlimmer und beschämender. — Es ist neben andern persönlichen Motiven ein Uebermaaß von Verachtung der gesetzlichen Ordnung und ihrer Organe, welches aus diesem Schriftsteller spricht. Er weiß, oder er glaubt zu wissen, daß er am wenigsten Gefahr läuft, wenn er mit offenen Karten spielt. Er hat ein recht auffallendes Exempel statuiren wollen, was Alles sich in Deutschlands gegenwärtiger Lage der Gewalt straf- und gefahrlos von dieser Seite her bieten lasse. Im Gegentheil! je schwatzhafter die terroristische Faction selbst über ihre Pläne und Entwürfe ist, desto weniger (so meint er!) wird ihr Aufmerksamkeit geschenkt werden. An Vorkehr und Hülfe gegen diesen Feind zu denken, wer hätte dazu vollends Zeit, Neigung, Veranlassung in unsern Tagen? Heute, wo die viel nothwendigern Absperrungsmaßregeln gegen den Landschaden, der von den Jesuiten droht, und gegen die ultramontanen Umtriebe, die Europa das Messer an die Kehle setzen, die Spurkraft des gebildeten Publikums mancher Länder fast ausschließlich in Anspruch nehmen! O, dieser Wilhelm Marr kennt leider nur zu gut seine Leute! Nach wenigen Wochen wird, trotz der Veröffentlichung der allgemeinen preußischen Zeitung, er und sein Buch verschollen seyn, gleich als wären beide nie in der Welt gewesen. Er hätte dreist eine Wette eingehen können (und wer weiß, was er gethan hat!): er

wolle, was er auf der Seele habe, drucken lassen, ohne daß ihm oder seinen Gehülfen oder seinen Absichten auch nur ein Haar gekrümmt, oder der nothwendige Gang der Ereignisse auch nur um eine Sekunde aufgehalten, geschweige denn gehemmt oder geändert würde.

Die eben ausgesprochene, wenig tröstliche Ansicht soll uns jedoch nicht abhalten, aus dem vielen Interessanten, welches die genannte Schrift bietet, einige Aufschlüsse zu schöpfen.

Wenn der vulgär-rationalistische Liberalismus des deutschen Mittelstandes, der noch immer für die englisch-französischen Formen des Repräsentativstaates schwärmt, noch fähig wäre, überhaupt irgend Etwas zu lernen, so würden wir ihm dringend rathen: die Beiträge zur Statistik der Parteien zu beherzigen, die in Marr's offenherzigen Mittheilungen liegen. Wie ist der Liberalismus, der in der Restaurationsperiode noch modisch war, heute schon von den Fortschritten der Zeit überflügelt! Mit wie namenloser Verachtung sehen die Standartenträger des consequenten Widerspruchs auf den liberalen Troß hinab, der weit, weit hinter ihnen keucht! Als für Seidensticker, der aus dem Zuchthause entlassen und auf dem Wege nach Amerika begriffen war, auch in den revolutionären Schweizer Vereinen gesammelt werden sollte, fragten die Arbeiter schon: wer ist Seidensticker? was hat er gethan? „Seht Ihr Liberalen", ruft Marr aus, „das Volk steht euch zu fern, um Eure Taktik, die ihm gleichfalls fremd ist, begreifen zu können." — Der längst überflügelte Fein mußte in Vivis aus dem Munde eines Arbeiters die Worte hören: „Der Liberalismus hilft uns nichts, Christenthum und unser jetziger Staat überhaupt sind die Krebsschäden der Gesellschaft." Oder, wie ein Anderer, seines Handwerks ein Glaser, schrieb. „Ist denn der heutige Liberalismus etwas anderes, als ein: Stehe auf, daß ich mich hinsetze? Diese Sackpatrioten wollen uns, das Volk, begeistern! — Wozu? — Daß es seine bestehende Regierung zum Teufel jage und sie an deren Stelle setze, um nach kurzer Zeit ein noch schlimmeres Regiment einzuführen,

als das eben vertriebene. Und dafür soll man zu Ehrenbechern, Medaillen und dergleichen steuern?! Einen bessern Zustand müssen wir uns selbst schaffen, um etwas Besseres hinzusetzen, vorher die Stelle reinigen!"

Dergleichen Betrachtungen sind übrigens den schlauern Führern des deutschen Liberalismus selbst nichts weniger als fremd. Auch diese durchschauen vollkommen die Richtigkeit und Erbärmlichkeit ihres eigenen Treibens. Aber die liberale Maske dient ihnen zur leichtern Berückung der Gimpel, und zur bequemen Wirksamkeit für ihre weit tiefer (in die Börsen ihrer Gläubiger) greifenden, socialistischen Pläne. Hören wir darüber unsere Berichterstatter. „Mannheim war der erste Ort, wo ich Deutschland wieder näher kennen lernen sollte. Ich war mit Empfehlungsschreiben an die Herren von Itzstein, Hecker, Mathy versehen, und hatte so die beste Gelegenheit, „„die Ungethüme des deutschen Liberalismus"", die Männer, welche den Stein des Sysiphus wälzen, genauer kennen zu lernen. Aufrichtig gestanden, kostete es mich einiges Ueberwinden, die Männer zu besuchen, deren Bestrebung ich so oft in Wort und Schrift lächerlich gemacht hatte, und welche gewissermaßen die Vertreter einer Partei waren, welche wir fast eben so sehr, als den Absolutismus selbst haßten. Zudem ermangelte die jugendliche Eitelkeit nicht, mir zuzuflüstern: „„Du bist auf Deinem theoretischen Standpunkte hoch erhaben über die liberalen Amphibien — ein Lieblingsausdruck von uns — und in der Praxis nachhaltend wirksamer, als sie alle zusammen."" Das Bewußtseyn mit Hintansetzung aller persönlichen Neigungen, trotz allen Verdächtigungen u. s. w. das Meinige redlich beigetragen zu haben, um aus einer Masse von Tausenden von Deutschen, eine selbstbewußte, zu Menschen gewordene Propaganda zu machen, hatte mein Selbstgefühl erregt und mir den Muth gegeben, mit terroristischer Hartnäckigkeit mit jedem noch so berühmten Manne der Opposition in die Schranken zu treten."

„Außerdem galt es hier, besonnen zu handeln, denn wir

konnten zu unsern demokratischen Projecten, die wir allein durchzuführen noch zu schwach waren, die liberale Partei jetzt nicht mehr entbehren. Nichts desto weniger stand der Entschluß bei mir fest, ihren Häuptern unumwunden unsere ganze Weltanschauung mitzutheilen, und ihnen alsdann nur die Nothwendigkeit einer wenigstens temporären Zusammenwirkung und gegenseitigen Unterstützung klar darzuthun. Wie eine solche Allianz im Einzelnen sich gestalten würde, darüber konnte ich allein mir kein Schema bilden, sondern mußte es der organischen, durch Zeit und Umstände bedingten Entwickelung anheimstellen. Mit diesen Empfindungen begab ich mich zu Itzstein."

„Vater" Itzstein gefällt ihm jedoch, wie voraus zu sehen, überaus wohl, und er verständigt sich leicht mit dem Patriarchen des deutschen Liberalismus, der ihn tief in seine Karten sehen läßt.

„Er hörte meine Schilderungen unserer Bestrebungen in der Schweiz ruhig an, und als ich von unsern Projecten für die Zukunft sprach und, einmal im Redefluß, die Nutzlosigkeit der constitutionellen Opposition des „„gesetzmäßigen Fortschritts"" darzuthun suchte, ja dieselben heftig angriff, also nach den gewöhnlichen philiströsen Begriffen den Respekt, welchen die Jugend dem Alter schuldig seyn soll, gänzlich außer Augen setzte, spielte ein wohlwollendes Lächeln um seinen Mund. — Er ließ mich ausreden; dann schüttelte er ernst den Kopf. — „„Mein lieber Freund, Sie kennen Deutschland nicht, es ist Ihnen in der Schweiz fremd geworden. Sind auch Ihre Pläne auf eine an und für sich richtige Grundlage basirt, so sehen Sie sich Deutschland an, ob Sie den Grund und Boden darin finden, Ihren Plan in's Werk zu richten; leider, leider muß sich oft unser Streben den Verhältnissen accomodiren.""

„Man gab mir eine detaillirte Schilderung von der Macht des Polizeistaates und dem, was ich ihm entgegenzusetzen hätte, und was mir hier nur angedeutet wurde, fand ich später nicht nur im Badischen, sondern, und noch in weit höherm Grade,

in den übrigen Theilen Deutschlands vollkommen bestätigt. Sagt z. B. den Leuten: wir wollen an dem und dem Tage zusammen kommen, um über diese oder jene Angelegenheit unserer Zustände uns zu besprechen, und keine zehn Menschen werden sich einfinden. Verbindet dagegen damit die Einladung zu einem „„Zweckessen““, und sie kommen zehn, zwölf Meilen weit her, und dieselben Leute, welche nicht einen Heller z. B. für Verbreitung demokratischer Volksschriften hergeben, zahlen das Couvert an der Table d'Hôte mit einem Louisd'or, und betteln hunderte zusammen, um durch Unterstützung irgend eines abgesetzten Professors diesem es fernerhin möglich zu machen, daß er täglich seinen Champagner trinken kann. Die lächerliche Carrikirung einer Opposition! aber

„„— dieß Geschlecht
kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch!““

„Es war für mich daher schon ein erfreulicher Gewinn, daß ich in denjenigen Männern, welche ich bisher für die Beförderer aller liberalen Hanswurstiaden hielt, die Feinde derselben kennen lernte. Aber, es ist der Fluch der deutschen Freiheit, daß sie sich nur in der Harlequinsjacke zeigen darf. So ward mir auf meine Frage, warum denn entschiedene Männer des Fortschritts diese Geschichte mitmachten, der Bescheid: Weil es der einzige Weg ist, direct auf das Volk zu wirken. Bei dem Itzsteinfest — jene bekannte „„Festsammeliade““ — sind über 500 Exemplare der „„Gassenlieder““ von Hofmann verbreitet worden. Das war allerdings etwas. Aber zugleich war es ein sprechendes Zeugniß von der Jämmerlichkeit der Masse unserer Liberalen, welche ohne künstliche Mittel nicht angeregt, geschweige denn in Bewegung gesetzt werden konnten.“ —

Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß Marr, der den deutschen constitutionellen Liberalismus mit so schneidender Verachtung behandelt, deßhalb über den Communismus günstiger urtheilte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Adepten dieser, auf der äußersten Spitze der Durchbildung

angelangten Verneinung mit einer Klarheit des Blickes, die wir allen Polizeien wünschten, über die, zwischen ihnen und dem ächten Positiven liegenden Mittelstufen häufig Urtheile von der schlagendsten Wahrheit fällen, und sichtlich bestrebt sind, sich von allen, ihnen anklebenden Illusionen möglichst loszumachen. So namentlich Marr, — der für nichts, wenigstens für nichts Positives mehr schwärmt, an nichts mehr, auch nicht an die Ideale der Communisten glaubt, nichts hofft, als allgemeine Zerstörung, und (ächt jungdeutsch!) nichts auf Erden mehr liebt — als das eigne Ich. Persönlichkeiten imponiren ihm eben so wenig. Der von diesen Jungdeutschen längst überflügelte Fein, der noch auf den untern Stufen der revolutionären Scala, auf der Arndt-deutsch-patriotischen Begeisterung, auf der Constitution und dem Fürstenhasse, auf der Lutherschwärmerei u. dgl. stehen geblieben, wird von Marr unbarmherzig gegeisselt. Seinem luther'schen: „Hier steh' ich, ich kann nichts anders!" setzt er Münzer's: „Schlagt sie todt, wie das Vieh!" entgegen. Selbst Weitling ist ihm keine unantastbare Größe; er weiß dessen Schwächen, Widersprüche und Lächerlichkeiten sehr gut aufzudecken. Daß er den Patriotismus mit der tiefsten Verachtung von sich schleudert, ihn für eine „ansteckende Krankheit, eine Art magnetischen Schauer" erklärt, darf nach solchen Voraussetzungen nicht Wunder nehmen. Die Communisten sind ihm, weil sie eben außer der Zerstörung des Bestehenden noch Etwas (wenn auch noch so Chimärisches) bauen und schaffen wollen, noch immer viel zu positiv. „Lassen wir sie aussterben." — „Unselbstständigkeit ist das Charakteristische der Communisten. Der Positivismus erheischt Alles zum Opfer. In dem Gehirn spukt das Bild einer geregelten Zukunft im Nebel, und Ehre, Freiheit, der Muth des Mannes, die ganze Gegenwart wird diesem Nebelbilde geopfert." — Er urtheilt klar und scharf über ihre Schwächen. „Von der Eitelkeit der Schweizer Communisten kann man sich kaum einen Begriff machen. Da der Communismus ihre Religion, so verhalten sie sich gegen Alles, was ihrer

Ansicht nicht unbedingt beistimmt, fanatisch wie die Pfaffen. Sie fordern zu Discussionen auf, doch läßt man sich mit ihnen ein und setzt ihrem Materialismus das Recht der freien Selbstthätigkeit entgegen, oder was immer für einen stichhaltigen Grund, und sie können nicht weiter, so heben sie ein Lamento an über das Elend und den Jammer des Volks, das die Uneingeweihten wirklich zu rühren vermag. Und mit diesem Geplärre, mit diesem, aller Gedankenschärfe baaren Manoeuvre wollen sie die Welt erobern — nicht doch, errühren, das ist das Wort."

„Ich selbst versuchte es einmal, den Spieß herumzudrehen, und fragte einige Communisten, welche unsere fast rein negative Richtung bekämpften, wie denn sie, die „„Proletarier"", gedrückt an Geist und Körper, ohne die Energie der Negation zu besitzen, an's Construiren bestimmter, detaillirter Systeme nur zu denken wagten? Aber da hatte ich in ein Wespennest gestochen! „„Der will uns unsern letzten Trost rauben"", hieß es, und ich mußte noch froh seyn, nicht als Aristokrat ausgeschrieen zu werden."

Wie stellen sich unsere Jungdeutschen des reinsten Wassers der negativen Kritik den Communism vor: „Der Communismus", also lassen sie sich vernehmen, „ist der Ausdruck der Kraftlosigkeit des Willens. — Das Vertrauen auf sich selbst fehlt den Communisten. Unter dem socialen Drucke leidend, suchen sie nach Trost, statt nach Waffen, um sich zu emancipiren. Es ist ein zusammengepreßter Weltschmerz, welcher die Illusionen als Lebensbedingung verlangt. Die Communisten sehen die scheußliche Ungleichheit auf Erden, aber sie sehen sie durch die matten Gläser des Proletarierbewußtseyns. In ihren Schriften beschreiben sie wohl den status quo, aber sie erklären ihn nicht. Sie gestehen dem Menschen wohl das Recht der Reformen zu, aber sie sind nicht ehrlich genug, den Menschen auf die Ursachen der Dinge zurückzuführen. Ueber die égalité ist ihnen die liberté abhanden gekommen, und die gesellschaftlichen Zustände sind ihnen nicht der Ausdruck des socialen Be-

wußtseyns der Menschheit, sie sind ihnen ein aufgedrungenes Aeußerliche. Den passiven Theil der Schuld, den sie selbst daran tragen, daß Alles ist, wie es ist, wollen sie nicht wahr haben. Sie respectiren das Vorurtheil, indem sie es anerkennen und — schonen."

„Im Aeußerlichen", so lautet weiter ihre Doctrin, „liegt den Communisten die Wurzel alles Bösen. Der Communismus ist die sociale Theologie. Sie hat ihre heiligen Bücher, ihre Propheten, ihre Meßkasse, ihren Himmel. Es gibt orthodoxe Christen unter ihnen. Die Schnurre vom Anania und der Saphira ist die Basis der Religionsgeschichte. Sie gebären verschrobene Dogmatiker und Kirchenväter. Weitlings „„Evangelium der armen Sünder"" ist eine Probe davon. Sie nehmen, was in ihren Kram taugt, das Andere ignoriren sie entweder, oder sie quetschen und drehen und deuteln an klaren Worten herum, wie Theologen comme il faut."

„Die christlichen Communisten sind die unausstehlichsten. Der Dualismus des Christenthums ist in ihnen verkörpert. Sie wollen es nicht mit dem lieben Gott, aber auch nicht ganz mit dem Teufel verderben. Der Obrigkeit wollen sie nicht gehorchen, nicht „„seufzen und klagen"", aber sie wollen égalité, d. h. Gütergemeinschaft, und zwar keine christliche, nein, eine höchst epikuräische. Praktische Heiden, sind sie theoretische Christen. Sie brauchen das Christenthum als Mittel zur Propaganda, ohne selbst etwas anderes als Deisten zu seyn."

„Die nothwendige Folge dieses Autoritätsglaubens, welcher die Communisten charakterisirt, ist der Glaube an den Messias, der da kommen soll, oder schon gekommen ist. Es gibt der socialen Propheten viele, von Cabet an bis zu dem Landstreicher Kuhlmann herab. Jeder hat seinen Anhang, und der Communismus wird nicht durch eine compacte Masse, sondern durch so und so viel Secten repräsentirt, welche, einige in der Negation der alten Gesellschaft, einige

im Princip, wie Hunde und Katzen einander gegenüber stehen, so bald es sich um die positive Seite des Communismus handelt."

Auch täuscht man sich hier über die despotische Seite des Communismus nicht. „Es ist überhaupt eine interessante und im höchsten Grade belehrende Erscheinung, daß alle Prediger der Gemeinschaft zuletzt immer, hingerissen von dem Princip der abstracten Egalité, auf ein se rendre à diserétion, auf das Vertrauen zum Individuum, auf — die Dictatur hinauskommen."

„Weitling redet Seite 260 ganz deutlich von einem neuen Messias, der da kommen soll."

„Cabet in seiner Voyage en Icarie, welche sich von Weitlings System durch das humane, liebevolle und phantasiereiche einer verklärten Société, in welcher selbst die Omnibusse reizend geschildert sind, rühmlich auszeichnet, — Cabet leitet alle die Herrlichkeiten seines Reiches von einem Individuum (Jcarus, dem Dictator) ab. Tout en déclamant contre l'individualité!"

„Phillot („„Ni chateaux, ni chaumières!""), rückt unter den Communisten am plumpsten mit seiner wahren Ansicht heraus, die sich aber, wir wiederholen es, selbst widerlegt durch seine Keckheit, womit er, Monsieur Phillot, sie geltend machen will. Nachdem er uns die Grundzüge seines neuen Reiches gezeichnet, schließt er:

„„Mais l'on nous demande, si l'humanité n'en veut pas?""

„Mais, je vous reponds, *si les pensionnaires du Bicêtre ne veulent pas des douches*?!" Dieser klare Blick verdient an einem Verfechter der Zerstörung, unseres Dafürhaltens, alle Beachtung und Anerkennung. Nicht günstiger als der Communismus kömmt der „jüngern Kritik" gegenüber der politische Radikalismus weg.

„Doch ist etwa in andern Ländern der politische Radikalismus anderer Natur, als in der Schweiz? Mit Nichten!

So lange er unterdrückt ist, sucht er seinen Gegner „„Gesetz““ zu schrecken; er handelt nie aus freiem, eigenem Antriebe, er läßt sich treiben wie ein steuerloses Boot. Kommt dann der Radikalismus zur Herrschaft, so ist er verblüfft, er weiß nicht, was er mit der Macht, die er in Händen hat, beginnen soll. Der Radikalismus hat sich von jeher als ein Tölpel gezeigt, und die Freiheit ist nie so arg gemißhandelt, als da, wo der Radikalismus herrscht. Und es ist natürlich. Der Radikale glaubt für eine „„heilige““ Sache zu handeln; er ist Fanatiker so gut, wie der religiöse Mystiker. — Wo er an der Spitze steht, wird er mit der Zeit entweder müde, und dann wird er conservativ, oder er bleibt kräftig und frisch, und dann ist aus ihm ein selbstständiger Despot geworden. Die französischen Socialisten haben wahrlich nicht so Unrecht, wenn sie im Hinblick auf die politischen Bestrebungen sagen: „ce sont des bamboches!“ Die Welt strebt nach dem Realen, mit Händen zu Greifenden. Die Freiheit ist mir nichts Heiliges.“ (Als ächten Jungdeutschen ist ihnen überhaupt nichts heilig.) „Wenn ich sie nicht habe, bete ich nicht zu ihr, und ist sie mein geworden, dann genieße ich sie, und der Genuß läßt mir keine Zeit zum Beten. Die Radikalen aber sind die Pfaffen der Freiheit. Sie haben ein sehr praktisch-irdisches zum Moloch, zum Gott gemacht, dem sie zuletzt die Attribute seiner Gottheit (die Freiheiten) aufopfern (d. h. wie jene Baalspfaffen die dem Götzen bestimmte Speise selbst consumiren), bis der arme Gott wie eine kahl gerupfte Lerche aussieht, und an seiner Göttlichkeit zu Grunde geht. Leide ich unter dem Radikalismus, und empöre ich mich gegen ihn mit Wort und Schrift, so ist dieß eigentlich auch nur Komödie. Ich gebe selbst nichts auf „„Recht““ und „„Gesetz““, weil ich damit nichts ausrichten kann, und führe die schönen Sachen nur an, weil sie — mir gerade aus der Feder fließen. Die beste Waffe ist, Alles aus seiner innern Nothwendigkeit, als seinem Wesen entsprechend zu erklären. Du bist ein Pfaffe,

folglich fanatisch; du willst herrschen, folglich mußt du unterdrücken u. s. w."

Man ist auch unbefangen genug, auf den empörenden Widerspruch mit sich selbst aufmerksam zu machen, den sich der Radikalismus in der Jesuitenfrage zu Schulden kommen ließ. Sie gestehen: „Bei Gelegenheit der Aufhebung der Aargauer Klöster wollten die Vertheidiger derselben die Sache durchaus als eine eidgenössische behandelt wissen, während ihre Gegner die Souveränetät des Cantons Aargau mit lauter Stimme verkündeten. Bei der Jesuitenfrage in Luzern ging es gerade umgekehrt. Die Ultramontanen behaupten, die Angelegenheit sei cantonal, die Gegner, sie sei eidgenössisch." Noch mehr! man rechtfertigt indirect die Maßregeln, welche die Regierungen in der Mitte der Dreißigerjahre gegen die revolutionären Umtriebe der deutschen Arbeiter in der Schweiz ergriffen. „Während in einem Wirthshause bei La Chaux de fonds die Deutschen, welche bereits Nachricht von den gegen sie beabsichtigten Verfolgungen erhalten hatten, rathschlagten, was zu thun sei, und Alles sich in der höchsten Gährung befand, entsteht auf einmal ein Streit im Zimmer. Ein betrunkener Schuster hatte sich geweigert, seine Zeche zu bezahlen. Er wird heftig, springt auf einen Stuhl und ruft: Man hat mir gesagt, hier sei Freiheit! Ich bin von Neufchatel hergekommen und soll hier zahlen! Ist das Freiheit?!"

„Die ganze Propaganda des jungen Deutschlands war damals ein bloßes Aufwiegeln. Man suchte die Leute für Dinge zu begeistern, die sie nicht verstanden." Kann man aufrichtiger seyn?

Das Bild der Jungdeutschen, die wir hier unserer Prüfung unterziehen, würde nicht vollständig seyn, wenn wir nicht im Vorbeigehen noch einen Blick auf ihre Empfänglichkeit für Naturschönheiten und auf die sittlichen Lebensansichten würfen, die sie sich für den Hausbedarf zu eigen machen. Ihre Naturanschauung spricht sich also aus: „Auf den Schnee- und Eisfeldern Berns und Wallis, hocherhaben

über alle Vegetation, wo das dunkle Blau des Himmels dem Auge, das von der weißen Schneefläche geblendet ist, den einzigen Ruhepunkt gewährt, fühlt die Brust sich erweitert und der Gedanke sich verschmolzen mit dem Universum; beim Donner des Aarfalls bei Handeck, dem die Sonne im höchsten Sommer nur zwei Stunden ihre Strahlen spendet, so furchtbar ist diese Wildniß, jauchzt das Herz in wilder, dämonischer Lust, und das Auge blickt mit Wollust in den Schlund hinab, aus welchem die Staubwolken des zerschellenden Wassers emporqualmen und — es ist ein toller Gedanke! — brüllend zum Selbstmord einladen; am Fuße des Schreckhorns und der andern Bergriesen, des Mönchs, der Jungfrau, deren blitzender Gipfel Tod und Verderben in die stillen Thäler herniederschleudern und in Lavinendonner zu den Menschen reden, — da müßt Ihr, wenn Ihr es könnt, an Kron und Scepter, an das römische und deutsche Reich denken, und das Pasquill unserer Außenwelt tritt deutlich vor Eure Blicke! Aber allein, nur allein gebt Euch diesem Eindruck hin, profanirt ihn nicht durch die Gemeinschaft eines Andern, welcher nicht so fühlt wie Ihr. Allein blickt auf die Wunder der Natur — und fühlt Ihr dann auch den Drang nach Mittheilung in Euch, so denkt, gerade in der unbefriedigten Sehnsucht liegt der ewig sich erneuernde Reiz, die wollüstige Qual des Lebens. Die Natur ist das Schmelzfeuer der Seele. Umzieht Euer Herz mit einer dreifachen Eisrinde, sie ist der sicherste Schutz in unserer „„Welt““, seyd schroff, kalt, arrogant, wie man's nennt, gönnt der Welt nicht den Triumph, voll Hohn Eure Gefühle mit Füßen zu treten, aber die Perle des Herzens, sein Lebensfeuer — tragt es nie zur Schau. — An dem Busen der Natur, der treuesten, wahrsten Geliebten, nur da wird sie hervortreten aus ihrer Schale, — laßt sie Euch nicht rauben!"

Uns ist bei diesen Gefühlen, zu denen diese Geister sich durch den Zauber der Gletscherwelt angeregt fühlen, jener Scharfrichter

eingefallen, der beim Anblicke eines Schwanenhalses nichts Anderes dachte, als: wie gut ließe sich der abhauen!

Seine sittlichen Lebensansichten legt der Geist der Verwirrung in eben so compendiarischer Kürze als preiswürdiger Offenheit an Deutschmichel's, für alle Lumpen so warm und theilnehmend schlagendes Herz. Ihm ist ein Weltschmerz widerfahren! Als die Communistenclique von Zürich ausgetrieben, als Weitling verhaftet wird, erhält der Handlungsdiener, der als Johannes an dem Busen des großen Reformators lag, trotz der brillanten Empfehlungsschreiben der Herren Arnstein und Eskeles in Wien! den Befehl zur Abreise, und muß — man höre und schaudere! — zu Fuß nach Lausanne wandern, welches er todmüde und mit wunden Füßen am vierten Tage erreicht. Darüber folgende Betrachtung: „Und nun, meine Herren Philister! ihr seht jetzt einen Menschen, dessen Carriere ohne sein Verschulden zerstört war, es müßte denn seyn, daß Ihr es dem Kaufmann verdächtet, wenn er die Ereignisse des Tages nicht wie ein Stockfisch an sich vorüberziehen ließe. Ich war noch immer nicht öffentlich compromittirt; ich hatte die besten Zeugnisse und Empfehlungen, hatte Lust und Kraft zu arbeiten, und konnte keine finden. Die Welt ist freilich groß — aber der Inhalt meiner Börse war klein. Schulden soll der Mensch auch nicht machen; stehlen darf er noch viel weniger. Eh bien! Ihr Moralphilosophen, denkt Euch einmal, mein Herr Papa würde seinem Sohn keine Wechsel geschickt haben, was dann? Freilich ich hätte mich nicht geschämt, Holz zu hauen, um nach Euren Begriffen ein ehrlicher Mann bleiben zu können. Seht, wenn man physisch nicht zu Grunde gehen will, bleibt mir immer noch ein Ausweg, das ist wahr, ob der moralische Mensch dabei zu Grunde geht, ob der Geist dem Magen geopfert werde, was kümmerts Euch? Willst Du leben, haue deine sechszehn Stunden per Tag Holz, und wirf Deine verrenkten Glieder Abends auf's Stroh! Nichts Geringeres verlangt Ihr, als jahrelange Intelligenz zum Fenster

hinaus zu werfen. Das hält schwer, und ich bin zu wenig Philosoph dazu."

Fassen wir alle diese Strahlen in einem Brennpunkte zusammen. Der geneigte Leser sieht hier nicht etwa eine wunderliche, vollkommen, alleinstehende Individualität, sondern ein ganzes Genus vor sich: das durchgebildete Jungdeutschthum, „wie es im Buche steht." Dieß ist es, wie es leibt und lebt! in seiner vollen Eigenthümlichkeit, die leider heute die revolutionäre Schichte unsers Volkes von allen Nationen des Erdbodens unterscheidet: jene hohle, ausgebrannte Blasirtheit, jene gläserne Kälte, jene aus Princip und mit Vorbedacht unternommene Verläugnung jedweder Anwandlung von Gemüth, jene Kritik, die über Alles hinaus ist, Alles tief unter sich sieht, Alles verachtet, auch die verwandten Richtungen, auch den Communismus, auch den Rationalismus und den Radikalismus. Es ist, mit einem Worte! die skeptische Negation, die ihren Weg gemacht hat, und nun tödtlich gelangweilt, wie sie sich fühlt! auf dem Punkte steht, sich selbst zu negiren. Gott gebe bald! denn die sich selbst bekämpfende und bezweifelnde Skepsis muß untergehen, oder sich zur Wahrheit, d. h. zu Gott, zu allem Positiven, zur wahren Kirche, zur Ordnung der Welt und der Gesellschaft wieder in das richtige Verhältniß stellen.

Fragen wir, wie dann aber und wofür auf diesem Standpunkte überhaupt noch Propaganda gemacht werden kann, so ist es interessant, hierüber Stimmen dieses Chores zu hören. „Die" (künftige, deutsche) „Revolution sollte uns ein Produkt des Verstandes, nicht des exaltirten Gemüths seyn." Der bloße Verstand, losgerissen vom Herzen und jeder zeugenden, erhaltenden, liebenden Kraft des Gemüths hat zu allen Zeiten aber nur zu zerstören vermocht. So konnte und wollte also auch diese jungdeutsche Thätigkeit nur zerstören und vernichten; für das Aufbauen ließ sie Jene sorgen, die nach uns kommen werden. Ihr innerster Kern war und ist heute nur noch eine Propaganda des Atheismus. Man gesteht offen, daß die jung-

deutsche Kritik „die Reaction von dem Tage an datirte, an welchem Robespiere dem conservativen Princip eine Concession machte durch Wiederanerkennung des *être suprême.*" Das ist jungdeutsch. Kein Pariser würde dieß, heute noch, öffentlich zu bekennen wagen. Marr setzt, sich selbst überbietend, hinzu: „Robespierre war darum nicht wahrhaft groß, weil er klein endete." — Natürlich: er hat immer noch ein „höchstes Wesen" anerkannt! Ueber diesen Roccocostyl sind wir längst hinaus. Ein Häuptling der Communisten ermahnt unsern Autor: „die Herzen der Arbeiter mit Communismus zu vergiften." „Denn Döleke und ich hatten bereits eine gewisse Berühmtheit als Aposteln der neuen Philosophie erlangt, so daß unsere „„Schüler, die Arbeiter alle"" persönliche Feinde Gottes geworden waren. Ich blieb dabei: das transcendente Gottesbewußtseyn ist der Grundstein der ganzen wurmstichigen Gesellschaft, und so lange der Mensch auch nur noch mit einer Gedankenfaser am „„Himmel"" hängt, — kein Heil auf Erden. Der Atheismus, wenn er „„Teufel"" bildet, macht die Wahrheit zu ihrem Bundesgenossen, und läutert seine Jünger in ihrem Feuer!" — Und dieß ist nicht etwa bloß das Geheimniß einiger Halbgebildeten, die an Hegel und Feuerbach gerochen! Nein, das Treiben in den deutschen Handwerksverbindungen dreht sich hauptsächlich um diese Achse. Nur steht selbst ein Theil der Communisten noch nicht völlig auf der Höhe der Zeit. „Schneider und Communist ist in der Schweiz fast synonym, und der Communist gleichsam die Consequenz des Schneiders."

„Er glaubt an den Herrgott, weil er nicht gesagt hat, das persönliche Eigenthum sei heilig; er glaubt an Christus, weil er gesagt hat, ein Reicher kommt nicht in's Himmelreich. Die Emancipation von der Religion ist ihm hart; er haßt die Pfaffen der Religion, um die Religion der Pfaffen zu gründen. Er will selbst Pfaffe seyn in seiner transcendenten Welt. — Den Himmel läßt er nicht fahren. Praktisch negirt er ihn, indem er das Himmelreich zwingen will, auf die Erde zu kom-

men, theoretisch ist er aber der beste Christ, weil er auch den himmelschen Himmel nicht fahren läßt."

Hören wir die verneinenden Geister weiter:

„Der Atheismus gedeiht am besten unter den Tischlern, Schlossern und überhaupt unter denjenigen Handwerkern, deren Körper nicht durch eine weibische Arbeit entkräftet ist. Das physische Elend ist die Quelle der Religion. Noth bricht Eisen, wenn man Kraft hat, wenn nicht, so lehrt Noth beten."

„Wenn auch der Himmel nicht wäre, sagte ein Schneider, unser Elend würde zu fürchterlich seyn."

„Und wären auch alle Beweise Eurer Philosophen nicht, ich versündigte mich doch nicht so an mir selbst, um an den religiösen Krimskram zu glauben. Schlechter kann ich's nicht haben, und muß ich in der Hölle brennen, so habe ich hier auf Erden desto mehr frieren müssen. So sprach ein Tischler."

„Ich declamirte den Communisten etwas vor und hielt eine kleine Rede, worin ich Ihnen die Nothwendigkeit eines totalen Bruches mit der Gegenwart auseinandersetzte, von Negation des Christenthums und andern ersprießlichen Dingen mehr sprach, und schloß aus dem Bravo, welches mir zu Theil ward, daß ich nicht tauben Ohren gepredigt habe".

Sie beurtheilen die Tragweite solcher Grundsätze, unseres Erachtens, vollkommen richtig. „Conspiriren ist eine Dummheit." (S. 135.)

„Wo es aber zu spät, oder wo man zu schwach ist, den Gang der Dinge zu regeln, da thut man am besten, ihn zu beschleunigen. Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft war das Ziel, welches wir mit vollbewußter Consequenz verfolgten. Döleke nannte es „„die Trostlosigkeitstheorie.""

„Unglücklicher Wahn, aus Verschwörungen Revolutionen ableiten zu wollen!"

„Es gibt nur ein Band, welches die Glieder einer geheimen Verbindung an einander zu fesseln vermag: die Nothwendigkeit. Und diese Nothwendigkeit besteht bei politischen u. s. w. Verbindungen in der Ueberzeugung an dem Sturz der alten, wurmstichigen Verhältnisse zu arbeiten. Wie einfach! und doch — noch nie da gewesen!“

„Wozu aber deßhalb noch eine geheime Verbindung? Ei, eine solche soll und kann auch weiter nichts seyn, als eine Anstalt, vermittelst welcher man immer au fait bleibt mit den Fortschritten der propagandistischen Bestrebungen.“

„Eine geheime Propaganda muß daher negativer Natur seyn:

1) damit die Theilhaber an derselben, nur der Nothwendigkeit folgend, unter einander einig bleiben,
2) damit die freie Persönlichkeit gerettet werde,
3) um das Absurde einer Verschwörung zu hintertreiben,
4) endlich damit die Mitglieder einer geheimen Verbindung frei vom Roste der Eitelkeit erhalten werden.“

„Jeder Schein von Wichtigkeit, welchen sich Einer oder der Andere durch das Bewußtseyn einer geheimen Verbindung geben könnte, wird dadurch radikal zerstört, indem die ganze Pflichterfüllung in einem unausgesetzten Wirken besteht, und die Erreichung des Ziels auf keinerlei Weise fixirt worden ist. Auch ist die Verbindung dann vor jedem möglichen Verrath gesichert. Beweis, daß das Gouvernement in Neufchatel uns durchaus auf dem gesetzmäßigen Wege nichts anhaben konnte, und trotz allen Lärmens bis heute kein Mensch das wahre Wesen unserer Verbindungen kannte.“

„Welche Mittel kann auch der Staat wohl anwenden, um mich zu hindern an meiner Propaganda? Er kann mich rechtswidrig, d. h. ohne auf ein Factum gestützt, ausweisen. Ich setze meine Propaganda fort. Allgemein menschheitliche Interessen sind nicht an Ort und Zeit gebunden. Oder er sperrt mich ein. Dann unterhalte ich mich mit dem Kerker-

meister. Oder er macht mich gar zum Hofrath. — Dann, ja dann allerdings brauchte ich nicht mehr Propaganda zu machen. Ein Staat, der das könnte, wäre reif zu seinem Sturze, auch ohne das Zuthun Anderer."

Ueber den leitenden Gedanken dieser revolutionären Propaganda, über dessen Durchführung und dessen Zusammenhang mit andern verwandten Erscheinungen ließe sich noch Vieles sagen, was wir, weil wir uns schon zu lange bei diesem Stoffe aufgehalten, auf ein ander Mal versparen wollen. Nur eine Bemerkung sei uns zum Schluße noch erlaubt: gegen die Zersetzung und Auflösung des letzten Restes von sittlicher Gesinnung in den Massen hat die Staatsgewalt als solche keine Waffen. Die Kirche aber kann in Deutschland gegen diesen Feind nicht, wie sie sollte, wirken. Gleichzeitig mit der Eifersucht der Ueberreste der Confessionen des sechszehnten Jahrhunderts, mit den Unions- und Fusionsprojecten des christianismus vagus und mit der offenen, antichristlich pseudophilosophischen Negation im Kampfe begriffen, wird sie außerdem noch in andern Ländern von der, mit Worten nicht nach Verdienst zu zeichnenden bureaukratischen Allesregiererei des Staatsabsolutismus aus der ältern Schule in ihren nothwendigsten Lebensfunctionen gehemmt, im täglichen kleinen Kriege gequält, ihrer besten Kräfte beraubt, in ihrer erhaltenden, belebenden, erfrischenden Einwirkung auf die Massen gelähmt. — Wohl dem, der alt genug ist, um die Früchte dieser Saat nicht mehr ärndten zu müssen.

XXVIII.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

II. Anlage und Umfang der alten heiligen Stadt mit ihren drei Mauern.

Jerusalem war aber zugleich nach der Natur- und Elementenzahl, welche vier ist, wie Rom als **urbs quadrata** angelegt, und es machte sich auch in seiner Anlage der tiefe Natursinn des Alterthumes geltend, wie die Geblüts- und Völkerzahl Drei in den drei vornehmsten Hügeln und den stammesunterschiedenen Bewohnern der alten Tripolis hervortritt.

Das Alterthum baute seine Tempel, Städte und Lager in der Richtung nach den vier Himmelsgegenden. Bei der Anlage eines solchen theilte der Augur den Tempel, d. h. nach der ursprünglichen Bedeutung den Gesichtskreis oder das Feld der Himmelsbeobachtung durch den **Cardo** und **Decumanus** in ein Kreuz, und aus diesem Kreuzpunkte wurde die Vermessung nach der Mittagslinie angestellt und die Thore gesetzt. Der Nordpol mit seinen unbeweglichen Sternen galt als der Sitz der Gottheit: von da lag Osten zur Linken, und dieß war darum die glückbedeutende Seite, wie bei Blitzen u. s. w. Die Richtung gegen Untergang dagegen war die Unglücksseite, und dort war der Eingang zu den Schatten. Darum bestanden in den alten Städten auch drei geweihte Thore, gegen Mitternacht, gegen Morgen und Mittag;

gegen Abend aber waren die Lager wie die Städte geschlossen, damit nicht das dräuende Verderben einen Zugang finde. Dorthin lag kein heiliges Thor, sondern der Kreuzlinie entsprach die Porta Decumana, durch welche die Verbrecher abgeführt und die Todten hinausgetragen wurden, denn dieß war die dunkle Seite der Welt, der Wohnsitz des Hades und der Manen.

So war auch das Lager der Israeliten in der Wüste nach den vier Himmelsgegenden angelegt, wie wir im Buche Numeri II. lesen, und dem entsprechend endlich die Stadt Jerusalem selber gegründet. Darum war die Stadt zunächst auf drei Hügeln in der Richtung nach Süden, Osten und Norden angelegt, während die Westseite unangebaut blieb. Dorthinaus werden wir also den Kreuzberg oder Calvaria, die Schädelstätte suchen müssen, wo die Uebelthäter hingerichtet und ihre Gebeine eingescharrt wurden, um durch die Austilgung der Verbrecher aus dem Volke die göttliche Rache und das Unglück von Stadt und Land abzuwenden. Und so bezeichnet die Geschichte und Ueberlieferung Golgatha allzeit gegen Abend. Darum finden wir auch in Jerusalem, in alter Zeit wie noch zur Stunde, drei Hauptthore. Einmal das Sionsthor, welches aus der Stadt Davids oder dem sogenannten Obermarkt gegen Mittag, und zunächst nach Bethlehem und Hebron hin führte. Hier stand zugleich die Burg Davids, ein gigantischer Bau, der unter den Römern das Capitol in ihrer neuen Aelia Capitolina bildete, und noch jetzt unter dem Namen Pisanerthurm unverwüstlich steht. Das Oelbergthor diente, wie noch, dem Verkehre vom Tempelberge aus nach Osten, oder gegen Jericho und dem Jordan hin. Endlich öffnete das Ephraim- oder jetzige Damascusthor von Akra oder der im Gegensatze zu Sion so genannten Unterstadt aus von jeher den Zugang gegen Norden.

So ist Jerusalem eigentlich in Form eines Hufeisens erbaut, und diese Gestalt entspricht ganz und gar seiner Lage und seiner Anlage zu einer befestigten Stadt. Ringsum, nämlich von Norden herab um die Ostecke herum und auf der ganzen Mittagseite ist die heilige Stadt von tiefen und ungemein steilen Thälern umgeben. Von Mitternacht her ist es das Thal Cedron, welches, anfangend vom Königsgrunde, sich immer tiefer und tiefer verläuft, in schräger Absenkung den Oelberg von dem gegenüberlie-

genden-Moria trennt, also daß das Ansteigen auf beiden Seiten Schweiß und Mühe kostet. Zwei Brückenbögen in nicht zu großer Entfernung, führen unten über den vormaligen Gießbach, der aber nun gleich dem Inachus und andern berühmten Flüßen des Alterthums selbst zur Winterszeit steintrocken liegt. Beim Teiche Siloa, der durch den unterirdischen Kanal des Hiskia sich aus der Drachenquelle oder dem sogenannten Brunnen der Jungfrau herleitet, hat das Thal die meiste Tiefe, worauf es beim Brunnen Nagel (Bir Ajab) sich wendet, und in südöstlicher Richtung gegen Mar Saba und das todte Meer hinab ausläuft. Dagegen kömmt auf der Südwestseite der Stadt das Gihonthal herab; der untere Gihon-Teich ist nur ein Bassin, das durch das mittendurch abgemauerte Thal gebildet wird, und unterhalb gränzt das Höllenthal oder Gehinnom an, welches in breiter Austiefung um die ganze Südseite der Stadt sich herzieht, und bei der Quelle Siloa oder den Königsgärten das Cedronthal berührt. Hier fällt der Sionsberg allenthalben so senkrecht ab, daß man die Stadtmauern auf der Höhe nicht mehr im Auge hat, und man steigt wohl eine Viertelstunde mühsam und keuchend den steilen Pfad hinan, bis man endlich das Thor erreicht. Diese Thäler bildeten zugleich die Gränzscheide zwischen den Stämmen Juda und Benjamin, obwohl Jerusalem als Bundesstadt von der ersteren Zunft über ihr Gebiet hinaus eingenommen und bevölkert war.

So ist Jerusalem, abgesehen von seiner Höhenlage, 2500 Fuß über dem Meere, auch vermöge seiner natürlichen Position, am Rande der drei Thäler eine der höchsten Städte der Welt, und wahrhaft die „Stadt Gottes, die auf dem Berge thront." Dagegen ist der Zugang von der Nordwestseite minder abgeschlossen, denn hier hält sich der Höhenzug im Niveau der Stadt, und senkt sich nur in der Gegend des Damaskusthores in das Thal Thropöon hinab, welches eine Bucht mitten durch die Stadt bricht, und so die innere Seite der Hufeisenform einnimmt. Den Namen Käserthal trägt dasselbe vielleicht noch aus der Zeit, wo die Kinder Israels noch als Beduinen ihre Heerden daselbst weideten. Es bildet mit den übrigen Thälern einen großen Dreizack; wo es aber den Moria und dessen Fortsetzung den Hügel Ophel vom Berge Sion scheidet, war die

Verbindung zwischen der Oberstadt und dem Tempel einst durch eine gewaltige Brücke hergestellt. Die Tiefe hier wie zwischen Akra und Moria wurde großentheils durch den Schutt der zerstörten Stadt ausgefüllt, und besteht nur noch beim Teiche Bethesda inner und dem Schafteiche außerhalb des Thores, das nach dem Oelberg führt.

Darum kann Jerusalem nur von der Nordwestseite her bestürmt werden, und so ist der Westen in Wirklichkeit bei allen Eroberungen die Unglücksseite für die heilige Stadt gewesen. Da hier, ohne den Umfang der Stadt über das Doppelte auszudehnen, kein Höhenvorsprung zu gewinnen war, mußte sich die Befestigungsmauer von Anfang her in der Tiefe halten, und so blieb die innere Bucht oder das Dreieck mit der geringen Erhöhung von Golgatha außerhalb. Dieser natürlichen Lage entspricht ganz die Schilderung bei Josephus, wenn er im fünften Buche des jüdischen Krieges C. IV. schreibt: „Die Stadt war, mit Ausnahme der Stelle, wo unzugängliche Thäler sie umschlossen und eine einfache Fortification genügte, mit einer dreifachen Mauer umschlossen, und auf zwei Hügeln erbaut, welche einander gegenüber lagen. In der Mitte trennte dieselben ein Thal, worin die Häuser dicht an einander hinliefen. Der eine von den Hügeln, auf dem die Oberstadt lag, war viel höher und in seinem oberen Umfange flacher, daher auch um so fester, so daß er vormals die Burg Davids hieß, nun aber der Obermarkt genannt ist. Der andere, worauf die Niederstadt stand, war mehr bühelig und hieß Akra. Ein dritter Hügel (der Tempelberg), von Natur niedriger als der Akra, und einst von dem anderen durch ein weites Thal getrennt, lag diesem gegenüber. Nachmals aber, unter der Regierung der Asmonäer, verschüttete man das Thal, um die Stadt mit dem Tempel zu vereinigen; auch wurde die Höhe Akra abgegraben und so weit erniedrigt, daß der Tempel über denselben hervorragen mochte. Das Thal, mit Namen Tyropöon, trennte, wie gesagt, die Hügel der oberen und unteren Stadt, und lief gegen Siloa aus, wie wir die süße und wasserreiche Quelle heißen. Von außen hingegen waren die beiden Hügel der Stadt von tiefen Thälern umgeben, und wegen ihrer schroffen Felsenwände nirgendwo auf beiden Seiten zugänglich."

Die älteste von den drei Mauern war nicht nur wegen der Thäler und des hochüberragenden Hügels (Sion), auf den sie gebaut war, schwer einzunehmen, sondern neben dieser ausgesuchten natürlichen Lage auch gewaltig gebaut, indem David und Salomo und die Könige nach ihnen mit großem Aufwande sich des Werkes annahmen. Daher triumphirt der Psalmist, und ruft XLVII, 13. aus: „Umgebet Sion, umringet es nur: aber zählet seine Thürme. Erwäget seine Stärke und vertheilet seine Paläste!" „Sie fing an der Nordseite vom Thurme Hippikus (dem Castell Davids) an, erstreckte sich nach dem sogenannten Xystus, näherte sich dann dem Rathhause, und endete an der westlichen Stoa des Tempels. Auf der andern Seite gegen Niedergang lief sie von derselben Stelle aus, und erstreckte sich über einen Platz, der Bethso hieß, bis an das Thor der Essener, bog hierauf nach Süden längs der Quelle Siloa hin, zog sich von da wieder ostwärts nach dem Teiche Salomons, erreichte den Ort Ophel, und vereinigte sich dann mit der östlichen Tempelhalle."

„Die zweite Mauer nahm ihren Anfang von der Pforte Gennath (dem Gartenthore), welche zur ersten Mauer gehörte, umkreiste aber allein die mitternächtliche Seite, und schloß sich an die Burg Antonia." Diese Mauer also stieg vom Thale Tyropöon herauf, und umgab den Hügel Akra. Der Tempelberg an der Ostecke der Stadt bildete ein besonderes Quadrat zu Seiten der beiden anderen Hügel, wie noch zur Stunde, und stieg auf seinem Unterbau wie eine Pyramide in die Höhe. Auf ihm erhob sich das Heiligthum nach den vier Weltgegenden, und war im ganzen Viereck durch die Vorhallen, gegen Norden zu aber, wo kein Thal mehr sich austiefte und allein ein Angriff möglich war, eben durch die Burg Antonia gedeckt.

So war Jerusalem gebaut, und so müßte es noch jetzt gemäß der natürlichen Lage und nach allen Regeln der Befestigung angelegt werden. Diese Orientirung ist schon an sich, und noch mehr darum wichtig, weil sich in jüngster Zeit Zweifel über die Lage des Hügels Akra ergeben haben. Nur an der Westseite der Stadt erhob sich keine Hügelverschanzung, hier lag in mäßiger Hebung und geringer Entfernung Calvaria, wie noch Paulus im Hebräerbriefe XIII, 11. mit den Worten andeutet: Das Blut der

Thiere wird vom Hohenpriester in das Allerheiligste getragen für die Sünde; die Körper aber werden außer dem Lager verbrannt. Darum hat auch Jesus, um durch das Blut sein Volk zu heiligen, außer dem Thore gelitten. Die Stätte selbst war „nahe bei der Stadt", wie es im Evangelium Johannis XIX, 20. ferner heißt: „Es war zugleich an der Stätte, wo er gekreuzigt ward, ein Garten, und in dem Garten ein neues Grab, und dieß Grab lag in der Nähe", fährt derselbe Apostel V. 41, 42 fort, um uns die Nähe der Lage ja recht begreiflich zu machen. Auch der Heiland wurde vom Tempel abgeführt nicht nach Süden oder nach Osten in die Thäler hinab, sondern wie ein Verbrecher nach der Unglücks- und Schattenseite gegen Westen, wo die Gegend offen war, und man zunächst in's Freie kam.

Als aber bei zunehmender Volksmenge sich die Stadt allmählig über ihre alten Mauern hinaus erweiterte, fährt Josephus Flavius fort, nämlich in den letzten Zeiten des jüdischen Reiches unter Kaiser Claudius, da zog Agrippa um den neu angebauten Theil der Stadt, welcher ganz schutzlos war, eine dritte Mauer. Diese fing auch beim Thurme Hippikus an, erstreckte sich von da nach Norden gegen den Thurm Psephinus, lief diesem entlang an den Gräbern der Helena, der Königin von Adiabene gegenüber, zog sich darauf in die Länge, an den Königshöhlen vorbei nach dem Eckthurm, wandte sich hier nach dem Walkergrab um, und endete am Thale Cedron, indem sie sich mit der alten Mauer vereinigte. So gewann die Stadt nicht wenig an Umfang dadurch, daß man die nördlichen Bezirke vom Tempel, die am Hügel lagen, mit in den Bereich zog, so daß nun der vierte Hügel angebaut ward, welcher Bezetha, oder die Neustadt heißt. Er lag der Burg Antonia gegenüber, war aber durch einen Graben davon abgeschnitten.

Erst um diese Zeit also wurden auch die übrigen Hügel an der Nordwestseite in den Umfang der Mauern gezogen, dadurch aber der ganze Umkreis der Stadt auf „dreiunddreißig Stadien", oder eine volle deutsche Meile ausgedehnt. Jetzt also ward das Thal Tyropöon in seiner ganzen Ausbreitung nach Norden hin in die Befestigungslinie aufgenommen,

und die Mauer lief auf der westlichen Anhöhe hin, bis sie den Königsgrund im Norden erreichte, wo sie in der Richtung des Thales nordöstlich umbog, ihm in der ganzen Länge hinab auf der Höhe folgte, und endlich mit der Ostmauer der Stadt zusammenlief. Damit wurde auch der Teich des Hiskias, der bisher zwischen den beiden Mauern (Js. XXII, 11) eine Art Wassergraben zum Schutze dieser minder gedeckten Seite bildete, nebst dem nahen Hügel Golgotha in der Gegend, wo früher der Engel des Herrn das Heer der Assyrer erschlagen hatte, und der daranstoßende Garten des jüdischen Rathsherrn Joseph von Arimathäa, in dem das Grab Christi war, wo man auch noch hinter der heiligen Grabkapelle die natürliche Felsengrotte mit mehreren Grabnischen, angeblich die Grabstätten des Joseph und Nikodemus, sieht, aus dem bisherigen Burgfrieden in die Umfriedigung der Stadt gezogen, wie es noch jetzt der Fall ist. Aber nicht bloß diese, sondern auch das Grabmal des Hohenpriesters Johannes, dessen Josephus beim Angriffe der Stadt auf dieser Seite gedenkt; ferner die riesige Grotte des Jeremias, die früher zu Steinbrüchen für die Stadtmauer ausgebeutet wurde, und um diese Zeit, wie man mit Grund vermuthet, das prächtige Grabmal des Königs Alexander Jannäus einschloß, so wie es noch jetzt das Weli eines türkischen Heiligen enthält, während die Anhöhe von außen muhammedanische Begräbnißplätze einnehmen, kamen innerhalb der Mauer zu stehen. Blieb auch weiterhin das Monument der berühmten königlichen Convertitin außerhalb liegen, so fielen doch die großen Katakomben der Könige, welche die Sarkophage der Herodischen Familie bargen, bei den Juden aber unter den Namen des reichen Calba Sabua aus der Zeit der Zerstörung bekannt sind, in der Entfernung einer Viertelstunde vom Damaskusthor noch innerhalb der Ringmauer, wozu in der Nähe südöstlich noch die obere von zwei übereinander liegenden Grabstätten oder umfangreichen Todtenhöhlen kömmt, bei welchen man unschlüßig bleibt, welche man für das Walkergrab halten soll. Und hier in der Nähe liegt auch der noch nach seinem Einsturz majestätische, aber zu meiner Verwunderung noch von keinem Reisenden erwähnte Felsendom mit dem einstigen Grabmal Simeons des Gerechten, welcher die Reihe der Richtergräber im Grund des Thales eröffnet.

So kam also nicht bloß das Grab des Erlösers, sondern noch eine Menge anderer Gräber nach dieser Seite hin, in den Bereich der Neustadt. Zwar bestand eine mosaische Verordnung, die Todten zwei Tausend Schritte außerhalb des Lagers zu beerdigen, worauf die Rabbinen lange nach dem Untergange Jerusalems sich wieder zurückbesinnen, als hätte dieß auch während des Bestandes ihres Reiches in den Städten und Flecken gegolten. Aber nicht einmal die Gräber im Thale Josaphat liegen in der Entfernung von zwei Millien, sondern wo der weiche Kalkstein, eine Art Kreideformation, im ganzen Umkreise der heiligen Stadt mit seinen unzähligen Kuppen ein wenig sich über den Boden erhebt, wurde der Fels, wie man noch sieht, ausgehöhlt, und die dadurch entstandene Grotte zu einem Grabe für Einzelne oder für Viele verwendet. So trifft man in noch größerer Nähe, als das heilige Grab liegt, schon auf halbem Wege vom Gerichtsthor her in der Via dolorosa zur linken Hand, jetzt von einem Hause überbaut, welches den Namen Haus und Grab der Veronika führt, eine einzelne Grabnische von unverkennbarem Alter. Das Mausoleum Davids und Salomos, so wie der übrigen Könige, auch das Grab der Prophetin Hulda befanden sich selbst inner der Stadt, wie die Schrift und die Rabbinen melden, nämlich auf dem Berge Sion, wo das seit den Kreuzzügen bekannte Nebi Daûd in der jetzigen Stadt eben so außerhalb der Ringmauern zu stehen kam, wie die Gruft des Erlösers nun umgekehrt innerhalb liegt. Ja selbst außer dem Mausoleum bestanden noch mehrere vereinzelte Königsgräber auf dem Berge Sion, wie wir im zweiten Buche der Chronik (XXI, 20. XXIV, 25. XXVIII, 27. XXXIII, 20.) finden. Die Möglichkeit der im Gesetze verpönten Verunreinigung mit den Todten war übrigens dadurch abgeschnitten, daß für's Erste diese Höhlen verschlossen, auch zudem der Ort mit einem Steinhaufen umlegt war.

Wo man immer im Orient einem Grabmale oder muhammedanischen Weli sich nähert, ist dasselbe schon in weiter Ferne durch seine blendend weiße Kuppel sichtbar, so zum Beispiel noch jetzt das Grab der Rachel; ja es bestanden bei den Juden eigene Verordnungen, wie wir noch im Talmud finden, daß die Gräber jährlich vor dem Osterfeste neu übertüncht, wie die Wege neu

aufgeschüttet werden mußten. Dieß sind die übertünchten Gräber, wovon wir im Evangelium lesen.

So müssen wir uns das Felsengrab in dem Garten des Joseph von Rama denken, der auch durch eine solche Steinschichtmauer gegen Golgatha zu abgeschlossen war. Inzwischen hindert alle Vorstellung von Verunreinigung die Orientalen noch jetzt nicht, ihre Kirchhöfe mitten in der Stadt, ja wie es z. B. in Constantinopel der Fall ist, in der nächsten besten Gasse zu haben, ohne daß selbst eine Steinwand die Gränzscheide bildet, wie denn auch die Hinrichtungen auf offenem Marktplatze und vor den Häusern vorgenommen werden.

Hatte aber gleich Herodes Agrippa der Aeltere im Jahre 42 unserer Zeitrechnung diese Mauer um die Neustadt mit gewaltigen Werkstücken zu bauen angefangen, so blieb sie doch unvollendet bis zum Ausbruch des jüdischen Krieges, wo die Juden sie der Befestigung halber in Eile ausbauten. Es war die Besorgniß der Römer, die den letzten wirklichen König aus der Herodischen Familie hinderte, das in so colossalem Maßstabe angefangene Werk auszuführen, das, wäre es nach dem ursprünglichen Plane zu Stande gekommen, wie Josephus meint, den Römern die Eroberung nicht bloß erschwert, sondern vielleicht zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Uebrigens dürfen wir nicht denken, als sei die ganze Neustadt mit Häusern angebaut gewesen, und allein zu deren Schutze die dritte Mauer im entsprechenden Umfange um sie her gezogen worden; sondern diese ganze Linie auf der Abend- und anliegenden Nordseite war durch das natürliche Terrain bedingt, um die Altstadt auch gegen Nordwesten zu schützen, und schloß mehr Gärten als Häuseranlagen ein. Dasselbe ist vergleichsweise beim jetzigen Jerusalem wieder der Fall; denn wenn man auf der Höhe der Stadtmauer um den Hügel Akra herum geht, sieht man noch ganze Kornfelder zu Füßen im Innern der Stadt, wo man den verfallenen Trümmerschutt geebnet und angebaut hat.

XXIX.

Aus dem Elsaß.

Wiewohl ich so nahe an dem Schauplatze wohne, den ich mir zum Gegenstande meiner Berichte gewählt, und mit allen kirchlichen und politischen Vorfällen im Elsasse vertraut bin, so mußte ich dennoch, ehe ich Ihnen diesen weiteren Bericht aus dem Elsaß schicken konnte, vorerst einige Ausflüge machen, um noch etwelche untergeordnete Thatsachen einzusammeln.

Hr. v. Dürkheim, der Unterpräfect des Weißenburger-Bezirkes, in welchem die Gundershoffener Conflicte vorgefallen, hat indessen eine andere Bestimmung erhalten, und ist, wie man sagt, auf eine bessere Unterpräfectur im innern Frankreich befördert worden, was freilich für ihn und die niederelsässer Katholiken besser war. Die Deputirten des Niederrheins, welche unablässig mit Petitionen im entgegengesetzten Sinne über religiöse Zwistigkeiten im genannten Bezirke bestürmt worden, mögen wohl diese Entsetzung hervorgerufen haben. Die Katholiken verlangten dießmal einen katholischen Unterpräfecten, die Protestanten dagegen einen protestantischen; der protestantische Oberpräfect begehrte, wie es scheint, bald das Eine, bald das Andere; die Regierung, auch hier die rechte Mitte einhaltend, that Beides zugleich, oder vielmehr keines von Beiden absolut, sondern schickte, um beide Confessionen zu befrie-

digen, in die Unterpräfectur von Weißenburg — eine gemischte Ehe, in der der Hausherr protestantisch und die Hausfrau katholisch ist.

Dem sei indeß wie ihm da wolle, seit dem Hr. Berger (so heißt der Nachfolger des Hrn. v. Dürkheim) in Weißenburg ist, hat der Streit in gemischten Kirchen etwas abgenommen, was wohl zum Theil seinen friedfertigen und höhern Orts eingepredigten Gesinnungen zuzuschreiben seyn mag. Allein die Protestanten konnten den Ministerialbeschluß vom 15. März 1843 denn doch nicht verdauen, und suchten auf alle Weise denselben zu verschreien und als eine neue Quelle noch endloserer Zwistigkeiten darzustellen, als wenn die Existenz des Protestantismus in Elsaß durch den Mitbesitz des Chors in gemischten Kirchen bedingt wäre! Das lutherische Directorium machte Vorstellungen, der calvinische Präfect, der bei dieser Gelegenheit in die Patsche gerathen, remonstrirte ebenfalls, und das von der Präfectur inspirirte Zwitterjournal, „Das Elsaß", brachte Artikel in demselben Sinne. Vor Allem suchte man protestantischer Seits dem Cultminister Schrecken einzuflößen über seinen Beschluß, und ihm begreiflich zu machen, daß in Folge dessen die katholischen Pfarrer zur Intoleranz greifen, und die Protestanten ohne weiters in gemischten Kirchen aus den Chören vertreiben würden, was blutige Begegnisse absetzen müßte.

Ein unschuldiger Vorfall in der gemischten Kirche zu Baldenheim, Bezirk Schlettstadt, gab sogleich scheinbaren Anlaß zur Begründung der protestantischen Weissagungen. Diese Geschichte hat wirklich eine europäische Berühmtheit erlangt. Am 16. April 1843, als an dem hochheiligen Osterfeste, erschien nämlich in dem protestantischen Tagblatt, „Das Elsaß", ein Brief vom 12. April, worin folgende grausenhafte Dinge der Indignation des Publikums angezeigt wurden:

Am 6. April 1843 habe Hr. Brodbeck, der katholische Pfarrer von Muttersholz und der Filiale Baldenheim, in dem

Wahne, man könne die Verfügung des Cultministers in Bezug auf Gundershofen ohne weitere Ceremonie auch in allen andern gemischten Kirchen vollziehen, ein himmelschreiendes Beispiel der Intoleranz und Gewaltthätigkeit in der gemischten Kirche von Baldenheim gegeben. Er habe die Maurer und andere Handwerker genöthigt, die Chorbänke der Protestanten abzuschlagen und zur Kirche hinauszuwerfen; er habe den protestantischen Altar in eine Ecke geschoben und mit diesem Wuthacte sich nicht begnügt. Vergessend die Gesetze, welche gegen Menschen ohne Gefühl der von der Natur in alle Herzen gelegten kindlichen Pietät, die Heiligkeit der Gräber beschützet, habe dieser Priester die Gruft der alten Herren von Baldenheim öffnen lassen, und in der Verirrung seines Fanatismus in deutscher Sprache in's Grab hineingebrüllt: Heraus, heraus, ihr Heiden, aus eurem Sarge! Ihr seyd nicht mehr unsere Gebieter! Die Maurer haben dann ihr sacrilegisches Werk fortgesetzt, die Deckel der Särge in Stücke zerschlagen, der Pfarrer Brodbeck dagegen seine Blicke geweidet an den Ueberresten der Leichname, wovon der Eine noch einen geschriebenen Zettel in der Hand hielt, der ohne Zweifel den Ausdruck seines letzten Willens, oder seines Glaubens und seiner Hoffnung war. Diese einer hundertjährigen Ruhe entrissenen, edlen Ueberreste habe man durcheinander in eine Grube geworfen. Indessen sei der Ortsbürgermeister, der durch den öffentlichen Rumor von diesen Gräuelscenen in Kenntniß gesetzt worden, mit einem Municipalrath herbeigeeilt, habe die Arbeiter allein angetroffen, und sie gefragt, wer ihnen diese sacrilegische Entheiligung der Gräber anbefohlen. Auf die Antwort, der Befehl sei von dem katholischen Pfarrer ausgegangen, habe er sie fortgeschickt. Am 7. April habe sich der Bürgermeister nach Schlettstadt begeben, um diese gottesräuberische Gräberentweihung der Behörde anzuzeigen, den Unterpräfecten aber nicht angetroffen. Bei seiner Rückkehr

nach Baldenheim habe er vernommen, daß die Maurer ihr Zerstörungswerk fortgesetzt, und die Inschriften, Wappen und Insignien von den Grabsteinen abgemeißelt hätten. Ein sehr artiges Denkmal im Style des sechszehnten Jahrhunderts, welches selbst die französische Revolution verschont hätte, sei durch den Hammer dieser modernen Ikonoklasten beschädigt worden. Da habe der Bürgermeister abermal die Arbeiter fortgeschickt und die Kirche geschlossen, bis die Gerichtsbehörde von den Werken der fanatischen Raserei (rage fanatique) des katholischen Pfarres Einsicht nehmen würde. Da aber der katholische Pfarrer selbst auch im Besitze eines Schlüssels war, so habe er die katholische Bevölkerung in die Kirche gelassen, und durch Greise, Weiber und Kinder Sand und Kies herbeibringen lassen, um die verwüsteten Grabstätten auszufüllen. Dann habe er die steinernen Platten wieder frisch behauen, das Chor neu belegen, und Alles wieder so schön als möglich herstellen lassen. „Das ist“ fügt das Blatt hinzu, „die wahrhafte Erzählung der scandalösen Thatsachen ... Darin sei nicht die mindeste feindselige Uebertreibung gegen den katholischen Pfarrer von Muttersholz ... Man sei eher unter der Wahrheit geblieben ... Diese Ausbrüche des Vandalismus und der Gottlosigkeit bedürfen keines Commentars. Nur müsse man noch der Ruhe, Milde und Friedfertigkeit, welche in diesen unglückseligen Umständen besonders der würdige protestantische Pfarrer, Hr. Reßler, bewiesen, die glänzendste Gerechtigkeit (la plus éclatante justice) widerfahren lassen.“

Dieser Artikel ging durch alle deutsche und französische Zeitungen; die Protestanten waren bestürzt, die Katholiken betäubt, wie bei dem plötzlichen Ausbruche einer fürchterlichen Katastrophe. Seit der Sündfluth hat kein solcher Schrecken die arme Menschheit ergriffen. Der protestantische Pfarrer Reßler hatte in gleichem Sinne, wie der obige Zeitungsartikel, an das Generaldirectorium der Augsburger Confession, und der

(protestantische) Bürgermeister an den Präfecten Bericht erstattet. Das Directorium schrieb sogleich an den Justiz- und Cultminister; der Präfect that desgleichen: sie verlangten eine schnelle Repression und eine eclatante Strafe. Indessen schickte der Hr. Präfect die Gendarmerie nach Baldenheim. Der Commandant war aber zum Unglück ein Stockfranzose und der protestantische Bürgermeister der Sprache nach ein Stockdeutscher. Dieser brachte also den Gendarme mit dem protestantischen Pfarrer in Berührung, der dann auch die Gefälligkeit hatte, ihm den Bericht zu dictiren. Dieser Bericht der Gendarmerie kam ebenfalls an die Präfectur und aus der Präfectur in das Justiz- und Cultministerium. Ich war damals gerade in Straßburg, wo man mich versicherte, der Bischof, bei dem sogleich mündliche Klage eingelegt worden, habe bloß geantwortet, er sehe die ganze Sache als eine Mystification an, oder der katholische Pfarrer müßte in Geistesverrücktheit gerathen seyn, weßhalb die Civilbehörde besser thun würde, vor jeder andern Untersuchung durch einen Arzt den Gesundheitszustand des Inculpaten constatiren zu lassen.

In der ersten Betäubung erließ der Cultminister am 22. April einen Beschluß, worin jener vom 15. März in so weit modificirt wurde, daß vom status quo nicht abgewichen werden dürfte, und daß in gemischten Kirchen, in welchen die Protestanten den Mitbesitz des Chors behaupteten, diese ohne speciellen Ministerialbeschluß aus demselben nicht ausgeschlossen werden sollten, was übrigens keinem einzigen katholischen Pfarrer zu thun eingefallen wäre. Dem protestantischen Generaldirectorium, das eine lamentable Klagschrift eingegeben, wurde von dem Cultminister beschwichtigend erwidert, es solle nur ganz unbesorgt seyn, die Regierung würde die Protestanten schon zu vertheidigen wissen. Dieses Rescript, das im Sinne des Ministers wohl nicht zur Oeffentlichkeit bestimmt war, wurde von dem lutherischen Generaldirectorium der Lokalpresse übergeben, und das war Oel in's Feuer gegossen.

Der Bischof, der allein in der ersten Verwirrung des

Geistes genaue und mehrfache Erkundigungen in Baldenheim eingezogen zu haben scheint, und deßhalb wohl wissen mußte, warum er den ganzen Lärm sogleich als einen Betrug behandelte, verlangte jetzt eine gerichtliche Untersuchung gegen den katholischen Pfarrer Brodbek, damit die Wahrheit von der Lüge abgesondert werden möchte. Der königliche Procurator v. Schlettstadt kam wirklich nach Baldenheim und nach ihm der erste Generaladvokat von Colmar, Namens des Generalprocurator des dortigen königlichen Gerichtshofes.

Am 6. Mai erschien also Herr Brodbeck vor dem Zuchtpolizeigericht zu Schlettstadt, unter dem Vorsitze des Herrn Präsidenten Drion, eines Protestanten, der unter der Hand bei dieser Geschichte sehr thätig war. Mit diesem correspondirte der Präfect und nicht mit dem königlichen Procurator (ein Katholik), wie es nach den administrativen und gesetzlichen Vorschriften doch hätte geschehen sollen. Man hätte also fürchten dürfen, der Herr Präsident möchte bei den öffentlichen Debatten etwas Parteilichkeit verrathen, was jedoch, wir sagen es zu seinem Lobe, nicht geschehen ist. Herr Mayer, ein zum Katholicismus bekehrter Israelit, und Advocat in Straßburg, vertheidigte Herrn Brodbeck, den man eines vierfachen Verbrechens beschuldigte, nämlich:

1) Der Verstümmelung öffentlicher Monumente,
2) der Entheiligung der Gräber,
3) der Widersetzlichkeit (rébellion) gegen die Befehle des Maire's,
4) der Usurpation öffentlicher Civilfunktionen.

Die Rathskammer hatte indeß schon vor der Debatte die drei ersten Punkte als unstatthaft erklärt; der Advocat hatte also seinen Clienten nur von dem vierten Verbrechen rein zu waschen.

Jetzt wurde die Sache erst recht interessant. Aus dem Zeugenverhör (wobei auch der protestantische Pfarrer Neßler

figurirte) ergeben sich nachstehende Thatsachen: Herr Brodbeck traf bei seiner Ankunft in dieser Pfarrei die Kirche von Baldenheim, besonders das Chor, in einem erbärmlichen Zustande. Die Steinplatten waren so verrückt und uneben, daß man sie kaum mehr betreten konnte, ohne bei jedem Schritte eine halsbrechende Arbeit zu thun. Der katholische Fabrikrath machte unterm 27. Oktober 1842 den aus Protestanten bestehenden Gemeinderath auf die Nothwendigkeit einer Verbesserung aufmerksam und verlangte zu diesem Zwecke Subsidien. Man gab der Eingabe keine Folge. Der katholische Pfarrer wandte sich also an die öffentliche Mildthätigkeit und erhielt sogar zu diesem Zwecke 100 Fr. von der Königin der Franzosen. Am 23. Februar 1843, also vor dem Erlasse des Cultministers, bestellte er einige Platten, um jene, die gänzlich zerbröckelt waren, zu ersetzen. Der Adjunct bezeugte, daß er die Verbesserungen gutgeheißen. Am 5. April ward also die Arbeit begonnen. Als man die mittlere Chorplatte zurechtlegte, fielen einige Steine zusammen; es war unter der Platte eine kleine Grabhöhlung; man fand aber darin nichts als einen Todtenkopf, zwei Gebeine, ein halbverfaultes Kreuzchen, und einige Schnitzel farbigen Papiers. Es waren sehr wahrscheinlich Ueberreste des Leichnams eines katholischen Pfarrers. Indeß kam der Bürgermeister an Ort und Stelle; nachdem er die nöthigen Erkundigungen eingezogen, hieß er die Reparationen gut, und empfahl nur, die Arbeit bis auf den nächstfolgenden Sonntag fertig zu machen. Am 6. brachte der protestantische Pastor Neßler zur Kenntniß des Bürgermeisters, er habe Tags zuvor die im gemischten Chor unternommene Arbeit seinem Consistorium in Straßburg angezeigt und er (Bürgermeister) hätte derselben Einhalt zu thun. Dieser befahl sonach dem Maurermeister, die Arbeit einzustellen. Der Pfarrer Brodbeck bemerkte dagegen, der Bürgermeister hätte das Unternehmen gebilligt und nur anbefohlen, bis Sonntag Alles zu Ende zu führen; und es sei übrigens unmöglich, die angefangene Arbeit, die den Protestanten wie den Katholiken zu Nutze komme, unvol-

lendet zu lassen. Indessen trat der Unterpräfect von Schlettstadt in's Mittel und gab Befehl, sie zu vollenden und sie ward vollendet.

Aus den gerichtlichen Verhandlungen ergab sich ferner, daß der Pfarrer Neßler allein der Verfasser 1) seines Berichtes an das lutherische Generaldirektorium gewesen, 2) des Berichtes des Bürgermeisters an den Präfecten, 3) wie schon bemerkt worden, im Grunde auch jenes der Gendarmerie, daß mithin die Rapporte des Präfecten und des lutherischen Generalpräsidenten an das Ministerium und der Artikel des „Elsasses" aus dieser unreinen Quelle geflossen. Es läßt sich denken, daß der arge Lügner und Verläumder Neßler bei dem Verhöre auf dem Armensünderstühlchen gesessen, nicht aber der katholische Pfarrer, der den Dank der Katholiken und Protestanten verdient hatte. Das Tribunal von Schlettstadt gab in seinem Urthel den Bescheid, daß „die angeschuldigten Thatsachen zwar eine Usurpation der Funktionen oder des Amtes constituire, jedoch keineswegs die Merkmale eines durch den Art. 258 des Strafcodex vorgesehenen Vergehens an sich trage, weil ohne Absicht kein Vergehen stattfinde, parceque sans intention il n'y a pas de délit." Herr Brodbeck ward also freigesprochen.

Da aber dieses von dem protestantischen Präsidenten wohl etwas influencirte Urthel einen gewissen Tadel gegen Herrn Pfarrer Brodbeck aussprach, so hat dieser, der kein Mann von halben Maßregeln ist, von derselben nach Straßburg appellirt. Am 23. Juni kam der Prozeß wirklich vor. Herr Thieriet, Advocat und Professor der Rechte an der dortigen Akademie, plädirte für Herrn Brodbeck auf eine sehr glänzende Weise und bewies die Unstatthaftigkeit der restrictiven Form des Schlettstädter Urthels. Der Gerichtshof in Straßburg reformirte dasselbe und sprach Herrn Brodbeck unbedingt und ohne Tadel frei: „Indépendamment de l'absence d'intention coupable, lautet der richterliche Spruch, et indépendamment

de la bonne foi reconnue par les premiers juges, les faits reprochés à l'appelant ne présentent pas même le caractère du délit prévu par l'art. 258 du Code pénal."

Der katholische Pfarrer trug also in Straßburg einen noch glänzendern Sieg davon als in Schlettstadt. Damit war aber die Sache keineswegs abgethan; das war erst der Anfang der Wehen für den Pfarrer Neßler und die oberste Departementalbehörde, welche bei dieser Gelegenheit einen traurigen Beweis der Parteilichkeit oder Schwäche abgelegt hatte. Es war jetzt freilich außer allen Zweifel gesetzt, daß der Herr Präfect und das lutherische Generaldirectorium durch Herrn Pastor Neßler getäuscht worden, weil sie sich eben gerne wollten betrügen lassen in Ansehung der Sache und der Person des Angeklagten. Das Ministerium in Paris wußte nun, daß man von jener Doppelseite Alles angewendet, um die Regierung irre zu machen und in den Sumpf bornirter und armseliger Leidenschaftlichkeit mit herabzuziehen, und hoffentlich werden nach Herstellung des wahren Thatbestandes von dorther auch die angemessenen administrativen Zurechtweisungen ergangen seyn. Herr Neßler war vor ganz Elsaß, wie er es vor der Hand verdiente, gerichtlich blamirt, durch ein doppeltes Urtheil als der Urheber des ganzen Skandals und als Selbstlobredner in den sogenannten offiziellen Berichten der Mißachtung preisgegeben. Das Publikum wußte jetzt, daß in dem Artikel des Tageblattes „das Elsaß" Alles unwahr war, daß der katholische Pfarrer Brodbeck allzeit bei seinen fünf Sinnen geblieben, keine Denkmale zerstümmelt, keine Gräber entheiligt, keine Todtensärge zerschlagen, keine Leichname entehrt, keine wilden Reden in die Gräber hineingebrüllt u. s. w., sondern ganz einfach etwas Löbliches, Nützliches und Ehrenvolles gethan, wofür ihm Katholiken und Protestanten hätten Dank wissen sollen. Seine Gegner sind gedemüthigt und gezüchtiget worden, wo sie eben gesündiget hatten.

Hätte der Redacteur des „Elsasses" bei dieser Ge-

schichte nicht den letzten Funken von Ehrlichkeit eingebüßt, so würde er es sich nach diesen richterlichen Aussprüchen zur Pflicht gerechnet haben, seinen Schmähartikel, der durch alle Zeitungen gegangen, wo nicht förmlich zu widerrufen, doch wenigstens zu desavouiren. Er that es aber nicht. Es blieb also dem Pfarrer Brodbeck nichts anders mehr übrig, als eine dritte Expedition vorzunehmen und an dem verstockten Verläumder ein Exempel zu statuiren. Er belangte also den verantwortlichen Redakteur des „Elsasses" wegen Injurien. Ueber den Verfasser des wüthenden Artikels, der am Ostertage erschienen und in den Bierhäusern zwischen Katholiken und Protestanten beinahe blutige Auftritte veranlaßt hatte, waren die Meinungen getheilt. Die Einen schrieben ihn dem Pastor Reßler, die Andern dem Redacteur selbst zu; allein man sprach ihnen hierzu die Talente ab, weil der Aufsatz doch mit einem gewissen literarischen Ingrimm geschrieben ist. Eine Zeitlang glaubte man, der Artikel sei von der Präfectur selbst ausgegangen, weil diese Zeitung eben das Präfecturjournal war und mehrfache compromittirende Connivenzen die Sache wahrscheinlich machten. Das schien aber auf der andern Seite nach den Regeln der gesunden Vernunft, die man der Administration zutraute, wieder so unglaublich, daß die meisten von dieser Vermuthung abgingen. Dermalen glaubt man fast allgemein, die Berichte des Pastors Reßler haben dem Aufsatze zur Grundlage gedient, der Redacteur habe daraus einen Zeitungsartikel gefertigt und Herr D......, ein Professor an der faculté des lettres in Straßburg, das Ganze ausgefeilt und mit Zuthaten und Gewürz versehen. Ich kenne diesen Universitätsprofessor nicht, es heißt aber allgemein, er sei dergleichen Dinge ganz und gar fähig, wiewohl er sich Katholik nennen soll.

Am 17. Juli 1843 stand also der verantwortliche Redacteur des „Elsasses," Namens Braun, ein Strohmann, vor dem Zuchtpolizeigericht in Straßburg. Der eigentliche und

unverantwortliche Redacteur, Herr Bader, war blos als Zuhörer gegenwärtig. Herr Professor und Advocat Thieriet, der früher Untersuchungsrichter in Nancy und der Schrecken aller Schelmen, Mörder und Meuterer gewesen, plädirte abermal für Herrn Brodbeck mit einer Geistesschärfe, Klarheit und Beredsamkeit, wie man sie von ihm erwartet hatte. Jedes Wort war ein Pfeil, jeder Gedanke ein Lichtstrahl, jeder Satz ein Donnerkeil auf den Rücken der Verleumder. Man hat bemerkt, daß jedesmal, wenn die Regengüsse der Thatsachen, der Belege, der Folgerungen und des Witzes etwas heftig herabstürzten, der verantwortliche und der nichtverantwortliche Redacteur sich unwillkührlich duckten, wie Patienten, denen man bei schwüler Sommerhitze eiskaltes Wasser in den schuldigen Nacken gießt. In der zweistündigen Rede führte Herr Thieriet unter Anderm aus dem invincinirten Journale eine Stelle an, wodurch der verunglimpfte Pfarrer auch noch in's Lächerliche gezogen werden sollte. Nachdem der Advocat dieses Benehmen einfach erzählt hatte, fügte er mit erhöhter Stimme und in sehr ernstem Tone, an die Redacteure sich wendend, hinzu: „Die Verleumder sollten niemals lachen; sie dürfen sich nur schämen und die Augen niederschlagen.“ Les calomniateurs ne devroient jamais rire, ils doivent toujours rougir et baisser les yeux. Diese glühenden Worte machten tiefen Eindruck auf das zahlreiche Publikum, welches den Gerichtssaal gedrängt füllte.

Nachdem der Anwalt die ganze Verleumdung in ihrer scheußlichen Blöße dargestellt, gab er übersichtliche Auszüge aus den Zeitungen, welche diese apokryphe Geschichte ausgebeutet, um den Protestantismus in Frankreich zu beklagen (?!), und die katholische Kirche und ihre Priester zu beschimpfen. Der Niederrheinische Kourier, der Courrier du haut-Rhin, der Courrier de la Moselle, der Patriote de la Meurthe, der Courrier français, der Constitutionnel, der Siècle, die Phalange, der protestantische Lien, das Journal des Eglises réformées en France, das Frankfurter Journal (wie billig),

die evangelische Kirchenzeitung in Berlin und buchstäblich hundert andere bildeten wider den armen Pfarrer Brodbeck eine förmliche Meute und überantworteten ihn der Execration von ganz Europa. Ja selbst mehrere akademische Lehrstühle ertönten von dieser Verläumdung. Der Siècle, der unter allen französischen Freiheitspredigern der bornirteste, grimmigste und intoleranteste ist, schrieb unterm 19. Juni: „Der Nothruf ist erschollen! . . . In einer Provinz, wo die meisten Protestanten wohnen, werden ihre Leichname entehrt.“ Herr Quinet, der poetische Geschichtschreiber, sagte in der Vorrede zu seinem Schmähpamphlet: Des Jésuites, pag. 108 und 109: „Dem Protestantismus geht in Folge namenloser Verunglimpfungen die Geduld aus. Die protestantischen Pastoren müssen ihre durch wilde Herausforderungen erstaunten Gemeinden besänftigen (étonnées de tant des *sauvages* provocations); ein unglaublicher richterlicher Spruch, den man zu erschleichen wußte, raubt ihren rechtmäßigen Besitzern mehr als die Hälfte der Landkirchen;“ (ein solcher richterlicher Spruch ist indessen ganz und gar unbekannt, und besteht nur in der Einbildung des Herrn Quinet!) „ein Priester in Begleitung seiner Pfarrkinder zerstreut in die Winde die Gebeine der Reformirten“ (die Baldenheimer sind sammt und sonders lutherisch!), „jette au vent les os des *réformés*, und diese Gottlosigkeit bleibt vermessentlich ungestraft, reste insolemment impunie.“

„So schreibt man die Geschichte, rufte Herr Thieriet aus; so unterrichtet man die Jugend! Unsere alten Geschichtschreiber waren fürwahr sehr thöricht, so gewissenhaft zu Werke zu gehen und so viele Untersuchungen und Forschungen anzustellen, um die Thatsachen zu erörtern und zu begründen. Jetzt ist die Sache weit schneller abgethan; gegen die Authorität einer abgeurtheilten Sache genügt die Authorität eines anonymen Briefes, den man einrückt in ein obscures Provinzial-

blatt, dessen Verleumdungen schon zweimal*) gebrandmarkt worden, und gegen welche die Gerechtigkeit sogleich ein drittes Urtheil fällen wird. Sie sehen also, meine Herren, gegen eine so verzweifelte Verstocktheit können wir unsere Hoffnung nur allein in den Schutz der Gerichtshöfe setzen; eine öffentliche Discussion, ein richterlicher Spruch waren unumgänglich nothwendig, und jeder Vergleich ist eine Unmöglichkeit geworden." Hierauf wandte sich der Advocat an die Redacteure und sprach: „Sie werden sogleich verurtheilt werden. Eine geheime Stimme ruft es Ihnen schon aus der Tiefe Ihres Gewissens zu. Ja, Sie werden gezeichnet werden mit dem Brandmale der Verleumdung. Doch weder Sie, Herr Braun (der verantwortliche Redacteur), noch die ehrlichen Leute, die sich hinter Ihnen verbergen und Sie als ein inertes Werkzeug der Diffamation voranschieben, sind reich genug, um uns zu entschädigen und Sie sind nicht im Stande, das Böse, das Sie uns zugefügt, wieder gutzumachen."

Nach dieser Apostrophe redete er Herrn Pfarrer Brodbeck folgender Maßen an: „Pfarrer von Baldenheim, seyen Sie jedoch unbesorgt. Wenn Sie als Kämpfer der streitenden Kirche in diesem Leben den Prüfungen, den Leidenschaften, den Ungerechtigkeiten und Verfolgungen der Menschen ausgesetzt sind, so ist dieß Alles nur eine Prüfung des Augenblickes. Sie werden dereinst siegreich gelangen zu jenem Leben, wo Sie als Belohnung die unsterbliche Krone empfangen werden. Indeß haben Sie, um Ihren Beruf auf Erden zu erfüllen, an die Gerechtigkeit Ihres Landes appelliren müssen, damit sie die in Ihrer Person schmählich verunglimpfte Ehre des Priesterthums schirmen und rächen möge. Und diese Gerechtigkeit wird Ihnen nicht entgehen; die Behörden, welche ihre Betrau-

*) Durch das Zuchtpolizeigericht in Schlettstadt vom 6. Mai und den Gerichtshof in Straßburg vom 23. Juni 1843.

ten und Verwalter sind, wissen die Ehre der Bürger zu wahren und die Maßlosigkeit der Verleumdung zu strafen. Und ich, wenn meine schwachen Worte, die letzten vielleicht, die ich vor den Gerichtshöfen spreche, einigen Balsam des Trostes in Ihr mit Wermuth getränktes Herz gegossen, werde in den Tagen der Ruhe, wo wir die Toga ablegen, mit meinen Kindern zu Ihnen kommen, an dem Heerde Ihres bescheidenen Pfarrhauses mich niedersetzen, Ihnen die Hand drücken und Sie um Ihren Segen bitten. Alsdann, hoffe ich, werden alle Zwiste und Mißhelligkeiten zu Ende seyn. Die gerechte Genugthuung, die man uns sogleich zusprechen wird, dürfte alsdann wohl die öffentliche Meinung erleuchtet und alle Ihre Wunden geheilt haben; die durch die Zeitungen aufgeregten Leidenschaften werden sich gelegt haben und ich werde in dem Dorfe Baldenheim nur Eine Familie von Brüdern antreffen. Das ist wenigstens mein heißester Wunsch. Gemäß der göttlichen Vorschrift Desjenigen, der an dem Kreuze für seine Feinde gebetet, reichen wir die Hand unsern Widersachern und laden sie zu einer freimüthigen und aufrichtigen Versöhnung ein. Möchte diese Erörterung der letzte Nachhall der religiösen Zerwürfnisse seyn, welche das Vaterland betrübt haben."

Diese brillante Rede*) ward mit allgemeinem Beifallrauschen aufgenommen, so daß der Präsident zur Wiederherstellung der Stille mit der Drohung, den Saal räumen zu lassen, auftreten mußte, obgleich man es seinen Händen ansah, daß sie selbst gerne Beifall geklatscht hätten.

Der Advocat des „Elsasses," Herr Engelhardt, stellte auch nicht eine einzige Thatsache in Abrede, sondern gestand

*) Sie erschien im Drucke unter dem Titel: **Plaidoyer pour le Curé de Muttersholz et de Baldenheim contre le journal l'Alsace et jugement du tribunal de Strasbourg. Strasbourg chez Le Roux.** S. 72. 8.

vielmehr mit ausdrücklichen Worten, daß der Pfarrer von Baldenheim durchaus als tadelfrei erklärt werden müsse; er beschränkte sich dahin, zu beweisen, daß die Sache nicht vor das Zuchtpolizeigericht, sondern vor die Assisen gehöre, wahrscheinlich hoffend, man würde mit einem Dutzend unwissender Bauern sich schon besser zurecht finden. Herr Thieriet versperrte ohne große Anstrengung diesen verzweifelten Ausweg, indem die Jury nur berufen ist, zu erkennen über öffentliche Diffamationen gegen die dépositaires ou agents de l'autorité ou contre des personnes ayant agi dans un caractère public (Gesetz vom 26. Mai 1819, Art. 14 und 20, und Gesetz vom 8. Oktober 1830, Art. 1 und 2). Nun aber gehören die Religionsdiener in keine dieser Klassen, in Folge mehrerer gerichtlicher Erkenntnisse.

Am 20. Juli wurde das Urtheil gefällt, wodurch der verantwortliche Redacteur des „Elsasses," Friedrich Braun, des Verbrechens der öffentlichen Diffamation und Beschimpfung des Herrn Pfarrer Brodbeck schuldig erklärt, zu einer Geldbuße von dreihundert Francs, zu einem Schadenersatz von dreitausend Francs und in die sämmtlichen Kosten verurtheilt wurde. Das sechs Oktavseiten lange Urtheil mußte ferner in das „Elsaß," in den Niederrheinischen Courier, und in vier Pariser Zeitungen nach der Bestimmung des Klägers und auf Kosten des Beklagten eingerückt werden. Das Urtheil war unterzeichnet: Gérard, Präsident, Gravelotte, Descolins, Richter, Catoire, Substitut des königlichen Procurators.

Wer sollte nun glauben, daß nach einer so feierlichen Ehrenrettung des Herrn Pfarrers Brodbeck kein einziges der liberalen und protestantischen Blätter Frankreichs und Deutschlands, welche die Verläumdung nach ihrer ganzen Länge und Breite in ihre Spalten aufgenommen, sich einfallen ließ oder im Gewissen sich gedrungen fühlte, die verbreiteten Lügen zu

widerrufen und der Wahrheit Zeugniß zu geben! Ja ein protestantischer Pfarrer von Straßburg oder der Umgegend hatte sogar die unerhörte Schamlosigkeit, in Bern über diesen Gegenstand eine eigene Flugschrift drucken zu lassen, worin er alle Verleumdungen auf's Neue wiederholte, mit neuen Schmähungen vermehrte, über die Intoleranz der Katholiken klagte, und **von den deßfallsigen gerichtlichen Verhandlungen und Urtheilsfällen gänzlich Umgang nahm?**

Der edle Professor Thieriet verweigerte jedes ihm angebotene Honorar, und der würdige Pfarrer Brodbeck verwandte den ihm zugesprochenen Schadenersatz für die Verschönerung seiner Kirche. Es thut Noth und thut wohl, dem gemeinen, sittlichverkommenen Troße, der irreligiösen Journalistik gegenüber, solchen achtbaren Individualitäten zu begegnen.

XXX.

Kabinetsstücke.

Eine Zusammenstellung der Kernausdrücke des infalliblen Dr. Martin Luthers über die vornehmsten Universitäten, weil deren „freie Forschung“ ihnen anderer Meinung als er zu seyn gebot, ist höchst interessant. Opp. Jen. T. 1 fol. 548 heißt es: „Die Hoheschuel zu Pariß an ihrem obern Theil, der da haist die Facultet Theologiä ist von der schaittel an biß auff die Fersen eytel schneeweißer Aussatz, der rechten letzten Antichristischen Haubtketzerey, ein Mutter aller Ketzerey, ein grosse Geisthure, die von der Sonnen beschienen ist, das rechte hinter Thor an der Hellen.“ Dann wieder: „Die Hoheschul zu Pariß ist Bapsts vnd rechten Antichrists grössete Hurkammer, ärger als Ebion und Montanus. Die Theologie zu Pariß sein Esel, die man soll laßen auf den Polster sitzen und Lampraten fressen, welche, wenn ihnen der Bauch kürret und ein Forz lassen, Artikel des Glaubens machen wöllen.“ — Tom. XII. Wirtemb.: „Die Hoheschul zu Löwen ist eine Judenschul, ein verflucht Otterngezücht und Schlangennest, abtrünnige Mammeluken, Gotteslästerer, ärger denn Türken, Juden

und Heiden, Löwische Sophisten, Bestien, Magistrelen, epikuräische Säue, die den christlichen Glauben über all von sich geworfen und von Herzen die ärgsten Heiden sind." — Von der Universität Ingolstadt heißt es (17 Articul der elenden vnd schändlichen Universität zu Ingolstadt): „Die Universität und Hoheschul zu Ingolstadt ist ein elende Universität, verzweifelte Buben, die man sollt billig zur Schul führen und Grammaticam lehren, Buben in der Haut, grobe große Eselsköpf, Sophisten, welche viel wißen, was Glaube, Werk und Lohn ist. Mich dünkt, daß alle Säu in Bayerland sind in die berühmte Hochschul gen Ingolstadt gelaufen, Doctores und Magistri worden; kein besserer Verstand ist fortan in Bayerland zu hoffen.

Erwiese es sich nicht als zweifellose Thatsache, daß weltliche Gewaltführer, sobald sie, außerhalb der Kirche stehend, um so kräftiger sich wähnen, je nachhaltiger sie ihre Gewalt wider dieselbe in Anwendung bringen können, daß sie ferner weder durch Erfahrungen der Vergangenheit, noch durch Erlebnisse der Gegenwart sich belehren lassen: so hätten die Freiburger Ereignisse vom verflossenen Januar ihnen zum inhaltschweren Zeugniß dienen können, wie anders gerüstet revolutionäre Wagnisse ein katholisches Volk finden als ein protestantisches; aber ein solches katholisches Volk, welches auf diese Benennung darum ein vollgültiges Recht in sich trägt, weil der Umlauf der katholischen Lebenskraft noch durch keine regiminellen Compressen und bureaukratischen Unterbindungen und staatskirchenrechtlichen Amputationen gehindert ist. Wäre Freiburg protestantisch gewesen, es wäre gleichem Schicksal, wie drei Monate früher Genf, sicher nicht entgangen; hätte Freiburg bloß noch so viel katholisches Bewußtseyn gehabt, als eine wohlorganisirte Polizei zu eigenen Behelfen übrig zu lassen für

gut findet, der Ausgang wäre auch dann kaum zweifelhaft gewesen. Da aber zur Zeit in Freiburg noch kein Versuch gemacht worden ist, das Volk weder direkte durch unkirchliche Schulen, noch indirekte durch die Bildung seiner Leiter im religiösen Gebiete gegen die Autorität der Kirche gleichgültig zu machen, hat es die gleiche Hingebung und die gleiche freudige Anhänglichkeit, wie gegen diese, auch gegen die weltliche Autorität an den Tag gelegt. In einem süddeutschen Staat (wir könnten ihn nennen) hat man es trotz vierzigjähriger, unablässiger Anstrengung, den specifisch katholischen Geist auszufegen, noch nicht einmal in Bezug auf die freisinnigere Ansicht in Betreff der Unverbindlichkeit eines geleisteten Eides zu einer ersprießlichen Parität bringen können. Jemand hat sich die Mühe genommen, die in den dortigen öffentlichen Blättern enthaltenen Ausschreibungen der Ausreißer aus dem Militär nach ihren Confessionen zusammenzustellen, und dabei das auffallende Resultat gewonnen, daß sich die katholischen Ausreißer zu den protestantischen lange nicht wie 1 : 10 verhalten, indeß das richtige Verhältniß in 1 : 2 sich herausstellen müßte. Man setzt so großen Werth auf Darstellungen durch Ziffern. Hier ist auch eine. Wie gefällt sie? Könnte sie nicht als kleines Corollarium zu der großen Beweisführung gelten, welche Freiburg so glänzend gelöst hat?

XXXI.

Zeitgeschichtliche Glossen.

Die allgemeine Zeitung von Augsburg, die allmorgenlich
ie Pragmatik der Tagesschichte aus dem particulären prote-
antischen Standpunkte anzufertigen unternommen, hat in diese
uch die aus, wie sie sagt, gut unterrichteter Quelle (dem Do-
auboten) fließende Nachricht von dem Verbote der historisch-
olitischen Blätter in Oesterreich aufgenommen. Das wäre
llerdings für gar Viele eine, wenn sie sich bestätigen sollte,
beraus freudenreiche Nachricht; ganz geeignet, in dem stil-
:n, spiegelglatten Gemüthe so vieler Zeitgenossen, besonders
n nördlichen Deutschland, einen unverstellten, aus innerster
5eele hervorgehenden Jubel aufzurufen; gleich jenem, der all-
ihrlich zum Finale des Carnevals auf dem Corso in Rom
schallt, wenn Jeder sein Lichtchen bewahrend, dem Anderen,
:m er das Seinige auszulöschen sucht, wild zuruft: Sia am-
ıazzato, chi non porta moccolo. Das wäre die erhebendste
:echtfertigung der gelehrten Intelligenz, die im Norden ihren
5itz aufgeschlagen; und von Anfang an, nachdem sie sich un-
:rmögend gefühlt, der geistigen Wahrheit durch geistige Mit-
:l auf geistigem Wege entgegenzutreten, zu Verboten mit all-

gemeiner Zustimmung ihre Zuflucht genommen, und dadurch die Zudringliche von sich abzuhalten versucht. Ein Gleiches im katholischen Deutschland wäre nun eine erwünschte Bestätigung des höchst freisinnigen Benehmens; und wenn das gegebene Beispiel sich weiter verbreitete, wäre zu hoffen, daß endlich einmal der Minotaurus bei den Hörnern gefaßt, und die quellende Finsterniß unmittelbar am Brunnen verschüttet würde. Indessen hat die Allgemeine Zeitung unsern Gegnern selber die süße Trunkenheit, die ihnen die überraschende Nachricht erregt, durch einen Tropfen Wermuth vergällt; sie findet selber die Freudenbotschaft, mit der man sie beladen, ganz unglaublich; denn sagt sie, der Augenblick, wo der deutsche Ultramontanism mit dem französischen gebrochen, scheine ihr nicht geeignet, eine solche Demonstration hervorzurufen; es müsse daher eine andere Bewandniß um die Sache haben, und es sei zu erwarten, die Verbannte werde doch wieder bald admittirt. Vielleicht hat sie bei dieser Betrachtung über ein österreichisches Verbot mit einem Hinblick auf den Wechsel aller irdischen Dinge auch an den Spruch gedacht: „Gestern dir und heute mir."

Inzwischen de mortuis nil nisi bene! unsere großmüthige Feindin hat uns schon todt geglaubt; hat aber der Leiche der Verschiedenen nicht mit dem Hufe den letzten Gruß nachsenden wollen, sondern sie hat die Finger in den Weihwasserkessel getaucht, und zuvor sich selbst bekreuzend auch uns etwas von dem Heile zukommen lassen, und den Segensspruch des alten Jakob über Juda ausgesprochen: te laudabunt fratres tui, manus tua in cervicibus inimicorum tuorum, requiescens accubuisti ut leo, et quasi leaena, quis suscitabit eum? Dabei werden uns einige schmeichelhafte Lobsprüche nachgerufen, die wir mit Rührung vernommen haben; aber unsere Bescheidenheit verbietet uns, das gespendete reiche Almosen anzunehmen. Nur was sie von der Entschiedenheit unserer Gesinnung sagt, dürfen wir acceptiren, weil wir es auch von anderer Seite bestätigt finden. Aus der Mitte unserer redseligsten Feinde, die ihren

Stuhl im Norden aufgestellt, haben wir nämlich, schwarz auf weiß, den Spruch vernommen: was die historisch-politischen Blätter von der Sache urtheilen werden, können wir zum voraus wissen, weil ihre Grundsätze und Ideen weltbekannt sind: ein divinatorisches Wort, was die vollkommene Vertrautheit mit unserem Princip der Entschiedenheit, als einem nicht Abzustreitenden, voraussetzt. Andererseits haben unsere Alliirten von ehehin jenseits des Rheines, wie wir aus dem „Correspondent" vernehmen, uns die alte Freundschaft aufgekündigt, alle näheren Verhältnisse abgebrochen, und jeden Verkehr eingestellt. Das hat uns leid gethan, denn es sind wackere Leute; aber wir begreifen vollkommen, eben die Entschiedenheit ist hier wieder trennend und zerreißend zwischengetreten. Diese Entschiedenheit hat es nämlich nicht gestatten wollen, in der Kirche neben dem Gekreuzigten die Politik und die Nationaleitelkeit vorherrschend als Gegenstände der Verehrung aufzustellen; und sie hat es nicht gestatten können, daß die Wahrheit zur Lüge, die Lüge aber sich zur Wahrheit fälsche, und das Faktische durch überlaute Phrasen und sonore Rhetorik in gutgemessenen Chrien niedergeredet würde. Daß damit der Bund der wahrhaft Kirchlichen nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr gereinigt und gevestet würde, lag auf der Hand; indessen hat man es dort anders verstanden. Bei uns war nach dieser Expectoration nichts geändert, vor dem Kreuze fanden vor wie nach Alle sich zusammen, denen es Ernst um die Sache ist; aber freilich nur vor dem wahren, nicht vor dem des Schächers, dem nur geschah, wie er verdient. Aber in diesem Lande hat durch sechszigjährige Kämpfe Alles sich in Parteien aufgelöst; nicht das ist Recht, was in sich wahr als Solches gefordert wird; sondern was der Partei zu Gute kömmt, gilt leider nur allzuoft als das Rechte, und darnach wird Lob und Tadel bemessen, gebunden und gelöst. Indessen wir sind versichert von der kirchlich-katholischen Gesinnung unserer ehemaligen Freunde, daß sie, so bald die Ruhe der leidenschaftlichen Aufregung und

Theilnahme für ein unglückliches Volk gefolgt ist, ihre übereilte Achtserklärung zurücknehmen, und die Hand der Versöhnung bieten werden. Freund und Feind also stimmen in der Anerkenntniß unserer Entschiedenheit zusammen, und ihnen tritt nun auch unser feindlicher Freund und freundlicher Feind in Augsburg bei; somit sind die Höhen und die Tiefen zu unseren Gunsten besetzt, und wir dürfen schon glauben, daß etwas an der Sache sei.

Um aber nun entschieden zu seyn, muß man all seinem Thun, seinem Dichten und Trachten Grundsätze unterlegen, die aller Intention und allem Streben die Richtung geben, und sie gleich unbewußt zum Rechten wenden; daß die Ausfahrt gerade zum Ziele geht, was durch das erreichte sich bewährt. Grundsätze sind also das Massige, das Stammhafte, das in seiner unwandelbaren Sicherheit in die Tiefe geht, und den Rost bildet, dem auf schwankem Erdreich die Last des ganzen Gebäudes aufgelegt wird, und das sie unverrückt tragen mag. Dieser ständige Grund gibt im Skelette dem Knochen seine Richtung, wenn er nach aufwärts strebt; er gibt auch dem Muskel seine Haltung, wenn er in dieser Richtung sich ihm anlegt; er gibt auch dem Nerven seinen Zug und dem Zusammenwirken in ihm seine Kraft, Bette und Unterlage, wenn er sich dem Muskel inserirt.

Die in all ihrem Thun nach dem Zeugniß von Freund und Feind entschiedenen Blätter entbehren also keineswegs solcher alles durchgreifender, nachhaltiger, unbeugsamer Grundsätze, auf denen sie sich erbaut. Diese Grundsätze aber, sie haben sie nur vorgefunden, keineswegs aber sie aus eigener, schöpferischer Kraft erfunden; sie haben ihr Urtheil auf jene, keineswegs aber jene auf dieß ihr Urtheil gegründet. Aelter als die Blätter, ja früher als die Welt, sind ihre Grundsätze also auch ihrer und aller Menschen Gewalt enthoben; diese mögen nicht ein Kleinstes von ihnen hinwegnehmen, noch Einiges ihnen hinzufügen;

sie sind feuerbeständig dem Elemente, das sonst Alles außer ihm bezwingt; alle Wasserfluthen vermögen nicht ein Pünktchen auf ihren Steintafeln auszutilgen, noch auch aller Winde Wehen eine Sylbe auszulöschen. Neun Jahre hindurch haben die Blätter diese Grundsätze ausgesprochen; in allen Formen, in denen sie sich offenbaren mögen, sind sie ihnen gefolgt, und haben sie in allen ihren Modificationen ausgelegt; sie können nicht zweifeln, jeder Leser, der ihnen gefolgt, hat in dieser Auslegung verstanden, was er in der eigenen Brust schon eingeschrieben vorgefunden, und weiß vollkommen Bescheid. Jeden vorkommenden Fall kann er also schon leicht aus dem Princip ableiten; er kann wissen, welches Urtheil aus den Prämissen folgt; ob wir schweigen, ob wir reden, jeder findet die Aufgabe schon in der eigenen Brust gelöst, wie Jeder die Combinationen der Grundzahlen in der Rechentafel inne hat. So finden wir also bei jedem Vorgang, der sich ereignen mag, die Wege uns schon gewiesen; was wir mit jenen Stammhalhaltern übereinstimmend finden, müssen wir ehren und anerkennen; wir können nicht ausweichen zur Rechten oder zur Linken hin, ohne uns mit uns selbst, mit der ganzen Ordnung der sittlichen Welt, und mit der Lehre, die wir zu allen Zeiten laut ausgesprochen, in Widerspruch zu setzen, und den gerechten Tadel aller Zeitgenossen, die noch Sinn und Gesinnung sich erhalten, uns zuzuziehen.

Die freudige Sicherheit, mit der wir zu diesen Richtung gebenden Grundsätzen unverholen uns bekennen, geht nicht blos aus ihrem sittlichen, der Natur eingepflanzten Charakter hervor, sondern zugleich aus der Gewähr, die ihnen die Kirche eingedrückt. In diesem ihrem zwiefachen Charakter haben wir nach ihnen uns zu aller Zeit gehalten; wir haben ihrer nicht als eines Selbstgesetzten uns im Hochmuth überhoben, und hoffärtig unserer vielfachen Verdienste um die Sache der Geberin uns gerühmt, was die höheren Mächte vor Allem hassen und mit den härtesten Heimsuchungen erbarmungslos zu ahn-

den wissen; sondern wir haben dankbar und in aller Bescheidenheit als eine verliehene Gabe sie hingenommen, und uns nach ihnen zu fügen uns bemüht. Wir sind also nie versucht gewesen, mit ihnen großthuend sie zur Starrheit hinzutreiben; sondern haben wohl begriffen, daß die Liebe ihrer Unbeugsamkeit erst die rechte lebendige Schnellkraft geben muß. Wenn wir daher in allen Fällen, wo das Benehmen der Menschen zu ihnen stimmt, ohne Hehl auch selbst zustimmen; so schreiten wir dort, wo es mit ihnen im Widerspruche zu stehen scheint, mit behutsamerem Bedenken vor, rascher Entscheidung uns enthaltend. Des Menschen, ihm selbst größtentheils verhüllte Natur beschließt in sich so viele Tiefen und Untiefen, so vielfach modificiren sich in ihr die einfachen Grundgesetze, so seltsam verschieben sich die Verhältnisse; daß ein schneidend gesprochenes Verwerfungsurtheil im Munde des Menschen, weil kranke wie gesunde Theile mit gleicher Schärfe durchfahrend, nicht leicht rechtskräftig wird; sondern immer eine Appellation vom schlecht Unterrichteten zum besser Unterrichteten gestattet. Wir neigen daher in solchen Fällen dahin, die Definitivsentenz dem Bestunterrichteten anheimzugeben; der von der Höhe niederschauend, die Gedanken der Menschen und Herz und Nieren prüfend durchschaut, vor dem keine Beschönigung gilt, und der in allen fundamentalen Dingen sein Urtheil durch die Geschichte offenkundig macht. Hat die Sache Seine Billigung, dann wird sie bestehen, und Er, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, wird sie zum Ziele leiten, hat Er aber das Urtheil der Verwerfung ausgesprochen, dann wird keine Macht ihm widerstehen.

Unsere Gegner verkünden laut in ihren Blättern, ein geändertes System werde in Bayern gelten. Wir sind in diesen Dingen nicht berufen, als Wächter auf der politischen Warte zu stehen, und nehmen sie ohne das mindeste Bedenken hin, wie sie uns zugemessen werden. Die Menschen sind geändert, mit ihnen vielleicht auch die eine oder andere Ansicht; aber der Bestand der Dinge ist

geblieben. Die Kirche, auf die die Blätter vor Allem ihr Absehen gerichtet haben, ist ohne Mehrung und ohne Minderung dieselbe, die sie zuvor gewesen; in ihrer höheren Region wird sie von allem Wechsel in der sublunarischen nur indirect berührt, in wiefern die Aufhellung in ihr die Erde ihrem Strahle nur zugänglicher macht, während die Trübung die Darbende desselben beraubt. Vor wie nach enthält Bayern in seinen 208 Städten, 410 Märkten, 2346 Dörfern und Weilern und 19,952 Höfen und Einöden auf 4,315,469 Seelen 3,140,469 Katholische, 1,120,000 Lutherische und Reformirte, 54,000 Jüdische; allen ist durch die Constitutionen vollkommen gleiche Berechtigung und Gewissens- und Glaubensfreiheit zugesichert; und das Auge des Königs, wie es vormal darüber gewacht, daß diese Gelöbnisse gehalten werden, wird auch künftig nicht nachlassen in dieser Hut. Alle anderen Rechte der Einwohner sind gleichfalls durch jene Verbriefungen gewährleistet, alle Geleise sind gelegt und eingefahren, die Macht der Gewohnheit gesellt sich hinzu, und jede legale Vertretung des guten Rechtes ist nicht verwehrt; vor wie nach wird jeder ruhen, wie er sich gebettet, und essen, was er sich bereitet. Wie immer ist der Wahrheit ein freier Spielraum eingeräumt, und keiner ruhigen Entwicklung des Thatsächlichen der Weg vertreten; während man nach wie vor, dessen sind wir gewiß, jeder Zügellosigkeit steuern wird. Also stehen die Verhältnisse in ihrem tieferen Grunde noch immer, wie sie gestanden. Wir sehen mit vollkommener Ruhe der Zukunft entgegen, da wir nie etwas Besonderes in Anspruch genommen, sondern heute wie gestern nur Recht und Gerechtigkeit für uns wie für jeden anderen verlangt.

Eines aber ist vollends an den Tag gekommen, und wir können seiner nur mit der tiefsten Trauer gedenken: es ist die Wuth der Gegner, die sich nun in ihrer ganzen entzügelten Raserei austobt. Nachdem man die Katholiken die

längste Zeit auf das giftigste als Fürstenknechte und Advokaten des Despotismus verschrieen und angefeindet, weil sie durch ihren Glauben die Gegner aller Revolutionen sind, und sich durch keine Vorspiegelungen der Demagogie zum Treubruch gegen ihre von Gott gesetzten Obrigkeiten verlocken ließen; entblödet man sich nun nicht, sie auf die schamloseste Weise mit den entehrendsten Verleumdungen und Verdächtigungen zu überschütten, als seien sie im Finstern, in schwarzer Verborgenheit schleichende Verschwörer, die in ihrer Ohnmacht treulos und eidbrüchig zum offenen Aufruhr ihre Zuflucht nehmen. Dieß ist, wir müssen es zur Schande der deutschen Presse gestehen, die wüthende Sprache, die gegenwärtig durch so manche radikale deutsche Blätter geht, und das Aeußerste in dieser Beziehung hat wohl ein Berliner Journal, die bekannte Haude und Spenersche Zeitung, mit frecher Stirne der Loyalität der bayerischen Katholiken geboten, indem sie in einer Privatmittheilung sich also vernehmen läßt: „Wären diese Excesse in einen Aufstand ausgeartet, so hätten sie den Ultramontanen wahrscheinlich ein ähnliches Schicksal bereitet, wie es das Polignacsche Ministerium zur Zeit der Julirevolution erleben mußte.“ — Insinuationen dieser Art, die nur allzu lebhaft an die bekannten Komödianten der fünfzehn Jahre der französischen Restauration erinnern, die sich auch für die wärmsten Freunde der Throne ausgaben, können wir nur das Schweigen der tiefsten Verachtung entgegensetzen.

XXXII.

Ueber den Einfluß der Kirchentrennung auf die Literatur.

Dritter Artikel.

Zusammenhang des Verfalles der Wissenschaften mit den antikirchlichen Bewegungen im sechszehnten Jahrhunderte.

Zwei die antikirchlichen Bewegungen begleitende Uebelstände waren es, wie am Schluße des vorigen Artikels bemerkt wurde, welche den Ruin der Wissenschaften herbeigeführt haben, nämlich: die Geringschätzung der Wissenschaften und das Mißtrauen gegen die Schulen. Was nun die Geringschätzung der Wissenschaften betrifft, so war von Seiten der „Reformatoren“ gar Vieles geschehen, um sie herbeizuführen und die öffentliche Meinung in diesem Punkte umzustimmen. Um den neuen Ideen Eingang zu verschaffen, sah man sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Vergangenheit zu brechen, die geistigen Errungenschaften als schädliche Irrthümer darzustellen, durch welche das Volk von den Gelehrten um die edelsten Güter betrogen worden sei. Diese Lehre wurde dem Volke auf verschiedene Weise eingeschärft.

Was hat man, sagt Luther *), gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher ... denn nur Esel und klötz worden? ... Ehe ich wolt, daß Hohe schulen und Klöster blieben, so wie sie bisher gewesen .... wolt ich, daß kein Knabe nimmer nichts lernte ... denn es ist meine Meinung, daß die Eselställe in Abgrund versinken oder in christliche Schulen umgewandelt werden." In der Warnung an die lieben Deutschen heißt es *): „Unser Evangelium hat viel Großes, gutes geschafft: es hat zuvor Niemand gewußt, was das Evangelium, was Christus, was Taufe, was Beichte, was Sacrament, was Glaube, was Geist, was Fleisch, was gute Werke, was die zehn Gebot, was Vater unser, was Beten, was Leiden, was Trost, was weltliche Oberkeit, was Ehestand, was Eltern, was Kinder .... sei; Summa wir haben gar nichts gewust, was ein Christ wissen soll; alles ist durch die Papstesel verdunkelt worden; es sind ja Esel und grosse, grobe, ungelerte Esel in christlichen Sachen **)." Auch Melanchthon schildert in dieser Weise, nur mit etwas zierlicheren Worten, die Vergangenheit. „So wie in den letzten Zeiten", sagt er ***), „Aristoteles Christum verscheucht hat, so wurde in den frühern, bald nach Gründung der Kirche, die christliche Lehre durch die platonische Philosophie erschüttert, so daß außer den canonischen Schriften kein zuverläßiges Buch existirt und alles nach Philosophie riecht, was in den Commentaren enthalten ist." Für die katholischen Gelehrten hatte Melanchthon nur die Bezeichnung falsche Sophisten. Solche Lehren, was mußten sie anders erzeugen, als Mißtrauen gegen die Gelehrten überhaupt und Geringschätzung ihrer Beschäftigung? „Um das Jahr 1525", heißt es in einer Chronik der damaligen Zeit ****), „fingen die

*) Witteb. A. T. 6. f. 324 a.

**) Wit. A. 1561. Th. 7. f. 442.

***) Aehnliche Aeußerungen s. bei Döllinger a. a. O. S. 452.

****) Loc. Comm. ed. 1521. Art de hominis virib. Perinde at-

Schulen an, zu fallen, so daß fast Niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studiren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten." Luther versicherte nun zwar rechte Theologiam aufgefunden zu haben; allein das einmal angeregte Mißtrauen wurde dadurch nicht beseitigt, zumal die Priester nach der Ordnung Luthers nicht selten über die wichtigsten Lehren mit einander in Streit geriethen, so zwar, daß auf ein und derselben Kanzel eine Lehre, welche der Eine als seelenverderblichen Irrthum verdammte, von dem Andern als helle klare Wahrheit bezeichnet wurde, an deren Bekenntniß die ewige Seeligkeit geknüpft sei. Waren doch selbst dem für die „Reform" begeisterten Melanchthon schon 1522 die theologischen Vorlesungen dergestalt zum Ekel geworden, daß er lieber Ochsenhirt werden, als sie noch länger behalten zu wollen, erklärte *). Ueberdieß entging auch dem Volke nicht, daß gerade diejenigen, welche als Meister gepriesen wurden, sehr häufig gegen sich selber protestirten, und namentlich Luther an sich selbst den stärksten Gegner gefunden, und widersprechende Sätze als wahr behauptet hatte **), da man die religiösen Streitigkeiten in die Schulen einführte ***). Welche Achtung konnte das Volk unter solchen Umständen vor den Wissenschaften be-

---

que his posterioribus ecclesiae temporibus Aristotelem pro Christo sumus amplexi, et statim post Ecclesiae auspicia per Platonicam philosophiam Christiana doctrina labefactata est, ita factum est, ut praeter Canonicas scripturas nullae sint in Ecclesia sincerae literae; redolet philosophiam quidquid omnino commentariis proditum est.

*) Angeführt von Döllinger S. 434.

**) Galle Versuch S. 113.

***) Buchmann, zweites Sendschreiben. Leipzig 1844. S. 42. — Staudenmaier: der Protestantismus. Th. 2. Freiburg 1846. S. 2 ff.

****) Döllinger a. a. O. S. 414.

gen, da ihm die Widersprüche der Schriftgelehrten dieselben als unsicher erscheinen ließen? Der Schluß, daß es in den übrigen Wissenschaften noch ärger seyn müsse, als in der Theologie, da sie nicht, wie diese, unter Gottes besonderem Schutze stehend gedacht wurden, lag nahe.

Hierzu kam noch die despotische Willkür, mit der die geistlichen und weltlichen Vertreter des Protestantismus jede auf dem wissenschaftlichen Gebiete hervortretende Regung zu unterdrücken suchten, welche dem von ihnen anerkannten Systeme gefährlich werden zu wollen schien. Schon wenige Monate nach seinem öffentlichen Auftreten hatte Luther die Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen diejenigen, die sich nicht geneigt zeigten, dem Abfalle sich anzuschließen, empfohlen und geäußert, daß es höchst sonderbar sei, daß man nicht auf den Einfall gekommen sei, sie hinzumetzeln *). Dieser Aufruf fand Anklang bei dem Pöbel und bei den Fürsten. Die Bauernrevolte und die gewaltsamen Maßregeln gegen die katholische Kirche, die zu der Toleranz, welche sie den Gebrechen im eigenen Hause erwiesen, in einem schneidenden Widerspruche stehen **), liefern die Beweise. Alles dagegen, was die Ka-

---

*) In einer Schrift gegen Prierias vom Jahre 1518 sagt Luther: „Wenn aber ihr rasend wüten so ein Fortgang solt haben, dünkt mich es were schier kein besser rat und ertzney zu steuern, denn daß Kaiser, Könige und Fürsten mit Gewalt dazu theten, sich rüsteten und griffen diese schedlichen Leute an, so alle Welt vergiften . . . und machten einmal des Spiels ein Ende mit W a f f e n und n i c h t mit Worten . . . So wie Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen, warumb greifen wir nicht viel mehr diese schedlichen Lerer des Verderbens als Bepste, Cardinal, Bischofe und das gantze geschwürm des römischen Sodoma mit allerlei Waffen und waschen unsere Hende in ihrem Blut?“ Luthers Werke, Wittenberg 1558. Th. 9. f. 24b.

**) Auf den Widerspruch, in den die protestantischen Fürsten geriethen, waren auch Protestanten aufmerksam. „Wir haben, sagt Einer, in diesen unsern zeiten erfaren und gesehen, wie viel Fürsten und

tholiken in ihrem Glauben hätte befestigen, und über die neue Lehre hätte aufklären können, war streng untersagt, weil es den Fürsten die Ausführung ihrer Operationen erschwerte. Es waren demnach alle katholischen Bücher verboten, unter denen die vom Emser herausgegebene Uebersetzung des neuen Testamentes oben an stand *). Als jedoch katholische Fürsten gegen die Schriften der Neuerer Prohibitivgesetze erließen, erklärten die Lenker der Bewegungspartei, daß die Fürsten das Recht nicht haben, in Glaubenssachen sich zu mengen, und Alles gehen

Herrn mit großer gefahr (damit hatte es gute Weile) Land und Leut, von dem großen Mißbrauch der Winkelmessen sich haben entbrochen, dieselbigen auß ihrem Land und Kirchen ausgerottet, auch auf den Reichstagen, sich aus christlichem Eifer der Kirchen enthalten, und geäußert, in welchen solche Meß gehalten, damit sie solcher Prophanation durch ihre gegenwärtigkeit nicht theilhaftig machten; daß aber nu die Oberkeyt die Gotteslästerung für keine Prophanation, Mißbrauch und Lästerung helt . . . dieselbige aus ihren Landen nicht ausrottet, das macht mir viel seltzamer Gedanken, daß ich mich nicht kann darein richten, wie und aus was Ursachen die Oberkeyt die ohren gegen solcher Lesterung so hart verstopfet, und die Augen gar zu gethan sein." Theatr. diabol. Frankfurt 1569. fol. 250 b. — Andern Leuten mögen auch seltsame Gedanken eingekommen seyn; indessen löst sich der Widerspruch sehr leicht. Die Abschaffung „des großen Mißbrauchs der Winkelmessen" warf für die fürstlichen Kassen manches erkleckliche Sümmchen ab, wenn auch nur die disponibel gewordenen Fundationscapitalien eingezogen wurden; die Gotteslästerung aber hätte ganz umsonst abgeschafft werden müssen. Daß diese Ansicht nicht unrichtig ist, hat neulich Hagen, ein Mann, dem Unbekanntschaft mit den damaligen Verhältnissen nicht zur Last gelegt werden kann, ausgesprochen, wenn er (a. a. O. B. 3, S. 146) sagt: „Diese politische Theorie (Luthers, nach welcher der Fürst der unumschränkteste Herr seiner Unterthanen ist) verbunden mit der Aussicht auf einen großen Reichthum, der aus der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter erwüchse, war es, welcher gleich nach dem Bauernkriege so viele deutsche Fürsten bestimmte, sich für die Reformation zu erklären."

*) Döllinger S. 496, 503.

lassen müßten, wie es gehe, es sei Wahrheit oder Lüge, so wie hinwiederum die Unterthanen verpflichtet seien, Befehlen dieser Art nicht zu gehorchen. Veranlassung zur Geltendmachung dieser Theorie bot sich dar, als katholische Fürsten die lutherische Uebersetzung des neuen Testamentes „theils wegen der zur Bekräftigung der neuen Lehre beigefügten Randbemerkungen, theils wegen etlicher schmählicher Figuren, päpstlicher Heiligkeit zum Hohn und Spott" *) verboten hatten. Luther erklärte in der Schrift von weltlicher Oberkeit **): „Wenn nu ein Fürst oder weltlicher Herr dir gebeut . . . . . die Bücher von dir zu thun, soltu sagen: es gebürt Lucifer nicht neben Gott zu sitzen; ich bin euch schuldig zu gehorchen mit Leib und gut, gebietet ihr mir nach euer gewalt Mas auf erden, so will ich folgen, heist ihr mich aber gleuben oder bücher von mir thun; so will ich nicht gehorchen: denn da seid ihr ein Tyrann, und greift zu hoch, gebietet, da ihr weder recht noch Macht habt. Nimmt er dir drüber dein gut, und strafft solchen ungehorsam, selig bistu und dank Gott, daß du würdig bist um göttliches Wortes willen zu leiden, laß nur toben den Narren, er wird sein richter wohl finden: denn ich sage dir, wo du ihm nicht widersprichst und gibst ihm raum, daß er dir den glauben oder die Bücher nimpt, so hastu wahrlich Gott verleugnet. In Meissen, Bayern und in der Mark und andern orten haben die Tyrannen ein gebot lassen ausgehen, man solle die Neue Testamente in die empter überantworten; hier sollen ihre unterthan also thun: nicht ein blettlein, nicht ein buchstaben sollen sie überantworten bei Verlust ihrer Seligkeit: denn wer es thut, der übergibt Christum dem Herodes in die hende; denn sie handeln als Christmörder oder Herodes." Die protestantischen Fürsten hielten sich jedoch an die Theorie, die ihnen die Befugniß zusprach, „Corruptelen in

*) Riffel a. a. O. B. 1, S. 360.

**) Wittenb. d. A. Th. 6. f. 577 a.

der Lehre und falsche Gottesdienste" zu unterdrücken, und fanden bald Gelegenheit, dieselbe in der neuen Kirche geltend zu machen, da diese sich in unzählige Parteien spaltete, von denen eine jede die Oberhand zu gewinnen suchte. So wie man früher katholische Schriften bei Gefängnißstrafe verboten hatte; so wurden nun die Schriften derjenigen Parteien verboten, die den Beifall des Hofes nicht hatten *). Dieses reichte aber nicht aus; es wurde daher gegen die Bekenner und Verbreiter von Ansichten, die bei Hofe als irrige galten, Leibesstrafen festgesetzt, die sogar bis zur Todesstrafe gesteigert wurden. Peucer mußte die Ausdauer, mit der er sich weigerte, seine religiösen Ansichten nach den bei Hofe geltenden zu modificiren, mit harter Gefängnißstrafe büßen; der Buchdrucker Vögelin wurde wegen des Druckes einer cryptocalvinischen Schrift eingesperrt; der Drucker, welcher in Lübeck eine Schrift des Juder wider Amsdorf gedruckt hatte, wurde gleichfalls incarcerirt **); in dieser Stadt durften nicht einmal Leute beherbergt werden, die mit den religiösen Ansichten, zu denen sich der Rath bekannte, nicht übereinstimmten ***). Gentilis, welcher die calvinische Quaternität verwarf, wurde verurtheilt, mit dem Stricke um den Hals durch die Stadt zu gehen. Castalion, welcher das hohe Lied für apokryph erklärte, wurde aus Genf

---

*) Staphylus macht hierüber folgende Bemerkung: Da der Luther erst anhub: Bücher zu schreiben, sagte man, es wäre wider die christliche Freiheit, so man nicht allerlei Bücher dem christlichen Volke und gemeinen Mann zu lesen lassen wollte; jetzo aber, weil der Abfall von den Lutherischen selbst geschieht, wiederholen sie den Gebrauch der alten Kirche, verbieten die Bücher ihrer Widerwärtigen und abtrünnigen Sectengenossen zu verkaufen, und zu lesen. Döllinger S. 503. Auf Uebertretung der Bücherverbote waren strenge Strafen gesetzt. Wer ein als gottlos bezeichnetes Buch öffnete, mußte Geldstrafe bezahlen oder wurde hingerichtet. Audin: Leben Calvins, Augsburg 1843, Th. 2, S. 84.

**) Starken Lübeckische Kirchenhistorie, Hamburg 1724. S. 170.

***) Ders. S. 376.



verbannt; Servet wurde lebendig verbrannt. Das Urtheil gegen Bolsec, der es gleichfalls gewagt hatte, anders zu protestiren, als Calvin protestirte, lautete *): „Wir Syndici auf Antrieb des Criminal-Lieutenants gegen dich Hieronymus Bolsec: Es erhellet, daß du dich in der heiligen Versammlung mit all zu großer Kühnheit erhoben hast; eine Meinung, die du aufgestellt, ist der Wahrheit des Evangeliums entgegen; man hat dir durch das Wort Gottes und durch die Gutachten der Kirchen bewiesen, daß deine Meinungen falsch sind; du wolltest dieses aber nicht anerkennen: deßhalb bist du einer schweren Strafe würdig: dennoch wollen wir mit Milde ververfahren und deine Strafe vermindern; wir verbannen dich also auf ewig von dem Gebiete Genfs." Bezeichnend für den Charakter des im Protestantismus einheimisch gewordenen dogmatischen Terrorismus ist auch die Aeußerung Calvins in einem Briefe an Bullinger: „Ich kann dich versichern, daß man menschlich gegen den Schuldigen verfährt: man spannt ihn an einen Pfahl und läßt ihn die Erde nicht mehr erreichen, indem man ihn an beiden Händen anhängt" **). Um „Corruptelen" den Eingang abzuschneiden, wurde als Präventivmaßregel die Censur eingeführt, die theils von den Fürsten selbst gehandhabt, theils den Consistorien oder Facultäten übertragen, jederzeit aber mit der größten Härte ausgeübt wurde ***).

*) Audin a. a. O. Th. II. S. 179.

**) Audin: Leben Calvins, deutsch Augsburg 1845. B. 2. S. 88.

***) In welchem Geiste die Censur gehandhabt wurde, zeigt ein in den Consiliis Witeb. theol. T. I. p. 877 befindliches censuramtliches Resolut der theologischen Facultät über drei Predigten, welche ein Superintendent hatte drucken lassen wollen, indem es unter Anderem heißt: Legimus illas religimus expendimus, at uno ut verbo, quid nobis videntur, exponamus, adeo non dignas eas luce hac judicamus, ut potius optemus, nunquam eas a quoquam fidelium vel fuisse auditas vel certe deinceps ita supprimi, ne forte in manus et aures alio-

Aehnliche Vorkehrungen hat nun zwar auch die katholische Kirche bisweilen für nöthig erachtet; allein sie konnten darum nicht lähmend auf die Wissenschaften einwirken, weil die Normen, nach denen die Bücherverbote, Censurentscheidungen erlassen oder Ketzerstrafen in frühern Zeiten verhängt wurden, allgemein gültige und für alle Zeiten feststehende sind. Anders verhält es sich im Protestantismus, wo jeder Territorialherr den Begriff der Orthodoxie bestimmte, so daß also der Fall eintreten konnte, daß Lehrsätze, die in dem einen Lande als die alleinseligmachenden angesehen und gepredigt werden mußten, in dem Nachbarstaate als verdammliche Corruptelen bei Vermeidung schwerer Strafen nicht vorgetragen werden durften. Daß dieser Fall oft genug eingetreten ist, beweist die protestantische Dogmengeschichte. So wurde die Concordienformel in Dänemark nicht nur vom Könige in's Feuer geworfen, sondern auch unter Androhung schwerer Leibes- und Lebensstrafe verboten, während in mehreren deutschen Ländern für deren Zustandekommen öffentliche Dankgebete veranstaltet wurden. Das Corpus Philippicum war in einigen deutschen Ländern als officielles Lehrbuch mit solcher Strenge vorgeschrieben, daß die Abweichung von demselben Gefängnißstrafe nach sich zog; in andern war es streng verboten. Was in Genf als der alleinrichtige Weg zur Seligkeit bezeichnet wurde, galt in Bern als Corruptele dergestalt, daß der Magistrat 1555 ein Mandat publiciren ließ, in welchem den Unterthanen untersagt wurde,

---

rum pervenire queant. Neque enim . . . quicquam eae continent, quod vel ministro verbi divini, ne dum Sacrosanctae Theologiae Doctore et Ecclesiae Superintendente sit dignum. Nachdem nun die Facultät dem guten Doctor schulmeisternd gezeigt hat, wie er es hätte anfangen sollen, fährt sie fort: Quod si paulo rigidiores videbimur esse Censores tibi non nobis culpam imputabis: Faxit Deus, ut nostra haec admonitio eum, quem speramus et optamus finem sorciatur, idque efficiat ut deinceps consultius te egisse cognoscamus.

nach Genf zum Abendmahle zu gehen *). Als eine keinem Zweifel unterliegende Wahrheit galt damals bei den Protestanten, daß der Teufel durch alte Weiber Hexerei übe **). Als aber der Pfarrer Baumgart zu Pogarelle im schlesischen Herzogthume Brieg diese Behauptung in einer Predigt aufstellte und zu größerer Bekräftigung hinzufügte, daß er selbst in seiner Jugend Anfechtungen von Hexen erlitten habe, erhielt er von der Herzogin Dorothea Sibylla, welche über die Vorurtheile ihrer Zeit hinaus war, „als ein Mann, zu dem man sich wohl hätte versehen mögen, daß er aus Gottes reinem Worte anders belehrt seyn würde", einen Verweis mit dem Befehle, seinen Irrthum zu erkennen, und die ihm zur geistlichen Weide anvertrauten Schäflein eines Bessern zu belehren, und der Schuljugend mit tüchtigen Ochsenzählen und scharfen Ruthen die Hexenlust auszutreiben. Dieser Pastoralinstruction war die Clausel angehängt: „So ihr aber in euerem Irrthum beharren und unsern Befehl nicht achten wollet, sollt ihr durch dieses Handbrieflein verwarnet seyn, daß ihr nach unsers herzliebsten Eheherrn Heimkehr sicherlich euers Pfarramtes werdet erledigt und aus dem Fürstenthume an solche Orte werdet verwiesen werden, wo man Hexenprediger annoch begehret ***)." Dazu kam noch, daß nicht einmal in ein und demselben Lande mit Sicherheit auf eine lange Dauer des einmal angenommenen Systems gerechnet werden konnte. Nicht selten traf es sich, daß ein Regierungswechsel Lehrsätze, die als ganz unverfängliche gegolten hatten und vertheidigt worden waren, in die Reihe der polizeiwidrigen Ansichten einschob, und die

---

*) Trechsel: die protestantischen Antitrinitarien. B. 1. Heidelberg 1844. S. 199.

**) Die Beläge s. im theat. diabol. Frankfurt 1569 in den Abhandlungen: „der Teufel selbs" fol. 1 ff.; von des Teufels Tyrannei fol. 140 ff.; der Zauber Teufel fol. 205 ff.

***) Abgedruckt ist dieses Pastoralrescript in Hoffmanns Monatschrift von und für Schlesien, Breslau 1829. S. 786 ff.

Subsistenz der Vertheidiger derselben in Frage stellte, wie es in der Pfalz geschehen war. Oft bedurfte es gar nicht einmal eines Regierungswechsels, um diese Metamorphose zu bewerkstelligen. Es liegt demnach am Tage, daß der Zustand, in den sich der Protestantismus durch seine Bücherverbote, Ketzerstrafen und Censurgesetze versetzt sah, nicht nur wegen der größeren Beschränkung, die er dem Geiste auflegte, sondern auch durch die Unsicherheit der Normen, nach denen diese Maßregeln gehandhabt wurden, viel drückender war, als „das römische Joch", zu dessen Zerstörung die Männer, welche an der Spitze der antikirchlichen Bewegung standen, von Gott gesandt zu seyn vorgaben. Dieses empfanden sogar Männer, welche, wie Melanchthon, bereit waren, es jederzeit mit der Partei zu halten, welche das Uebergewicht erlangt hatte *), und gestanden offen, daß der römische Papst in dieser Beziehung mehr Freiheit gestatte **). Welche Wirkung dieser Zustand, bei dem man mit jeder neuen Aeußerung Gefahr lief, nicht nur in den index librorum prohibitorum zu gerathen, sondern auch

*) Nunquam, sagt Melanchthon, tyrannyce propugnavi meam opinionem, sed quod Principes decreverunt communi consilio, secutus sum, ut fieri debet in Aristocratia. Ferner: Nec unquum spectavi, quam ut quam propriissime ea, quae vos docetis, explicarem . . . . Nunquam volui sententiam meam a vestra sejungere. Strobel Literär-Geschichte der loci communes von Melanchthon, Alttorf 1776. S. 103, 107, 108.

**) In der dem corpus doctrine Lips. 1561 vorangeschickten admonitio ad lectores heißt es: Cum isto mirabilium hominum genere agi nihil potest, qui suo arbitrio damnant quid libet, neque personis auditis, neque dijudicatis rebus. Cogunt concilia, quando et ubi ipsis placet atque vendicant sibi majorem magisque intolerabilem et minus excusabilem auctoritatem ac potestatem, *quam Papa Romanus unquam.* Auch Sebastian Frank erklärte: „Sonst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten zu strafen, jetzt muß Alles gehofiret seyn, oder es ist aufrührerisch. Hagen B. 3. S. 154.

schulmeisternde Verweise sich zuzuziehen, und am Ende gar noch seine Freiheit auf's Spiel zu setzen, auf die Wissenschaften haben mußte, liegt am Tage. War doch die Ueberwachung so streng, daß selbst in der geselligen Unterredung hingeworfene Aeußerungen Gegenstand eines Inquisitionsverfahrens wurden. Dieses beweist zur Genüge die Geschichte des Rudolf Werdmüller (geb. 1614, st. 1677), eines berühmten Generals. Er hatte sich aus Dalmatien zwei türkische Sclaven mitgebracht, die er als seine Leibdiener hielt, nachdem er sie hatte taufen lassen. Der Aberglaube hielt sie für Dämonen. Zur Bestätigung mußten die aus der Esse einer Schmiedewerkstätte, die er bei seinem Landhause hatte anlegen lassen, aufsteigenden Feuerfunken dienen. Dazu kam noch, daß er in einem Schiffe so schnell fuhr, „daß Einem, so darauf gewesen, schier gegrauset." Nun unterlag es keinem Zweifel, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. In der gegen ihn eingelegten Klage waren diese Punkte erwähnt, doch der Nachdruck lag auf einer bei einem Gastmahle ausgesprochenen Aeußerung, wegen deren er, weil sie nicht mit dem Inhalte der an seinem Wohnorte recipirten Glaubensdecrete zu vereinigen war, in eine Strafe von 1200 Pf. verurtheilt wurde *). Wirkte dieser Rigorismus auch nur zunächst auf die theologischen Wissenschaften hemmend ein; so fehlte es doch nicht an Mitteln, auch auf andere Gelehrte einzuwirken, und sie wegen Dingen, die sie nicht gesagt hatten, zur Rechenschaft zu ziehen. Als Beweis können die Verdrießlichkeiten gelten, die Wesenbeck, ein gelehrter Jurist und frommer Mann, vor dem Inquisitionstribunal in Jena zu bestehen hatte, „weil er sich bisher noch nicht für das Konfutationsbuch erklärt habe." Der Jurist erklärte seine Anhänglichkeit an die lutherischen Bekenntnißschriften; die Prediger aber begnügten sich nicht damit, und verlangten noch, daß er sich auch zu dem Inhalte der von ihnen seit

*) Werdmüller: der Glaubenszwang der zürcherischen Kirche; Zürich 1845. S. 12 ff. Das Erkenntniß S. 62.

einem halben Jahre gehaltenen Predigten bekennen müsse *). Dieser Zustand war aber eine Frucht der „reformatorischen" Bestrebungen der Neuerer; diese hatten den Fürsten gegen jeden, der Neuerung nicht zusagenden Gedanken bewaffnet, nachdem sie unter dem schmeichelhaften Versprechen einer schrankenlosen Freiheit Tausende verführt hatten. Jene Grundsätze des „Schutzrechtes", welche der neuen Kirche nur den Charakter einer vom Staate allergnädigst concessionirten Anstalt zur Abrichtung für fürstliche Zwecke ließen, waren schon in den ersten Visitationsartikeln **) im Keime vorhanden. Schon im Jahre 1536 erklärte die Wittenberger Facultät in einem Gutachten: Non est dubium, quod Magistratus in Ecclesia pertinentibus ad suum dominium aut jus patronatus debeat prohibere impios cultus et restituere pios ***). Martin Bucer nahm nicht Anstand zu lehren, daß die Unterthanen, auch wenn die Befehle der Obrigkeit wider Gottes Gebot wären, zu gehorchen schuldig seien, weil dann anzunehmen sei, daß Gott dieselben mit der Ruthe strafen wolle. Nach ihm hat die Obrigkeit für rechte Religion zu sorgen, und es steht ihr zu, diejenigen, welche eine falsche Religion haben, mit Feuer und Schwert auszurotten, da sie die Mutter aller Laster sei, und sie daher eine viel härtere Strafe verdienten, als Diebe und Mörder, weßhalb auch Bucer nicht ansteht, der Obrigkeit das Recht zuzusprechen, die Weiber und Kinder solcher Leute zu erwürgen ****). Mehrere Hinrichtungen wurden auf Calvins Betrieb und unter Melanchthons Billigung †) vorgenom-

*) Plank: Geschichte der Entstehung u. s. w. Th. 4. Leipzig 1796. S. 614 ff.

**) Riffel: Kirchengeschichte Th. 2. S. 53.

***) Consilia theol. Witeberg. T. III. p. 1.

****) Hagen B. 3. S. 154 ff.

†) Menzel: Geschichte der Deutschen. B. 2. S. 8.

men. Da Chatillon dieses Recht in Zweifel gezogen hatte, so vertheidigte Beza die Todesstrafe der Ketzer in einem eigenen Tractate *). Die Censur der theologischen Schriften wurde 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg angeordnet. Wie diese Anordnung gehandhabt wurde, zeigen Luthers wüthende Schmähschriften. Verschärfungsanträge aber gingen von den Stimmführern der einzelnen Parteien aus und fanden Anklang bei den Höfen. Nicht selten ereignete es sich, daß die dadurch in ihren Operationen gehemmten Parteien sich beschwerten. Dieses geschah unter Anderem von den herzoglich-sächsischen Geistlichen der flaccianischen Fraction im Jahre 1560, indem sie dem Herzoge vorstellten, er möchte ihre Unzufriedenheit mit den ungebührlichen Einschränkungen nicht übel nehmen, denn sie wären Gesandte und Knechte Gottes, den er selbst anrufen müßte; Konstantin der Große hätte mehr Respect gegen die Geistlichen gezeigt; durch dieß Beispiel des Herzogs verführt, finge schon jeder Edelmann und Schlösser an, seinen Priester zu plagen; dieß wäre der Dank dafür, daß Luther die Fürsten vom päpstlichen Joche befreit hätte; sie wollten ihn daher dringend gewarnt haben, sich vor den Stricken des Satans zu hüten, und ihn ermahnen, sich wegen der Sünde, die er schon auf sich geladen, vor Gott zu demüthigen; mit gutem Gewissen könne er schon nicht mehr zum Abendmahle gehen; der Stadtgraben um Weimar habe erst kürzlich Blut geschwitzt, die Störche wären aus der Stadt nach dem Galgen gezogen, an den Bienen habe man türkische Bände bemerkt, was Alles Unglück ankündige, gleich den vielen Schlangen, die in diesem Jahre auf die Bäume gekrochen, und sicherlich die Schlangenbrut im Kirchen-Paradiese abbildeten, durch welche die Seelenspeise verdorben werde; wolle der Herzog wissen, was es zu bedeuten habe, Priester Gottes zu drücken, so möge er nur an die vierzig Knaben in Bethel denken **). Indessen diese eindring-

*) De Haereticis a civili Magistratu puniendis 1554.

**) Plank: Geschichte der Entstehung u. s. w. Th. IV. S. 627.

lichen Vorstellungen hatten nur den Erfolg, daß den Predigern das Predigen verboten wurde. Sie erklärten nun allerdings, sie hätten die Theologie nicht von den Höfen gelernt, und würden sich auch von denselben nicht richten lassen, man möge sauer oder süß dazu sehen; daß die Censur dem Consistorium übertragen sei, hieße dem heiligen Geiste das Maul verbinden *); aber auch diese Vorstellungen änderten die Maßregeln nicht, hatten vielmehr die Entlassung der unfügsamen Theologen zur Folge. Obwohl es sich zur Genüge gezeigt hatte, welch ein Werkzeug die Scheere des Censors sei, so begegnen wir doch noch in späteren Jahren von Theologen im Interesse ihrer Partei gestellten Anträgen auf Verschärfung der Censur. „Zum Siebenden", heißt es in einem 1576 an Herzog Julius von Braunschweig gerichteten Antrage **), „were es wohl gut, daß auf die Druckereien hinfürter gute Achtung gegeben würde, daß nicht, wie bisher leider geschehen, ein Jeder seines Willens und gefallens, seine Opiniones und grillen durch den Druck spargiren, könnte derwegen darauf gedacht werden, wie Gelehrten und unverdächtigen Personen solchs committirt, daß sie die theologica Scripta zuvor, ehe sie praelio subjiciret, besichtigt und Erkundigung daraus genommen, ob sie der getroffen Formulae Consensionis in Thesi et Antithesi gleich formiret oder nicht." In einem an den Kurfürsten von Sachsen 1577 gerichteten Antrag heißt es ***): „Zum Sechzehnden ist auch eine große Noth, daß ein gebührend und ernßlich Aufsehn auf die Druckereien gehalten, damit nicht ohne allen Unterschied allerlei Bücher gedruckt werden." Damit man jedoch nicht etwa hieraus Veranlassung nähme, nach dem Papstthume sich zu sehnen, dessen Bestimmungen in Glaubenssachen die Willkühr ausschließen, wurde ein Kniff eigenthümlicher Art angewendet.

---

*) Plank a. a. O. S. 638.

**) Hutter: Concordia concors, Witeb. 1614. fol. 112b.

***) Hutter a. a. O. f. 120b.

Man pries nämlich den Glaubensdruck als eine Wohlthat, und warf dem Papstthume vor, daß es Jedem gestatte zu lehren, was ihm beliebe. „Sollte man", sagt Sarcerius *), einem Jeden gestatten zu lehren, wie er will, die Schrift seines gefallens verstehen und auslegen . . . was wolt letzlich hieraus werden? Wahrlich ein neues gottloses, rochloses Bapsttumb, ja das noch wohl erger ist, ein Teufelsthumb." Daß das Volk die Escamotage nicht merkte, zeigt, daß es sich bereits in die neue Ordnung hineingelebt, und auf die Realisirung der von Luther gemachten Versprechungen einer allgemeinen Freiheit Verzicht geleistet hatte.

Von großem Einfluße war es auch, daß den Wissenschaften durch die „Reformation" die äußeren Anregungsmittel größtentheils entzogen worden waren. Die Stifte und Klöster wurden als Erzeugnisse der Hölle bezeichnet und verworfen. „Warum soll man die Kinder studiren lassen, da sie nicht können Pfaffen, Mönche und Nonnen werden?" So hieß es schon nach dem Zeugnisse Luthers wenige Jahre nach dem Ausbruche der Kirchentrennung. Es wurde nun zwar ein Predigerstand eingerichtet; allein die Priester nach der Ordnung Luthers geriethen in eine Lage, die gerade nicht sehr einladend war. Von dem reichen Kirchengute, von den Zehnten und andern kirchlichen Revenüen, welche die ersten Prediger des „Evangelii" für Raffegut erklärt hatten, ging nur ein geringer Theil auf die neuen Geistlichen über. Die Leute hatten in der Bibel gelesen: Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst sollt ihr's geben; auch war ihnen nicht unbekannt, daß Paulus ein Handwerk getrieben habe. Kraft der ihnen von Luther zugesprochenen Befugniß, die heilige Schrift auszulegen und über der Prediger Lehre zu urtheilen, ob sie recht sei, fing man nun an, diese Stellen zu exegesiren und brachte heraus, daß die Prediger nach Gottes Wort eigentlich gar Nichts zu

*) A. a. O. fol. 302 b.

fordern hätten. Nächst dem Lehrsatze, daß der Papst der Antichrist sei, war dieses der Punkt, in welchem ein unanimis consensus rusticorum sich bildete, den die Politici nur gar zu gern adoptirten, und es war dahin gekommen, daß die Prediger in der Armuth lebten, und schon Luther das demüthigende Geständniß ablegen mußte: „Wenn uns der Papst von dem Seinen nicht nehrte, so müßten wir alle Hungers sterben.*). „Bisweilen", sagt er an einer andern Stelle, „hat eine Stadt, die bei vier oder fünf hundert Bürger hat, können geben 5, 6, 7 hundert Gulden werth allein den Bettelmönchen, ohne was Bischöfe, Official und Andere geraubt haben. Dazu noch 5 oder 6 hundert Gulden allein für Pareth (Paramente). Und was wird nicht in Bier und Wein verschlemmt! daß, wenn man Alles zusammen schlägt, eine solche Stadt jährlich weit über tausend Gulden in den Dreck wirft... Sollten sie aber ein hundert Gulden oder zwei zu guten Schulen und Predigtstuhl geben; ja, da müßte man verarmen und zu Bettlern werden .... Vorhin haben wir den Verführern, die unsere Mütter, Weiber und Töchter geschändet und zu Huren gemacht, die uns mit Frevel und mit Gewalt unterdrückt haben, daß wir unter den Teufel kriechen mußten, und darüber mit giftiger Lehre Seele und Leib ermordet und in die Hölle getrieben, denselbigen haben wir nicht allein genug aufs überflüßigste, sondern Land und Leute, Städte und Schlösser gegeben .... Nu uns aber Gott fromme, treue, gelehrte Leute giebt ..., die lassen wir und die wir sollten mit aller Kost von der Welt Ende holen, die halten wir schier, wie der reiche Mann den Lazarum hielte ... Niemand gönnt ihnen Nichts und dazu ihnen, was sie haben, von dem Maul hinweg genommen wird von der schändlichen undankbaren Welt, Fürsten, Adel, Bürger und Bauer, daß sie müssen mit ihren Weib und Kindern Noth leiden und elende verstoßene Wittwen und Waisen lassen nach ihnen .... Da der Papst

*) Tischreden Art. von den Kirchendienern, Leipz. 1621. f. 269 a.

noch gewaltig regierte, war Keiner, der den Pfaffen und Mönchen nicht jährlich etwas gegeben hätte für Vigilien, Seelenmessen, item, der den Bettelmönchen nicht ein Scheffel Korn gegeben hätte . . . . Von solchen und andern Schindereien sind die Unsern durch das Evangelium frei gemacht . . . . . Aber wie danken sie dafür? . . Da sie vorhin ohne Maaß und Noth gegeben haben, da stehlen und rauben sie nun, und geben weder dem Evangelio und seinen Predigern ungern einen Heller . . . Im Papstthum war kein Maaß und hatte kein Ende mit Geben und Zulegen . . . . Da hat der Teufel können zublasen und hat die Leute zu solcher Mildthätigkeit getrieben und haben die Dompfaffen, Bischöfe und Aebte Alles vollauf gehabt, so sie doch ein gemeiner Schaden gewesen für die ganze Welt; sie sind dick, stark und fett worden; wir aber so das Wort treulich mit fleiß rein und lauter lehren, müssen bittern Haß tragen von allen Ständen und könnten sie uns den Bissen Brots nehmen, den wir essen, sie thätens . . . . Die Pfarrer auf den Dörfern hin und wider haben ihrer viele erbärmlicher Weise vor Hunger und Durst verschmachten müssen, haben oft nicht, daß sie ihren Kindlein ein Hemd kaufen und wird bald dahin kommen, daß sie müssen Hungers sterben *)." Zu der Armuth gesellte sich die Geringschätzung und Verachtung, die so weit ging, daß junge Gesellen bei Brautwerbungen nur dann dem Korbe entgehen konnten, wenn sie das Versprechen gaben, daß sie nicht Prediger werden wollten **).

---

*) Diese und ähnliche Aeußerungen findet man gesammelt in der Schrift: Doctor Martin Luthers Weissagungen, herausgegeben von Knapp, Stuttgart 1846. S. 62 ff. Siehe auch Döllinger S. 300.

**) Die Belege bei Döllinger S. 463. Hatte aber ein anständiges Mädchen den heroischen Entschluß gefaßt, mit einem lutherischen Prediger das Jammerbrod zu essen; so hieß es, wie Sarcerius (a. a. O. fol. 343b.) klagt: „die lutherischen Pfaffen können Nichts, denn schöne Frauen nehmen und die Leute schelten."



Daß ein Zustand, welcher keinen andern Lohn als das Hungertuch und die Verachtung verhieß, nicht geeignet war, den verödeten Schulen Zöglinge zuzuführen, liegt am Tage. „Diese Kargheit", sagt Luther *), „schreckt viele und die besten Köpfe, sonderlich junge, geschickte Leute vom Predigtampt ab; denn sie haben nicht alle einen solchen freudigen Muth und Beständigkeit, daß sie für die schwerste Mühe und arbeit wollen und können zu Lohn Undank, Haß und Hunger nehmen, sonderlich aber kann einem ehelichen Haußwirth nichts Beschwerlicheres und Leideres geschehen, denn so er sieht, daß sein Weib und Kinderlein müssen Noth und Hunger leiden, die doch sonst, da er sich zu einem andern Stande oder Studio begeben, hätten ehrlicher und herrlicher leben können." Indem aber Luthers Geistliche in eine höchst precäre und Jeden, der zu etwas Besserem tauglich war, abschreckende Stellung geriethen, ärndtete die neue Kirche nur, was ihre Gründer gesäet hatten. Sie hatten gelehrt, daß die priesterliche Würde Allen zukomme, die getauft sind **); und „daß ein jeglicher Christ von Gott gelehrt werde, mitteln und lehren könne diejenigen, die noch nicht Priester das ist Christen sind und

---

*) Tischreden a. a. O. f. 262 b.

**) In der 1521 verfaßten Schrift vom Mißbrauch der Messen sagt Luther: „Jeder Christ soll wissen, daß im neuen Testament kein äußerlicher sichtbarlicher Priester ist, denn die durch Menschenlügen der Teufel aufgericht hat; wir haben nur einen einigen Priester, Christum . . . Dieses ist ein geistlich Priesterthum, Allen gemein. Witenb. A. Th. 7. f. 545 b." — In der Schrift an den Adel deutscher Nation heißt es: „Was aus der Taufe gekrochen ist, mag sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweiht sei, ... Ein Schuster, ein Schmid, ein Bauer, ein jeglicher seines Handwerks ampt und werk hat, und doch alle gleich geweihte Priester und Bischofe." Im Sermon von der Buße (Witteb. A. Th. 7. f. 3 b.) heißt es: „Wo ein Priester nicht ist, eben so viel thut ein jeglich Christen-Mensch, ob es schon ein Weib oder Kind wäre."

nicht die beschornen Götzen allein.“ Hieraus folgt, daß auch das Lehramt Allen gebühre. Luther sagt überdieß noch ausdrücklich, indem er in der angeführten Schrift vom Mißbrauch der Messen *) lehrt: „die Papisten meinen, daß ihnen allein gebühre, zu lehren und zu ziehen dazu die Worte Christi: Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich . . . und haben ein unchristlich ampt zu predigen erfunden. Und daß es Jedermann offenbar werde; so will ich beweisen, daß das einige rechte, wahrhaftige Predigtampt gleich wie das Priesterthum allen Christen gemein ist . . . . Wir lassen wohl zu, daß ihrer nicht Viele zugleich predigen, wie wohl sie des alle gewalt haben . . . . und Alle die predigen oder lesen, sollen die Zuhörer lassen urteilen und ihnen unterworfen sein.“ Daß Paulus dem Weibe Schweigen aufgelegt hat, erklärt Luther daraus, daß ein Mann zum Reden sich besser eignet, als ein Weib, indem dazu eine gute Stimme und Aussprache gehöre, fügt aber hinzu: „Wenn kein Mann prediget, were es von nöten, daß die Weiber predigten.“ Diese Aeußerungen, welche freudig aufgenommen wurden **), ließen die Unterhaltung eines besondern Predigerstandes als eine ganz zwecklose Einrichtung erscheinen, indem Jeder befähigt war, sein eigener Seelsorger und Lehrer zu seyn, und es also als eine Verschwendung angesehen werden mußte, für bestimmte Functionen, zu deren Vornahme alle Mitglieder nicht bloß berechtigt, sondern auch befähigt waren, eigene Besoldungen auszugeben. Als demnach den beim Beginne der antikirchlichen Bewegungen ausgesprochenen Principien entgegen die Gemeinden angehalten wurden, besondere Seelsorger, welche sie nicht zu bedürfen erklärten ***), aufgedrungen wurden; so suchten sie

*) A. a. O. f. 266.

**) Hagen B. 2. S. 302.

***) Auch die Bauern sagten zu den Visitatoren, wie Luther erzählte

sich dieser ihnen von der Obrigkeit aufgelegten Verpflichtung so billig als möglich zu entledigen, und mietheten sich die Mindestfordernden als Seelsorger. Und welche Achtung konnten Leute genießen, die von dem Manne, den sie selber als einen Evangelisten, als den dritten Elias, als einen Propheten bezeichneten *), für entbehrlich in der neuen Kirche erklärt worden waren? Dazu kam noch, daß die ersten Prediger der reinen Lehre meist leichtsinnige Mönche, denen das Klosterleben nicht behagte, untüchtige Handwerker, die leichten Kaufes sich einen Namen machen, oder überhaupt Subjecte waren, denen ehrbare Leute nicht füglich Achtung erweisen konnten **). Lu-

---

(Tischreden a. a. O. f. 269 b.), die ihnen fürwarfen, weil sie einen Viehhirten müßten erneren, warumb sie nicht wolten auch ihre Pfarherrn nehren? „Ja", sprachen sie, „einen Hirten müssen wir haben." Luther fügt hinzu: „Pfui dich, so weit und dahin ist es kommen, weil wir noch leben; was wird wohl nach unserem Tode werden?"

*) Luther selbst hatte es an verständlichen Winken nicht fehlen lassen. „Was läge mir daran, sagt er (Witteb. Th. 6. f. 335 a.), wenn ich ein Prediger were, daß mich die Welt einen Teufel hieße, wenn ich weiß, daß mich Gott seinen Engel heißt? Die Welt heiße mich einen Verfürer, so lange sie will, indeß heißet mich Gott seinen treuen Diener, und Hausknecht, die Engel heißen mich ihren Gesellen, die Heiligen heißen mich ihren Bruder, die Gleubigen heißen mich ihren Vater, die elenden Seelen heißen mich ihren Heiland, die Unwissenden heißen mich ihr Licht, und Gott spricht dazu: es sei also."

**) Sarcerius (a. a. O. fol. 53) erzählt aus eigener Erfahrung, daß man irgendwo einen Menschen als Prediger angestellt habe, von dem sich hinterher gefunden, daß ihm die Ohren am Galgen abgeschnitten worden seien, und fügt dann hinzu: „Es ist auch am Tage, wie ungeschickte, unflätige Leute im Bapstumb zum oftern Malen seien zu Pastoren und Kirchendienern aufgenommen worden, davon man hernach Nichts als Ergernis, hon und spott gehabt." — Daß Weber, Schneider und andere Handwerker ordinirt worden, findet

ther suchte nun zwar, da er die Früchte seiner demokratischen Ideen in ihrer abschreckenden Gestalt bemerkte, einzulenken. Eine seiner früheren Behauptungen nach der andern zurücknehmend, lehrte er die Nothwendigkeit und göttliche Einsetzung des Predigtamtes *); allein die früheren Ideen waren zu tief eingewurzelt, als daß sie so leicht hätten ausgerottet werden können, so sehr nun auch die Schriftstelle: wer euch höret, höret mich u. s. w. im Sinne der katholischen Kirche ausgelegt

---

er (fol. 291 b.) Luthers Ansichten zuwider gar nicht zuläßig; fügt aber hinzu: „aber es geht jetzundes (1554) an etlichen orten also zu, daß unwürdige und untüchtige Personen zu Kirchendiensten befördert werden und würdige und tüchtige hinder der Thüre stehen; ich kenne viel gelerter Magister, die können nirgend zu einem Kirchendienst gelangen, aber Weber und junge Rotzlöffel haben die besten Pfarren inne."

*) „Ich hoffe", schrieb Luther im Jahre 1530 (Witteb. A. Th. 6. f. 333 b. ff.), daß die gleubigen Christen fast wohl wissen, daß der geistliche Stand sei von Gott eingesetzt und nicht mit Gold oder Silber, sondern mit dem theuern Blute Jesu Christi .... denn auch solch Ampt nicht allein das zeitliche Leben und alle weltlichen Stende fördern hilft, sondern das ewige Leben gibt, und von Tod und Sünde erlöset ... Du sollst dich von Hertzen freuen, wenn du von Gott dazu erwelet bist, mit deinem gut und arbeit einen Son zu erzien, der ein frommer, christlicher Pfarrherr, Prediger oder Schulmeister wird, und damit Gott selbs erzogen hast einen sonderlichen Diener, einen Engel Gottes, einen rechten Bischof für Gott, einen Heiland vieler Leute, einen König und Fürsten in Christus Reich, und in Gottes Volk einen Lerer, ein Licht der Welt. Es ist ja kein theurer Schatz, noch edler Ding auf Erden, denn ein rechter, treuer Pfarrherr oder Prediger....: denn rechne du selbs, was Nutzes das liebe Predigtampt und die Seelsorge schaffet, dieselbigen schaffet gewißlich auch dein Son, der solch ampt treulich füret, als, daß so viel Seelen teglich durch ihn geleret, bekeret, getaufft und zu Christi gebracht und selig gemacht werden, und von Sünden, Tod und Hölle erlöset." Aehnliche Aeußerungen Anderer s. bei Hagen B. 3. S. 161 ff.

wurde *), so wurde doch die abschreckende Lage der Prediger nicht erfreulicher. „Ich weiß", sagt Sarcerius **), „durch die erfahrung und gehaltene Visitationes viel Aemter elender und betrübter Pastoren und Pfarrherrn, und unter diesen etliche, welche das liebe Wasser nicht haben, und dasselbige müssen um Gelt kaufen. Wie oft habe ich gesehen, daß Superintendenten und anderer Pastoren Weiber und Kinder nach Absterben ihrer Männer sein von Hause zu Hause betteln gegangen . . . und Kirchendiener in ihrem Alter, da sie nicht mehr ihr ampt haben verwalten können, an den Bettelstab sein gewiesen worden."

(Schluß folgt.)

*) Es gilt mir ein Pfaff, wie andere Person, Bürger oder Bauer, sagte man. Sarcerius (von den Mitteln fol. 317 a.) beantwortet diesen Einwand folgendermaßen: Gott und seinem Sohne nicht; denn Christus hat zu keinem Bauer oder Bürger gesagt: Wer euch höret u. s. w.

**) A. a. O. f. 314 b.

XXXIII.

Die Christen als Staatsunterthanen.

Erster Artikel.

Der Staat, so alt als das Menschengeschlecht selbst, war demselben von Gott gegeben, damit es, von der göttlichen Ordnung abgewichen, durch die stellvertretende menschliche Ordnung unter dem von der Obrigkeit zu führenden Schwerte der Gerechtigkeit dem kommenden Reiche Gottes zugeführt und für die Aufnahme desselben vorbereitet werde. Es hat daher der Staat von seinem Anbeginn bereits eine ganz besondere Beziehung auf das ewige Seelenheil der Menschen gehabt und er genügte hierin durch die Handhabung des menschlichen Rechtes. Dem Staate also, dem göttlichen Amte der Obrigkeit in den Reichen der Menschen, hatte Gott diese übergeben und anvertraut und selbst lange nach der Verbreitung derselben über den ganzen Erdkreis und nach Entstehung und Untergang vieler Reiche, war doch selbst den Heiden das Gedächtniß an den göttlichen Ursprung des Staates nicht entschwunden. Noch viel klarer aber würde schon den Völkern des Alterthums derselbe gewesen seyn, hätten auch sie die Stimme Gottes in den Schriften des alten Bundes vernommen. „Durch Mich regieren die Könige und entscheiden die Gründer der Gesetze das Gerechte! Durch Mich herrschen die Fürsten und entscheiden die

Mächtigen die Gerechtigkeit! „Höret Ihr Könige — weil Eure Gewalt Euch von Gott gegeben ist und Eure Kraft von dem Allerhöchsten.“ „Es sollen die Lebendigen es erkennen, daß im Reiche der Menschen der Allerhöchste herrsche, und Er es gebe, wem Er will und den Niedrigsten der Menschen darüber setze.“ Dieß sind die Aussprüche, in welchen sich Gott durch den Mund Salomo's, des Königs der auf dem Throne saß, von welchem her Gott über Israel regierte und des Propheten Daniel, als den Urheber der Reiche der Menschen kund gibt, denn jedem Volke hat er seinen Regenten vorgesetzt. Demgemäß war auch kraft göttlicher Ordnung jeder Mensch von jeher seiner Obrigkeit zum Gehorsam verpflichtet, und wenn anders nicht, so schon durch die Furcht vor dem Schwerte dazu genöthigt. Denn dazu sind die Gesetze gemacht, damit aus Furcht vor ihnen die menschliche Verwegenheit gezügelt werde und unter den Schlechten die Unschuld sicher sei, und daß bei den Schlechten selbst die Macht zu schaden durch die Furcht vor der Todesstrafe gezügelt werde.

Wie nun die Kirche? hat sie das Gesetz des allgemeinen Gehorsams umgestoßen? Christus ist nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen. Christus, selbst der Herr des Himmels und der Erden, wollte im Staate geboren werden und hat die Obrigkeit in dem Staate als solche anerkannt. Er hat ihr den Tribut entrichtet, hat Alle gelehrt zu geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und hat selbst die obrigkeitliche Gewalt eines Pilatus, als diesem von Oben gegeben, geduldet. Hat etwa die Kirche die Bande, welche bisher die Unterthanen an ihre Obrigkeiten fesselten, gelöst? hat sie die Nationalität aufgehoben? hat sie die Gränzscheiden der Völker verändert? Nichts von dem Allen hat sie gethan; gleich Christus hat sie stets die Ordnung des Staates anerkannt und das ihr zur Erziehung anvertraute über alle Länder und Reiche verbreitete christliche Volk überall zum Gehorsam gegen seine ihm in diesem oder jenem Staate speciell vorgesetzte Obrigkeit verpflichtet. Aber nicht die Laien bloß, sondern

ihre Diener alle hat sie durch dieß Gesetz gebunden, denn das Evangelium hebt auch für diese die Staatsgesetze nicht auf und darum hat Kaiser Valentinian ganz recht, wenn er sagt: tüchtige Bischöfe gehorchen nicht bloß den Gesetzen Gottes, sondern auch denen der Könige. Hat die Kirche sich also an den bisherigen Zustand in dieser Beziehung angeschlossen, so besteht doch darin ein großer Unterschied gegen die vorchristliche Zeit, daß nunmehr der die Kirche regierende heilige Geist durch den Mund der beiden Apostel Petrus und Paulus den göttlichen Ursprung der obrigkeitlichen Gewalt der ganzen Welt kund gethan und die Pflicht des Gehorsams gegen dieselbe als eine der unverbrüchlichsten und strengsten den Christen auferlegt hat.

„Jede Seele sei der obrigkeitlichen Gewalt untergeben, denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott; die aber da sind, sind von Gott geordnet.“ Deutlicher kann der göttliche Ursprung des Staates kaum ausgedrückt werden, und es sind mit diesen Worten des Apostels die Kirchenväter wie mit einem gewaltigen Schilde der weltlichen Gewalt gegen die Häresie und das Heidenthum zu Hülfe gekommen. Wurde behauptet, die weltliche Gewalt verdanke ihren Ursprung dem Teufel, so trat ein heiliger Irenäus damit auf, den Teufel der Lüge zu zeihen, wenn er von sich gesagt: „ihm sei Alles übergeben, und wem er wolle, gebe er es“, und damit, aus der heiligen Schrift, insbesondere aus dem Römerbrief, Gott als den Verleiher aller Herrschaft zu verkündigen; Er sei es, der die Menschen geboren werden lasse, er sei es, der die Könige zu Königen mache. Wollten die Heiden den Ursprung der kaiserlichen Gewalt auf ihre Götzen zurückführen, so belehrte sie ein Tertullian und ein heiliger Augustin, daß alle Gewalt auf Erden nur von dem einzigen und wahren Gott herkomme. So sind auch mit jenen Worten des Apostels von vorne herein alle andern Theorien über den Ursprung der menschlichen Gesellschaft widerlegt, wenn sich für dieselben auch scheinbar die Worte einzelner Kirchenväter anführen lassen. Der heilige Augustin, welcher nicht ansteht zu erklären: „ganz und gar sind durch die göttliche Vor-

sehung die Reiche geordnet", hat mit der Aeußerung: „es ist ein allgemeines Uebereinkommen der menschlichen Gesellschaft, den Königen zu gehorchen", es wohl nicht verdient, als eine Auctorität für den Gesellschaftsvertrag als den Entstehungsgrund der Staaten herbeigezogen zu werden.

Würde eine solche Lehre dem Worte des Apostels gänzlich widersprechen, so hat dieses doch andererseits auch nicht wiederum den Sinn, daß der einzelne Regent unmittelbar von Gott eingesetzt sei. „Daß die Einen befehlen, die Andern gehorchen, das ist" — wie Chrysostomus sich vernehmen läßt — „das Werk der göttlichen Weisheit; daher hat der Apostel nicht gesagt: es gibt keine Fürsten, außer von Gott, sondern er spricht von der Sache selbst, indem er sagt: es gibt keine Gewalt, außer von Gott." Jene Meinung stützt sich hauptsächlich auf die oben erwähnten Aeußerungen der Kirchenväter, die aber von einer unmittelbaren Einsetzung dieses oder jenes Fürsten gar nicht reden, sondern nur den göttlichen Ursprung der Obrigkeit gegen den ihr von den Heiden und Häretikern angedichteten vertheidigen. Eben so wenig enthalten die Canones, noch die Gesetze Justinians diesen Grundsatz, so wie auch aus den Ausdrücken, in welchen das im Jahre 829 gehaltene Concilium von Paris — das ohnehin allein für sich in dieser Beziehung keine entscheidende Auctorität seyn könnte — Nichts dergleichen zu entnehmen ist. Das Concil spricht auch nur von dem Amte der Könige, von welchem es bezeugt, daß es seinen Ursprung weder von den Vorfahren des einzelnen Regenten, noch von den Menschen überhaupt, sondern allein von Gott genommen habe.

Hinsichtlich der Pflicht des Gehorsams, welchen die Unterthanen ihrem Fürsten schuldig sind, ändert sich jedoch dadurch, daß der Einzelne nicht unmittelbar von Gott eingesetzt ist, gar Nichts; in dieser Beziehung darf zwischen dem obrigkeitlichen Amte und der Person, die damit bekleidet ist, nicht unterschieden werden. Jeder menschlichen, eingesetzten Obrigkeit, welcher Gott diese Gewalt geliehen hat, es seien Könige

oder Statthalter oder irgend sonst welche Herren, soll von den ihnen Untergebenen gehorcht werden, so daß die Kirche, indem sie dieses befiehlt, auch den an sich unnatürlichen Zustand der Sklaverei anerkennt. Auch macht es keinen Unterschied, ob diese Herren gut und billig oder schlimm sind; schon heidnische Schriftsteller, namentlich Tacitus, lehren, daß auch die bösen Fürsten gleich den Elementarschäden zu tragen seien, um so treffender bemerkt der heilige Augustinus in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre: „Auch die Gewalt der Schadenstiftenden ist von Gott." Denn eben auf diesen Grund kommen die Aussprüche der Apostel immer wieder zurück: weil Gott der Obrigkeit die Gewalt gegeben, weil sie die Dienerin Gottes, weil sie die Rächerin mit dem Schwerte gegen denjenigen ist, der Uebles thut, darum soll ihr gehorcht werden. Nicht bloß die Furcht vor dem jüngsten Gerichte, sondern auch die vor der weltlichen Obrigkeit soll menschliche Bosheit zurückschrecken, damit Gott nicht in Ewigkeit zu strafen brauche. Gott vereint sich gewissermaßen mit der Obrigkeit, so daß der Gehorsam gegen diese immer zugleich zu einer religiösen Handlung wird. In der Obrigkeit erscheint dem Christen der Abglanz der göttlichen Majestät; erklärten ja doch schon die Heiden die Könige für die Ebenbilder Gottes, und meinte daher Plutarch, es bedürfe keines Phidias, um eine Bildsäule der Gottheit anzufertigen, in dem Könige stelle sich diese schon selbst dar. Um so mehr haben die Christen in ihren Fürsten die Ebenbilder Gottes zu erblicken, denn es ist die Macht Gottes, welche in diesen offenbar wird. Wie nämlich auf jedem Punkte des Weltalls die Kraft Gottes wirkt, so auf jedem Punkte des Reiches die königliche Gewalt; zöge dort Gott seine Hand zurück, so zerfiele alles in Nichts; entschwindet hier die Auctorität, so herrscht statt ihrer Verwirrung. Wenn des Kaisers Lippen sich bewegen, wenn sein Mund die befehlenden Worte spricht, sogleich ist bis zu den äußersten Gränzen das Reich in Bewegung, um seinen Willen zu vollziehen; aber nicht aus sich hat er die Kraft, sondern Gott ist es, der durch ihn ordnet und befiehlt.

Darum widersteht Gott, wer der Obrigkeit widersteht; deßhalb soll der Mensch, aus Gottesfurcht nichts Uebles wirkend, die Obrigkeit in ihrer Auctorität und Gewalt ehren, die sie haben muß und von Gott erhalten hat, um das Ueble zu verhüten und das Gute zu fördern.

Man soll daher der Obrigkeit im eigentlichsten Sinne des Wortes um Gottes Willen untergeben seyn; aber eben dadurch wird dem Gehorsam, wie ihn die Kirche von den Christen für die weltliche Obrigkeit in Anspruch nimmt, ein im Verhältnisse zu der vorkirchlichen Zeit neuer Charakter aufgeprägt. Weil der Obrigkeit wegen des göttlichen Willens gehorcht werden muß, so wendet sich die Kirche damit an das Gewissen. Nicht aus Furcht und Zwang, sondern wegen seines Gewissens, welches das göttliche Gesetz kennt und auf dasselbe hinweist, soll der Christ gehorchen. Sein Gehorsam und seine Liebe gegen Gott wird in dem freiwilligen Gehorsam gegen die Obrigkeit geprüft. Allerdings vermögen Furcht und Zwang viel, aber wenn die Menschen durch kein höheres Princip dazu bewogen werden, sich der Obrigkeit zu unterwerfen, so vermögen jene Mittel doch nur Sklaven oder Heuchler zu erziehen, welche dem Idol des Königthums so lange Weihrauch streuen, als sie dazu gezwungen sind, und begierig die erste Gelegenheit ergreifen, dasselbe zu zerbrechen. Dagegen schmiedet die Liebe zu Gott eine ganz andere und stärkere Kette, mit welcher der Christ an seine Obrigkeit gefesselt wird. Durch solchen Gehorsam wird diese stark; denn nicht der große Umfang eines Staates, nicht seine Reichthümer, nicht die Zahl seiner Bewohner, nicht seine großen Heere machen einen Fürsten mächtig, sondern der im christlichen Gehorsam für ihn vereinte Gesammtwille seiner Unterthanen, welche in seinem Gebot den Willen Gottes erkennen. Darüber aber werden sie von der Kirche belehrt, welche zugleich von ihnen fordert, für ihre Obrigkeit kein Opfer zu scheuen, sondern aus Liebe für sie Gut und Blut, Leib und Leben einzusetzen.

Dieser Gehorsam soll aber kein sklavischer seyn und schließt,

wie der Apostel Paulus durch sein Beispiel gezeigt hat, die Befugniß nicht aus, sich gegen einen ungerechten Befehl der Obrigkeit durch die Berufung auf sein zuständiges Recht zu schützen. Wenn dieß aber nicht zum Ziele führt, so soll der Christ, nach der Anweisung der Kirche zu seinem Verdienste Geduld übend, ohne Widerstand zu leisten, der Gewalt weichen. In diesem Sinne ruft der heilige Ambrosius aus: „Wollt Ihr mein väterlich Erbtheil, so nehmt es; wollt Ihr mich zum Tode führen? Dieß ist mein Verlangen und nicht werde ich mich mit Volkshaufen umringen, auch werde ich nicht die Altäre umfassen, sondern für die Altäre den Todesstreich empfangen! Gegen Waffen und Soldaten sind Thränen meine Waffen, denn das ist die Vertheidigung des Priesters, anders kann und darf ich nicht widerstehen!" — Dagegen darf der Christ dann nicht gehorchen, wenn die Obrigkeit von ihm eine Handlung wider das göttliche Gesetz selbst verlangt; hier muß man Gott mehr als den Menschen gehorchen. So handelten nach dem Vorbilde der Apostel die christlichen Soldaten unter dem Kaiser Julian. „Wenn es die Sache Christi galt, da erkannten sie nur diesen, der im Himmel thront, als ihren Herrn. Wenn jener wollte, daß sie die Götzenbilder anbeten und ihnen Weihrauch streuen sollten, dann zogen sie ihm Gott vor. Wenn er aber sagte: „„ordnet die Schlachtreihe! ziehet wider jenes Volk!"" da gehorchten sie sogleich." Demgemäß hat der Christ, der ohnehin Keines Feind seyn soll, am wenigsten seiner Obrigkeit, dieser, sie sei heidnisch oder christlich, seine Liebe, insbesondere sein Gebet zuzuwenden, auf daß es den Menschen vergönnt sei, ein ruhiges und geordnetes Leben zu führen; denn wer für die Fürsten betet, bittet für das allgemeine Wohl, wie der heilige Ambrosius dem Kaiser Gratian es schrieb; es war daher eine allgemeine Wahrheit für das Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen, was die Veteranen Constantin dem Großen zuriefen: „Euer Wohl, unser Wohl; wahr sprechen wir, bei unserm Eide sei's gesagt!" Denn von der Obrigkeit wird die Ordnung des socialen Lebens aufrecht er-

halten und durch diese das irdische Glück der Menschen bedingt. Nicht umsonst ist die Gewalt des Königs, das Strafrecht des Richters, die Zangen des Scharfrichters, die Waffen des Kriegers, die Zucht des Hausherrn und die Strenge des Vaters; alles dieß hat sein geordnetes Maß, hat Ursache, Grund und Nutzen. Denn indem diese Dinge gefürchtet und die Bösen dadurch Zwang erleiden, leben die Guten unter den Bösen um so ruhiger. Darum — um mit Augustin zu reden — „wollet nicht sagen: was habe ich mit dem Könige zu thun? was hast du mit Besitzungen zu thun? — Du hast gesagt: was habe ich mit dem Könige zu thun? wolle nicht die Besitzungen Dein nennen, denn du hast auf die menschlichen Rechte selbst verzichtet, kraft welcher Besitzungen besessen werden. Nimm hinweg die Rechte der Kaiser und wer wird noch wagen zu sprechen: mein ist dieses Landgut, mein ist dieser Sklave oder dieses Haus ist mein?" — Eben wegen dieses Schutzes, welchen die Obrigkeit mit dem Schwerte den Menschen leistet, hat sie aber auch einen rechtmäßigen Anspruch darauf, daß ihr die Unterthanen Steuern entrichten. Denn „wenn der Sohn Gottes den Zinsgroschen zahlte, wer bist Du", fragt Ambrosius, „der Du meinst, ihn nicht zahlen zu müssen?"

Die von der Obrigkeit zu handhabende Ordnung hat aber auch noch eine andere Seite, die nämlich, daß dadurch die Aufgabe der Kirche, die Menschen zum ewigen Heile zu führen, wesentlich erleichtert wird. Ist dieß schon im Allgemeinen richtig und hatte eben darin der Staat bis zum Eintritte der Kirche in die Geschichte einen Theil seines Zweckes erfüllt, so ist es um so mehr in dem Falle wahr, wenn der Staat selbst mit der Kirche in völligem Einklange steht und nicht bloß er von ihr als göttlichen Ursprunges, sondern auch sie von ihm in der Fülle ihrer göttlichen Würde anerkannt wird.

XXXIV.

Die Berliner evangelische Kirchenzeitung in ihrem Verhältnisse zum Gustav-Adolfsverein und zu den historisch-politischen Blättern.

Indem wir uns, wie unsere geneigten Leser sich erinnern werden, vor einiger Zeit über die dermaligen, naturnothwendigen Bewegungen im Gustav-Adolfsverein aussprachen, haben wir uns dabei einfach auf den katholischen Standpunkt gestellt. Die Folge davon war, daß wir unserer eigenen Sache und nicht den Zwecken und Bestrebungen unserer natürlichen Gegner das Wort sprechen konnten, die, wie die Erfahrung zeigt, ihren Rechtshandel in eigener Person sehr wohl zu führen wissen. Daß auch wir also über den schmählichen Ausgang eines offenkundigermaßen zum Verderben der katholischen Sache in Deutschland geschlossenen Bundes nicht in Sack und Asche trauern würden, verstand sich, billigen Antwortern gegenüber, wohl von selbst. Allein die Berliner „evangelische Kirchenzeitung" hat unser sehr nahe liegendes Urtheil über jenen Fall mit Bemerkungen begleitet, die unwidersprechlich zweierlei bekunden: sie fühlt sich durch manche unserer Aeußerungen, wider unsere Absicht, gekränkt, und sie mißversteht unsern Standpunkt. Wir ergreifen daher diese Gelegenheit, uns mit ihr und der ganzen Richtung, die sie vertritt, wenn es möglich wäre, zu verständigen.

Wir sind zuvörderst der evangelischen Kirchenzeitung eine anerkennende Erklärung schuldig. — Wer die historisch-politischen Blätter kennt, wird wissen, und wir haben dessen kein Hehl, daß eine gewisse, gegen die katholische Wahrheit zeugende, nach Kräften gegen sie kämpfende, außerkirchliche Frömmigkeit nicht selten unsere sehr aufrichtig ausgesprochene Entrüstung fast in noch stärkerm Maße hervorgerufen hat, als die in puris naturalibus unverholen vortretende Gottlosigkeit, die sich für nichts Anderes gibt, als sie ist, und weder die Welt täuschen will, noch sich selbst. Uns hat es häufig vorkommen wollen, als ob Gottes Barmherzigkeit den Zöllnern und Sündern der letztern Art näher stehe, als sie selbst wissen und ahnen, während die hoffärtige Demuth der Erstern einem furchtbaren Gericht entgegen gehe. Offen sei es daher von uns eingestanden: wir haben keine Vorliebe für jene Species des Protestantismus, welche das in Rede stehende Berliner Kirchenblatt vertritt. Allein dieß hat uns weder ungerecht gegen die bedeutenden, geistigen Kräfte und Gaben gemacht, von denen dasselbe getragen wird, noch blind gegen das Element von Wahrheit, welches dort zu Tage tritt. Insbesondere müssen wir heute, wo die überwiegend große Mehrheit ihrer Glaubensgenossen über das kleine Häuflein der Gläubigen der Kirchenzeitung: kreuzige! ruft, dem wirklichen, nicht alltäglichen Muthe seiner Herausgeber und Mitarbeiter und ihrer unabhängigen Gesinnung volle Ehre und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mag man, wie wir es thun, ihre Richtung für irrig und der Seele gefährlich erklären, daß aber heute diese „Partei“ mit der Gewalt liebäugle, daß sie gegenwärtig politischen Zwecken dienstbar sei oder umgekehrt: daß sie selbst wohl, hinter dem Vorhange des Geheimnisses, zur Stunde die Macht in der Hand halte und deren Fäden, wenn es ihren Zwecken frommt, geschickt anzuziehen verstehe, — diese Meinung, wie weit sie auch (zumal in Preußen) verbreitet, wie allgemein sie in manchen Kreisen geglaubt seyn möge, — ist nichts destoweniger eine Verleumdung, welche gerade dieses Blatt mit Verachtung

von sich weisen kann. Wer sich jemals die Mühe geben will, auch nur den letzten Jahrgang der Hengstenberg'schen Zeitung unbefangen zu durchblättern, wird in der ersten Viertelstunde wissen, was er von jener Nachrede zu halten habe, die uns bald mit dreister Sicherheit, bald in versteckten Andeutungen fast aus allen Organen des ordinären Mittelliberalismus entgegentritt. Nein! gerade diesem Blatte sind Religion und Kirche nicht Mittel zu weltlichem und politischem Zwecke, sondern Gegenstand eines Interesse, welches von überzeugungslösem, der Sache fremdem Eigennutz völlig freigesprochen werden muß. Ihr solchen beizumessen, hat Niemand, auch der erklärte Gegner nicht! — das Recht; Talent, Ton und Inhalt scheiden sie auf den ersten Blick von der allbekannten Subventionsliteratur, mit der nur übler Wille oder baarer Mißverstand sie verwechseln kann. Der speciellen, sehr eigenthümlich ausgeprägten Richtung der „evangelischen" Kirchenzeitung heute vollends Machtmittel und gouvernementalen Einfluß zuzuschreiben, muß Jedem, der den dortigen Stand der Dinge kennt, als Gipfel der Ungereimtheit erscheinen.

Fassen wir den literarischen Charakter dieses Blattes näher in's Auge, so scheint uns folgende Bezeichnung die richtigste. Die Kirchenzeitung streitet zwar von ihrem ungenügenden, sich häufig selbst widersprechenden Standpunkte aus, aber mit Geist, Verstand und Energie gegen den heidnischen Indifferentismus der Masse, wie gegen die Heuchelei und Flachheit einer absolutistischen Staats- und Polizeireligion. Sie sieht, zum mundaufsperrenden Entsetzen des norddeutschen Philisterthums, gläubige Annahme eines von Gott offenbarten Dogmas für eine Grundbedingung des ewigen Heiles an. Sie behandelt demgemäß den deutschen Rationalismus (die „Ehrlichenmannsreligion") mit nicht geringerer Verachtung, als er verdient, wenn gleich bedauert werden muß, daß sie durch den unmöglichen und ungereimten Versuch: den, von allen den-

kenden Protestanten längst aufgegebenen Irrthum Luthers und Calvins von dem bloßen, ohne Werke seeligmachenden Glauben wieder in's Leben zu rufen, sich ihren Widersachern gegenüber in's Unrecht stellt, und der Sache des Christenthums unberechenbaren Schaden thut. Sie will, trotz ihrer Protestation gegen die katholische, dennoch eine selbstständige, lehrende, Gehorsam und Unterwerfung fordernde Kirche; sie will heute auch, gedrängt durch die Strömung der Zeit, Unabhängigkeit dieser Kirche von der Willkühr weltlicher Machthaber. Ja sie zieht, wenn wir sie richtig verstehen, als äußerstes Mittel der Nothwehr, völlige Trennung von Kirche und Staat immer noch einem heidnischen Cäsareopapismus vor, wie ihn, anderer Versuche in Theorie und Praxis zu geschweigen, z. B. die althegelische Schule wollte. Den Gustav-Adolfsverein hat sie, freilich von einem Standpunkt aus, der nichts weniger als der unserige ist, von vornherein für das genommen, als was er sich heute unverhüllten Hauptes auf offenem Markte zeigt. Was können wir weiter noch zu ihrem Lobe sagen? Sie ist aus allen eben angeführten Gründen in neuester Zeit Gegenstand von Angriffen des rheinischen Beobachters geworden, deren Beschränktheit billigen Erwartungen genügen konnte. Gewiß! in den Augen der ganzen honetten Welt das schlagendste Zeugniß ihrer literarischen Ehrenhaftigkeit!

Wir haben mit allem bisher Gesagten nichts gewollt, als erklärten Widersachern unserer Ueberzeugung gegenüber, der Wahrheit die Ehre geben, und dieß zwar zu einer Zeit, wo der Bedientenpöbel (trage er die Livree des Zeitgeistes oder die der Gewalt!) sie höhnt und auszischt. — Eine captatio benevolentiae für die Schriftsteller der evangelischen Kirchenzeitung lag nicht in unserer Absicht. Denn leider müssen wir hinzufügen, daß wenn wir gleich die pflichtmäßige Hoffnung nicht aufgeben dürfen, daß eben jene Männer sich dereinst noch mit der katholischen Wahrheit aussöhnen können, wir zur Verwirk-

lichung dieses Wunsches nicht die geringste menschliche Aussicht haben, und denselben lediglich der Barmherzigkeit Dessen anheimstellen, Dem kein Ding unmöglich ist. Der Punkt, auf welchem sich nämlich das Blatt des Prof. Hengstenberg auf das Bestimmteste von der Wahrheit scheidet, ist, wie es scheint, der fixgewordene Irrthum, daß ein traditionelles, historisches, unantastbar positives Christenthum, ohne den Grundstein einer unfehlbaren Kirche auch nur einen Augenblick dialectisch haltbar, geschweige denn im Strome der Zeit gegen die Succession der Secten zu retten und zu schützen sei. Zwar arbeitet die ganze Strömung, welcher die evangelische Kirchenzeitung folgt, in Deutschland, wie seit Jahren schon in England, auf eine solche Kirche hin. Sie fängt auch in Deutschland an, das Bedürfniß derselben zu fühlen. Kaum kann sie sich noch darüber täuschen, daß Unfehlbarkeit allein der nothwendige Schlußstein ihres Systems, daß diese der einzige stichhaltige Damm gegen die Libertiner und die Rationalisten sei, mit denen der „gläubige“ Protestantismus in ungleichem Kampfe liegt. Wir zweifeln auch keinen Augenblick: Hengstenberg würde, getrieben durch die in der Natur der Dinge liegende Consequenz, die stärker ist als der Wille der Menschen, schon längst den Versuch gemacht haben, das Panier einer unfehlbaren, apostolischen und allgemeinen Kirche aufzupflanzen, wenn ihn die geschichtlich gegebene Lage der Dinge in Deutschland nicht auf einen, ohne allen Vergleich ungünstigern Boden gestellt hätte, als die (übrigens viel consequentern und geistig unabhängigern) Geistes- und Stammesvettern in England. Diese konnten sich doch noch einen Augenblick mit der freilich chimärischen und eitlen Hoffnung täuschen, im Schiffbruche des Protestantismus möge auch wohl der Anglicanismus, der so manchen Schein des Alten gerettet, ein Brett der Rettung seyn. Aber solche Täuschung war von vorn herein in Deutschland nicht möglich; in Deutschland, wo die rationalistische Sturmfluth des achtzehnten Jahrhunderts das unkatholische Kirchenthum bis auf

die letzten Fundamente weggespült, und dann die Union den Schutt weggeräumt und den Boden geebnet hatte. Wahrlich, an eine Nachbildung des hochkirchlichen Etablissements auf solcher Unterlage zu denken, war ein zu romanhafter Gedanke, als daß ihn die hengstenberg'sche Schule hätte festhalten und ausbilden können. Da diese aber auch andererseits fest entschlossen war und ist, sich durch keinerlei Gründe zur Anerkennung der von Christo bereits vor achtzehn Jahrhunderten gegründeten, einen und untheilbaren Kirche bewegen zu lassen, die allein die Verheißung hat, so konnte aus diesem Widerstreite von positiver Strömung und widerkirchlicher Gegenströmung nur jener Wirbel von gegenseitig sich zerstörenden Thesen und Antithesen entstehen, den wir mit immer steigender Verwunderung nun schon seit geraumer Zeit in der evangelischen Kirchenzeitung sich um seine eigene Achse drehen sehen. Einen ähnlichen Zustand der unbequemen Schwebe zwischen der Wahrheit und ihren Gegnern würden wir geradezu für unmöglich erklären, bewiese das Factum nicht, daß er, freilich nur als Phase der Entwicklung, provisorisch möglich ist. Hengstenbergs Kirchenzeitung protestirt aus aller Macht gegen die Autorität der alten Kirche, die allein das Wort verwahrt, welches die Räthsel der Welt und der Geschichte zu lösen vermag. Aber den Freikirchlern, den Rationalisten, den halben und ganzen Christusläugnern möchte sie doch wieder eine kirchliche Autorität auferlegen; ihnen gegenüber beruft auch sie sich ganz ernsthaft auf protestantische Symbole, die im Kampfe mit der Consequenz ihres eigenen Systems längst schon ihrem Gerichte verfallen, heute kaum noch im Andenken der Gelehrten leben. Vor diesen Gegnern führt sie eine, der katholischen Ausdrucksweise auffallend ähnliche Sprache, vor ihnen spricht sie von einer „evangelischen Kirche" wie „von Einem der da lebet", von ihnen fordert sie Unterwerfung des Glaubens unter Formeln, über welche sich die Stimme sowohl Derer, die sie aufstellen, als Derer, die sie verwerfen, dahin einigt, sie für blo-

ſes Menſchenwerk zu erklären. Wem die lehrende Kirche das Organ des heiligen Geiſtes iſt, dem iſt ihr Ausſpruch Gottes Wort, und wer dieſe Stimme der ewigen Wahrheit zu hören ſich hartnäckig weigert, der muß ihr nach des Apoſtels Worten ein Heide und Publikan ſeyn. Dieſe Sätze hängen nicht weniger nothwendig aneinander, wie die Wahrheiten der Arithmetik. Aber eine nicht minder ſich von ſelbſt verſtehende Wahrheit iſt es, daß der indifferentiſtiſche Gotteshaß, wo er zu ſeiner vollen Entfaltung kömmt, ſelbſt die Idee der Offenbarung verwerfen, mit nicht geringerm Haße jedes Dogma, ſchon als ſolches und völlig abgeſehen von ſeinem Inhalte, befehden, und das Heil des Menſchen („gäbe es anders ein ſolches, oder überhaupt ein Jenſeits!) für völlig unabhängig von deſſen Glauben oder Richtglauben erklären muß. Beiderlei Standpunkte, der katholiſche auf der einen, wie der der vollendeten Skepſis auf der andern Seite, ſind wenigſtens verſtändlich und fähig, klar bezeichnet zu werden. Der Meiſter der Dialektik aber, welcher Hengſtenberg's Kirchenzeitung und deren Theologie rein und einfach definiren könnte, ſoll noch geboren werden. So ſcharf und treffend dieſes Blatt dem aufgeklärten Fortſchritt zu begegnen, die über das ſymboliſche Maß des ſechszehnten Jahrhunderts hinausgehenden proteſtantiſchen Negationen, wenn ſie noch Anſpruch auf Chriſtlichkeit machen, in ihrer Blöße darzuſtellen, und tiefe Blicke in den gegenwärtigen Zuſtand der proteſtantiſchen Auflöſung zu werfen weiß, eine deſto mißlichere Rolle ſpielt ſie in demſelben Augenblicke, wo ſie ſich der katholiſchen Conſequenzen ihres eigenen Syſtems erwehren ſoll. Hier, und hier allein iſt auch, der negativen Richtung gegenüber, die Achillesferſe der „evangeliſchen" Kirchenpartei, welche mit unerhörtem Muthe und nicht geringer Geiſteskraft, Zoll für Zoll eine Poſition vertheidigt, der nur Eines fehlt, um unüberwindlich zu ſeyn: die ganze, reine und vollſtändige Wahrheit. Jedes bloße, von der katholiſchen Totalität losgeriſſene Fragment derſelben kann der immer ſteigen-

den Energie der Lüge gegenüber immer nur denselben, frucht- und hoffnungslosen Kampf der Verzweiflung kämpfen, in welchem wir Hengstenberg und seine Mitarbeiter begriffen sehen.

Das eben Gesagte möge ein Bruchstück aus einem überaus interessanten Aufsatze (in Num. 102, Jahrgang 1846 der evang. Kirchenzeitung) erläutern, der die bedeutungsvolle Ueberschrift: „die Scheidung" führt. „Wir sind am Scheidewege angelangt", sagt das in Rede stehende Blatt. „Man warnt vor Demonstrationen, vor Secessionen. — Ja! sie werden eintreten, desto mehr eintreten, je länger die arme, in der Unwissenheit des Rationalismus aufgewachsene Menge im Zweifel bleibt, ob es noch eine Evangelische Kirche gibt, — eintreten über das Maß von Königsberg, Halle, Nordhausen hinaus. Aber haben wir denn die Demonstrationen, die Secessionen zu fürchten! Wir sehen ja, wie die Römische Kirche erstarkt durch den deutsch-katholischen Aderlaß; wir wünschen ihr Glück, daß solche Priester von ihr ausgegangen sind, daß sie immer mehr lernt zu wägen statt zu zählen. Unsere deutsche Evangelische Kirche ist auch voll böser Säfte. Man möchte ihr eine Fontanelle wünschen, die mindestens ein Jahrzehent zu laufen nicht aufhörte. Je mehr Wasser sie aussondert, desto reiner und frischer wird ihr Blut werden. In den edlen Gefäßen, im Herzen — und ist nicht das Lehramt der Kirche Herz? — wird solche fremde Materie tödtlich. Sehet doch, wie matt, wie fahl, wie unkenntlich sie den edlen Leib jetzt schon macht! „„Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle an bis auf's Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Euterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind."" Ist unsere theure Mutter erst wieder sie selber, ist sie erst wieder wahr, wieder treu ihrem eigenen Bekenntnisse, herausgewickelt aus dem Lügengewebe, in welches sie jetzt verstrickt ist, — so wird sie sich, so werden ihre Kin-

der sie vertheidigen nach außen gegen Rongethum und Lichtfreundthum und alle Thümer des Fleisches und der Welt, und inwendig sie wieder aufbauen und schmücken, wie vor Alters." Die Kirchenzeitung tröstet sich mit der Hoffnung, daß wenn Uhlich und seine Geistesgenossen, „die jetzige Heuchelei erst abgethan haben, so werden sie als ehrliche Heiden, außerhalb der Kirche deren wahre Gestalt besser erkennen. Sie werden die Stimme dieser verkannten, geschmähten Mutter vernehmen. Diese Stimme wird ihr Herz treffen. Mancher verlorne Sohn wird, wenn die Posaune der Kirche erst wieder einen deutlichen Ton von sich gibt — — zurückeilen in des Vaters Haus, der mit offenen Armen seiner wartet." — Wir sehen, es liegt nicht an dem guten Willen der Kirchenzeitung, wenn sie sich der Denk- und Sprechweise „unserer heiligen Mutter der katholischen Kirche" nicht nach besten Kräften anzueignen und zu ihren Abtrünnigen im Style der Excommunicationsbreven unserer Bischöfe zu sprechen vermag. Aber es geht eben nicht. Wie, wenn Uhlich, Rupp, Wislicenus und die Ihrigen ihr etwa Folgendes entgegneten: Guter Freund, Euer theologisches System ist ein Faß ohne Boden. Genau dasselbe, was Ihr sagt, hat ja auch die katholische Kirche, so im sechszehnten Jahrhundert Luther und Calvin, wie im neunzehnten Ronge und Dowiat vorgehalten. Warum wir Euch mehr glauben sollten, als Ihr selbst dem Papst und den Concilien der römischen Kirche, ist uns nicht dargethan. Der Unterschied liegt nur darin, daß jene, allerdings folgerecht in ihrem Systeme, von ihrer Institution behauptete und behauptet, sie könne, nec habens maculam aut rugam, nicht irren und nicht fehlen. Ihr aber gebt zu, daß Eure „theure Mutter" erst wieder „wahr werden", erst wieder zu ihrem eigenen Bekenntnisse (zu welchem unter den vielen sich widersprechenden?) zurückkehren, sich erst wieder aus einem Lügengewebe herauswickeln müsse, in dem sie jetzt verstrickt liegt. Wenn das wirklich der Fall ist, — und Ihr seid die, welche es behaupten, so müßt Ihr doch

auch, wollt Ihr nicht allem Menschenverstande offen in's Angesicht Hohn sprechen, einräumen: daß eben jene „theure Mutter" kein Canon der Wahrheit ist, daß sie diese verloren hat, daß sie jetzt erst wieder sie zu suchen im Begriffe steht. — Gebt Ihr aber das zu, so seid auch so gut, uns zu gestatten, daß wir die wahre Religion auf unserm Wege suchen. Glaubt Ihr dereinst sie gefunden zu haben, so benachrichtigt uns ohne Verzug davon; wir werden ein Gleiches thun. Einstweilen aber macht Euch nicht lächerlich, indem Ihr uns zumuthet, die Posaunen Eurer „Kirche" zu hören, die Ihr ja selbst mit dürren, deutlichen Worten für eine Lügentrompete erklärt.

Wir wollen es der „evangelischen" Kirchenzeitung selbst überlassen, auf diese Beweisführung ihrer Gegner zu antworten, und zu dem zurückkehren, was eben dieses, in so vielfacher Beziehung Achtung verdienende Blatt gegen uns selbst vorbringt. Die evangelische Kirchenzeitung hat nämlich dem, was wir am Schluße eines unserer Artikel (Bd. 18, S. 696 ff.) über die muthmaßliche nächste Zukunft des Gustav-Adolfvereins sagten, folgende Bemerkung beigefügt. „Die erste Empfindung, die wir bei Lesung dieses Schlußwortes hatten, war ein wahres, aber keineswegs ein hochmüthiges, achselzuckendes Bedauern über die, wohl nur aus Stolz fingirte Gleichgültigkeit unserer Römischen Mitchristen bei den Kämpfen und Krämpfen unserer Kirche. Sie glauben in ihrer Sicherheit davon unberührt bleiben und mit gekreuzten Armen über unser Unglück lächeln zu können. Wir haben uns auch bei dem Gustav-Adolfs-Verein nicht betheiligt, und glauben mit Zuversicht, daß der Herr seine Kirche regiert" (welche?), „sind aber deßhalb nicht gleichgültig: ob die gute oder schlechte Partei im Verein unterliegt. Sind denn die Römischen Katholiken nicht Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch. Wüthet der Rationalismus, Cäsaropapismus, der Pantheismus, der Atheis-

mus, der Communismus nicht eben so in ihren als in unseren Eingeweiden? Und leidet nicht auch bei ihnen der ganze Leib, wenn ein Glied leidet? Ist die Revolution, die in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich mehr Macht hat, als in den protestantischen Ländern, nicht eben so ihr Feind, als der unserige? Haben die Jesuiten es denn verstanden, den Encyklopädismus von ihrer Kirche abzuhalten, obschon das Haupt desselben ihr Schüler war? Hat denn der bis zur Grausamkeit standhafte und dem äußeren Scheine nach vollkommen siegreiche Kampf gegen die Reformation in Spanien und Italien die Macht der Kirche über die Gemüther auf die Dauer zu bewahren gewußt, und ist der Unglaube in diesen Ländern nicht noch größer, als in denen, wo die Confessionen durcheinander wohnen? Wäre die römische Kirche in Frankreich nicht dem Unglauben in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kräftiger entgegen getreten, wenn sie nicht, statt sich mit den gläubigen Reformirten zu verbünden, durch politische, indifferentistische Uebertritte nach Aufhebung des Edicts von Nantes sich geschwächt hätte? War nicht das streng Römische Ingolstadt die Wiege des Illuminatenordens? und nach allen diesen großen Erfahrungen glauben die Römischen Katholiken noch immer, daß sie bei dem Treiben der Lichtfreunde, der Wühler und Radikalen in unserer Kirche die Arme kreuzen und vornehm lächeln können? Sind denn ihre abgefallenen, dem Verderben preisgegebenen Brüder, die sogenannten Neu-Katholiken, so lange gleichgültig, als sie noch nicht die Macht haben, an die Krone des Papstes die Hand anzulegen? Wollen sie warten, bis eine gemeinsame Verfolgung gegen alle die, welche nicht machen wollen das Zeichen des Thieres an Stirn und Hand, sie zur Anerkennung ihrer Mitchristen zwingt? In den Kerkern und auf den Blutgerüsten kann freilich die Gemeinschaft nicht abgewiesen werden. Man wähne nicht, daß eine solche allgemeine Verfolgung der Christen uns so fern liegt. In der Schweiz, im Aargau, wie im Waadtlande, präludirt

unsere Zukunft schon jetzt auf merkwürdige Weise. Während der römisch-katholische Sonderbund noch größere Sorge wegen der Feinde im eigenen Lager, als wegen des gedrohten Angriffs seiner verwirrten und daher wenig gefährlichen radikalen Mitstände hat, triumphiren die Römischen Katholiken thörichterweise über den Fall von Genf, und geben so den ängstlichen Protestanten einen Vorwand, sich feige dem Joch des Radikalismus zu beugen, um nur, wie sie sagen, dem des Jesuitismus zu entgehen. Durch die Einführung der Jesuiten in Luzern siegte die radikale Partei in Zürich, eben so wie durch den Fall von Genf dieselbe Partei in Basel. Dergleichen traurige Erscheinungen wären unmöglich, wenn man sich über das, was uns gemeinsam ist, verständigte, statt sich gegenseitig zu bedrohen, zu verachten und zu verkleinern."

So weit die evangelische Kirchenzeitung. Irren wir nicht, so hat dieselbe nicht immer so mild gesprochen, und bei andern Gelegenheiten, die heute den Katholiken empfohlene Enthaltsamkeit von jeglicher Bedrohung, Verachtung und Verkleinerung ihnen gegenüber selbst nicht immer allzu streng beobachtet. Allerdings hat sie gegen den Rongejubel gebührende Verwahrung eingelegt, dafür aber den Religionsstifter Czerski, — denselben, der die zweite Abtheilung der preußischen Regierung zu Bromberg um ein neues Dogma anging, — für das zum Sturze des apokalyptischen Unthiers zu Rom auserwählte Rüstzeug gehalten, und diesen Menschen, den heute der Abgrund wohlverdienter Vergessenheit bereits spurlos verschlungen hat, mit achtungsvollem Gruße als einen der Ihrigen anerkannt. Doch sei dem, wie immer! Besserer Rath, der oft über Nacht kömmt, mag ja auch bei der evangelischen Kirchenzeitung eingekehrt seyn, und begehrt sie sich zu verständigen, so sind wir nur zu gerne bereit, auf diesen löblich billigen Vorschlag einzugehen.

Zuvörderst also die Erklärung: daß es uns nicht in den Sinn kommen konnte, die „evangelische" Kirchenzeitung und deren

heutige Bestrebungen irgendwie verachten zu wollen. Wahrlich, wo sich in unserer Zeit irgend ein aufrichtig und ernstlich gemeintes unabhängiges Verhältniß zu einem „Jenseits" zeigt, welches dem Inhaber für materielle Vortheile nicht feil ist, — und wäre es der Glaube des Muselmanns oder des Stockjuden, — da kann auf unserer Seite von Verachtung nicht die Rede seyn, am wenigsten in einem Augenblicke, wo das Treiben der absolutistisch indifferentistischen Meute unsern ganzen derartigen Vorrath in Anspruch genommen, und mehr verbraucht hat, als wir in diesem Artikel zu liefern vermögen.

Auch über eine zweite Lebensfrage bedarf es zwischen uns und diesen Gegnern keines Streites. In den Zeiten, welchen Deutschland entgegen geht, könnte uns, wenn überhaupt irgend etwas, nur die Hebung unserer kirchlichen Zerrissenheit, durch Wiedervereinigung im Glauben, retten. Gibt es eine göttliche Wahrheit und nicht zwei einander widersprechende, so kann auch nur eine Kirche, die auf der wahren göttlichen Offenbarung beruhende seyn. Ist dieß, so widerspricht die kirchliche Spaltung und Trennung unter der heute Deutschland seufzt, dem klaren und deutlichen Willen Gottes. Es kann dieser Zustand nicht der natürliche, vernünftige, permanente seyn, bei dem es für immer sein Bewenden haben könnte. Aller Religions- und Kirchenstreit kann und darf daher vernünftigerweise nur den Frieden und die Wiederversöhnung zum letzten Zwecke haben. Abgesehen hiervon leuchten die Vortheile ein, welche die Vereinigung aller tüchtigen, wahrhaft erhaltenden Kräfte des Willens, des Wissens und der Intelligenz, die heute der innere Streit der verschiedenen Bekenntnisse absorbirt, auf dem politischen und socialen Gebiete, im Kampfe gegen den absoluten Unglauben und die Alle gleichmäßig bedrohende Auflösung der Gesellschaft haben müßte. Gewiß ist es endlich, welchem Schicksal unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland, ohne die Wiederherstellung dieser Einheit nach menschlicher Voraus-

sicht und Berechnung, zuerst innerlich und in socialer Beziehung denn auch nach außen hin und im Verhältnisse zu den Nachbarn entgegen geht. Polens Geschick diente zwar ihm selber zur Strafe, — uns aber, leider! nicht zum warnenden Exempel. Glaubt also die evangelische Kirchenzeitung, daß Wiederaussöhnung aller Deutschen in Sachen der Religion und Kirche, wenigstens Derer, die des guten Willens sind: Christen zu bleiben, das Eine sei, was zuerst und vor allem Andern Noth thut, so sind wir es nicht, die ihr in diesem Punkte widersprechen wollen. Aber wie haben wir uns diese Aussöhnung und Vereinigung zu denken? mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen sie herbei zu führen? Leider! ist dieß auch schon der Punkt, wo sich unsere Wege, ohne Hoffnung sich wieder zu begegnen, trennen.

Sind denn die römischen Katholiken, so frägt die evangelische Kirchenzeitung, nicht Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch? Wir wünschten, sie möge sich diese Frage offen und aufrichtig gegen sich selbst beantworten, und ein für alle Mal jeglichen Versuch aufgeben, die nackte, dürre Wahrheit mit täuschenden Worten sich selbst zu verhüllen. Wir wollen gerne glauben und anerkennen, daß alle edlern Naturen, die der Richtung der evangelischen Kirchenzeitung folgen, den dumpfsinnigen Haß früherer Jahrzehente gegen jedes einzelne Glied der katholischen Kirche aufgegeben haben. Aber die Hand auf's Herz: steht ihnen der „römische Katholik“ nicht in demselben Maße geistig näher, ist er ihnen nicht um so enger verwandt, je lockerer, je kälter, je zweideutiger sein Verhältniß zu seiner eigenen Kirche geworden, je mehr er, wenn auch nicht zu den Irrlehren des Rationalismus, so doch zu den aftermystischen Schattirungen eines gewissen scheinchristlichen Indifferentismus neigt? und steht bei den Männern der Kirchenzeitung nicht als nothwendige und unerläßliche Voraussetzung jener Aussöhnung, die sie uns anrühmen, stillschweigend die ein-

fache Präliminarbedingung fest: daß auf unserer Seite der Mittelpunkt der katholischen Einheit abgethan, oder wenigstens unser Verhältniß zu demselben gebrochen und beseitigt werde? Jene „römischen Mitchristen“ aber, die sich auf diese Friedensbedingungen unter keinerlei Vorwand einlassen wollen, dürften wohl nur sehr Wenigen auf jener Seite als eigenes Fleisch und Bein gelten. Darauf deuten wenigstens fast in jeder Nummer der Kirchenzeitung Aeusserungen, die nicht mißverstanden werden können.

Wir wollen indessen nicht so ungerecht seyn, der Kirchenzeitung Gefühle, Ansichten und Wünsche zu verargen, die unter gewissen Voraussetzungen nicht füglich anders lauten können. Unser ganzes Bestreben geht hier nur dahin: wahr und offen den beiderseitigen Standpunkt festzustellen. — Das, was die evangelische Kirchenzeitung von uns trennt, ist lediglich die katholische Lehre von der Kirche. Alle sonstigen Verschiedenheiten wären mit wenigen Worten ausgeglichen, ließe sich eine Brücke über jene Kluft schlagen. Aber mit dieser Unterscheidungslehre liegt nicht ein einzelnes Dogma zwischen uns, sondern eine Welt von Gefühlen, Lebensgewohnheiten und Anschauungen göttlicher und menschlicher Dinge. Wäre unsere sichtbare Kirche, die sich als Organ des heiligen Geistes gibt und bekennt, in der That nicht von Gott eingesetzt, machte sie somit einen Anspruch auf Glauben und Unterwerfung der Gewissen, der in der christlichen Offenbarung keine Berechtigung fände, so hätte die ursprünglich protestantische Vorstellung: daß der Papst, der sich Statthalter Christi nennt, der Antichrist sei, wirklich Manches für sich. Wir haben deßhalb, — die Läugnung der Autorität der allgemeinen Kirche auf jener Seite einmal vorausgesetzt, — die herbsten Ausdrücke des alten Protestantismus, denen wir früher in den Spalten der evangelischen Kirchenzeitung begegneten, bei der sonstigen energischen Ausdrucksweise dieses Blattes, folgerechter

und weniger unerklärlich gefunden, als dessen dermalige Annäherung an den Christianismus vagus, der sich zu seinem sonstigen Gebahren nicht recht reimen will. Freilich ist es aber auch auf der andern Seite klar, daß der eben bezeichnete altprotestantische Standpunkt in der Durchführung ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten begegnen mußte. Entweder mußte die evangelische Kirchenzeitung jedwede Berufung auf kirchliche Autorität fallen lassend, sich ein für alle Mal in die unsichtbare Kirche flüchten, oder in die Stelle der perhorrescirten katholischen Autorität einen andern Träger derselben herbeischaffen und namhaft machen. Das Erstere zu thun scheint sie nach ihren, an Freikirchler, Lichtfreunde und Halbrationalisten aller Art gerichteten Ersorten, durchaus nicht Willens, und Letzteres dürfte, wie uns die Verhandlungen über das Ordinationsformular der Berliner Generalsynode belehren, eine der Aufgaben seyn, deren Lösung über menschliche Kräfte hinausgeht, weil Gott der Herr selbst sie schon vor mehr als achtzehnhundert Jahren am ersten Pfingstfeste gelöst hat. An der Neigung, eine der katholischen gleiche oder ähnliche Kirchenautorität zu üben, fehlt es freilich nicht; nur die entsprechende Neigung auf der anderen Seite: sich den neuen Päpsten und Concilien im Glauben und Gewissen zu unterwerfen hat sich bis jetzt noch nicht spüren lassen wollen. Bis jetzt wenigstens ist uns innerhalb des Protestantismus, die von beiden Theilen anerkannte Autorität noch nicht bekannt geworden, die zwischen Hengstenberg auf der einen und Sack und Nitzsch auf der andern Seite in jenem kürzlich entbrannten Streite entscheiden könnte, der sich um nichts Geringeres dreht, als um die christlichen Grundwahrheiten des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Nochmals: wir wünschen nichts sehnlicher als daß die evangelische Kirchenzeitung sich über ihre Stellung zur katholischen Kirche mit sich selbst und Andern verständigen möge. Wenn sie aber von uns verlangt: „wir möchten nicht war-

ten, bis eine gemeinsame Verfolgung, gegen alle die, welche nicht machen wollen das Zeichen des Thieres an Stirn und Hand, uns zur Anerkennung unserer Mitchristen zwinge", — so bedauern wir daß die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit dieser Phrase, die statt den Punkt auf den es ankömmt aufzuhellen, die Frage nur noch mehr verwirren kann. Wer die von Christo selbst eingesetzte Autorität der Kirche, an die wir uns allein in Glaubenssachen zu halten haben, mit uns anerkennt, der ist, ohne unsrer oder anderer Anerkennung zu bedürfen, durch die That selbst, unser Mitchrist. Wer sie nicht anerkennt, der hat die Leuchte ausgelöscht, die ihm allein den Weg aus dem Labyrinthe des Irrthums zeigen könnte, und ihm wäre dazu mit unserer „Anerkennung" wenig geholfen. Seine sonstigen, menschlich guten Eigenschaften, seine Talente, seine Kenntnisse, wenn er deren besitzt, brauchen wir deßhalb weder zu bestreiten noch zu verkleinern. Wir können ihm in allen menschlichen Verhältnissen unsere Achtung widmen, sollen ihm unsre freundlichen Dienste erweisen, ihn überhaupt behandeln wie unsern Nächsten. Er kann sogar, wie es trifft, mehr oder weniger einzelne Bruchstücke der christlichen Wahrheit festgehalten haben. Wer dürfte das in vielen Fällen läugnen? Aber den Canon, das Richtmaaß, die Bürgschaft für die Wahrheit besitzt er eben so wenig, wie die ganze und volle, christliche Wahrheit selbst, und wir würden ihn und uns belügen, wollten wir ihn durch die „Anerkennung" beruhigen: er habe den wahren, reinen, vollständigen Glauben der Apostel, was uns trenne, seien eben nur des Streites unwerthe Nebendinge. Wo wäre auch, hätten Anerkennungen solcher Art überhaupt einen Sinn, die Gränze, jenseits welcher denn endlich doch die Eigenschaft des „Mitchristen" aufhören müßte? Warum, wenn wir z. B. Hengstenberg die gewünschte Anerkennung zollen, sie Sack und Nitzsch versagen? Und wenn wir diese anerkennen, warum Socin und Schwenkfeld ausschließen? Und sind auch diese unsre anerkannten Mitchristen, warum nicht Rupp, Uhlich,

Wislicenus u. s. w. u. s. w. bis auf Bruno Bauer und Feuerbach? — Ist doch der Protestantismus seit den letzten anderthalb Jahrhunderten Schritt vor Schritt diesen Weg gegangen, und hat er doch nothwendig und unausweichlich, bei dem Ergebniß anlangen müssen, daß heute, vielleicht mit Ausnahme weniger Sonderlinge, die ausserhalb ihrer Zeit stehen, die Gesammtheit aller, selbst der frömmsten Protestanten den Inhalt des Glaubens für völlig gleichgültig in Beziehung auf das ewige Heil erklärt! Freilich verlangt das die evangelische Kirchenzeitung nicht. Oder richtiger: sie verlangt es nur von uns, nicht von ihren protestantischen Gegnern. Die „jesuitische Schlauheit", das heiße: „der römische Katholicismus", so bemerkt sie tadelnd gegen Dr. Sack, „werde durch die laxe und vieldeutige Ordinationsformel, welche die vorjährige Berliner Synode entworfen, weder überwunden, noch in Schrecken gesetzt." „Ihr kann nichts willkommner seyn, als daß die evangelische Kirche aus ihrer Festung falle, die richterliche Majestät des Wortes, auf welche sie sich sonst allen Machtsprüchen der Hierarchen und Schulweisen gegenüber berief, preisgebend; nichts willkommner, als daß die evangelische Kirche ihr herrliches Bekenntniß zu den großen Haupt- und Grundlehren, wie solches z. B. in der Augsburgischen Confession niedergelegt ist, fahren lasse. Die Schärfe des zweischneidigen Schwertes in diesem Bekenntnisse hat die römische Kirche diese dreihundert Jahre gefühlt; vor dem Ordinationsformulare, das zwischen Bekennen und nicht Bekennen zu balanciren weiß, und seine Wirkung damit beginnt, Verwirrung in das Lager ihrer evangelischen Gegner zu bringen, braucht sie sich eben so wenig zu fürchten, als der eklektische Rationalismus." — Also das ist es, was die evangelische Kirchenzeitung verlangt: ihre „evangelischen" Kirchengenossen sollen sich eine, auf das allerschärfste ausgeprägte, confessionelle Bestimmtheit aneignen, wir Katholiken dagegen umgekehrt, die Pfosten unsrer Zelte so weit hinaus stecken, daß die erklärten Gegner jener Autorität, die an Gottes Stelle

seine Heerde weidet, bequem und ungehindert, das „zweischneidige Schwert" ihrer gegenkirchlichen Symbole in der Hand, aus- und eingehen können. Es ist nicht glaublich, daß Mitarbeiter und Leser der evangelischen Kirchenzeitung sich auf die Dauer darüber sollten täuschen können, wie trostlos und unhaltbar eine von solchen Widersprüchen untergrabene Stellung ist. Muth und Talent genügen nicht, diesen Radikalfehler zu heben, und die mit diesem behaftete Sache muß, wie sie thut, an sich selbst zu Grunde gehen.

Die eben geschilderte, einfach in der Natur der verschiedenen Bekenntnisse begründete Lage der Dinge würde auch durch die, von der evangelischen Kirchenzeitung allerdings mit vielem Rechte in Aussicht gestellte Verfolgung aller derer, die noch an Gott glauben, nicht im geringsten geändert werden. Situationen solcher Art sind uns nicht neu. Bekanntlich warf das Schreckensregiment in Paris gottlose Schüler Voltaire's und fromme Priester und Mönche in dieselben Kerker, und der nämliche Karren fuhr hartnäckige Jansenisten und treue Kinder der Kirche unter das Blutbeil, ohne daß diese, Jenen zu gefallen, ihren Glauben verläugnet oder umgedeutet hätten. Auch Heinrich VIII. ließ Katholiken und Altlutheraner, Jeden für seinen Glauben, auf dem nämlichen Holzstoße Zeugniß ablegen. Aber wir haben nie gehört oder gelesen, daß diese Gemeinschaft im Tode die Katholiken etwa dem Wittenberger Neuglauben näher gebracht, oder sie zu einer dogmenlosen Liebeskirche bekehrt hätte. Verspricht sich die evangelische Kirchenzeitung ein Ergebniß solcher Art von dem Falle, wo Katholiken und „gläubige" Protestanten in die Lage kämen, ihr Leben für solche Lehren lassen zu müssen, an welche beide gemeinschaftlich glauben? hofft sie daß den Unsrigen in diesem ernsten Momente die Unfehlbarkeit ihrer Kirche und der Trost der Gnadenmittel, welche sie verwahrt, als gleichgültiges Aussenwerk erscheinen werde? Diese Erwartung hätte wenigstens die Erfahrung nicht für, wohl aber

die Natur des menschlichen Herzens gegen sich. Möge sich der Verfasser der oben mitgetheilten Aeusserung der Kirchenzeitung, in die ganz analoge Lage denken; daß Genossen seines Glaubens von den siegreichen Anbetern des Menschengeistes gemeinschaftlich mit einem altgläubigen Rabbiner zum Tode geführt würden, und dieser dann das Anerbieten der Taufe mit der, auf dem nämlichen Grunde beruhenden Einwendung ablehnte: Talmud oder Bibel — gleichviel! Glauben wir nicht beide festiglich an den Gott Abrahams, Isaak's und Jakobs, und stehen wir nicht im Begriff beide für den nämlichen Glauben zu sterben?

Wir wissen es wohl: jener kleine Kreis von christlichen Protestanten, den die Kirchenzeitung im Auge hat, glaubt, mehr oder minder bestimmt, (noch, oder wieder?) an das in Christo Fleisch gewordene Wort. Aber wenn Ihr das Heil des Juden an den Glauben knüpft: daß der Messias, den er erwartet, schon erschienen sei, so gestattet auch uns, mit nicht geringerem Rechte von dem, der sich Christ nennt, zu fordern: daß er Christi Wort nicht gering achte, sondern ihm Herz und Wille unterwerfend, der von ihm eingesetzten Kirche glaube und gehorche, und die Sakramente des neuen Bundes als Mittel seines Heils anerkenne und gebrauche. Denn schwerlich wird die evangelische Kirchenzeitung den „Gläubigen" das Recht einräumen wollen, sich aus der Offenbarung Christi nach eigenem Belieben einen Auszug anzufertigen, das ihm Bequeme und Passende anzunehmen, das seine individuellen Neigungen und Vorurtheilen Widersprechende auf sich beruhen zu lassen, oder gar es zu verwerfen, und seinem eigenen Gewissen und Andern gegenüber hartnäckig zu bekämpfen.

Durch diese Erläuterungen hoffen wir der Kirchenzeitung den Standpunkt deutlicher bezeichnet zu haben, den wir den heutigen, auflösenden Wirren und Bewegungen innerhalb des Protestantismus gegenüber genommen haben. Wir erblicken

in diesen Erscheinungen kein zufälliges Unglück, welches wie ein Meteorstein auf das, nichts böses ahnende protestantische Deutschland gefallen wäre. Wir sehen in jenen Kämpfen nichts als eine unerläßlich nothwendige Entwickelung und eine Wirkung von Ursachen, die so alt sind, wie der Protestantismus selbst, weil sie in seinem innersten Wesen begründet waren. Auch dieser kann sich, wie alles bloß Menschliche, dem Weltgesetze des genetischen Werdens und Vergehens nicht entziehen. Eine Krankheit, mit der er seit seinem Entstehen behaftet war, kömmt heute, nachdem sie durch Jahrhunderte nicht erkannt, oder geflissentlich verheimlicht worden, zu einer Crisis, welche ein das deutsche Leben in der Wurzel vergiftendes Apostem, in dem sich die widersprechendsten Elemente gesammelt hatten, auflösen und zersetzen will. Wir glauben, weil wir den Wegen der Vorsehung vertrauen, daß dieser Wendepunkt allen Denen, die eines guten Willens sind, zum Heile gereichen, und nach langer Irrfahrt Vielen die Rückkehr in die Arme der Mutter erleichtern müsse. Darum, und nicht aus kindischer Schadenfreude, oder boshaftem Vergnügen an der Beschämung der Gegner, — die ja ohnedieß in demselben Augenblicke wegfiele, wo diese selbst es wollten! — Darum freuen wir uns, diesen Beginn der Entscheidung erlebt zu haben. Durchdrungen von der gläubigen Ueberzeugung: daß das, was im Lager drüben in diesem Augenblicke geschieht, nur zur größern Ehre Gottes diene, können wir allerdings, in so fern wir nicht zur Mitwirkung berufen sind, die Arme kreuzen und den Ausgang ruhig erwarten. Deßhalb sind wir noch keineswegs gleichgültig dabei, ob in jenen Kreisen das Gute oder das Schlechte siege. Aber mit der Kirchenzeitung, im Lager drüben, „eine gute und eine schlechte Partei" scharf und kathegorisch zu unterscheiden, fühlen wir uns wenigstens angebrachtermaßen außer Stande. Beide streitende Theile, Orthodoxe und Vernunftgläubige, haben einander gegenüber gleichzeitig Recht und Unrecht; beide haben die Mission, durch ihren Kampf der Wahrheit, die ihnen zur Stunde beiden noch verborgen ist, die Wege

zu bereiten, beide sollen, indem sie die Lüge und Thorheit der Andern auf die Spitze des Absurden treiben, eben dadurch den Gegensatz aufheben und vernichten; beide endlich sollen durch ihren Streit die sich selbst noch nicht verstehenden katholischen Neigungen und Keime, die auch außerhalb der Kirche in allen edlern Gemüthern liegen, zur Reife des klaren Bewußtseyns bringen. Das ist unsere Weise, den Sinn und die Bedeutung der heutigen Crise im Protestantismus zu begreifen. Wünschen wir deßhalb etwa, daß die vollendete Opposition, der nackte Atheismus, in Deutschland auf dem kirchlichen oder politischen Gebiete den Sieg erringe? Da sei Gott vor! Eine Schreckenszeit in Deutschland würde die Herrschaft des Pariser Wohlfahrtsausschusses vielleicht nicht an Grausamkeit, gewiß aber an thierisch roher Gemeinheit überbieten. Oder wünschen wir umgekehrt: daß die officielle, semiorthodoxe, mittelpietistische Scheinkirchlichkeit, im Bunde mit Polizei und Censur, den protestantischen Fortschritt zu Boden werfen, und ihm das freie Wort und die Bewegung kneble? Eben so wenig! Auch diese Tyrannei würden vielleicht noch kleinlicher und peinlicher, wie die des Radikalismus, alsbald in absolute Knechtung jeder katholischen Lebensregung auslaufen, und dennoch durch die Rückwirkung, die sie erzeugen müßte, einen kurzen Uebergang zum vollständigen Siege der revolutionären Grundsätze bilden. Nein! die Vorsehung hat die streitenden Gewalten weise in's Gleichgewicht gestellt, und dafür gesorgt, daß weder auf der einen, noch auf der andern Seite die Bäume in den Himmel wachsen. Wir unsererseits wünschen daher nur: daß der begonnene Gährungsproceß der Geister sich ruhig, ohne Einmischung materieller Gewaltmittel vollenden, und daß das Leben unbeirrt durch den Unverstand und Eigenwillen der Menschen sein Recht behaupten möge. Auf diesem Wege ist allein noch, unter Gottes Beistand, Heil für Deutschland möglich, wenn gleich keine menschliche Macht eine Bürgschaft für den Ausgang übernehmen kann.

Die evangelische Kirchenzeitung scheint uns übrigens in ihrer oben mitgetheilten Anrede dadurch imponiren zu wollen, daß sie, nicht ohne einige Hyperbeln, die Sünden, Laster, Irrthümer und falschen Richtungen hervorhebt, die seit dem letzten Jahrhundert auch in katholischen Ländern im Schwange sind. Es ist wahr, ein großer Theil der europäischen Menschheit aller kirchlichen Bekenntnisse ist dem Encyklopädismus, dem Rationalismus, dem Pantheismus, dem Communismus verfallen. Aber wir sind erstaunt, zu bemerken, daß die evangelische Kirchenzeitung diesen factischen Stand der Dinge noch nicht von der Institution der Kirche zu trennen weiß. Welche Mittel hat die katholische Kirche, welche haben die Restauratoren des ältern Protestantismus, um diejenigen aus der sündhaften und irrigen Richtung der Zeit zu retten, welche die Wahrheit nicht suchen, wollen und verlangen? Liegen die genannten Irrthümer etwa in der Consequenz der katholischen Kirche, oder haben sie sich nicht umgekehrt aus der Trennung und Lossagung von derselben mit historischer Nothwendigkeit entwickeln müssen? Das sind die Fragen, auf die es hier allein ankömmt. Wenn uns die evangelische Kirchenzeitung die Encyklopädie (den auf französischen Boden verpflanzten, englisch-protestantischen Skepticismus des vorigen Jahrhunderts) vorrückt, so gemahnt uns diese Beweisführung an jenen Türken, der, als er auf einer Galeere nach Marseille hinüberschiffte, um sich taufen zu lassen, wieder umkehrte, weil er erfuhr, daß sämmtliche, hier wegen schwerer Verbrechen angeschmiedete Ruderer alte Christen seien. Dergleichen Früchte des Glaubens, meinte er, könne er in Constantinopel auch antreffen. Allen denen, die in ähnlicher Weise argumentiren, möchten wir folgende Stelle aus den „goldenen Regeln" zur Beherzigung empfehlen. „Der selige Vater Sanct Augustin, ein Licht aller Lehrer, war einmal von seinen Feinden, gegen die er predigte, mit strafenden Worten angegangen und zur Rede gestellt — sie fragten ihn also: Warum hast du böse und verkehrte Brüder in deinem Convent?

Du strafest so sehr Uebel und Sünde — und leidest solches doch von etlichen deiner Brüder, die dir unterthan sind?" Der heilige Vater gab zur Antwort:

„Mein Haus ist nicht besser, als das Haus Adams, in dem Abel gerecht und auserwählt war, und Kain böse und verworfen. Es ist auch mein Haus nicht besser, als das des heiligen Patriarchen Abraham, in dem Isaak gut und erwählt war, und Ismahel verworfen. Mein Haus ist auch nicht besser, denn das Haus Isaak, in dem Jakob erwählt war und Esau von dem Herrn verworfen. Mein Haus (sprach weiter St. Augustin) ist nicht besser, denn das Haus Jakob, in dem die eilf Brüder verworfen und böse waren, und allein Joseph gerecht. Mein Haus ist auch nicht besser als die Schule meines Herrn Jesu Christi, in der Judas verworfen und böse war, und die andern auserwählt." So geschieht es durch den Herrn in jeder Versammlung: „die Auserwählten werden durch die Bösen geübt, gereinigt und bewährt, wie das Gold im Feuer."

Möge die evangelische Kirchenzeitung dieß Alles eines unbefangenen Nachdenkens würdig erachten. Es ist endlich Zeit, aus dem Kreise der sich immer wiederholenden allgemeinen und vorläufigen Redensarten von Frieden, Eintracht, Verbrüderung u. s. w. der „Christlichgesinnten aller Confessionen" heraus, und auf den Inhalt der Sache selbst einzugehen. Dieß allein kann den wahren Frieden fördern, selbst wenn es die Unmöglichkeit eines solchen Friedens darthäte, wie ihn die evangelische Kirchenzeitung verlangt.

XXXV.

Nationen und Nationalität.

Noch nie, seitdem die Welt steht, hat man so viel von Nationen, Nationalgeist, Nationalehre, Nationalstolz, Nationalcharakter, Nationalvorzügen 2c. gesprochen, geschrieben, gefaselt, als in unsern Tagen, in welchen gerade keine nur etwas ausgedehnte Nation mehr besteht, wo jedes Land von Völkern so verschiedener Abstammung bewohnt ist, wo unter diesen verschiedenen Völkern seit undenklicher Zeit Mischungen des Bluts vorgekommen sind, wo der immer zunehmende Handelsverkehr zwischen den entferntesten Ländern, durch Land-, Eisen- und Wasserstraßen täglich mehr belebt, und täglich das bunte Gemisch noch mehr durch einander geworfen wird.

Wie widersinnig ist es in der That, von einer französischen Nation zu sprechen, da in dem Lande, das wir heute zu Tage Frankreich nennen, Normannen und Brabanter, Briten und alte Gallier, deutsche Lothringer, deutsche Burgunder, deutsche Elsaßer, und griechische Provencalen, Basken und noch andere Volksstämme mehr wohnen, die sich alle durch ihre physischen

und geistigen Eigenthümlichkeiten, durch Sprache, oder wenigstens durch Aussprache scharf unterscheiden, und von welchen nur einzelne Ausreißer sich in der großen Pandorabüchse Paris zu einen Zwittervolk verschmolzen haben, das durch die, allen Zwittern eigene Uebermacht der List jene verschiedenen Nationen tyrannisirt, und ihr Könige, Kaiser, Dictatoren, Präfecten ꝛc. nach eigener Laune aufgedrungen hat und aufdringt.

Wie kann man von einer italienischen Nation sprechen, da in jener schönen Halbinsel Stämme von so gar verschiedener Herkunft wohnen, die sich noch bis zur Stunde durch die entgegengesetztesten Eigenschaften unterscheiden! Sie sprechen eine gemeinsame Sprache, aber mit einer Verschiedenheit der Aussprache, die in der auffallendsten Weise ihre höchst ungleichartige Abstammung verkündet. Sie verstehen sich gegenseitig hinlänglich, um sich der unter ihnen obwaltenden Gemüthsverschiedenheit und jener dadurch bewirkten gegenseitigen Abneigung bewußt zu werden, die hie und da in den entschiedensten Haß übergeht. Jede Stadt Italiens mit ihrem Gebiet genügt sich selbst, und führt ein Leben für sich. Und gerade dieses bunte Leben gibt dem Ganzen jene Lebensfrische, die man in dem monotonen, einzig von Paris ausgebeuteten Lande Frankreich vermißt.

Auch die Stämme, denen wir den allgemeinen Namen Deutsche beilegen, sind unter sich nicht minder verschieden. Nicht die Sprache, denn mancher Stamm hat seine ursprüngliche Sprache verlassen, um eine fremde anzunehmen, aber die Aussprache, der Accent, der Ton der Selbstlauter, die Biegung der Mitlauter unterscheiden die verschiedenen Menschenstämme, und welche Mannigfaltigkeit herrscht hierin nicht bei den Stämmen, die Deutschland bewohnen? Und wissen wir denn nicht, wie viel fremdes Blut in Deutschland eingedrungen, und wieder, wie viele Stämme aus Deutschland nach dem östlichen

Frankreich, dem nördlichen Italien, nach Spanien, nach dem nördlichen Ungarn, und bis nach Siebenbürgen übersiedelt sind?

Wie kann man von einer englischen Nation sprechen, da der Angelsachse, der Erse, der Cymbrier, der Schotte von so ganz verschiedener Herkunft sind, und sich schroff genug entgegenstehen?

Wie kann man von einer spanischen Nation sprechen, da fast jede Provinz dieses Landes sich durch einen Typus auszeichnet, der eine verschiedene Abstammung beurkundet, und eine Provinzialeifersucht und Abneigung hier eben so besteht, wie in Italien eine städtische?

Wie kann man von einer russischen Nation sprechen, da in jenem großen Reiche so völlig verschiedene Stämme wohnen, als Deutsche, Finnen, Lithauer, Kosacken, Kalmucken; und andere Asiaten, und selbst unter den Stämmen, die man unter dem allgemeinen Namen von Slaven begreift, ein großer Unterschied herrscht, ja ein großer Theil des Adels von ganz verschiedener Herkunft ist.

Wie kann man von einer polnischen Nation träumen, da in dem Lande, das wir Polen nennen, verschiedene japhetitische Slavenstämme wohnen, über die sich eine semitische Horde von Tartaren gelagert hat, die ihre Ländereien unter sich theilte, das Volk zur Dienstbarkeit zwang, und eine Herrschaft der zügellosesten Willkühr über dasselbe führte, deren Erinnerung in dem slavischen Volke fortlebt, und die Nationalantipathie desselben gegen jene Semiten noch in neuester Zeit anfachte.

Wie von einer ungarischen Nation, da im Lande Ungarn auf ähnliche Art ein Stamm von Magyaren eingefallen ist, der die bei weiten zahlreicheren Deutschen, Slovacken, Wallachen, Illyrier ꝛc. zur Dienstbarkeit zwang?

Doch **eine** Nation steht noch in ihrer Reinheit da, sowohl rücksichtlich der Unvermischtheit des Blutes, als der damit innig verbundenen Einheit des Sinnes, des Willens, des Geistes und des engen Zusammenhaltens, und **diese Nation ist die jüdische.**

Der Jude des einen Landes betrachtet die Juden aller andern noch so entfernten Länder als seine Brüder; er ist bereit, ihnen zu dienen, wie und wo er immer kann; er liebt sie innig, und theilt mit ihnen den, allen Semiten eigenthümlichen Widerwillen gegen alle Christen aller Länder, unter denen sie wohnen. Und diese Christen sind so einfältig, diese Juden in Allem und Jedem als Landsleute betrachten zu wollen! Als wenn ein Mensch zugleich zwei verschiedenen Nationen angehören, und die vollen Rechte beider genießen könnte?

Was würde man dazu sagen, wenn ein Franzose sich in Bayern niederließe, und alle Vorrechte eines Bayern in Anspruch nähme, aber alle Rechte und Vortheile eines Franzosen sich vorbehielte, und dieß zwar mit dem festen Vorsatze, den Franzosen auf Kosten der Bayern in Allem und Jedem zu dienen, wo und wann er nur immer könnte?

Dieser wahre Nationalverband, der zwischen allen Juden aller Länder besteht, gibt ihnen den unermeßlichen Vorsprung im Handel, mit dessen Hülfe sie ein festes Netz von treuen Agenten und Beobachtern über die ganze Welt ausgespannt haben. Ein Jude kann sich — hinreichende Geldmittel vorausgesetzt — als allgegenwärtig betrachten; er erfährt von seinen Landsleuten aus jedem Punkte der Welt sofort Alles, woran ihm zu wissen liegen kann. Er kann ihnen mit Beruhigung jedes Geschäft übertragen, er braucht nicht sie zu kennen, um mit ihnen in Handelsverbindung zu stehen. Ihm ist es genug, daß sie Juden sind, und er kann sich unmittelbar an sie wenden, mit voller Gewißheit gut bedient zu werden.

Welcher christliche Handelsmann hat ähnliche Vortheile?

Daher auch das allgemeine Ansichziehen aller Reichthümer, das den Juden überall die Geldmacht in die Hände spielt, während gute christliche Tröpfe sich abmatten, ihnen Mittel an die Hand zu geben, die sie längst besser besitzen, und an Zärtlichkeit wetteifernd, sich nach dem Glücke sehnen, sie brüderlich zu umarmen!

Doch zurück zur Erörterung der Frage: was denn dieser Nationalstolz ist, auf den man sich so viel zu Gute thut, mit dem man sich brüstet? Er ist ein großes Bekenntniß der persönlichen Nichtigkeit und der eigenen Schwäche. Er ist das Bedürfniß, sich einer Heerde anzuschließen, um von dem durch fremde Tüchtigkeit Errungenen sich etwas anzueignen, und durch den Lichtrefler des Ganzen selbst einen Schein zu erhalten, da man fühlt, daß man selbst nicht zu leuchten vermag. Unsere Vorältern, die sich selbst tüchtig fühlten, schwatzten nie von Nationalstolz, verbargen sich nicht in der Heerde, wie der Naturtrieb es alle schwachen und dummen Thiere, als Schaafe, Gänse 2c. lehrt, sondern traten allein, im edlen Selbstgefühle auf, wo immer es darauf ankam, sich geltend zu machen.

Dagegen kannten sie die Vaterlandsliebe in hohem Grade, und dieses edle Gefühl stimmte sie zu Großthaten, zu Aufopferungen aller Art; die Beförderung des Wohles des Landes, des Wohles des, von dem Lande unzertrennlichen Landes- nicht Nationalfürsten, als das des gebornen Oberherrn des Landes, oder des gesammten Reichsbundes und aller in demselben wohnenden, wie immer verschiedenen, aber durch gemeinsames Vaterland verbundenen Stämme, das war ihr höchstes Streben!

Sie überließen sich nicht, wie unsere heutigen Nationalschwärmer, dem tollen und barbarischen Versuche, diese Stämme zu zwingen, daß sie ihre Muttersprache verlassen und eine gemeinschaftliche Sprache annehmen sollten, sondern sie ließen

alle in dem sich von selbst verstehenden Genuß ihrer Gebräuche und ihrer Sprache. So konnten die verschiedenartigsten Stämme friedlich neben einander wohnen, ohne andere wechselseitige Gemeinschaft, als jene der gemeinschaftlichen Anhänglichkeit an ihren rechtmäßigen Landesfürsten, des gleichförmigen Gehorsams gegen die Gesetze, der von der Religion gebotenen Nächstenliebe, die (wie das Wort selbst andeutet) mit der Liebe zum Nachbarn beginnen muß, endlich der vereinten Anstrengung für Alles, was das Gesammtwohl des gemeinschaftlichen Vaterlandes betrifft.

So wie ein Stamm gezwungen wird, die Sprache eines ihm heterogenen Nachbarstammes anzunehmen, ist jener schöne Friede für immer gebrochen. Jetzt entdeckt erst jeder Stamm, wie sehr das Innere, das Gemüth, die Gesinnung seines Nachbarn von der seinigen verschieden ist, wie der eine haßt, was der andere liebt, wie ihre Seelen in Allem auseinandergehen, in nichts im Einklang sind. Erst da entstehen unter ihnen unversöhnliche Streitigkeiten, und dann erst faßt der tiefste Haß eine unzerstörbare Wurzel. Daraus entspringen dann Verhältnisse, wie jenes zwischen England und Irland, welches erst besteht, seitdem jeder Irländer englisch spricht.

XXXVI.

Kabinetsstück.

Daß die österreichischen und bayerischen Fürsten, welche im sechszehnten Jahrhunderte in ihren Ländern den katholischen Glauben wieder gefestigt haben, weder so hart, noch so aller Anerkennung wissenschaftlicher Leistung baar, noch so bigott (wie man es auszudrücken beliebt) gewesen seien, zeigt des Herzogs Albrechts V. von Bayern Verfahren gegen Philipp Apianus. Im Gegensatz gegen die protestantisch gewordenen Universitäten sollte Ingolstadt eine durchweg katholische seyn, und die Meinung, daß für dergleichen Anstalten einzig das Wissen, der Glaube gar nicht in Betracht kommen dürfe, hatte damals noch keine Geltung. Appianus war zu Ingolstadt Professor, und besonders mit der „bayerischen Wappen" beauftragt, hiefür ihm ein Leibgeding auf lebenslang verschrieben. Er ging von der Kirche zur Augsburgischen Confession über, und stellte den freundlichen Ermahnungen seiner Collegen die erkannte Wahrheit, sein Gewissen, seinen bisherigen Wandel gegenüber. Damit hätte er sich seiner Professur und des da-

mit verbundenen Gehalts von selbst begeben und eigentlich das Land verlassen sollen. Aber eben jener „bayerischen Wappen“ wegen würde ihn der Herzog „nicht aller Orten außerhalb seines Landes gerne gesehen haben.“ Appianus verlangte zugleich Entschädigung für die Unkosten wegen seiner „Wappen und Landtafel“, ungeachtet er die Arbeit in des Fürsten Sold unternommen, und derselbe ihm noch dazu den Maler unterhalten, es aber durch den Verkauf und durch Verschenkung seiner Arbeit seines Aufwandes doppelt eingekommen war. Doch machte ihm Albrecht für die Exemplare, die er ihm und seinen Söhnen geschenkt, eine „Gegenverehrung“ von zweihundert Gulden. Dabei gab er ihm nochmal zu bedenken: „daß die lieben Voraltern auch Christen gewesen seien.“ Wolle er aber bei seinen Vorsatz beharren, so sei J. F. D. geneigt, ihm in Ihrem Land, „an was Orts außerhalb Ingolstadt es ihm gefällig sei“, den Aufenthalt zu vergönnen, „sobald er sich sammt den seinen in Religionssachen eingezogen halte, andern Sr. Gn. Landleute und Unterthanen, weder mit Disputiren, Reden oder Schreiben, weder öffentlich noch heimlich, ein Aergerniß gebe, sondern seine angemaßte Sönderung bei sich selbst behalte; dann werde er ihm auch sein Leibgeding lebenslänglich auszahlen lassen.“ Appianus fand aber, er sei zum Universitätslehrer gebildet, könnte aus dem Leibgeding nicht anständig leben, würde überall von Spähern oder abgeneigten Personen sich umgeben sehen, und verlangte neben dem Leibgeding noch ein Salarium und freie Wohnung an irgend einem Ort. Des Herzogs Antwort war: es müsse bei dem vorigen Bescheid bleiben; was das Leibgeding anlange, werde er sehen, wo er sich niederlassen und wie er sich gegen ihn halten werde. Der Herzog konnte aber nicht umhin, ihm den Vorwurf zu machen, daß er, seinen eigenen Erklärungen stracks zuwider, alsbald heimliche Convertikel in Ingolstadt zu halten, die Leute entweder in ihrem Irrthume zu bestärken, oder in denselben zurückzuziehen, und mehrere sogar zur Berufung lutherischer Prä-

dicanten aus der Pfalz anzureizen sich bemüht habe; „derwegen denn nicht längst der dortige Apotheker zur Verzweiflung gebracht worden sei. Er solle sich bis Georgentag (der Brief ist vom 10. März) anderswo niederlassen, inzwischen sich „unärgerlich" halten. Sollte dieses nicht geschehen, so möge der Senat gemäß seiner Privilegien handeln. Appianus zog die Auswanderung vor. Wie würde ein Churfürst von Sachsen, und mancher andere protestantische Landesherr gehandelt haben, wenn ein Professor einer ihrer Universitäten in die Kirche seiner Väter zurückgekehrt wäre, und zugleich sich bemüht hätte, noch Andere zurückzuführen? Und wie haben sie gegen Pfarrer und Schulmeister gehandelt, die nicht schleunig die Meinungsänderung des Fürsten mitmachten?

XXXVIII.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

III. Gegenurtheile wegen der Lage der heiligen Grabkirche innerhalb des heutigen Jerusalems.

So steht also die heilige Grabkirche jetzt im Parallelogramme der Stadt, und ist von Häusern und Gassen, Kirchen und Klöstern umbaut, als hätte dieser Bezirk zum ältesten Jerusalem gehört. Die jetzige Stadt nimmt, so viel man weiß und noch zur Ueberzeugung steht, genau den Umfang der römischen Aelia Capitolina ein. Folgt man nämlich der imposanten Stadtmauer des Sultan Suleiman, die der Nachfolger Selims, des Eroberers von Syrien und Aegypten, errichtete, und wovon das Damaskusthor nach der Aufschrift im Jahre 944, das Jaffathor 945, die Pforte Sion aber 947 der Hedschra erbaut ist, so sieht man, wenn man beim sogenannten Davidsthore, das nach Bethlehem führt, herauskommt und um die Nordwestecke der Stadt biegt, hier noch die Fundamente der Hadrianischen Ringmauer zu Tage liegen, wozu auf dieser Seite bloß die immensen Trümmer der hier im rechten Winkel gegen Norden hinaus zuerst angelegten dritten Mauer verwendet wurden. Die Mauer Suleimans ist im weiteren Verlaufe nach dem Damaskusthore hin großentheils darauf gebaut. Denselben Umfang behauptete die Stadt in der Zeit der Kreuzfahrer; denn abgesehen von den ruinirten Vorwerken, welche der Mauer Ha-

drians gegenüber zur Linken des Weges sich aus einer Masse von Schutt erheben, und größtentheils aus ungefügem Material mit steinhartem Mörtel in der Eile von den Kreuzrittern aufgeworfen wurden, so umschließt diese Westecke im Innern, in der nächsten Nähe der Casa nova oder des lateinischen Klosters, noch die jetzt sogenannte Goliathsburg (Kasr Dschalûd), einen Riesenthurm derselben Ritter, von dem mir die Türken beim Besuche der Davidsburg erzählten, es sei vor Zeiten zwischen beiden Thürmen, nämlich zwischen den Gläubigen in dem einen und den Ungläubigen in dem Andern ein Krieg entbrannt; — aber, setzen sie mit triumphirender Miene hinzu: „jetzt sehe man, was aus dem andern geworden!" Diese zerstörte Goliathsburg ist nämlich, was sie nicht wußten, ein Werk der Christen aus der angeführten Periode. Freilich stehen im Grunde bloß mehr die Füllungen davon, da die Hauptmauerstücke zu den späteren Bauten verwendet wurden.

Nimmt man nun die Stadt, wie sie jetzt ist, wie sie unter den Kreuzfahrern und in der Hadrianischen Zeit war, so liegt die heilige Grabkirche allerdings im Innern und nicht mehr vor dem Thore. Dieß könnte zu dem Glauben verleiten, die alte Stadt habe schon vor der Aufführung der dritten Mauer durch König Agrippa den gegenwärtigen Mauerumfang behauptet, und wie denn die Außerkirchlichen vor keiner Möglichkeit zurücktreten, so galt es bisher für Ehrensache, zu behaupten, der Golgatha sei unmöglich so, wie man jetzt sehe, in Mitte der Stadt gelegen, und die heilige Grabkirche, die nun der großen Moschee des Islam auf Moria gegenüber das andere Centrum in der Ellipse bilde, daher ganz an der verkehrten Stelle erbaut, indem das ursprüngliche heilige Grab gewiß in weiterer Entfernung gelegen habe. So hat der englische Reisende, Dr. Clarke, den heftigsten Ausfällen deßfalls Luft gemacht, und um die gelehrte Welt mit einer wichtigen Entdeckung zu bereichern, eine der Grabhöhlen am Abhange am sogenannten Berg des bösen Rathes, vermuthlich die schöne und geräumige Grotte, welche man füglicher für die des Hohenpriesters Ananus hält, als das ächte Felsengrab Josephs von Arimathia, in dem Christus drei Tage gelegen, in Vorschlag gebracht; und in noch jüngerer Zeit Otto Thenius in dem Hügel mit der Grotte des Jeremias direkt beim Damaskusthor den Calvarienberg erblicken

wollen. Zwar sollte man meinen, es wäre unmöglich, daß die Stätte der Kreuzigung nicht im Andenken der ersten Christen zu Jerusalem geblieben, trotz dem daß, zweiundvierzig Jahre nach des Herrn Tod, die Verwüstung über die heilige Stätte hingegangen, so daß es später ein leichtes gewesen, den Leidensberg in Mitte der zerstörten Gebäude wieder herauszufinden, und die an dessen Fuße gelegenen Grabhöhlen zu entdecken, um die Verehrung dafür nicht absterben zu lassen. Gewiß haben einige wenige Christen, welche den Untergang der Stadt überlebten, zur Wiederentdeckung der heiligen Orte hingereicht, die ja von Natur aus durch ihre Höhenlage erkenntlich seyn mußten. Auch scheint eine Beobachtung merkwürdig: denkt man sich nämlich das ganze Stadtviertel der Christen um die heilige Grabkirche her, nach welcher Seite das nunmehrige Jerusalem offenbar bloß wegen der hier befindlichen Heiligthümer sich erweitert hat, auf den Berg Sion zurückverschoben, dessen ganze Südhälfte jetzt außer den Stadtmauern liegt, und um das Wort des Propheten ganz in Erfüllung zu bringen, mit dem Pfluge umgebrochen wird — so nähme die Stadt genau den Raum auf den drei Hügeln ein, auf welchen sie ursprünglich erbaut war!

Indeß setzt jeder Zweifel der Art die Nothwendigkeit einer festeren Begründung der bisher gegebenen Ueberlieferung voraus, und wie traurig auch der Gedanke an die Möglichkeit macht, daß unsere Väter in den Kreuzzügen sich mit unsäglichem Blutvergießen um eine Stelle gestritten, die am Ende nicht einmal das wahre Grab Christi einschließt, daß alle Christen, welche seit den Tagen der Helena die Wallfahrt nach Jerusalem angetreten, den Kreuzhügel fehlgegangen, und nicht auf dem Berg der Welterlösung ihr Herz in Thränen ausgegossen — wie schmerzlich auch diese Vorstellung wirkt: so war doch auch der Verfasser dieser Zeilen durch die bedenklichen Aeußerungen, womit selbst von einem namenswerthen katholischen Gelehrten, welcher das heilige Land nicht bloß kursorisch durchwanderte, sondern dem wir wesentliche Aufschlüsse darüber verdanken, die Aechtheit des jetzigen Kreuzigungsortes beanstandet wurde, zu dem Bedenken veranlaßt: wenn nun doch hier in der Verehrung der heiligsten Stätte der Welt nur der Idee und nicht dem topographischen Begriffe seither gehuldigt worden wäre? und diese innere Beunruhigung hat ihn vornämlich veran-

laßt, selber die gefahrvolle Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande anzutreten, um dort vor Anderm diesem Gegenstande seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Vorzüglich ist aber der Amerikaner Robinson, welcher jüngst durch sein Werk über „Palästina" (1841) die Topographie des gelobten Landes, wie man wohl sagen darf, gleichsam neu geschaffen hat, so daß man aus ihm allein mehr lernen kann, als von all seinen Vorgängern, durch sein entschiedenes Verwerfungsurtheil über die heilige Grabkirche für die meisten Außerkirchlichen eine Autorität geworden, und hat durch die Zuversicht seiner Behauptungen bei dem Ansehen seiner sonstigen Gelehrsamkeit, mehr als zuvor Scholz, auch die Katholiken bestochen. Er beginnt mit dem Aufrufe der Ueberraschung und Verwunderung, die jeden Fremden befalle, wenn er Golgatha und das heilige Grab fast mitten in der Stadt, und sammt der Stelle der Kreuzerfindung, so zu sagen, unter Einem Dache treffe. Die einmal rege gewordene Skeptik heißt ihn die Evangelien nachschlagen, und er findet es auffallend, daß dieselben des Grabes nur im Allgemeinen erwähnen, und über irgend eine Verehrung, ja selbst über das Daseyn desselben, oder der Leidenswerkzeuge Christi, zu ihrer Zeit gänzlich schweigen. Im Gegentheil, der ganze Inhalt der Lehren des Heilandes und des Weltapostels Paulus, und in der That, jeder Theil des neuen Testamentes scheint ihm darauf gerichtet, die Gemüther der Menschen von der Anhänglichkeit an besondere Zeiten und Orte abzuziehen, und die wahren Frommen dahin zu führen, Gott nicht bloß in Jerusalem, oder auf dem Berge Garizim, sondern überall im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Wenn auch die ersten Christen zu Jerusalem die Stelle ohne Zweifel gekannt haben müssen, so beruht doch die Folge der Bischöfe daselbst, welche die rechte Kunde noch nach der letzten Zerstörung fortzuführen wissen mußten, bei Eusebius nur auf Hörensagen. Von mehr Gewicht in der Entscheidung der Frage wäre es, wenn der Umstand, daß Kaiser Hadrian um das Jahr 135 heidnische Tempel auf Golgatha und über dem Grabe errichtet habe, als eine ausgemittelte Thatsache betrachtet werden könnte: allein auf welchem Beweise beruht sie? Eusebius, wieder der früheste Zeuge, erzählt bloß, daß ein Tempel der Venus von gottlosen Menschen über dem Grabe errichtet worden sei, allein ohne Hadrians mit

einem Worte zu erwähnen. Worauf läuft also das Zeugniß für ein an der Stelle der Auferstehung errichtetes heidnisches Götterbild, das dazu beigetragen haben soll, den Ort kenntlich zu machen, hinaus, als daß Schriftsteller ex post facto eines solchen, als auf dem Grabe stehend, erwähnt haben, nicht auf dem, welches man vor Alters als das Christi kannte, als vielmehr auf der Stelle, welche von Constantin zu der des Grabes bestimmt worden war. Ihr Zeugniß beweist entschieden, daß ein heidnisches Götzenbild auf dieser Stelle stand; allein es dient nicht dazu, zu zeigen, daß sie die wahre war. So zerfallen also die positiven Beweise zu Gunsten einer früheren Ueberlieferung in Bezug auf das heilige Grab in sich selbst, zumal Eusebius sein Stillschweigen auch über die Kreuzerfindung der Kaiserin Helena ausdehnt. Das vermeintliche Wunder bei dieser letzten Entdeckung dient wenigstens dazu, den Grad von Leichtgläubigkeit zu zeigen, mit dem die Nachsuchung vollzogen ward. Die Gründung von dreißig Kirchen wird der Mutter Constantins im heiligen Lande zugeschrieben, so auch der über der jetzigen Grabstätte; aber gewiß ist das nur von zweien, jener auf dem Oelberge nämlich und über der Grotte zu Bethlehem; und dort wie hier ist die richtige Stelle verfehlt, da Lukas ausdrücklich angibt, Jesus sei in Bethanien gen Himmel gefahren, und andererseits bloß geschrieben steht, daß die Jungfrau ihren Neugebornen in eine Krippe gelegt habe, weil kein Platz in der Herberge war, von einer entlegenen Höhle aber, die zum Stalle diente, durchaus keine Rede ist, was der Evangelist sonst gewiß nicht übergangen hätte. „So ergibt sich nun topographisch wie historisch, sowohl an Ort und Stelle als im Studierzimmer unwiderstehlich der Schluß: daß Golgatha und das Grabmal, das jetzt in der Kirche zum heiligen Grabe gezeigt wird, nicht die wirklichen Stellen der Kreuzigung und Auferstehung des Herrn sind. Die angebliche Entdeckung von diesem durch die bejahrte und leichtgläubige Helena, so wie ihre Entdeckung des Kreuzes mögen nicht unwahrscheinlich die Werke frommen Betruges gewesen seyn. Dieß war ja eben das Zeitalter sowohl religiöser Leichtgläubigkeit, als legendenhafter Ueberlieferung und Erfindung, wenn nicht gar frommen Betruges. Vielleicht thäten wir dem Bischof Makarius und seiner Geistlichkeit nicht Unrecht, wenn wir das Ganze als einen

wohl angelegten und gelungenen Anschlag betrachten, Jerusalems frühere Bedeutung wieder herzustellen."

Mit Einem Worte, der Hügel, worauf die heilige Grabkirche im Innern der Stadt steht, ist, nach Robinson, Akra, und der Zug und Umfang der Stadtmauern war in der alten Zeit, wie jetzt, nämlich mit Einschluß der genannten Stelle, ziemlich derselbe. Wenn man aber frägt, wo die wahre Lage von Golgatha und dem Grabe zu suchen sei? so muß man antworten, daß solch ein Fleck bloß auf der westlichen oder nördlichen Seite der Stadt, an einer der großen Heerstraßen, die nach Joppe oder Damaskus führen, zu finden seyn dürfte, aber wahrscheinlich alles Nachsuchen umsonst seyn würde.

So weit Robinson mit seinem **argumentum ex silentio** in letzter Instanz, nachdem gerade vor einem Jahrhundert Korte dieselbe Bahn eingeschlagen, obwohl sich schon Quaresmius über die **nonnulli nebulones occidentales heretici**, und ihre deßfallsigen Einwürfe beklagt. Andere protestantische Reisende und Nichtreisende, Gelehrte und Ungelehrte haben natürlich Chorus gemacht, und wissen jetzt seit geraumer Zeit sich über das heilige Grab, wie über dessen Wächter und die früheren ritterlichen Eroberer mit einem Akt der Geringschätzung hinwegzusetzen. Es scheint fast, als sei dieß der einzige Zweck bei allen weiteren Pilgerfahrten, so daß schon Chateaubriand II, 185 frägt: „Was würde man wohl von einem Menschen denken, der bei einer Reise durch Griechenland und Italien keinen andern Zweck verfolgte, als einzig dem Homer und Virgil zu widersprechen?"

Mit welch unverzeihlichem Leichtsinne aber hier der Angriff unternommen sei, muß Jedem auffallen, wer nur auf den Nichtigkeitsbeweis aus der Analogie der Himmelfahrtskirche am Oelberg und der heiligen Grotte in Bethlehem reflectirt. Wenn Robinson sich auf die Erzählung im Evangelium des Lukas beruft, wo es heißt: „Jesus sei mit seinen Jüngern gen Bethanien hinausgegangen", um hieraus darzuthun, der Herr sei in Bethanien gen Himmel gefahren, also die Auffahrtskirche auf der Höhe des Oelbergs am unrechten Platze, so fragen wir: hat der bibelfeste Mann denn nicht auch die Apostelgeschichte gelesen, wo geschrieben steht: daß die Jünger nach ihrem Abschiede vom Heiland

und den Engeln vom sogenannten Oelberg, der bis auf einen Sabbathweg nahe bei Jerusalem liegt, in die Stadt zurückgekehrt seien? Kann ferner nach der vorliegenden Behauptung die heilige Grotte zu Bethlehem unmöglich die Stätte der Geburt seyn, so lag zu beweisen ob, daß die Erwähnung der Krippe beim Evangelisten die Annahme einer Höhle nothwendig ausschließe, oder daß die Verehrung desselben Ortes seit den Lebzeiten der Mutter Gottes, die sich doch wahrscheinlich noch besser orientiren konnte, als wir, bis auf Hadrian, der im Jahre 135 dieß christliche Heiligthum in einen Adonistempel umschuf, je einmal unterbrochen worden sei? Wenn aber die Stelle der jetzigen Grabkirche so bestimmt zur Altstadt Jerusalems gehörte, und innerhalb der zweiten Mauer lag, warum gesteht denn Robinson selbst: „Außer dem (Damaskusthor) sind nirgendwo noch Spuren von der zweiten Mauer sichtbar, so viel wir entdecken konnten. Haufen von Schutt aus verschiedenen Jahrhunderten und moderne Häuser bedecken den ganzen Grund."

Aus der Ferne läßt sich auch bei dem sorgfältigsten Bücherlesen und Vergleichen, wie der fleißige C. v. Raumer es gehalten, nichts entscheiden: ist man aber selbst an Ort und Stelle gewesen, und betrachtet die Schwäche dieser Argumentation, verbunden mit der Heftigkeit einer solchen Sprache, wie sie hier einer der Stimmführer der protestantischen Gelehrtenwelt im Munde führt, so muß man dieß vielleicht für die wundeste Seite in dem sonst trefflichen Werke Robinsons halten, und die Vehemenz seiner Ausdrücke zeugt vielmehr von einer inneren Unruhe in diesem Punkte seiner Ueberzeugung, wobei er eigentlich nur seiner Confession ein Opfer des Gefallens bringen wollte.

Aber eine rächende Nemesis, wenn wir es beachten, verfolgt die Theologen der Reformation von Anfang her bis zur Stunde, daß, so wie man sich über eine Sache einmal in's Reine disputirt zu haben meint, immer einer des andern Thun und Treiben zu nichte macht. So lange die Katholischen allein unter den Abendländern eine Hand im gelobten Lande besaßen, schien es im Interesse des Protestantismus zu liegen, ihnen ihr geistiges Besitzthum daselbst durch jede mögliche Einrede und den entschiedensten Widerspruch zu verkümmern. Wie sie aber nun anfangen, selbst Fuß in Jerusalem zu fassen, wo nicht gar sich die Ammon-

schaft machen, bald auch noch einen Antheil an der heiligen Grabkirche zu gewinnen, so treten nun die Vertheidiger der Aechtheit aus ihrer Mitte auf, und solche, die kürzlich noch dagegen gewesen, wie Tischendorf, erklären ihren Widerruf.

So hat nun fataler Weise gerade der Caplan des Lordbischofs Alexander, der Engländer Williams, im Dienste der protestantischen Missionskirche auf dem Berge Sion in seiner jüngsterschienenen selbstständigen Topographie von Jerusalem seinem amerikanischen Collegen, dem berühmten Reisenden von New-York nachgewiesen, daß er nicht einmal die Lage des Thales Tyropöon gefunden, und groß im Irrthum sei, wenn er glaube, dasselbe in der Gasse vom Davidsthor herein zu erkennen, geschweige daß er sich anmaßen dürfe, den Hügel Akra zu kennen, und die Stelle des Golgatha und des heiligen Grabes anders als bisher zu bestimmen.

Gleichzeitig hat auch der wackere deutsche Consul daselbst, dem auch der Schreiber dieser Zeilen für manchen örtlichen Wink zu Dank verpflichtet ist, in seiner in Folge gemeinsamer Lokalstudien mit Williams herausgegebenen Schrift über „Jerusalem“, den in seiner Behauptung allzu sichern Robinson des Gegentheils überführt, obwohl auch er noch den Hügel Bezetha innerhalb der jetzigen Stadtmauern sucht.

Und so bleibt es denn in der Wirklichkeit bei dem alten Glauben! Nichts ist eigentlich unerquicklicher, als einem Dritten mit Ort und Gegend nicht durch den Augenschein Vertrauten, auch mittels einer noch so sorgfältigen Schilderung Lokalitäten anschaulich zu machen, und dabei den Eindruck zu erwecken, den der Beschreiber seinerseits in lebendiger Erinnerung in sich trägt. So schwierig indeß die angeregte Streitfrage überhaupt auszumachen scheint, so läßt sie sich doch an Ort und Stelle, was gewiß selten der Fall ist, mit zwei Worten entscheiden. Die Frage ist nach dem Hügel Bezetha: liegt derselbe innerhalb des nunmehrigen Stadtbezirkes, östlich beim Ausgang vom Damaskusthor oder nicht? Robinson erklärt: Innerhalb! Nun fragen wir, was sind denn die Ruinen und noch sichtbaren Ringmauern im Umfang einer kleinen Stunde im Norden des jetzigen Jerusalems, die der Genannte nur allzu gering anschlägt (II, 272) und leichthin für ein „Stück Land gegen Norden“ erklärt? Die Antwort folgt noth-

wenig: Dieß ist die Neustadt, welche außerhalb lag und zuletzt in die Befestigung gezogen wurde. Nun weiß aber die ganze Welt, daß Bezetha und Neustadt dasselbe besagt, wenn es Josephus nicht noch besonders durch Cänopolis gräcisirt hätte. Demnach kann der Hügel, der dem Tempel gegenüber im Norden liegt, und gewiß immer zur Altstadt gehörte, kein anderer als Akra seyn, und somit ist der dritte Stadthügel ausgemacht; der aber, worauf die heilige Grabkirche steht, wenn er anders den Namen eines Hügels verdient, lag außerhalb, und ist der Golgatha. Wie könnte der jüdische Geschichtschreiber sonst sagen, daß die drei Hügel von tiefen Thälern umgeben seien, wenn das Akra ist, worauf die heilige Grabkirche steht? Das wäre doch eine seltsame taktische Anlage, wenn die Juden den Hügel Sion und Moria über dem Abhange der Thäler bebaut und befestiget, den eben so vortheilhaft gelegenen und wegen seiner nördlichen Lage den Tempel mit seiner ganzen Höhe zunächst beherrschenden Akra am demselben Gihonthale außer Acht gelassen, und sich dafür im Westen befestiget hätten, wo die ganze Anhöhe im Rücken ihrer Niederlassung dominirte. Hier ist auch von keiner natürlichen Scheidung durch ein Thal zwischen Sion und Akra die Rede. Uebersieht man dagegen die Stadt von einem beliebigen Höhenpunkte, z. B. von der Terasse des lateinischen Klosters, oder vom hohen Minaret in der Davidsburg, sei es von einem Thurme der Stadtmauer aus, so ergibt sich eine weite Tiefe nordwestlich vom Damaskusthor herein durch den ganzen Bazar, Akra, Moria und Ophel zur Linken, Sion westlich und zur rechten Hand, bis die Senkung, wie oben erwähnt, gegen Siloa hinab vollständig wird — und dieß ist das Thal Tyropöon.

IV.

Ruinen des alten Jerusalems.

Wenn der Heiland der Welt im Angesicht des bevorstehenden Unterganges der heiligen Stadt weissagte: Kein Stein werde auf dem anderen bleiben, der nicht zerstört werde! so ist dieß gewiß der größte Superlativ, und ein Ausdruck, den nur die Umkehr, Verwüstung und Verbrennung Jerusalems zweiundvierzig Jahre später rechtfertigte. Man hat indeß die Schrift doch

hier allzuwörtlich genommen, indem man die Worte so genau nahm, als habe man selbst die Grundmauern des Tempels und der Häuser ausgegraben, und noch die Steine aus dem Mörtel geschlagen, um ja kein Stück auf dem andern zu lassen, und diese selber noch zu zerstören. In diesem Sinne ist die Prophezie natürlich nicht zu fassen und nicht so buchstäblich zu verstehen; dieß mag Jedem der gesunde Sinn eingeben, und diese Ueberzeugung gewinnt man vollends noch beim jetzigen Anblick der einst so fundamental zerstörten Stadt.

Geht man einmal zum Oelbergs- oder sogenannten Stephans-Thore hinaus, und wendet sich an der Tempelmauer zur Rechten hinab, so liegen hier, wenn man an der schönen, nun vermauerten, korinthischen Pforte vorüber ist, die ungeheuren, tiefgeränderten Quadern aus der Salomonischen Zeit; cyklopische Grundmauern mit Steinen von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Länge und einer entsprechenden Höhe in der Tempelwand hin. Kein Erdbeben rüttelt diese Felsstücke aus dem Grund, das ganze Material zur obern Mauer ist aus Bruchstücken von den Bauten genommen, die schon vor siebenundzwanzig Jahrhunderten hier gestanden; der schönste Serpentin und ägyptische Porphyr ist in den Höhenbau verwendet, und die abgesägten Säulen und Schäfte bilden durch ihre symmetrische Ordnung in der ganzen Mauer eine eigene architektonische Zierde. Es sind die Reste der gestürzten Säulenhallen, die hier und rings um den Tempel liefen; man hat sie eben aus dem Schutte aufgegraben, obwohl dieser noch viele Klafter tief die alten Fundamente verdeckt. Eine solche Reliquie ist auch die Säule, welche hier oben quer aus der Mauer hervorragt, und wovon bei den Moslimen die Sage besteht, hier im Angesichte des Thales Josaphat werde Muhammed einst herniederkommen, und von da aus das letzte Gericht halten. Weiter hin unterscheidet man noch in ein paar vorspringenden Riesensteinen den Ansatz zu einem Balkon, so wie die Pforte, die hoch oben vom Salomonischen Tempel herausführte, von wo aus man den ganzen Oelberg mit seinen drei Kuppen, das Becken des todten Meeres und die Gebirge bis Karak in Arabien hinein, in der Tiefe aber das Thal des Weltgerichtes mit den aus dem Naturfelsen gehauenen Gräbern Absolons, Zacharias und Josaphats überblickt. Wendet man sich weiter um die Südostecke der Mauer, so

erhebt sich hier der Salomonische Wunderbau noch bis zu einer Höhe von dreissig bis vierzig Fuß. Dieß ist der Untersatz des gewaltigen Eckbaues, von dem der jüdische Geschichtschreiber (Antiq. XV, 11, 5.) eine so erstaunliche Meldung macht. Die vierte Seite, schreibt er nämlich, hatte gleich in der Mitte eine Pforte (welche man noch bei der Moschee el Aksa im Süden erkennt, und darin den verwitterten urältesten Thorbau von dem späteren Unterbau deutlich unterscheidet.) Darüber erhob sich eine dreifache königliche Halle, welche der Länge nach vom Thal gegen Aufgang bis zum Thal gegen Niedergang sich erstreckte. Das war ein so wunderbares Werk, als nur irgend eines unter der Sonne gefunden werden mag. Denn das Thal war hier so gar tief, daß, wenn einer hinuntersehen wollte, ihm vor der unermeßlichen Tiefe das Gesicht verging. Darüber war ein sehr hoher Portikus erbaut, von solcher Kühnheit, daß, wenn man auf die oberste Zinne des Daches hinausstieg, um mit einem Blicke beide Tiefen zugleich hinabzuschauen, man Gefahr lief, und einem vor Schwindel das Gesicht verging, bevor man mit dem Auge die Tiefe des Thales erreichte. Dieß ist glaublich die Zinne des Tempels, die der Evangelist verstanden wissen will, wenn er bei dem dritten Versuchungsfalle berichtet, daß der Satan Christum hinaufgeführt und beredet habe, sich da hinab zu stürzen.

So erstrecken sich die Steine des Fundamentes der alten Tempelmauer noch weiter gegen Abend hin. Kömmt man aber auf der innern Seite herein, an den jüdischen Klageort, wo die unglücklichen Ueberbleibsel dieser Nation seit Hadrians Tagen jeden Freitag Abends ihre Weheklage um den Untergang ihres Heiligthums erhebend und rührend die Steine umklammern, und wo dann unterhalb die riesenhaften Quadern, zwei in einer Breite von fünfundvierzig Fuß bei Manneshöhe aus der Mauer vorspringen, und die Widerlage verrathen, wo einst die Brücke vom Moria nach Sion hinüberführte, deren gestürzte Steine noch im Grunde liegen: so unterscheidet man auch hier deutlich die Salomonischen Fundamente, die minder tief geränderten Quadern von zweiter Größe oder den Aufbau der Herodischen Zeit, welcher Fürst ja bekanntlich den Tempelbau erneuerte, aber nicht eher den minder ansehnlichen aus Esras Zeit niederbrechen durfte, bis das ganze Material zum Neubau zugerichtet fertig lag;

endlich den noch einfacheren Ueberbau aus der Muhammedanischen Periode von Steinen dritter Größe. Aber nicht bloß dieser quadratförmige und pyramidale Unterbau auf dem Moria, sondern auch die ganze Terasse, worauf jetzt die Moschee Omars, nach jener zu Cordova die schönste im Reiche des Islam, sich erhebt, sammt allen Zugängen und Nebenthoren; all das ist noch, wie es zu Christi Zeit bestanden. Noch setzen sich die Raben in Schwärmen mit Vorliebe auf die Kuppel der Moschee el Sakra, wie im herodischen Tempel auf dem Dache gegen dieß Gevögel mit aufgesetzten scharfen Spitzen Vorkehrung getroffen war. Noch haben die Moslimen die Sage, wie einst die Hebräer, daß wenn ein Ungläubiger das Heiligthum betreten wollte, die Säulen und Wände sich zusammengeben und ihn erdrücken würden. Noch geht von dem sogenannten Mariabrunnen im Thale Cedron die Rede, wie vom alten Drachenbrunnen, daß ein Drache im Grund der Quelle das Wasser einschlucke oder wieder fließen lasse, und so das Fallen und Steigen des Wassers bewirke.

In allen Straßen Jerusalems liegen die Trümmer der alten Stadt, große Werkstücke neben Fragmenten von andern, buntfarbigen Steine und Säulenschäfte allerorten umher, und sind großentheils selbst zum Pflaster verwendet. Wenn sie auch hinderlich bei Seite liegen, Niemand räumt sie darum hinweg. Bei jedem Antritt, an jeder Ecke trifft man oft noch ganze, meist aber gebrochene Colonnen; andere sind neben den schönsten Capitälern in die Häuser vermauert, oder dienen ein Gebälk zu tragen. Die Via dolorosa oder Schmerzensgaße zieht sich noch jetzt in Krümmungen in Winkelzügen hin, wie in den Tagen des Gekreuzigten; es sind noch dieselben engen Gassen von damals, und man hat, da man im Orient sich alles gerne bequem macht, und viele Mühe und Arbeit scheut, sichtlich bloß auf die noch gebliebenen Fundamente mit den aus dem Schutt gewühlten Steinen fortgebaut. So findet gewiß auf die heilige Stadt, wie auf keine andere der Welt, das Wort des Dichters Anwendung, wenn er von der Vergangenheit spricht:

Ja ein ander Volk hat hier gelebt!
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Akra selber liegt noch völlig in Ruinen, und ist seit Titus Zerstörung nicht wieder ganz aufgebaut worden, nur hat man auf der einen Seite aus großem und kleinem Material einen Theil der Häuser wieder hergestellt, und auf der Höhe eine Moschee mit einem weithin sichtbaren Minaret errichtet, während die Osthälfte mit Aeckern und Feldern oder unbebautem Schutte nach einander bedeckt ist. Noch am besten ist auf dem dritten Hügel, dem Sion, die feste Davidsburg, vielleicht das älteste Schloß der Welt, in seinem uralten Bestand erhalten. Dieselben gigantischen und geränderten Steine, wie beim Tempel, liegen hier, acht Werkschuhe lang und vier hoch im einzelnen, noch bis zu einer Höhe von dreißig Fuß, namentlich beim mittleren oder dem Hoppikusthurme in der fünfthürmigen Citadelle auf einander gewälzt, und trotzen noch der Zerstörung von Jahrtausenden; nur der Vorbau ist aus der Pisanerzeit. Außerhalb hat man beim Graben der Fundamente zur neuen englischen Kirche bis zu einer Tiefe von vielen Klaftern noch Säulen und geränderte Steine von geringerer Dimension ausgegraben. Auch vom Thurme Mariamne oder Phasael, welche neben dem Hippikus in der genannten Citadelle von Titus ganz verschont geblieben, glaubt man in den stark verwitterten Steinlagen, wo die Davidsstraße vom Bethlehemerthore herabkommend in die erste Seitengasse zur Linken nach der heiligen Grabkirche hin einbeugt, noch die Fundamente zu erkennen, und sie schließen sich hier als festes Vorwerk an den erwähnten Hiskiasteich an. Dieser selbst, so wie der sogenannte Teich Bethesda und der Schafteich vor dem Stephansthor erweist sich durch seine Construction, eine würfelförmige Ziegelwand in die Steinmauer gleichsam eingeklemmt, um dem äußeren Cemente mehr Haltbarkeit zu geben, als ein uraltes Wasserbehältniß; vom Teiche Siloa nicht zu reden, wo noch ein paar Säulen von den gestürzten Hallen im Grund des Wassers stehen.

Gehen wir zur Burg Antonia über, so befindet sich daselbst noch jetzt das Haus des Gouverneurs mit der Kaserne, wie in den Tagen des Pilatus, wo hier das Richthaus und die Wohnung des Statthalters stand und zugleich die römische Besatzung lag. Noch jetzt behauptet das Rathhaus, **el Mehkemeh**, die Stelle, wie vor Alters bei den Juden. Und so läßt sich bei näherer Beschauung noch eine ziemlich deutliche Vergegenwärtigung

des alten Jerusalems gewinnen. Wir bemerken dieses nur, um Jene, die sich selber als blind zu erkennen geben und doch zu Führern der Blinden aufwerfen, vom irren Tappen zurückzuhalten, und zu zeigen, daß das Angesicht von Jerusalem nicht in dem Grade verwüstet ist, daß man nicht noch die hervortretenden Züge erkennen sollte.

Immerhin scheint eine Reise nach der heiligen Tempelstadt noch mit ergiebigeren Resultaten sich zu lohnen, als die Fahrt des neuen Jason nach dem Colcherlande, um in der Entfernung von sechshundert deutschen Meilen die Großkomnenenstadt mit ihrem Namen voll Schmelz und Melodie zu sehen, und in der Palastruine von Trebisonda die breite Treppe, den Freskensaal, die alte gold- und edelsteingefüllte Schatzkammer, das abgesonderte Bücherhaus, die Speisehalle, den hohen Tetrastyl des kaiserlichen Geschäfts- und Audienzpavillons, die Theaterpracht und ganze verblichene Herrlichkeit, oder gar das Brautgemach der unvergleichlichen Prinzessin Katharina von Trapezunt zu entdecken, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in Flammen setzte und nach allen bestandenen Wagnissen und gespendeten Opfern der sehnsüchtig auf die neuen Entdeckungen harrenden Welt zuzurufen: Denke man sich den Schmerz, Alles ist zerstört!

Der Umstand, daß das jetzige Jerusalem auf dem verhältnißmäßig bedeutenden Flächenraume, den es einnimmt, kaum zur Hälfte bevölkert ist; daß gerade der bewohnteste Stadttheil, nämlich doch der halbe Berg Sion und der ganze Ophel außerhalb liegen, Akra aber vollends einen Trümmerhügel bildet, ja die Westseite oder das Christenquartier, was früher zwar außer dem Thore lag, noch jetzt auf ein Drittheil nicht angebaut ist; dieß erklärt zur Genüge, wie die alte Stadt bei nicht viel größerem Umfange eine Bevölkerung, die nie über hundert Tausend stieg, in ihren Ringmauern beschließen konnte. Jerusalem behielt seinen Umfang, wie es von Esra und Nehemia nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft erbaut worden war, bis auf die letzte Zeit ohne besondere Veränderung seiner Mauern und Thore bei, und bevölkerte sich bei all dem immer mehr, und erbaute sich im Innern. Aber von der neuen Anlage des Nehemia steht VII, 4 geschrieben: „Die Stadt war weit an Raum und groß, aber wenig Volk darinnen, und die Häuser waren nicht

gebaut“ — wie dieß jetzt wieder der Fall ist. Betet doch schon der Psalmist XLIX, 20 zum Herrn, „nach seiner Güte gnädig mit Sion zu verfahren, damit die Mauern Jerusalems erbaut werden.“

Verfolgen wir nun den Lauf dieser Mauern um die Altstadt, oder um die drei Hügel nach der leitenden Angabe Josephus, so wird uns, aus den bisher erwähnten Ueberresten zu schließen, auch hievon nicht jede Spur verloren seyn, um daraus zu ermessen, ob die Stätte der heiligen Grabkirche ursprünglich in oder außer derselben gelegen habe.

XXXIX.

Die deutsche Salon-Poesie der Frauen.

Bisher waren es immer nur einzelne hervorragende Geister, welche die Welt mit sich fortrissen. Ihre Herrschaft aber ist jetzt vorüber. Was jene einsamen Geister in der Stille der Zeiten ausgesäet, Waitzen und Unkraut, ist nun endlich in Halm und Blüte aufgeschossen und ihnen unversehens über die Köpfe gewachsen, daß man sie nicht mehr bemerkt in dem Gewirre, wo Gutes und Böses üppig wuchernd durcheinandergeschlungen, bis der Herr kommt und Alles wieder sichtet. Die Bildung, die Jene erfunden, ist, in ihrer natürlichen Schwere, allgemach in die Breite gegangen, aus den vielen verborgenen Quellen sind Ströme geworden und wollen sich nun, alle Höhen unterwaschend, gewaltsam ihre eigenen Bahnen brechen, die keine menschliche Voraussicht mehr zu bestimmen vermag. Es ist die Zeit der Massen, die sich die Formeln abgemerkt und nun ihrerseits die Sturm- oder Drang-Periode der Genie's nachmachen. Und in diesem Bildungsfie-

ber, das epidemisch Alle ergriffen, ist denn auch die Poesie, mehr als jemals, unter die Weiber gekommen.

Es besteht ein eben so alter, als wunderlicher Streit über den Bildungsberuf der Frauen. Die Einen wollen sie nur mit der Spindel und dem rasselnden Schlüsselbund, nur im Wochenbett und in der Kinderstube dulden, während die Andern, auch hier dem planirenden Principe unbedingter Freiheit und Gleichheit huldigend, ihnen Tribünen, Katheder, ja Schlachtfelder öffnen und die ganze Fluth der Zeitbildung gegen sie loslassen möchten, um den mittelalterlichen Rost, wie sie es nennen, von ihnen abzuwaschen.

Wer den weiblichen Theil der Menschheit nicht etwa ächt orientalisch als eine besondere Race zum Nutzen und Vergnügen des männlichen Publikums betrachtet, der wird natürlicherweise den Frauen auch das Recht und die Pflicht zusprechen müssen, das Ebenbild Gottes, das ihnen der Schöpfer so gut wie uns eingehaucht, nach besten Kräften in sich zu vollenden und zu verherrlichen. Haben doch die Männer keineswegs den Himmel für sich gepachtet, und die Kirche hat eben so viele heilige Frauen als männliche Heilige aufzuweisen. Hierzu aber ist das bloße Absperren und das Ignoriren des Feindes jederzeit unzulänglich, und um so unzureichender wird solche wehrlose Unschuld in einer ganz verworrenen Zeit, wie die unsrige, sich bewähren, wo die complizirtesten geistigen Zustände und Gefahren auch besondere geistige Waffen erheischen, die, um nicht überrascht zu werden, nur im Feuer der modernen Bildung gestält und geprüft werden können; denn der weltkluge Feind, unverdrossen mit der Zeit fortschreitend und die Moden wechselnd, erscheint immer in neuer Gestalt und Rüstung, auf die Mann und Weib gefaßt seyn sollen. — In dem Hauptzweck also, für das Höchste im Leben, fällt allerdings die Bildung der Frauen und der Männer in Eins zusammen. Allein in dem Gebrauch jener Bildung für die Welt sind sie wesentlich verschieden. Durch alle äußere Weltordnung gehen zwei waltende Hauptelemente: die Sitte und

das Recht. Die Erstern haben die Frauen zu wahren und zu pflegen, und zu diesem Amt hat sie zuerst das Christenthum längst genügend emancipirt; das Recht dagegen haben die Männer auf Erden geltend zu machen und zu beschützen; das ist der ewige Gegensatz von Kraft und Milde, damit die Weltgeschichte sich nicht in Einseitigkeit monströs verstocke. Beide zwar, Recht und Sitte, haben eine gemeinsame religiöse Wurzel, in der eben, wie bereits erwähnt, die Bildung beider Geschlechter ursprünglich zusammentrifft; die Sitte aber in ihrer wesentlich erziehenden Gewalt wird immer vorzüglich nur in der Familie und deren geselligen Beziehungen wirksam seyn können, während das Recht, in seiner allgemeinen Bedeutung als Gerechtigkeit und Schirm des Guten, Schönen und Wahren, draußen die Welt und das Leben thatsächlich ordnen will und den Kampf aufnimmt, damit die Familie im Gottesfrieden bleibe. So scheint nun einmal die Vorsehung seit Jahrtausenden den beiden Geschlechtern ihre verschiedene Stellung angewiesen und im Volksgefühl aller Nationen begründet zu haben; denn ein Mannweib ist überall eben so lächerlich als ein weibischer Mann. Das Großsprechen, und Reiten und Cigarrenrauchen thut's nicht, und macht die freie Frau eben so wenig, als die Schnurr- und andern Bärte den Nebeljungen zum Weltweisen oder Helden. Die Ueberbesorglichen aber, die in jener Beschränkung des Weibes eine willkührliche Aristokratie der Männer erkennen wollen und deßhalb auf die Natur, die ja Alles gleich geschaffen habe, sich berufen, verweisen wir gerade auf diese Natur selbst, welche von jeher höchstaristokratisch den Starken über den Schwachen, den Hund über die Katze, die Katze über die Maus, und weiter hinauf den hohen Geburtsadel des Genies über das andere gewöhnliche Volk gesetzt hat. Wir werden uns also schon hierbei bescheiden, und die Verantwortlichkeit einer höheren Leitung getrost überlassen können.

Das wahre Verhältniß der Frauen ist vielleicht niemals richtiger aufgefaßt und schöner dargestellt worden, als im rit-

terlichen Mittelalter, wo der Ritter vor dem Kampfe sich seiner Dame, welche er oft kaum dem Namen nach kannte, als einer unsichtbaren, idealen Macht empfahl, die der Kampf erst adeln sollte. Wenn nun aber hiernach der ritterliche Weltkampf überhaupt vorzüglich den Männern anheimfällt, heutzutage jedoch in diesem Kampfe die Ritter vom Schwert immer mehr durch die Ritter von der Feder abgelöst werden, und unter den letztern auch die Dichter ihre bedeutende Stelle einnehmen, so steht eine dichtende Frau allerdings schon an den äussersten Gränzen ihres natürlichen Berufes.

Jene Grundverschiedenheit beider Geschlechter aber, die wir oben angedeutet, ist auch durch die oberflächlichste Vergleichung ihrer Literaturen unverkennbar nachzuweisen. Welch ein titanisches Ringen der Geister auf der einen Seite, wie viele mächtige Gedanken, Lebensanschauungen, ja ganz neue geistige Provinzen haben z. B. Herder, Göthe, die Romantiker entdeckt und erstritten! Es ist seit Klopstock ein beständiger Eroberungskrieg, fast Alle setzten unbedenklich ihr Leben an die Sache; Manche, wie Heinse, Hölderlin, blieben verblutend auf dem Kampfplatz. Die Frauen dagegen sind, wie billig, daheimgeblieben, höchstens hie und da im Hintertreffen bemerkbar, um den zornigen Löwen zu beschwichtigen, die zerrissenen Fahnen und Wämser zu flicken, mit Einem Wort: um gegen Freund und Feind den löblichen Anstand zu wahren, der freilich von den Combattanten in der Hitze des Gefechts keineswegs immer gehörig beachtet wurde. Während der athletische Gottsched mehrere namenlose Flachköpfe mit seiner souveränen Allongenperücke zu Dichtern krönte, war seine Gattin fast die einzige, die über diesen poetischen Skandal zu lächeln wagte. Mit gleichem poetisch-sittlichem Takt wußte die Karschin das freie Gefühlselement zu überwintern, als Rammler die Poesie an seinem klassischen Zopfe zu messen unternahm. In ganz andere Noth, unter Humpen und Schlachtgebrüll, war die Frau Naubert (übrigens vielleicht die objectivste aller dichtenden Frauen) gerathen; und doch, wie gesittet, fein und sau-

der stehen ihre Ritterromane den Rohheiten eines Cramer, Spieß u. s. w. gegenüber! Sophie v. Laroche sodann sitzt ein halbes Jahrhundert lang unverrückt auf dem Throne conventioneller Grazie, und hält mitten in dem schrecklichen Tosen und Getümmel der Kraftgenies zarten Minnenhof der Sentimentalität mit reisenden Literaten, die liebeselig ihre langweiligen Correspondenzen vorlesen. Und wenn endlich Rousseau einmal sagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab", so erinnert uns dieses Eine Weib hier unwillkürlich an Sophiens Enkelin Bettina. Bettina ist in neuerer Zeit eine so anomale Erscheinung, daß sie allerdings als Ausnahme nur die den Frauen gestellte Regel bestätigen würde, wenn sie nicht, genauer betrachtet, dennoch eben dieser Regel selbst anheimfiele. Denn wo sie in ernsten, und namentlich in religiösen oder politischen Dingen, den Männern in's Handwerk pfuscht, ist sie durchaus ungenügend, weil unklar und phantastisch. Die Wurzel auch ihrer Poesie ist doch wieder nur das Gefühl; sie ist wie eine wunderbar gestimmte Aeolsharfe, welche von den, oft entgegengesetztesten Winden der neueren Bildung, wie von unsichtbarer Hand, gespielt wird. Ihr „Briefwechsel eines Kindes" ist durchaus bloß lyrisch, eine fortlaufende, unzusammenhängende Reihe schöner ungereimter Lieder; und Göthe hat ganz Recht, da er endlich seine Antworten geradezu in Verse setzt. Ja, das Anomale und Pikante ihrer Poesie besteht eben darin, daß sie gegen die natürliche weibliche Bestimmung und Beschränkung beständig rebellirt, und doch nimmermehr heraus kann. Doch Bettina's ganzes Wesen ist so bedeutend, daß wir wohl einandermal noch besonders von diesem alten Kinde sprechen.

Verfolgen wir aber nun weiter das Unterscheidende zwischen der Poesie der Männer und der Frauen, so finden wir bei den letztern, außer jener bloß negativen, fast jungfräulichen Abwehr alles Ungehörigen, ferner eine gewisse flexible Virtuosität des Gefühls, welche, wie die indischen Schlingpflanzen, Alles schmückend umfängt und überblüht, was sie ihrer Natur

nach irgend zu erreichen vermag. Nun sollte man allerdings meinen, gerade eine solche Gefühlsausbildung könne der Frauen-Poesie nur günstig seyn, wenigstens der lyrischen, da diese ja eben in Gefühlen denkt. Allein das Gefühl an sich entscheidet überall noch nichts, es erhält seine Bedeutung erst durch seinen Inhalt und Gegenstand. Und eben hier liegt die Kluft, welche die beiden Geschlechter poetisch scheidet. Das Gefühl ohne tüchtigen Inhalt, und also auf das Unbedeutende, Minutiöse, bloß Conventionelle oder gar Verkehrte angewendet, wird, je lebhafter es ist, um so gewisser jederzeit in Schwärmerei oder fade Sentimentalität umschlagen, wie sie uns vorzugsweise in der Damenliteratur so häufig langweilt. Sehr begreiflich. Denn das Verhältniß der Frauen, wie es nun einmal ist und wohl auch niemals anders wird, ihre Erziehung und äußere Stellung zur Welt, wehrt den Anfall des ganzen, vollen Lebens von ihnen ab, und sie wissen von den großen Kämpfen und Abgründen desselben glücklicherweise nur vom Hörensagen und aus Büchern. Darum ist auch ihre Poesie keine erlebte, reinlicher und gesitteter zwar als die männliche, aber doch meist nur im elegantern Nachdruck des Gelesenen, ein liebevolles Ausmalen fremder Compositionen, gleichsam eine Art von ästhetischer Kochkunst, die das Wild, das die Männer draußen erbeutet, und wohl auch die Böcke, die diese geschossen, zubereitet und zierlich servirt. Daher auch der fast durchgehende Mangel an kräftiger Objectivität, so wie die merkwürdige Ungeschicklichkeit, ja Unfähigkeit in Auffassung und Darstellung männlicher Charaktere, die immer wie Mädchen mit Schnurrbärten erscheinen. Daher endlich beschränkt dieses reproducirende Nachgefühl sich eigentlich nur auf zwei, von den Männern mehr oder minder vernachlässigte Reviere: auf die Häuslichkeit mit obligater Liebe in allen ihren Variationen, als eheliche Liebe, Mutterliebe, Kindesliebe, wie z. B. bei der Agnes Franz, Henriette Hanke, Caroline Pichler und zahllosen andern, oder auf den Salon, dessen nähere Beleuchtung wir hier versuchen wollen.

Auch hier ist es eigentlich wieder nur die Sitte, welche vorzugsweise die Frauen zu hüten übernommen; aber nicht die Sitte in ihrer tieferen, ethischen Bedeutung, sondern die Sitte, wie sie in der feinen, vornehmen, sogenannten gebildeten Welt sich sublimirt und gestaltet; mit einem Wort: der äußerliche Anstand, der aber dabei oft sehr unsittlich seyn kann. In dieser Salon-Poesie ist daher alles Ursprüngliche, Unmittelbare, Extreme, als nicht fashionabel, bei Strafe der Lächerlichkeit hart verpönt. Die großen Leidenschaften, um sich nicht etwa zu compromittiren oder durch Scham incommodirt zu werden, erscheinen durchaus nobel maskirt, das abgründliche Gesümpf der menschlichen Seele wird liebreich mit einem beblümten Rasenteppich bedeckt, die Naturlaute des Volksliedes, hie und da allenfalls eingestreut, dienen nur als pikantes Gewürz zur Aufregung oder gelegentlichen geistreichen Plaisanterie. Das Lyrische überhaupt tritt hier in den Hintergrund, ihr eigentliches Feld ist der moderne Roman, der aber von der Romantik eben nichts als den Namen mehr hat.

Tieck's Phantasus, in seinem raisonnirenden Theile, gehört im Grunde auch zur Salon-Poesie; aber gerade hier, an der Bedeutung und Würdigkeit der behandelten Gegenstände, in der selbsterrungenen, vollkommenen Kenntniß aller Abgründe, wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse der Phantasie, zeigt sich am schlagendsten der Unterschied von der weiblichen Salon-Poesie. Das bloß Genreartige der Letzteren dagegen ist nirgends evidenter und dünner, als wo sie historisch zu werden versucht. So hat z. B. die Paalzow im „Godwi Castle", gleich Walter Scott, sorgfältiges Costüm, vollständige Decoration und eine miniaturartige Mosaik alter Rüstungen, Kopfputze, Redensarten u. s. w. auf das gewissenhafteste zusammengestellt; aber es fehlt der ernste, welthistorische Hintergrund, der die Bilderchen erst abheben soll; der leise, tragische Schmerz über den Untergang der Ritterlichkeit und einer bedeutenden Nationalität, welcher Walter Scott's besten Romane noch im-

mer über dem gewöhnlichen Leihbibliothekenstrome seiner zahlreichen Nachfolger erhält.

Und so sehen wir denn bei den Frauen fast durchgängig die bloße Repräsentation als die Hauptaufgabe dieser Poesie, den Schein des Seyns, die glänzende Oberfläche des Lebens streifend, mit geistreichem Ueberhinfahren seiner Tiefen. In dieser äußerlichen Richtung aber verfolgt sie alle Färbungen, künstlichen Irrwege, Verbildungen und Ueberbildungen der Societät, und ist in diesem Betracht allerdings ein beachtenswerthes Spiegelbild ihrer Zeit; gleichwie ein ferkundiger Schiffer an der leise kräuselnden Brandung die tiefer liegenden Klippen wohl erkennen mag. Dadurch wird sie jedoch auch nothwendig eine durchaus conventionelle Poesie; Gefühle, Gedanken und Sprache sind hier mehr oder minder conventionell. So sind wir — um vorläufig nur der letzteren zu erwähnen — zwar keineswegs von so sprödem Patriotismus, um da, wo unsere Sprache zu ungeschickt oder zu unschuldig ist, für gewisse intricate Fälle den schlagenden Ausdruck zu finden, das rechte wälsche Wort verketzern zu wollen; aber es erinnert uns doch unwillkürlich an die barbarische Sprachmengerei nach dem dreißigjährigen Kriege, wenn z. B. die Gräfin Hahn-Hahn absichtlich und ohne alle Noth das Deutsche mit den Worten, wie: Fadaise, foudroyant, exploitiren, condoyiren u. s. w., à la jeune France coiffirt. Ueberhaupt aber ist diese Art zu dichten, wie alles Conventionelle, dem beständigen Wechsel und, gleich andern Modeartikeln, der willkürlichen Laune, und folglich dem raschen Veralten unterworfen; denn der Zeitgeist, wie man das Mäkeln und leichtfertige Vornehmthun gegen den ewigen Geist aller Zeiten zu nennen beliebt, ist ein gar wetterwendisches Ding. Oder wer möchte wohl aus der überreichen Rumpelkammer unserer Roccocco-Literatur, z. B. die Romane der Laroche heut noch anders, als im literarhistorischen Interesse lesen?

Diese Salon-Poesie nun verwalten für die Gegenwart in Deutschland am glücklichsten zwei, vorhin schon gelegentlich

genannte Damen: die Paalzow und die Gräfin Ida Hahn-Hahn, erstere in etwas schwerer, sentenziös-sentimentaler Manier, die andere mehr ihre leichte, geistreich-frivole Bedeutsamkeit auffassend. Wir wollen, um das Gesagte deutlicher zu machen, die Gräfin Hahn-Hahn, als die gelesenste, in zweien ihrer neuesten Romane: „Gräfin Faustine“ und „Cecilia Conti“, nachstehend näher betrachten.

Die Geschichte der Faustine ist kürzlich folgende: An einen freilich rohen Mann (Grafen Obernau), den sie nicht achten kann, schon in früher Jugend verheirathet, verliebt sie sich daher sehr bald in einen Geistreicheren (Baron Andlau), mit welchem sie, nachdem sie mit ihm von ihrem Manne in einer höchstvertraulichen Stellung überrascht worden, in alle Welt geht, Italien durchstreift u. s. w. Späterhin verliebt sie sich abermals in einen noch geistreicheren Mann (Grafen Mario Menzen); denn „sie liebt das Schöne, Gute und Hohe, wo sie es findet; das macht sie liebenswürdig.“ — Es verschlägt eben nicht viel, daß sie durch diese „Liebenswürdigkeit“ den Andlau innerlich zu Grunde richtet, daß ein dritter, verschmähter Liebhaber (v. Walldorf) sich in ihrer Gegenwart eine Kugel durch den Kopf jagt; sie will unbedenklich mit Mario, wie früher mit Andlau, in wilder Ehe fortleben, Mario aber verschmäht dieß, und sie läßt sich ihm antrauen und ist glücklich. Zuletzt aber verhüllt sie alles das in den überaus weiten Mantel der Frömmigkeit. Denn obgleich Mario galant zu ihr sagt: „sie brauche nicht für einen dereinstigen Platz im Himmel zu sorgen, sondern nur den heiligen Petrus mit diesem Blicke anzuschauen, er werde ihr alsbald die Pforte öffnen“, so verläßt sie dennoch Mann und Kind, und geht als Nonne in ein Kloster. — Wir wollen uns hier keineswegs auf eine kirchenrechtliche Erörterung einlassen, ob und wie unter den gegebenen Umständen ihre Aufnahme in's Kloster ausführbar gewesen. Bisher haben wir jedoch immer gemeint, zu solchem Entschluße — vorausgesetzt freilich, daß er nicht blos ein kokettirender Romanspaß seyn soll — gehöre gerade die

tiefste Gemüthskraft und alle Gewalt einer nachhaltigen Gottbegeisterung. Hier aber werden wir eines Andern belehrt. Reue, Herzenszerknirschung, Bußfertigkeit, nichts von alle dem ist bei Faustine zu verspüren; sie hat genossen das irdische Glück, ist blasirt, und sucht nun, höchst gelangweilt, statt des weltlichen Genusses einen pikanteren, gleichwie ein Weinsäufer zuletzt zum Schnapse greift. Sie selbst sagt darüber: „Die Blume weiß, wenn ihre Zeit vorüber ist, und der Mensch bemüht sich, es nicht zu wissen. O, wenn Gott mir doch einen großen Gedanken in die Seele hauchen wollte; so wie sonst, daß ich ihn ausbilden, ihn auch Anderen verständlich machen und mich daran erfreuen könnte! aber nichts! nichts! meine Seele ist dürr und öde, keines Aufschwungs mächtig, ausgesperrt aus ihrem alten Himmel der Begeisterung, der Phantasie, der Kunst. Laß mich einen neuen suchen, Mario!, den, welchen die Religion uns verheißt.“ — Das Kloster erscheint also hier als eine Invalidenanstalt für bankerotte Genies, und Mario hat ganz recht, wenn er, nachdem Faustine im Kloster gestorben, in seiner protestantischen Art von ihr sagt: „sie hat ihre gloriose Natur in dumpfer Trostlosigkeit zu Ende gehen lassen, und ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt.“

In dem andern Romane, „Clelia Conti“, wird fast dasselbe Thema, nur umgekehrt, durchgespielt. Wie Faustine mit wilder Ehe beginnt und im Kloster endet, so nimmt Clelia ihren Auslauf aus dem Kloster zur wilden Ehe. Faustine hatte sich im Kelch der Liebe übernommen, Clelia leidet an einem unersättlichen Liebesdurst. „Du weißt“, heißt es in der Vorrede, „was das ist: ein liebendes Menschenherz; du begreifst das Gefühl als dessen diamantenen Kern, von dem allein die Lichtstrahlen der Wahrheit ausgehen.“ Dieses liebende Herz Clelia's nun „strebt nach Befriedigung.“ Schon als sechszehnjähriges Mädchen im Kloster, wo sie zur Erziehung hingegeben, will sie, gleich den Heiligen, himmlische Offenbarungen empfangen, himmlische Boten, als ein Zeichen der Liebe Gottes zu ihr, begrüßen. Da dieß aber nicht so leicht

umgeht, versinkt sie in kindische Traurigkeit, besucht auch, nachdem sie in die Welt getreten, zwar noch täglich die Messe, bekommt aber — nach einem Balle, wo sie mit dem schönen Grafen Gundaccar getanzt hat — als sie diesen einmal in der Kirche plötzlich ihr gegenüber erblickt, schon bedenkliche „Distractionen", und da er bald darauf ihre Liebe erwiedert, „sinkt sie zu seinen Füßen hin, niedergeworfen von demselben gebieterischen Gefühl, das sie zu den Altarstufen der geliebten Heiligen hinzog." — Jetzt nimmt sie — versteht sich: Alles mit Herzensreinigkeit — von Gundaccar nächtlich heimliche Besuche an, muß aber unglücklicherweise einen Andern (Baron Achatz) heirathen, den sie bald nach der Hochzeit mit einem munteren Töchterchen (Tranquillina), der Frucht jener Gundaccar'schen Nachtvisiten, überrascht, und welcher sich daher die unleidliche Tyrannei herausnimmt, die junge Frau fortan auf das strengste zu überwachen. Dennoch findet Clelia Gelegenheit, sich von Gundaccar entführen zu lassen. „Sie hatten sich wieder! sie waren selig — o selig! — und was braucht man mehr? — Aber denk dir, o Gott, daß es eine solche Seligkeit auf der Erde gibt!" — Aus dieser Seligkeit kommt indeß ein zweites uneheliches Kind zum Vorschein, wodurch die Verlegenheit freilich immer bedenklicher wird. Denn Clelia ist Katholikin, ihr angetrauter Mann, Baron Achatz, lebt noch und mag sich nicht von ihr scheiden lassen. Da wird denn ziemlich kühl mit Gundaccar der Plan besprochen, Achatz im Duell zu erschießen. Ein anderes Auskunftsmittel, eine heimliche Trauung sagt Clelia, „würde in unserem Verhältnisse, Gundaccar, ganz unnütz seyn! sie mag zaghafte Gewissen beruhigen — das ist aber nicht unser Fall. Unser Gewissen ist sehr ruhig! — wir begehren nur die öffentliche Anerkennung." Und für so viel Unverzagtheit ärndtet endlich diese hohe Liebes-Martyrin nur Armuth und den Hohn der Welt, weßhalb sie denn auch am Schluß mit dem Erlöser, der ja auch von der Welt an's Kreuz geschlagen worden sei, verglichen wird.

Wir sehen also, strafbaren Leichtsinn, Ehebruch und wilde

Ehe sind die Agentien dieser Romane. Aber sofort beginnt denn auch das vermittelnde Geschäft, das wir oben als das Charakteristische der Damen-Poesie bezeichneten. Die Sünde soll mit der Sitte ausgeglichen werden, sie soll vornehm, liebenswürdig, geachtet, mit einem Worte: anständig erscheinen. „An Faustine“, heißt es daher, „war das Wunder (menschlicher Verherrlichung) geschehen, sie hatte die Glut, die Fülle und Pracht ihres Wesens unzersplittert beisammen. Es war etwas Unergründliches, Geheimnißvolles, Einfaches in ihr, Etwas von der primitiven Frische des Naturlebens, durch welches alle Elemente spielen und blitzen u. s. w.“ Und von Cielia, indem sie „ihrem sublimen Instincte folgt“, wird gesagt: „Ihr menschlicher Wille hatte sich zu einer solchen Reinheit erhoben, daß er mit dem göttlichen zusammenfiel, denn sie lebte den Bedürfnissen und Anforderungen ihres inneren, idealischen Menschen gemäß.“ — Das eigentliche Signalement dieses inneren, idealen Menschen wird uns zwar begreiflicherweise nicht angegeben; unverkennbar aber ist es die künstlerische Begeisterung, welche in ihrer ästhetischen Machtvollkommenheit jenen adelnden Ritterschlag ertheilen soll, denn Faustine ist eben so ausgezeichnet in der Malerei, als Cielia in der Musik. Und hiermit stimmt denn auch genau der Salonbegriff der Kunst überein, wie ihn die Gräfin Hahn ganz richtig aufgefaßt hat, als etwas durchaus Dämonisches nämlich, dem der Künstler willenlos unterworfen sei. — „Die Essenz der Kunst“, sagt sie, „ist die Leidenschaft: jener Zustand des Chaos, wo die Urkräfte und Urelemente des Wesens bewußtlos, aber allmächtig nach Gestaltung ringen. — Nicht sowohl eine ruhige, als eine starke Seele begehrt die Kunst; eine Seele, durch welche, wie um die Windrose, alle Affecte fliegen, ohne sie aus ihrer Richtung zu bringen; eine Seele, die wie die Glocke am Morgen Sturm läutet, am Abend Ave Maria.“

Nach allen diesen Zügen von frappanter Familienähnlichkeit sollte man nun mit gutem Recht voraussetzen, diese Literatur gehöre auch in politischer Hinsicht ganz und gar dem

allerneuesten Glaubensbekenntnisse an. Allein so weit geht die völlige Verwirrung der Salonbegriffe, und so zähkräftig bleibt die ursprüngliche Natur der Damen-Poesie, daß sie vor den Folgen ihrer eigenen Behauptungen zurückschaudert, wo dadurch der äußere Anstand verletzt, oder sie selbst salonunfähig werden könnte. So sagt z. B. die Gräfin Hahn-Hahn: „All diese Prediger sind mit der Monomanie der Gleichheit behaftet, die sich durch eine Art Berserkerwuth gegen Alles, was bisher dominirt und primirt hat, äußert. Die aristokratische Institution, daß Vernunft, Verstand, Wille den Plebs der Sinne beherrsche, soll nicht mehr gelten, nicht — weil sie nicht gut und nützlich wäre; sondern tout bonnement, weil etwas Hochadeliges darin liegt; rohes, ungebildetes Volk — gehorchen zu lassen. — Jetzt, wo alles Zünftige, als der Freiheit und Gleichheit widersprechend, abgeschafft wird, taucht plötzlich eine Zunft von Literaten auf, welche das Vestalitätsrecht verleihen möchte. Aber ich denke, sie werden es wohl für sich behalten dürfen.“ — Ja, sie verficht geradezu den Geburtsadel. „Dalberg, Berlichingen“, sagt sie, „klingen doch anders (als die unhistorischen Namen der Neuadelichen), nicht bloß für unser Ohr, sondern auch für das unserer Gegner und Rivale, und eben das, daß etwas Unfaßbares darin liegt, etwas Idealisches, tönender als der Geldbeutel, gewichtiger als Berge von Acten, zauberhafter als die schwarze Kunst der Industrie — das ist mein Gaudium! — Die Leute zucken die Achsel über den leeren Schall des Wortes: er ist von Adel; sie machen sich lustig über den Adel, sie suchen bald ihn mit Füßen zu treten, bald ihn zu überflügeln, sie coudoyiren ihn — hier mit der sterilen Aufgeblasenheit des Reichthums, dort mit dem würdigen Bewußtseyn des Verdienstes, und wenn ihnen die Möglichkeit eröffnet wird, in die Reihen der gehöhnten Kaste einzutreten, so wischen sie den plebejen Schweiß von der Stirne, holen Athem, lassen sich nieder, kurz, sie zeigen, daß sie am Ziel sind.“ — Sehen wir doch dieser aristokratischen Entrüstung genauer in's Gesicht, so ist es im Grunde wieder nur

jener weibliche Widerwille des Anstandes gegen die unfeinere Erscheinung, gegen die „schlechten Manieren“ der untern Klassen. Diese Manieren machen unsere Dichterin so ungeduldig, daß sie rufen möchte: „Geht zu Gevatter Schneider und Handschuhmacher, mit denen ihr zu verwechseln seid.“ — Und was nennt sie schlechte Manieren haben? — „Eben verwechselbar mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher seyn.“

So obenhin aber wird das Gemeine, das doch hier nur gemeint seyn kann, nie und nimmermehr überwunden. Diese Halbheit, die mit allen Gelüsten der plebejischen Neuzeit sympathisirt, ja kokettirt, zugleich ihre Prämissen unbedenklich anerkennt und die unvermeidlichen Consequenzen desavouiren will, hat den alten Adel gestürzt, und wird auch den neuern Industrie- und Geldadel verderben. Das vornehme Herabsehen und Ignoriren, der exclusive Salon-Jargon thut es nun einmal nicht mehr, noch weniger die ästhetische Bildung; denn das Talent ist sehr bedeutend auf der gegnerischen Parthei. Und auch im Mittelalter war der Minnesang nicht die Seele des Ritterthums, sondern nur der Schmuck desselben. Jetzt aber, so scheint es, sind alle alten Geschwüre der Societät endlich reif geworden und aufgebrochen, die trügerisch-glatte Winterdecke über dem faulen Strom, die ewig schien, ist überall geborsten, die Zeit geht mit Grundeis, und die einzelnen Blöcke drängen und schieben sich gewaltsam übereinander. Was soll euch, ihr vom alten oder neuen Adel, nun über der gemeinen Zerstörung emporhalten? — Das, was den alten Adel Jahrhundertelang gehalten hat: der wahre Adel der Gesinnung, der das Unvergängliche, Ewige im Wechsel, über den Wogen auf seine Schilde nahm, der rechte Ernst in allen ernsten Dingen. Gerade jetzt, wo die religiöse Indifferenz, die Ihr selbst so lange als Geheimwissenschaft vorbereitet und gehegt, in der plauderhaften Zeit unter die Leute gekommen und die unteren Schichten der Gesellschaft zerfrißt; gerade jetzt, sagen wir, versucht es einmal, wenn Ihr es noch vermögt, den alten Banner von Glaube, Hoffnung und Liebe wieder aufzurichten und ritterlich,

d. i. ehrlich, treu und unverzagt in dem allgemeinen Sturme festzuhalten; und Ihr werdet von selbst über jener Schichte stehen und, weil die Besten, auch die Ersten seyn.

Hierzu eröffnet aber diese Poesie nicht die geringste Aussicht. In ihrem Conversationslexicon vielmehr ist z. B. die göttliche Vorsehung und Leitung gestrichen und „tout bonnement“ in Natur und subjective Eigenmacht übersetzt. „Die Natur ist die ächte Caritas, die Mutter der Barmherzigkeit.“ Und „Verhängniß! Schicksal! — was sind sie anders als unsere, zur äußeren That gestaltete Innerlichkeit — als der Wiederschein der Constellation, die aus den Urstoffen unseres Wesens gebildet in unserer tiefsten Seele als Urmacht herrscht. So lange wir uns auf der Oberfläche des Daseyns, in gleichgültigen Zuständen bewegen, haben Gewöhnung, Rücksichten, Reflexion, Berechnung und Erziehung auf unsere Handlungsweise den bestimmenden Einfluß, und einen um so stärkeren, je weniger Tiefe der Mensch hat, je weniger Wurzel die Urstoffe in ihm schlagen konnten. Aber wenn Berührungen und Begegnisse kommen, die ihn bis auf den Grund aufwühlen und zerarbeiten — wenn er in dem Bekannten und Gewohnten weder Maßstab noch Richtung mehr findet, dann gewahrt er plötzlich wie durch Intuition das Entscheidende, Bestimmende in sich, und aus der Dämmerung des Halblebens tritt er dann unter die aufstrahlende Constellation des Volllebens, und macht seinen Weg in ihrem Glanz und in ihrem Schatten. Das ist Verhängniß! das ist Schicksal! — „Und in diesem Sinne war denn auch der Gräfin Faustine“ das Leben eine Aufgabe, sich zur möglichsten Vollendung hindurchzuarbeiten, und jede Begegnung sollte ein neuer Hammerschlag seyn, um das Götterbild aus der rohen Felsmasse befreien zu helfen. — Sie maß sich nie bei, die Absicht des Schöpfers mit den Geschöpfen erkannt zu haben: nur für sich hatte sie dieselbe erkannt, und sie lag in dem kleinen Worte: aufwärtsstreben.“ — „Und habe ich“, heißt es dann weiter, „überhaupt erst diese Achtung für menschliche Entwickelung und menschliches Streben gefaßt, wie sollt ich nicht

suchen, zuerst mich selbst durchzuarbeiten? Das ist unser Ziel, das ist unsere Seligkeit. Ich will ja nur das Bächlein seyn, welches in das große Meer des Alls zurückströmt und spurlos verschwindet — wie gern! wenn nur mein Lauf klar und meine Welle rein gewesen." — Also wieder, und — obgleich die Faselei schon längst in der Romantik schmählichen Schiffbruch erlitten — immer wieder das alte „Aufwärtsstreben" nach etwas völlig Unbestimmtem, das doch am Ende wieder nur eine ästhetische Selbstvergötterung bedeutet, eine schwebelnde Wolkendung, die alle positive Religion als überflüßigen Ballast wegwirft, um ohne Segel und Compas in dem Allmeer des modernen Pantheismus spurlos zu verschwinden.

Doch auch hier bewährt sich abermals das nach außen gerichtete und vermittelnde Schicklichkeitsgefühl der Frauenpoesie, die vor den Extremen erschrickt und, lieber alle Consequenz aufgebend, selbst um das nackte Heidenthum christliche Gewänder künstlich drappirt, um es möglichst anständig in den Salon einzuschmuggeln. Während Clelia Nachts den Grafen Gundaccar heimlich in ihre Schlafkammer aufnimmt, wirft sie sich oft vor ihrem Betpulte nieder und ruft: „O du heilige Jungfrau, Schmerz- und Gnadenreiche! und Ihr, all Ihr Heiligen und Seligen und Engel, himmlische Schaar, Glorie um den höchsten Thron des Gottes! warum habt Ihr mein Herz verschmäht? Euch war es zugewendet, nach Euch schmachtete es, zu Euch strebte, für Euch glühte es; — und Ihr habt sein Verlangen nicht gestillt, Euch nicht zu ihm geneigt, und es armselig und verschmachtend in seiner dornenvollen Einsamkeit gelassen. Da kam ein Anderer (nämlich Gundaccar)! — ich betete nicht zu ihm wie zu Euch — und doch hat er mich erhört! aber Ihr dürft mir nicht zürnen, wenn mein Herz jetzt ihm, und nur ihm gehört — und Gott — kann mir nicht zürnen." — Da ist in diesem „liebedurstigen" Herzen keine Ahnung von der Blasphemie eines solchen Gebetes, das widerlich sich selbst parodirt. Dabei geht sie „wie in früheren Tagen jeden Morgen in die Messe, und verklärt, wie aus einer besseren Welt, kehrt

sie zurück, bereit über Gumbaccar die Liebe auszuströmen, die sie am Throne der ewigen Liebe geschöpft." Der heiligen Jungfrau legt sie sodann ihr im Ehebruch erzeugtes Kind an's Herz, bei dessen Geburt ihr älteres Kind, Tranquillina, fragt: „Mama, ist dieß das Christkindchen, bei dessen Geburt die Engel im Himmel sich freuten und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden? — Tranquillina, mein Kind! komm her zu mir! rief da Clelia fast jauchzend vor Freude, und schloß die Kleine inbrünstig in ihre Arme; — ja, Kind, ja! gewiß haben die Engel gesungen: Ehre sei Gott und Friede auf Erden!" —

Solche Hallelujas kommentiren sich selbst. Die Barmherzigkeit Gottes, als eines polternden, schwachen Komödien-Papas, soll diesen erdichteten Manasten, sobald nur „le coeur palpite", gerührt alle Schande bedecken, das Gewissen, das durch lange ästhetische Berauschung alle seine Fühlung verloren, will seine Schäden geschmackvoll mit Religion überputzen, die Sünde wird mit Tugend geflickt, Gewünschtes und Verwünschtes, Positives und Naturphilosophisches und Göttliches und Thierisches wird nach Bedürfniß durcheinandergewürfelt und verwechselt, der mündiggewordene Unglaube, nachdem er eine bedeutende Gemeinde sich erworben, will nun auch seine eigene Kirche haben — und so, aus dieser ungeheuern Mengerei ist endlich der sogenannte Deutschkatholicismus entstanden.

Nun wollen wir zwar gar nicht in Abrede stellen, daß es heutzutage absonderlich verzwickte Verhältnisse geben könne, um solche „Clelia's" begreiflich zu machen. Aber eben daß das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur vor dem großen Publikum gemacht und von diesem mit einem Schrei des Beifalls begrüßt wird, daß die Poesie an dem Phosphoresziren der Fäulniß sich ergötzt; eben das ist ein trauriges Zeichen von der gänzlichen Zerrüttung unserer socialen Zustände, ihrer völligen Ablösung von ihrem ursprünglichen, religiösen Boden.

Und das ist, unsres Bedünkens, die schlimmste Literatur.

Denn die ältere opponirte allerdings auch gegen die positive Religion, aber so unpoetisch-rationalistisch, daß sie endlich den Romantikern das Feld räumen mußte. Und noch giftiger zwar ist die neueste, sogenannte Volksliteratur, die geradezu darauf ausgeht, das Volk zu verderben, indem sie ihm Glauben, Sittlichkeit, Nationalität, mit einem Worte: alle höheren Mächte des Lebens hinwegdisputiren will, um es gänzlich wehrlos zu machen. Allein die zu dieser Wetterfahne schwörenden Dichter — wenn man sie überhaupt noch so nennen mag — ringeln und recken noch keck den Schlangenleib an dem Baume der Erkenntniß herauf; man weiß woran man ist, und hat die Wahl. Jenes vornehm-plaisante, bloße Dahinfahren über die Dinge dagegen, Engel und Teufel mit dem wohlriechenden Weihrauch umnebelnd, wirkt narkotisch auf die Köpfe der zerfahrenen Menge, und kann nur dazu dienen, die allgemeine Confusion der Zeit zu vermehren, die ihr wahrhaftes und größtes Unglück ist.

Unwillkührlich treffend wird dieser verworrene Zustand gegen das Ende des Romans Clelia mit den Worten bezeichnet: „Seitdem der Dienst der (heidnischen) Götter aus der Welt verschwunden ist, dient ihnen der Mensch verstohlen in seinem Herzen; und nun erst kann man sie falsche nennen, denn er schämt sich ihrer und betet sie doch an.“ — Von dieser Scham sind wir jedoch wenig gewahr worden; und wenn hierauf Clelia beruhigend erwiedert: „Vielleicht muß jeder Mensch in sich den Lauf der ganzen Menschheit durchmachen, und von den Göttern sich zu Gott bekehren“; so sind wir der Meinung, daß ein so bedenklicher und weitläufiger Umweg zur Bekehrung, wo der nächste längst gegeben, sehr unnütz ist, und jedenfalls durch solche Romane nicht sonderlich gefördert wird.

XXXIX.

Die Competenz des vereinigten Landtags der preußischen Monarchie.

Eine der wichtigsten zur Zeit in Deutschland obschwebenden politischen Fragen ist wohl die, ob der auf den 11. April dieses Jahres in Berlin zusammenberufene vereinigte Landtag befugt sei, sich als Reichstag zu constituiren, und in dieser Eigenschaft sich der Beschlußfassung über die von der Regierung demselben als reichsständischer Versammlung vorgelegten Angelegenheiten zu unterziehen? Wie verschieden auch die Urtheile über den Inhalt und Werth der Verordnungen vom 3. Februar d. Js. ausgefallen sind, so ist man doch ziemlich einig in der Ansicht gewesen, daß dieselben einen bedeutenden Wendepunkt in der innern Politik des preußischen Staates bilden, und als keimfähige Pflanze unter günstigen Einflüssen, bei guter Wartung und Pflege, zu einer wichtigen politischen Gestaltung sich entfalten können. Nun ist aber alsbald mit großer Lebhaftigkeit die Frage verhandelt worden, ob diese zu einem Landtage vereinigten Provincialstände sich rechtmäßig als Reichsstände betrachten können, und es ist zu erwarten, daß diese Frage im Schoße derselben vor allem auftauchen und einen lebhaften Kampf hervorrufen wird. Würde sie verneinend entschieden, so wäre dieses ein höchst folgenreiches Ereigniß. Entweder würde alsdann, durch den Sturm der siegenden Partei fortgerissen,

die Regierung vermocht, die bisher von ihr verfolgte Bahn zu verlassen und den weitgreifenden Forderungen derjenigen Partei, die mit Dampfeskraft in einem Zuge den Höhepunkt constitutionellen Lebens nach französischem Vorbild zu erreichen trachtet, sich hinzugeben, oder, was bei dem Charakter und der Widerstandskraft der Regierung wahrscheinlicher ist, es würde das begonnene Werk in seinem Anfange vereitelt, und die längst erwartete und verkündete Weiterentwickelung der ständischen Institutionen in's Ungewisse hinausgeschoben. Wir glauben nun aber, daß obige Frage nicht wird verneint werden, und wir glauben dieß, weil wir die verneinende Beantwortung rechtlich für unbegründet halten und zu erwarten berechtigt sind, daß die große Mehrzahl der Versammelten darnach ihre Entscheidung fasse. Die bisher hierüber erschienenen Streitschriften, namentlich die so viel Aufsehen erregende von Simon, sind uns noch nicht zu Gesicht gekommen; um so unbefangener geben wir, bloß auf die vorliegenden staatsrechtlichen Data uns stützend, unser Votum ab, gänzlich absehend von dem, was an dem Werke selbst noch auszusetzen und zu wünschen seyn mag. Dieses zu erörtern und Befriedigenderes zu erstreben, dazu ist jetzt durch die Berufung des vereinigten Landtags der Boden gegeben, und es möchte wohl einstweilen noch als ein Gutes zu betrachten seyn, daß auch zu etwa nothwendig werdenden Aenderungen der Verfassung den neuen Reichsständen nur das Recht des Beirathes, nicht der Zustimmung, ertheilt worden ist; man möchte sonst leicht dieselbe Erfahrung machen, die man anderwärts gemacht hat, daß höchst wünschenswerthen Verbesserungen, welche von der Regierung vielleicht gern zugestanden würden, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg treten, weil sie mit verfassungsmäßig garantirten Rechten und Interessen eines Standes in Collision kommen.

Die staatsrechtlichen Anhaltspunkte für Erörterung der aufgeworfenen Frage sind: 1) die Verordnung vom 22. Mai 1815, betreffend die zu bildende Repräsentation des Volks. 2) Die Verordnung vom 17. Januar 1820 wegen künftiger

Behandlung des Staatsschuldenwesens. 3) Das Gesetz vom 5. Juni 1823 wegen Anordnung der Provinzialstände, nebst den einzelnen nachfolgenden Gesetzen wegen Anordnung derselben für die einzelnen Provinzen insbesondere. So weit nicht diese Gesetze eine Beschränkung begründeten, stand bis zum 3. Februar d. Js. der Krone noch die volle freie Gesetzgebung, also auch das Recht zu, die Verfassung des Staates zu ändern und neu zu gestalten, und den in's Leben gerufenen Ständen den Kreis ihrer Wirksamkeit vorzuzeichnen. Denn darüber kann man nicht hinaus, die bisherige Verfassung des preußischen Staates als eine absolut-monarchische für berechtigt anzuerkennen, wenn man nicht mit einem Male alle öffentlichen Verhältnisse in Frage stellen und sich allen festen Boden leichtfertig unter den Füßen wegziehen will.

Die Verordnung vom 22. Mai 1815 kündigt an, daß der König Nachstehendes beschlossen habe: „§. 1. Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden. §. 2. Zu diesem Zwecke sind a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder weniger Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen, und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten, b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden, sind sie anzuordnen. §. 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. §. 4. Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen." Zur Organisation dieser Stände und zur Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde sollte ohne Zeitverlust eine Commission niedergesetzt werden.

Diese Verordnung nun war an sich offenbar noch kein Verfassungsgesetz, und konnte daher auch noch keine verfassungsmäßigen Rechte, also auch keine Beschränkung des der Krone bis dahin zustehenden Rechts der Verfassungsgesetzgebung begründen. Sie war nichts als eine Vorbereitung, ein

Vorbote der beabsichtigten Gesetzgebung; sie verordnet eigentlich nichts, als daß eine Commission zusammentreten solle, die sich mit der Entwerfung einer Verfassung nach den angegebenen Direktiven beschäftigen sollte. Es wäre gar nicht einmal nöthig gewesen, dieß öffentlich, und in Form einer Verordnung, bekannt zu machen; der König hätte auch durch ein bloßes Kabinetsschreiben dem Staatskanzler die erforderliche Anweisung ertheilen können. Daß jenes geschah, hatte wohl nur den Grund, daß man dem auf die Verwirklichung früher gegebenen Versprechens gespannten Volke das Vorhaben, sich nunmehr ernstlich damit zu beschäftigen, solenn ankündigen wollte, und dadurch wurde dieses allerdings zu der Erwartung berechtigt, daß nun bald eine solche Verfassung erfolgen werde; es wurde aber noch kein Verfassungsrecht begründet, zu dessen Ausübung und Geltendmachung ja das Organ noch erst geschaffen werden mußte. Kein Staatsrechtsgelehrter, wenn er anders das damalige Staatsrecht der preußischen Monarchie zur Grundlage seines Urtheils nimmt, wird daher behaupten können, daß durch diese Verordnung der freien Entschließung der Krone in Betreff der zu erlassenden Verfassung eine Fessel angelegt worden sei, daß sie nun unabänderlich an die angedeuteten Grundlagen der künftigen Verfassung gebunden, und z. B. nicht berechtigt geblieben sei, mit Umgehung der Provinzialstände sofort eine reichsständische Verfassung nach dem Muster der französischen Charte zu octroyiren. Wie die Verordnung kraft der dem Könige ausschließlich zustehenden Gesetzgebungsgewalt vom 22. Mai erlassen worden, so konnte sie kraft derselben Gewalt, ohne Rechts- oder Verfassungsverletzung, am 23. Mai wieder zurückgenommen und eine andere ganz anderen Inhalts erlassen werden, und wenn der König mit dem Resultat der Commissionsarbeit nicht zufrieden war und zu der Ueberzeugung gelangte, daß nach den angedeuteten Grundlagen eine dem Wohl seiner Staaten ersprießliche Verfassung nicht zu erzielen sei, so konnte ihn nichts verpflichten, nun dennoch dasselbe zum Gesetz zu erheben, so wenig wie

Regierung und Parlament von England, wenn sie beschlossen haben, demnächst ein Gesetz über völlige Freiheit der Korneinfuhr in Berathung zu nehmen, genöthigt sind, nun diese wirklich zu beschließen, oder gehindert, die bisherigen Beschränkungen wieder einzuführen.

Aber wenn man auch die angeführte Verordnung als ein einseitig nicht mehr abzuänderndes Grundgesetz betrachten wollte, so ist doch leicht zu erweisen, daß daraus für den vereinigten Landtag auf keinen Fall ein Grund des Zweifels gegen seine Competenz entstehen könnte. Wenn die Verordnung sagt: „Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt“, ohne die geringste Andeutung, wie und in welcher Art diese Auswahl geschehen solle, so wird kein vernünftiger Mensch eine Verletzung dieser Bestimmung darin erkennen, daß der König nun die gesammten Provinzialstände zu einer Versammlung von Landes-Repräsentanten vereinigt. Die Bestimmung der Art und Weise, wie aus den Provinzialständen die Versammlung der Landes-Repräsentanten hervorgehen sollte, hat die Verordnung stillschweigend der nähern Berathung und Beschlußfassung des Regenten vorbehalten; ein Recht der noch erst zu schaffenden Provinzialstände, aus ihrem Schoße nur einzelne Mitglieder als Abgeordnete zum Reichstage auszuwählen, und daher der königlichen Berufung Aller zum gemeinschaftlichen Landtage Widerspruch entgegenzusetzen, konnte und sollte dadurch noch nicht begründet werden; dem bloßen Wortlaute aber wäre sogar dann schon Genüge geleistet, wenn die Regierung sich selbst vorbehalten hätte, die Landes-Repräsentanten aus den Provinzialständen selbst auszuwählen. Daß aber bei dem vereinigten Landtage zu den Mitgliedern der Provinzialstände noch die Prinzen des königlichen Hauses hinzutreten sollen, das wird wohl Niemand anzufechten den Einfall haben, um so weniger, da ohnehin die Krone das Recht hat, durch Verleihung von Virilstimmen den Herrenstand der einzelnen Provinzialstände zu verstärken. — Auch das kann keine Einwendung gegen die Competenz des

vereinigten Landtags begründen, daß die jetzigen Mitglieder desselben, so weit sie durch Wahl berufen werden, nur als Abgeordnete zum Provinziallandtag gewählt worden sind, also zu einer reichsständischen Berathung von ihren Wählern keine Mission erhalten haben, was übrigens nur ein Bedenken von untergeordneter Wichtigkeit wäre, da es durch neue Wahl beseitigt werden könnte. Gerade daraus, daß die obige Verordnung aus den Provinzialständen die Reichsstände hervorgehen lassen wollte, könnte man vielmehr ableiten, daß die Wahl zu Provinzialständen eventuell, falls es zur Berufung von Reichsständen kommen werde, die Mission auch dazu schon in sich schließe, und ohnehin hat man keinen Grund anzunehmen, daß diejenigen, welche das Vertrauen der Wähler zur Versammlung der Provinzialstände berufen hat, nicht auch von denselben Wählern zu dem gemeinschaftlichen Landtage aller Provinzen berufen seyn würden.

Was ferner die Wirksamkeit des vereinigten Landtags betrifft, so ist diese noch über das in der Verordnung von 1815 angedeutete Maß hinaus ausgedehnt, indem demselben in Ansehung der Besteurung nicht nur ein Recht des Beirathes, sondern auch ein Recht der Zustimmung beigelegt worden ist, das Recht des Beirathes aber in Ansehung der Gesetzgebung ihm in demjenigen Umfange zustehen soll, welchen der §. 4 der Verordnung bezeichnet, freilich mit einigen Vorbehalten, deren Möglichkeit aber auch bei der Ausführung dieser Verordnung, wenn man derselben schon 1815 Folge gegeben hätte, nicht ausgeschlossen gewesen wäre.

Nach allem diesem möchte es dem Herrn Grafen von Dohna auf Finkenstein wohl schwer werden, durch nähere Ausführung zu begründen, was er einer solchen gar nicht bedürftig hält, daß „die ausdrückliche und umfassende Bestimmung der Verordnung vom 22. Mai 1815, welche eine aus Provinzialständen und Landes-Repräsentanten zu bildende Repräsentation des Volkes verordne", durch die Verordnung vom 3. Febr. auf eine beunruhigende Weise gefährdet sei (vgl. Allg.

Ztg. vom 1. April d. J.), da diese Verordnungen nicht weniger, wohl aber mehr gewähren, als jene zugesagt hat.

Eben so wenig als die Verordnung von 1815 bietet das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände einen Grund dar zur Anfechtung der Competenz des vereinigten Landtags. Abänderungen der durch dieses Gesetz begründeten provinzialständischen Verfassungen können allerdings gültiger Weise nicht anders als nach vorhergegangenem Beirath der Provinzialstände bewirkt werden, und wenn also die Verordnungen vom 3. Februar d. Js. solche Abänderungen enthielten, so würden sie in so weit, aber auch nur in so weit, nicht gültig seyn, so lange nicht die betroffenen Provinzialstände als solche darüber vernommen, und die fraglichen Bestimmungen alsdann mit deren Zustimmung oder ungeachtet deren Abstimmung wiederholt publicirt wären. Fänden sich nun auch solche Aenderungen vor, so würde dadurch allein die Competenz des vereinigten Landtags noch nicht gefährdet werden; derselbe hätte nur einstweilen dasjenige, was der bisherigen Verfassung der Provinzen oder einer derselben zuwider ist, als ungültig zu betrachten und sich des Eingriffes darin zu enthalten; es würde zunächst das Gutachten der Provinzialstände als solcher über die einzelnen Punkte einzuholen seyn, was sogleich jetzt in Berlin geschehen könnte, und der Regierung stände verfassungsmäßig nichts im Wege, alsdann dieselben dennoch zum Gesetze zu erheben. Aber die Verordnungen vom 3. Februar enthalten in der That keine Beeinträchtigung der provinzialständischen Verfassungen, die zu solchem ohnehin zwecklosen Verfahren Anlaß geben könnte. Die Organisation der Provinzialstände ist ganz unberührt geblieben. Sie werden, wie bisher, ihre periodischen Versammlungen haben, und der König wird auch, wie bisher, 1) Gesetzentwürfe, welche allein die Provinz angehen, zur Berathung an sie gelangen lassen, 2) Bitten und Beschwerden, welche auf das specielle Wohl und Interesse der Provinz oder eines Theils derselben Beziehung haben, von den Provinzialständen annehmen und sie darauf bescheiden, und

3) die Communalangelegenheiten der Provinz unter Vorbehalt königlicher Genehmigung und Aufsicht ihren Beschlüssen überlassen. In diesen Punkten sind die Rechte der Provinzialstände nicht geschmälert worden. Man könnte zwar behaupten wollen, daß das Recht der Bitten und Beschwerden in engere Gränzen eingeschlossen sei; denn nach §. 13 der Verordnung vom 3. Februar sollten nur „Bitten und Beschwerden, welche allein das Interesse der einzelnen Provinzen betreffen, den Provinziallandtagen verbleiben“, während nunmehr dem vereinigten Landtage das Recht beigelegt werde, „Bitten und Beschwerden vorzutragen, welche innere Angelegenheiten des ganzen Staates oder mehrerer Provinzen betreffen“, dagegen hätten bisher die Provinzialstände das Recht der Bitte und Beschwerde in Ansehung aller Angelegenheiten geübt, „welche auf das specielle Interesse der Provinz eine Beziehung haben.“ Allein welche weite Ausdehnung auch praktisch für das provinzialständische Petitionsrecht in Anspruch genommen worden, so lange noch keine reichsständische Versammlung bestand, so war doch ursprünglich der Sinn des Gesetzes von 1823, da man damals eine reichsständische Verfassung immer noch beabsichtigte, gewiß kein anderer, als daß den Provinzialständen das Recht der Bitte und Beschwerde in dem Umfange zustehen solle, in welchem es die Verordnung vom 3. Febr. denselben beläßt. Man kann freilich die Worte, „eine Beziehung haben“, sehr weit ausdehnen; aber der Ausdruck „das specielle Wohl und Interesse der Provinz“ deutet doch darauf hin, daß Angelegenheiten von allgemeinerer Bedeutung auch nicht auf dem Wege der Bitte und Beschwerde zur Berathung der Provinzialstände gezogen, vielmehr, wie es auch an sich natürlich war, der allgemeinen Ständeversammlung vorbehalten bleiben sollten. Uebrigens ist durch den angeführten §. 13 keiner Provinzialständeversammlung die Möglichkeit benommen, das Recht der Bitte und Beschwerde auch fernerhin noch in dem Umfange geltend zu machen, in welchem sie es verfassungsmäßig bisher behaupten zu können glaubte, da der Paragraph zunächst nur

bestimmt, mit welchen Bitten und Beschwerden sich der vereinigte Landtag befassen oder nicht befassen solle; und so sind auch die Beschränkungen der §§. 20, 21 für die Provinzialstände einstweilen nicht bindend, so fern sie nicht in der bisherigen Verfassung schon begründet sind.

Das Recht der Berathung über allgemeine, nicht allein die einzelne Provinz betreffende Gesetzentwürfe war den Provinzialständen ausdrücklich nur so lange beigelegt, als „keine allgemeine ständische Versammlungen statt finden"; es ist also keine Schmälerung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, daß nunmehr dieses Recht auf den vereinigten Landtag übertragen worden ist; denn daß dieser vereinigte Landtag eine allgemeine ständische Versammlung ist, kann doch Niemand läugnen. Man könnte aber fragen, und hat diese Frage wirklich aufgeworfen, ob nicht zu gültiger Erlassung der Verordnungen vom 3. Februar vorerst eine vorgängige Berathung mit allen Provinzial-Landtagen erforderlich gewesen sei, eben weil diesen einstweilen, bis zur Einführung allgemeiner ständischer Versammlung, das Recht solcher Mitwirkung bei allgemeinen Gesetzen beigelegt worden ist. Wäre dieß richtig, so würde folgen, daß nun die Verordnungen, um ihnen verfassungsmäßige Gültigkeit zu verleihen, erst noch den einzelnen Provinzialständen vorgelegt, und dann auf's Neue publicirt werden müßten. Aber es ist nicht richtig. Jenes Recht der Mitwirkung beschränkt sich nur auf „die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben", wie die Verordnung vom 5. Juni sagt, oder auf die „Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteurung, betreffen" (Verordnung vom 22. Mai). Nun könnte man zwar wohl, die Worte im weitesten Sinne genommen, sagen, daß auch die Verordnungen vom 3. Febr. die „persönlichen Rechte der Staatsbürger" betreffen, weil auch die dadurch gewährten öffentlichen Rechte im weitesten Sinne persönliche Rechte sind; aber daß dieß nicht der

Sinn jener Worte seyn sollte, ist von selbst klar, weil in diesem Sinne am Ende alle Rechte, auch die Eigenthumsrechte, persönliche Rechte sind. Man könnte ferner sagen, daß die Verordnung vom 3. Februar offenbar die Besteuerung betreffe, weil sie ja anordnet, daß der vereinigte Landtag künftig darüber beschließen solle; aber es ist eben so offenbar, daß diese Verordnung noch keine „Veränderung in den Steuern" zum Gegenstande hat, da sie nur bestimmt, wie ein Gesetz solchen Inhalts künftig zu Stande kommen könne. Es ist offenbar, daß der Gesetzgeber unter jener Bezeichnung überhaupt keine Verfassungsgesetze verstanden wissen wollte; denn alsdann hätte er nicht am Ende noch besonders auszusprechen brauchen, daß er Abänderungen an der provinzialständischen Verfassung nicht ohne vorhergegangenen Beirath der Provinzialstände vornehmen werde.

Vollends aber ist klar, daß es nicht seine Absicht war, auch in Betreff der Gesetzentwürfe über die beabsichtigte reichsständische Verfassung die vorgängige Berathung der Provinzialstände als nothwendig zu bezeichnen. Ungeachtet der langen Zwischenräume, welche zwischen den einzelnen Stadien der Ausführung liegen, ist doch die Gesetzgebung über Anordnung der ständischen Verfassung als ein Ganzes zu betrachten, als bloße Ausführung des in der Verordnung von 1815 angekündigten Vorhabens. Das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände nebst den zugehörigen einzelnen Gesetzen war die Ausführung des §. 2 jener Verordnung. Die Ausführung der §§. 3, 4 blieb noch vorbehalten und ist nun erst durch die Verordnung vom 3. Febr. erfolgt. Wenn nun einstweilen, so lange keine allgemeine ständische Versammlungen statt fänden, die Berathung derjenigen Gesetzentwürfe, welche in Zukunft diesen vorbehalten seyn sollten, den Provinzialständen zugestanden wurde, so sollte damit nur gesagt seyn, daß bis zur vollständigen Ausführung der Verfassungsgesetzgebung, von welcher die Anordnung der Provinzialstände nur einen Abschnitt bildete, diesen interimistisch eine Wirksamkeit zustehen solle, welche

man für die Zukunft der zur Vollendung des begonnenen Verfassungswerkes noch erst anzuordnenden allgemeinen Ständeversammlung zugedacht habe; diese Anordnung selbst aber sollte offenbar nicht der Nothwendigkeit solcher Mitwirkung unterliegen, so wenig wie die dadurch erst zu erschaffenden Reichsstände, deren Stelle die Provinzialstände einstweilen vertreten sollten, bei ihrer eigenen Erschaffung schon berathend mitwirken konnten.

Wenn nun nach dem Bisherigen der vereinigte Landtag unzweifelhaft berechtigt ist, als reichsständische Versammlung des ganzen Staates aufzutreten, so kann auch kein gegründeter Zweifel dagegen erhoben werden, daß er befugt sei, in Ansehung des Staatsschuldenwesens diejenigen Rechte auszuüben, welche durch die Verordnung vom 17. Jan. 1820 der künftigen reichsständischen Versammlung im Voraus beigelegt und nun durch neue Verordnungen dem vereinigten Landtag ausdrücklich ertheilt sind. Jene Verordnung spricht von künftiger Unterordnung des Staatsschuldenwesens unter die Reichsstände und erklärt, daß ein neues Staatsanlehen in Zukunft nur mit Zuziehung und unter Garantie der reichsständischen Versammlung aufgenommen werden solle, welcher auch in Betreff der Controlirung der Schuldentilgung gewisse Befugnisse eingeräumt werden. Unter den „Reichsständen" oder der „reichsständischen Versammlung" aber kann kein anderes Verfassungsorgan verstanden werden, als welches in der ältern Verordnung die aus den Provinzialständen zu bildende Versammlung der Landes-Repräsentanten, und in der spätern Verordnung die allgemeine ständische Versammlung genannt wurde. Auf die Verschiedenheit dieser Benennungen kann überall nichts ankommen, und es wäre eine völlig leere Wortfechterei, wenn man sagen wollte, vereinigte Provinzialstände seien keine Reichsstände, da nichts im Wege steht, die Bildung der letzten nach Provinzen genau so zu organisiren, wie es für jede Provinz die besondere Verfassung ihrer Provinzialstände mit sich bringt. Wird doch auch z. B. in Bayern die Kammer der Abgeordneten durch Wahlen

der verschiedenen Stände in den einzelnen Provinzen gebildet, und würde es sehr wohl denkbar seyn, obgleich es sich in der That ganz anders verhält, daß die zur allgemeinen Ständeversammlung verordneten Angehörigen je einer Provinz (eines Kreises) zugleich den Landrath, d. i. die provinzialständische Versammlung dieses Kreises zu bilden berufen wären.

Eine unbefangene Erwägung des geltenden preußischen Staatsrechts führt uns also zu dem Resultate, daß der jetzt zusammentretende vereinigte Landtag allerdings berechtigt sei, als reichsständische Versammlung aufzutreten und Beschlüsse zu fassen, und es ist zu wünschen, daß die Mitglieder desselben diese ihre Befugniß nicht verkennen. Sie mögen sich nicht durch die „höchst bedauerliche" Drohung, daß die Nation genöthigt seyn könnte, „die Incompetenz ihrer zu Provinziallandtagen gewählten Deputirten auszusprechen", abhalten lassen, dem Rufe des Königs zu folgen, wie man denn auch erfahren hat, daß die rheinischen Abgeordneten in vorläufiger Beredung einig geworden seien, die Competenz des Landtags anzuerkennen. Die „Nation" hat zur Zeit kein anderes Organ, außer diesem Landtag und den Provinzialständen, durch welches sie gesetzlich einen solchen Ausspruch thun könnte, und es wäre sehr bedauerlich, wenn eine unverständige Opposition den Anfang einer für Preußen wichtigen politischen Entwicklung, die ohnehin auch ihre bedenkliche Seite hat, durch ungesetzliches Treiben noch mehr erschweren würde. So viel auch die neue Verfassung theils in Ansehung der Art der Vertretung, theils in Ansehung der Wirksamkeit der Stände zu wünschen übrig lassen mag, so wird sich doch in diesen so viel Einsicht und politische Triebkraft zusammenfinden, daß von der besonnenen, die Bahn der Gesetzlichkeit nicht verlassenden Wirksamkeit derselben eine gedeihliche Entwicklung und Erweiterung ihrer politischen Rechte, ohne Gefährdung anderer Interessen des preußischen Staates ziemlich sicher zu erwarten ist, und das so allmählig Gewonnene wird mehr werth seyn, als wenn es durch überstürzendes Drängen einer Partei in kürzerer Zeit gewalt-

sam erobert wäre. Sogar die bisherigen Provinzialstände mit ihren beschränkten Rechten vermochten ja zum Theil eine achtungswerthe und einflußreiche politische Thätigkeit zu entwickeln; wie sollte dieß dem vereinigten Landtage entgehen?

XL.

Literatur.

Der Cardinal Ximenez und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des fünfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. J. Hefele. Tübingen 1844.

Es ist nie zu spät, ein Unrecht gut zu machen; eines solchen müssen wir uns aber zeihen wegen der Unterlassung, daß wir die Aufmerksamkeit unserer Leser bisher noch nicht auf die genannte Biographie des Cardinals Ximenez hingewendet haben. Die abermalige Lectüre derselben hat dringend zu der Nachholung des Versäumten gemahnt. Zur Anpreisung sehr mittelmäßiger historischer Arbeiten, welche von einem protestantischen Standpunkte aus die Vergangenheit darstellen, pflegen die gewöhnlichen recensirenden Zeitschriften nicht zu genügen, sondern man ruft noch die Tagesblätter zu Hülfe, damit auch sie die neuen Entdeckungen und die Gründlichkeit eines jungen Autors durch ganz Deutschland ausposaunen. Dem gegenüber haben wir über ein treffliches, mit großer historischer Kunde und in der angenehmsten Form verfaßtes Werk eines nicht nur als strengkatholischen Schriftstellers, sondern auch als akademischen Lehrers

längst bewährten Mannes geschwiegen, über ein Werk, welches gerade eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, welche die Geschichte uns aufzuweisen vermag, und einen der wichtigsten Zeitabschnitte zu seinem Gegenstande hat. Gestattet zwar der Raum, welchen wir in unsern Blättern der Literatur gönnen können, nur einige wenige Bemerkungen, so dürfen wir mit diesen nunmehr auch nicht länger zögern.

Wir sagen nicht zu viel: diese Biographie ist ein vortreffliches Werk, welches, ohne daß der Gründlichkeit damit der geringste Eintrag geschehen wäre, so geschrieben ist, daß es die Aufmerksamkeit des Lesers von seinem Anfange bis zum Ende fesselt. Allerdings ist der Stoff ein äußerst dankbarer, aber der Verfasser hat ihn auch zu benutzen verstanden. Der große Cardinal und zugleich einfache Franziskaner, der unter seinem seidenen Gewande doch stets die grobe Ordenskutte trug, ja sie selbst ausbesserte, hatte längst eine tüchtige Biographie verdient, und das um so mehr, da vor wenigen Jahren (1841) Léonce de Lavergne in der Révue de deux mondes in sehr unkritischer und ungerechter Weise eine Charakterschilderung desselben geliefert hatte.

Es versteht sich von selbst, daß die großartige Persönlichkeit des Ximenez bei dem ganzen Werke, dem Zwecke desselben gemäß, überall im Vordergrunde steht; der Verfasser hat auch nicht den leisesten Pinselstrich verabsäumt, durch welchen die Physiognomie deutlich ausgezeichnet werden konnte. Dieß ist nicht bloß da geschehen, wo er selbst über den Cardinal urtheilt, sondern die sprechenden Thatsachen machen den Eindruck und geben die Ueberzeugung von der Wahrheit des Bildes, welches der Verfasser entworfen hat. Nirgend verschweigt derselbe neben den heroischen Tugenden des Ximenez die Herbheit und Rauhheit, welche in seinem Wesen lag. Er verhehlt uns nicht, wie die große Thatkraft des Cardinals ihn bisweilen mindestens über die rechten Gränzen hinausführte, welche selbst in guten Werken von der Kirche vorgezeichnet sind. So möchte Ximenez insonderheit bei der Bekehrung der Mauren in

feinem großen Eifer für die Lehre der Wahrheit doch nicht ganz in Uebereinstimmung mit den Vorschriften, die in Betreff dieses Punktes von den Päpsten Gregor dem Großen, Clemens III. und Alexanders III. erlassen worden sind, gehandelt haben. Sollte dieß aber auch der Fall seyn, daß Ximenez hierin zu weit ging, so hat er dieß hinlänglich wieder durch all das Große, was er für das Wohl der Kirche und des Reiches gethan hat, gut gemacht. Von seinem ersten Auftreten auf dem Schauplatze der Geschichte bis zum letzten Athemzuge erkennen wir in ihm den für Wahrheit und Gerechtigkeit beseelten Mann und stets den treuen Diener seiner Herren auf dem Königsthrone, der aber auch keine Scheu trug, ihnen stets jeden moralischen oder politischen Mißgriff vor Augen zu stellen. Wir stimmen dem Verfasser (Vorrede Seite VII) vollkommen bei, daß es keineswegs erwünscht wäre, wenn alle Bischöfe mit ihrer geistlichen eine solche weltliche Gewalt verbänden, wie sie Ximenez besaß, daß aber dieser Bischof durch die größte Ausdehnung seiner Gewalt ein Segen, wie für die Kirche, so für den Staat und die Wissenschaft gewesen ist. Daher kann auch die Parallele, die der Verfasser in dem Schlußcapitel seines Werkes, zwischen Ximenez und Richelieu zieht, nur auf das Entschiedenste zum größten Vortheile des ersteren ausfallen.

Unter den Herrschern, welchen Ximenez diente, steht unstreitig die große Königin Isabella, ihrem ganzen Charakter und Willen nach, allen übrigen weit voran. Auch hier begegnen wir einer historischen Parallele, welche eine anziehende Episode in dem Buche Hefele's bildet, indem er nämlich der Königin von Castilien die „jungfräuliche" Königin Elisabeth von England gegenüberstellt. Bei einer zweiten Auflage des Buches ließe sich vielleicht noch aus dem Werke der Miß Strickland mancher Zug aus dem Charakter Elisabeths beifügen. Diese hat das gerechte Unglück gehabt, eine Dame zu ihrer Biographin zu erhalten, welche in der Würde ihres eigenen Geschlechts weit besser, als irgend ein Mann, den Maßstab für die Beurtheilung Elisabeths gefunden hat.

Außer Isabella sind auch die übrigen Charaktere, namentlich Ferdinands, der an Lauterkeit der Gesinnung weit hinter seiner Gemahlin zurückstand, von dem Verfasser sehr gut gezeichnet; zugleich aber besitzt derselbe die Kunst, durch die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche er schildert und darstellt, und die Ordnung, die er in dieselben hineinbringt, den Leser anzusprechen. Daher wird mit seinem Werke nicht bloß der Geschichtsforscher sich befriedigt fühlen, sondern es wird dasselbe jeden Halbgebildeten überhaupt anziehen. Der Staatsmann wird eine Menge belehrender Aufschlüsse und nutzbare Fingerzeige daraus entnehmen können; ja gerade für ihn muß Ximenez, dessen Leben in die Uebergangsperiode des Mittelalters zur neuern Zeit fällt und der selbst ein Werkzeug zur Zerstörung der Feudalmonarchie und zur Begründung des modernen Staates wurde, von ganz besonderem Interesse seyn. Der Freund der Kirche wird sich angezogen fühlen durch die christliche Gesinnung, welche in so vielen Charakteren jener Zeit hervortritt, und die aufrichtige Liebe, welche für die Kirche der Verfasser bei jeder Gelegenheit an den Tag legt. Der Freund der Wissenschaft wird in Ximenez den großartigen Stifter der Universität in Alcala verehren, der Bibelforscher dem Verfasser für die Erörterung über die Complutenser Polyglotte danken, und für Jeden die Aufschlüsse über die Mezarabische Liturgie interessant seyn. Auch verabsäumt der Verfasser nicht, seine Leser in die andern Welttheile zu versetzen, in denen zur Zeit des Ximenez die Spanier Eroberungen machten. Den Cardinal selbst sehen wir auf dem Schlachtfelde und nach dem Sturme in Oran einziehen; seine Thätigkeit in Beziehung auf Amerika, besonders zur Erleichterung des Looses der von den Spaniern hart gedrückten Indianer, in einem sehr schönen Lichte erscheinen.

Zu den vielen Würden, welche Ximenez in sich vereinigte, gehörte auch die eines Großinquisitors. Dieß veranlaßt den Verfasser, eine äußerst belehrende Entwicklung der spanischen Inquisition einzuschalten. Dieser Abschnitt, welcher einestheils

zeigt, wie diese Institution, gegen welche Rom sich vor ihrem Beginne zu erklären veranlaßt sah, eine bloße Staatsanstalt mit geistlichen Waffen war, anderntheils unwiderleglich beweist, wie das Verfahren der Inquisition durchaus nicht verdient, daß sie als ein so scheusliches Institut geschildert wird, wie es häufig geschehen ist, hat Anspruch auf eine ganz besondere Berücksichtigung.

Eine Zierde einer zweiten Auflage, die wir dem schönen Buche recht bald wünschen, würde gewiß ein wohl noch leicht zu erlangendes Portrait des großen Cardinals seyn.

XLI.

Gegensätze im Islam.

Die platonische Philosophie, mit der ägyptisch-jüdischen vereinigt, wurde eben so sehr eine Vorläuferin des Christenthums, als die aristotelische, im Pharisäismus dem Judenthume eingepflanzt, zuerst persönlich gegen Christus protestirte und dann im Arianismus, so wie später im Nestorianismus gegen die in der katholischen Kirche fortlebende Wissenschaft von Gott kämpfte. Der Grundirrthum der Aristoteliker lag in einer zur puren Abstraction gesteigerten Vergeistigung des Wesens Gottes.

Als Mohammed einerseits von Juden, andererseits von nestorianischen Christen die Grundelemente einer positiven Offenbarung empfing, ahnte er kaum, in welch schreienden Widerspruch bald seine sinnliche, natürliche Anschauung mit dem Grundprincip kommen müsse, das er auf diesem Wege sich angeeignet hatte.

Er zeigt sich allerdings, wenn auch unbewußt, als einen treuen Schüler der aristotelischen Lehre von dem unbeweglichen, unwandelbaren Wesen Gottes in seinen Aussprüchen über Gott

den Einen, Einzigen, der nicht zeugt und nicht gezeugt wird, vor aller Zeit ist, durch den alles ist. Die Opposition gegen die Grunddogmen des Christenthums: Dreieinigkeit, Menschwerdung und Erlösung, ist nur die äußerste Anwendung der von Arianern und Nestorianern einseitig verfolgten aristotelischen Ideen. Auf gleichem Grunde ruht die Lehre von dem ewigen Beschlusse Gottes in Beziehung auf Alles, was da ist und seyn wird. Mohammed ist in dieser Beziehung in einigen Dingen noch consequent, z. B. darin, daß er alle Trauer beim Tode Angehöriger auf's Strengste untersagt: „Wer aus Trauer seine Kleider zerreißt, oder eines seiner Glieder schlägt, thut so viel, als wenn er mit Schwert und Lanze gegen den Allmächtigen streiten würde." (Cod. or. Mon. 113 fol. 12b.) Jedes Wesen ist nur das, wozu der Schöpfer es macht; keines vermag auf den Allmächtigen einzuwirken. Der offenbart sich vorzüglich am Tage des Gerichtes, wo keine Vermittelung Statt haben wird. (Sura II. 124.)

Diese Lehre von der abstrakten Einheit Gottes und der alle Freiheit des Geschöpfes erdrückenden Wirksamkeit des Unnahbaren, Unvergleichbaren, Starren, Ewigen fand später, als dieselben Nestorianer, welche dem Urheber des Islam einen Theil seiner Grundansichten gegeben hatten, die Schriften des Aristoteles den Arabern übersetzten, immer mehr gelehrte Consistenz, bis sie in scheinbarem Eifer für Gottes Ehre zum bisher unbesiegbaren Bollwerk gegen das Christenthum erwuchs. Der Mohammedaner sieht in der Lehre vom Versöhner und Erlöser eine Schwächung des Vertrauens, das man dem Allmächtigen schuldig sei, der unmittelbar helfe, wo er helfen wolle — und das macht ihn seiner Meinung nach unüberwindlich.

Wie aber jeder Irrthum die Strafe der Inconsequenz und der Selbstvernichtung aus sich gebiert, so auch dieser, wie wir hier zeigen wollen.

Das Verlangen nach persönlicher Bedeutung, das dem Mohammed nahe liegen mußte, war die nächste Klippe, an der das abstrakte System von dem absoluten Unvermögen der Creatur scheiterte. Für Mohammed mußte eine Ausnahme ge-

macht werden. Allerdings ist Mohammed (Sur. III. 144) noch so bescheiden, zu versichern, er sei nichts, als Prophet; doch schon Sur. II. 256 ist im Allgemeinen die Möglichkeit eröffnet, daß Jemand bei Gott Vermittler seyn könne, wenn es Gott erlaube; eine Wendung, die zu mechanisch aushilft, als daß man nicht an Dschelaleddin's Vers denken sollte: „Dieß Ich und Du hast du geschaffen, damit du mit dir selber Schah spielen könnest."

Von diesem Winke, der Möglichkeit menschlicher Intercession, geht die traditionelle Lehre über die Bedeutung Mohammeds zur Wirklichkeit über, denn er erscheint geradezu als der Vermittler, Intercessor der Gläubigen bei Gott, sowohl in der Liturgie *), als auf Denkmälern **).

Um die vermittelnde Macht ihres Propheten zu unterstützen, citiren die Mohammedaner Aussprüche desselben, worin er seine vorweltliche, über alle Menschen erhabene Existenz lehrt. Der auffallendste dieser Aussprüche ist: „Ich war schon Prophet, als Adam noch halb Wasser, halb Lehm war." Er kommt in Cod. or. Monac. 223 fol. 241b vor; durch solche Prophetenaussprüche werden jene monströsen Darstellungen über das vorweltliche Daseyn Mohammeds unterstützt, die wir in spätern Schriften öfters finden ***). Wir theilen eine dieser excentrischen Schilderungen nach einer andern Münchener Handschrift mit (Cod. 113 Anf.), welche zunächst einer auf Ueberlieferung gegründeten Auseinandersetzung über die letzten Dinge: Tod, Gericht, Paradies u. s. w. gewidmet ist. Zur Einleitung wird in dieser Eschatologie ein Blick auf den Anfang aller Dinge geworfen, und bei dieser Gelegenheit von Mohammed, wie er vor aller Welt war, gesprochen. Wir müssen uns ein paarmal hundert tausend Jahre über die Erschaffung Adams zurückversetzen, um nach der Meinung des Kens ol

*) Z. B. Cod. or. Mon. 205. fol. 74 a u. b.

**) S. Reinaud, Monumens Musulmans II. S. 67 ff.

***) Auch d'Ohsson, tableau général t. I, S. 193 (kleine Ausg.) führt jenen Ausspruch an.

achbar — so ist nämlich die Eschatologie betitelt, auf welche wir uns beziehen — den Urbeginn Mohammeds zu sehen. „Zuerst schuf Gott einen Baum von Licht mit vier Aesten, und er hieß ihn Baum der Wahrheit. Dann schuf er den Lichtkern (nûr) *) Mohammeds, unter einem Schleier von weißen Perlen. Er hatte Pfauengestalt und Gott setzte ihn auf jenen Baum. Da psallirte er 70,000 Jahre lang. Dann schuf Gott den Spiegel der Ehrfurcht, und stellte ihn dem Pfau gegenüber; als nun dieser seine außerordentliche Schönheit darin gesehen hatte, empfand er Scheu vor Gott kraft der Einwirkung der Ehrfurcht und adorirte fünfmal; daher kommt es, daß uns diese Adorationen zur Religionspflicht wurden.

Als Gott auf diesen Lichtkern hinblickte, floh derselbe aus Ehrfurcht vor Gott. Gott schuf aber aus seiner Kopfader die Engel, aus der Ader seines Gesichtes schuf er den obern und untern Thron, die Tafel und die Feder des Schicksales, das Paradies und die Hölle, die Sonne, den Mond und den Schleier, die Sterne und alles, was im Himmel ist. Aus der Brustader schuf er die Propheten, Apostel, die Gottesgelehrten, die Confessores (shohadâ) und die Gerechten. Aus der Ader seines Rückens die himmlische und irdische Caaba, den Tempel von Jerusalem und die (heiligen) Orte und Moscheen der Welt.“ So erscheint also Mohammed als ein Aeon des Urbeginns, aus welchem und durch welchen Alles geschaffen ist; wie nach einem von Bürnouf in der Vorrede zu Bhagavata-Purana mitgetheilten, zum Theil schon früher bekannten Abschnitt der Veda's nach altindischer Vorstellung Alles aus dem Ur- und All-Menschen (Puruscha) hervorging. Daß diese Kosmogonie Gelegenheit bot, den Unterschied zwischen Mohammedanern und Nichtmohammedanern auszudrücken, ist hier von untergeordneter Bedeutung. Die Gläubigen und Moslimen sind aus dem Stirnknochen des Lichtkerns Mohammeds geschaffen, während die Geister der Juden, Christen,

*) Es gibt einen Ausspruch Mohammeds: Das Erste, was Gott schuf, war mein Lichtkern (nûri) s. Reinaud II. S. 69.

Magier und ihres Gleichen einen höchst unanständigen Ursprung haben. „Aus der Ader der Füße schuf Gott die Erde von Occident bis zum Orient sammt Allem, was auf ihr ist. Da befahl Gott dem Lichtkern Mahommeds: Blicke vor dich! Da sah er vor sich einen Lichtkern, so wie hinter sich, und links und rechts deßgleichen. Und der Lichtkern, den er vor sich gesehen, war Abu Bekr; der hinter ihm: Omar, der rechts: Osman, der links: Ali. Dann lobpries Gott den Lichtkern Mohammeds 70,000 Jahre lang. Nach dieser Periode schuf Gott aus dem Lichtkern Mohammeds den Lichtkern der Propheten. Als er aber ihre Geister, den Blick auf das Licht Mohammeds geheftet, geschaffen hatte, riefen sie (das mohammedanische Glaubensbekenntniß) aus: la ilaha ill' allâhu, Mohammedon resul-ullâhi: „Kein Gott außer Allah, Mohammed ist der Gesandte Gottes." Dann schuf Er eine Kerze von so hellem Rubin, daß man ihr Aeußeres von innen und ihr Inneres von außen sah. Dann schuf er die körperliche Gestalt Mohammeds, so wie sie auf Erden sich gezeigt hat, und gab ihm die Kerze in die Hand, in derselben Stellung, die man im Gebete zu beobachten pflegt. Da wogten die Geister rings um das Licht Mohammeds, und sangen Loblieder und Hymnen 100,000 Jahre lang."

Nun folgt ein Act, welcher auf die moralische Gestaltung der Welt vom größten Einfluß war: „Gott befahl den Geistern, sie sollten auf Mohammed blicken und es geschah. Wer nun sein Haupt sah, aus dem wurde ein Chalife oder Sultân auf Erden. Wer seine Stirne sah, wurde ein gerechter Emîr. Wer seine Augen sah, wurde bibelfest (Hâfis, Einer, der den Korân gut auswendig weiß.) . . . Wer seine Lippen sah, wurde Wesîr, ... wer die Rückseite seiner Hände sah, wurde ein Geizhals, wer die Finger seiner linken Hand sah, wurde ein Schneider u. s. w. u. s. w. — Wer aber gar nichts von ihm sah, wurde Jude, Christ, Kâfir oder Magier." Diese extremen Vorstellungen von der weltumfassenden Bedeutung Mohammeds stehen jedoch nicht vereinzelt. In dem Lobgedicht Borda

von Scherfeddin (gedichtet im XIII. Jahrh. herausg. von Uri zu Leyden 1765) sind dem Mohammed ähnliche, wo nicht noch höhere Vorzüge beigelegt, was um so mehr Berücksichtigung verdient, als die Borda ein ungemeines Ansehen unter den Moslimen genießt; wenigstens kommen auf Denkmälern, und in den Gebetbüchern zählreiche Citate aus derselben vor. In diesem Lobgedichte nun finden wir (V. 33), daß ohne Mohammed die Welt nicht erschaffen wäre;] oder V. 51 ff.: „das Sicherste, was wir von Mahommed wissen, ist, daß er das Beste von Allem ist, was Gott erschaffen hat. Alle Wunder, die von den Gottesgesandten je gewirkt wurden, sind von seinem Lichte genommen.“ Kein Wunder, daß bei solchen Vorstellungen über das privilegirte Wesen Mohammeds seine Anrufung einen sehr bedeutenden Theil der mohammedanischen Liturgie in Anspruch nimmt. Nicht zufrieden mit der Commemoration, welche nach dem Symbolum, dem sogenannten teshehhud (s. Maraccio prodrom. IV. S. 14) und Salawâth, und dem öffentlichen Ausrufe des Moessins, worauf schon im Corpus juris canonici mit Mißfallen Bezug genommen ist *), Statt findet, läßt der Islam den Mohammed unzähligemal anrufen; er ist der Patron, dessen Schutz nicht täuscht **), „und wer Mohammeds Schutz für sich hat, der dürfte einem Löwen in seiner Höhle begegnen, es könnte ihm doch nichts geschehen; wer hätte auf ihn vertraut, ohne daß er gerettet worden wäre, wer hätte ihn angefeindet und wäre nicht unterlegen?“ (Borda V. 145 f.)

Daher die häufige Invocation: „O Mohammed, o Mohammed!“ Wie daher am Rosenkranz ***) 99 Namen Got-

*) Clem. V. 2. Machometi nomen altâ voce invocant ac ibidem verba quaedam in illius honorem profitentur. Daß der Muessin an dieser Stelle des Corp. jur. can. Zaba-Zalla heißt, ist durch Zahib-Zalâ d. i. Magister precum zu erklären. S. Chardin voyage. VII. S. 253 u. X. 80. Ed. 1711. Amst.

**) Reinaud, Monumens II. 95.

***) Gulschenî, tesbih s. Chardin VII. 262. Vgl. Angelus à S. Josepho Gazophyl. s. v. coronetta.

tes gebetet und der 100ste hiezu gedacht wird *), so werden 100 Ehrennamen Mohammeds abgebetet. In Münchner Handschriften kommen diese, mit den Titeln Gottes wetteifernden, Prophetennamen für den andächtigen Gebrauch vor **).

Die außerordentliche Art, in welcher die Reliquien des Propheten geehrt werden, ist bekannt; und zwar nicht bloß in sofern Medinah als Begräbnißplatz Mohammeds ein berühmter Wallfahrtsort ist, sondern auch in sofern andere Ueberreste — die meisten in Constantinopel — in hochverehrten Moscheen aufbewahrt werden ***).

In solcher Weise ist das unnatürlich abstrakte System Mohammeds, das, in scheinbarem Eifer für die Ehre Gottes, alles Menschliche werthlos und ohnmächtig machen wollte, in der Verehrung Mohammeds selbst Lüge gestraft worden.

Die Inconsequenz dehnte sich aber weit über die Person Mohammeds aus, zunächst allerdings auf die Nachkommen Mohammeds, und zwar besonders auf Ali sammt jenen Söhnen und Enkeln Ali's, die mit diesem die XII schiitischen Imâme ausmachen. Die Verehrung dieser Personen rechtfertigt sich durch Aussprüche von Mohammed selbst. Eine uns vorliegende Handschrift liturgischen Inhalts ****) führt mehrere Aussprüche Mohammeds an, durch welche die hohe Verehrung der Imâme eine traditionelle dogmatische Bestätigung erhalten soll. „Wer eine andere Person zum Scheich erklärt, als meine Nachkommen, dessen Scheich ist ein Scheich des Teufels †).“ Ferners: „Wer meinen Nachkommen Schmach anthut, der thut sie mir an; und wer sie mir anthut, thut sie dem erhabenen Gott an, und wer Gott Schmach anthut, dessen

*) S. Maraccio zu Sura XVII. 414.

**) Z. B. Cod. or. 185 fol. 58.

***) Viele andere Thatsachen, welche die außerordentliche Verehrung Mohammeds, Ali's u. s. w. bestätigen, können in Reinaud. Monumens nachgesehen werden.

****) Cod. or. 223.

†) f. 213.



Antheil ist die Hölle ewig; wer meine Nachkommen ehrt, ehrt mich, wer mich ehrt, ehrt Gott, wer Gott ehrt, dem gehört das Paradies ewig *)." Weiters: „Wer meinen Nachkommen dient in sieben Dingen, dem gilt es so viel, als hätte er Gott ohne alle Heuchelei in siebentausend Dingen gedient **)."

Die außerordentliche Weise, in welcher Ali namentlich von den Schiiten geehrt wird, hat somit das Wort des Propheten für sich; ja Einige haben sich sogar auf eine Stelle im Korân berufen, um den excessiven Cult Ali's und seiner Nachkommen zu rechtfertigen, in dem es Sura 42 V. 23 (al. 22) heiße: „Als Lohn dafür (daß ich euch die Offenbarung verkünde) fordere ich lediglich Liebe gegen die Anverwandten***)."

Jedenfalls ist es Thatsache, daß Ali namentlich unter den Mohammedanern von Irak und Persien fast göttliche Ehre erhält. Es ist wie sprüchwörtlich unter den Schiiten geworden: „Ich weiß zwar, daß Ali nicht Gott ist, aber daß er doch Gott nahe kommt****)." In Schiitischen Gebetbüchern wird mit dem Namen Ali's, der so viel bedeutet als: „der Hehre, Erhabene" und als Beiname Gottes genommen werden kann, vielfältig ein solches Spiel getrieben, daß es zweifelhaft ist, ob Gott, oder Ali angerufen sei. Zwar wird als Ausspruch Mohammeds aufbewahrt: „Wer Menschen verehrt (sadshada προςκυνεῖ), hat den Glauben verläugnet" †), aber doch haben sich, um die von Reisenden an Pilgern wahrgenommenen Aeußerungen der Privatandacht gegen Ali zu übergehen, Könige von Persien Hunde Alis auf den Legenden ihrer Münzen genannt; Abbes der Große charakterisirt sich als: „Wachehund von Ali" ††).

*) f. 217.

**) f. 220.

***) Vgl. De Sacy, Exposé I. introd. CCIII.

****) Schon von Hottinger, hist or. S. 594 angeführt, nach ihm von Chardin und Neuern bestätigt.

†) Vgl. Reinaud, Monumens II. S. 161 mit Cod. or. Monac. 223 fol. 228 und mit Cod. or. Monac. 227. fol. 121 ff.

††) Cod. or. Monac. 113. f. 51.

Schah Hosein titulirt sich in dem Gepräge seiner Dinäre: „Gemeinster Hund des Fürsten der Gläubigen, d. h. Ali's*)."

Im Geiste dieser Verehrung wird Ali mit seinen Nachfolgern in der schiitischen Liturgie ein Schutz am Tage des Gerichtes genannt, einzelne Imâme heißen ein Rettungsschiff, ein Unglück abwehrendes Gebet für den Tag des Gerichtes, der letzte Imâm Mohammed Mehdi erscheint als: „Ueberrest von Gott, ein Herr der Menschen, Genien und Dämonen**)."

Bekannt ist die auffallende Art, mit welcher die Schiiten im Monat Moharrem den Tod des dritten Imâms, Hoseins, des Enkels von Mohammed feiern, der in der Schlacht bei Kerbela durch die Ommajaden fiel. Mehrere Tage hindurch wird in jedem irgend bedutenden Orte der Tod dieses Lieblingshelden der Schiiten dramatisch dargestellt, wobei zahllose Thränen fließen ***).

Jeder eifrige Schiit hat einen Rosenkranz, dessen Kügelchen wo möglich von der Erde über dem Grabe Hoseins bereitet sind, obschon jedes bewallfahrtete Grab genügenden Stoff hiezu gibt. Ueberdieß hat jeder schiitische Mohammedaner zum Behufe des Gebetes ein gleich einem runden Kuchen geformtes Stück Erde vom Grabe Hoseins nöthig. Diese Erde wird für heilig gehalten, wer jenen aus ihr gebildeten mit bezeichnenden Sprüchen versehenen Kuchen in der Hand hält, wenn er betet, der betet gleichsam auf heiliger Erde. Aus demselben Grunde

*) S. Reinaud, Monumens II. S. 160 u. Marsden, the Oriental Coins P. II. Lond. 1925. S. 459 ff.

**) Cod. or. Mon. 223 fol. 240 ff.

***) Niebuhr beschreibt diese Tragödie, so wie er sie auf der Insel Charedsh sah, Reisebeschr. II. S. 198. A. Conolly schildert die Feierlichkeit, wie er sie zu Meshhed (Tus) in Chorasan fand. S. Ritter Erdbeschr. VIII. 298. Eine andere Schilderung, worin besonders die Theilnahme der Frauen an diesem Feste berücksichtigt ist, gibt Taylor, History of Mohammedanism. London 1843. S. 208.

wollen viele Mohammedaner in der Nähe des Grabes von Ali beerdigt seyn; jährlich werden mehrere tausend Leichen, manche viele Tagreisen weit her nach Meschhed Hosein gebracht, um dort in heiliger Erde zu ruhen*). Noch mehr aber spricht sich die religiöse Verehrung gegen Menschen in den Wallfahrten aus.

Die Wallfahrtsorte der Mohammedaner sind so zahlreich, daß Ibn Batuta um 1346 (uns. Zeitr.) von Tanger in Marokko ausgehend bei Gelegenheit seiner Pilgerschaften fast alle mohammedanischen Länder durchwandern konnte. Beinahe jedes Dorf hat ein Grab aufzuweisen, welches der Gegenstand religiöser Verehrung ist, wie Niebuhr bezeugt**) und die Clementinen eifern an der oben citirten Stelle des Corpus Juris Can. mit den Worten: Ad locum insuper ubi olim quidam sepultus extitit Sarracenus, quem ut sanctum Sarraceni alii venerantur et colunt magna Sarracenorum eurumdem partium et etiam aliarum confluit multitudo. Wahrscheinlich bezieht sich diese Stelle besonders auf Spanien. Die meisten Wallfahrtsorte von allgemein anerkannter Bedeutung befinden sich in Arabien, Irak und Persien. Mekkah enthält nicht bloß die Kaabah als Gegenstand der Pilgerverehrung und viele Denkmäler der ersten Wirksamkeit Mohammeds, sondern auch so manches Grab eines „Nachbars Gottes". Medinah zieht die Pilgrime nicht bloß durch das Grab Mohammeds an, sondern auch als Begräbnißort von Fatime, (Hassan, dem zweiten Imâm), Abubekr und Omar, dann von dem vierten, fünften und sechsten Imâm den Schiiten: Ali Sein el abedin, Mohammed Baker und Dschafar den Wahrhaftigen (SSadik). Nach diesen beiden Hauptstädten des Islam glänzt in Persien, in der Provinz Chorasan die Stadt Tus, als Schiitenwallfahrt erster Größe, indem dort in der Nähe der achte Imâm Ali Ridha

*) Chardin, voyages VII. VII. S. 262. Niebuhr, Reisebeschr. II.

**) Reisebeschr. II. S. 272.



oder Risa begraben liegt*). Am reichsten aber ist die Gegend des mittlern Laufes vom Euphrat und Tigris an frequenten Wallfahrtsorten. Meschhed Ali, in der Nähe des ehemaligen Kufa ist als wahrscheinlicher Begräbnißplatz von Ali sehr stark besucht, besonders im Monat Ramasan und im ersten Redsheb an dessen siebenzehntem, in der Nacht der Wiedergeburt eine Menge Krüppel zur verehrten Stätte kommen. Selten hört man hier etwas bei dem Namen Gottes betheuern, sondern Alle schwören bei dem Namen Ali's. Eine leichte Tagreise nördlich, von Hilla nordwestlich liegt Meschhed Hosein in der Ebene Kerbela an der Stelle, wo Hosein, der jüngere Sohn Ali's**) der dritte Imâm fiel. Hier ist der Zudrang der Pilgrime ausserordentlich stark und es scheint, daß die Schiiten durch eine Wallfahrt hieher oder sonst zu einem der XII. Imâme die Wallfahrtspflicht erfüllt zu haben glauben, wenigstens danken sie in einem gefeierten Gebete Gott „daß er die Martyrstätten (die Meschhebs) der Propheten und Frommen zur Kaaba gemacht habe für die Einsichtigen ***)". „Auch Suniten gehen in die Mosque Hösseins, um ihre Andacht zu halten, aber allezeit mit ihrer gewöhnlichen Ernsthaftigkeit. Die Schiiten machen ein gar jämmerliches Geschrei .... Ich muß gestehen, daß ich nichts klägerliches gehört habe, als die Andacht der Schiiten in dieser Mosque. Die Leute schrieen und heulten, als wenn Hössein ihr Vater und erst heute ermordet wäre; und dieß war nicht verstellt, wie bei den Klageweibern, die vor Geld einen Todten beweinen, sondern so herzlich gemeint, daß die Augen derer, welche aus der Mosqué wieder herauskamen, vom Weinen ganz aufgeschwollen waren†). Auch das südliche Kadesia ist ein Gegenstand der Aufmersamkeit der Pilgrime. Noch mehr

*) Vgl. die bei Ritter Erdkunde VIII. S. 283—308 angeführten Berichterstatter.

**) Niebuhr II. S. 257.

***) Cod. or. Mon. 223. f. 241.

†) Niebuhr Reisebeschr. II. S. 268 f.

aber Bagdâd; denn hier sind die drei hochverehrten Lehrer Abu Hanife, Hanbal und Schubli begraben. Von der Vorstadt Kuschlar Kalaasi d. i. Vogelschloß auf der Westseite des Tigris nördlich etwas fern ist das Grabmal des siebenten Imâms Musa Ali Kasim (des Zornbändigers) und seines Enkels Mohammed Taki. Endlich bei Samarra oder Asker, etwa 18 Stunden nördlich von Bagdad am Tigris ist der zehnte und elfte Imâm begraben und der zwölfte Mohammed Mehdi hält sich hier in einer Höhle verborgen bis er wieder kommt „als Retter der Religion und der Welt *)."

Die große Zahl der Wallfahrtsorte und ihrer Besucher, die Leidenschaftlichkeit ihrer Andacht könnte allein hinreichen, die Inconsequenz des Islam darzustellen, indem er einerseits das Einheitsbekenntniß Gottes mit solchem Eifer für Gottes Ehre festhalten will, daß er gegen alles Gottmenschliche am Christenthum protestirt und andrerseits doch in so auffallender Weise pure Menschen zu Vermittelern der Gnade macht.

Doch die Inconsequenz offenbaret sich auch in anderer Art. Es war eine natürliche Folge der Lehre von der abstrakten Einheit Gottes und dem absoluten Beschlusse — daß dem menschlichen Thun, und Schaffen alle Bedeutung genommen wurde und noch mehr der Anwendung von natürlichen Mitteln, in Verbindung mit Segnungen, wie es in den Sakramenten der Fall ist. Auch die heiligen Bilder wurden verbannt (Sura V. und VI.). Statt dessen führte aber die Praxis eine Unzahl von Gebräuchen ein, welche bald in den Buchstaben des Koran, bald in gewissen unverständlichen Worten, bald in bestimmten Formeln, bald in Zahlen vorgeblich sichere Mittel zur Erlangung zeitlicher und ewiger Gnade darbieten. Wir wollen einige solche Gebräuche näher bezeichnen; ihr Widerspruch mit der absoluten, abstrakten Einheitstheorie wird von selbst in die Augen fallen.

---

*) Nach Ibn Batuta ist in Hilla am Euphrat eine Moschee, aus welcher Mehdi erwartet wird.

Da es nicht gestattet ist, ein Bild von Mohammed zu verehren, so hilft sich die Pietät gegen den Propheten dadurch, daß eine genaue Beschreibung seiner Leibesbeschaffenheit mit bestimmter Austheilung der Worte auf einem Blatt getragen, oft mit Andacht und Vergegenwärtigung des Propheten gelesen und wahrscheinlich geküßt wird; wenigstens ist jene Form dieser Personalbeschreibung, welche sich in einer Münchner Handschrift findet, durch vieles Küssen ganz verdunkelt*). Was von uns aber besonders beachtet werden muß, ist dieses, daß ein solches geschriebenes Portrait des Propheten nicht als eine Sache angesehen wird, die der spätere Gebrauch eingeführt hätte, sondern als eine Anordnung von Mohammed selbst. In Cod. or. Mon. 185. f. 60. wird ein Ausspruch des Propheten angeführt, wonach Jeder, der die Schilderung seines Aussehens anblickt, folgende Gnade erhält: „Wer meine Personalbeschreibung (Hiljathî) nach meinem Tode ansieht, dem gilt es soviel, als hätte er mich angesehen, da ich auf Erden wandelte; wer sie ansieht mit Verlangen nach mir, dem verwehrt und versperrt Gott die Hölle und er ist sicher vor der Plage im Grabe**) und er wird nicht nackt erscheinen am Tage des Gerichtes."

In der That jener heuchlerische Eifer für Gottes Ehre, welcher eine Beeinträchtigung der unnahbaren Herrlichkeit Gottes in der Idee einer Erlösung durch den Gott menschen finden wollte, hätte sich selbst nicht sprechender Lügen strafen können, als mit der Versicherung, daß durch dergleichen nicht einmal unmittelbar auf Gott bezogene Uebungen der Menschen die Beschlüsse Gottes unfehlbar modificirt und bestimmt werden. Es gibt aber ausserdem noch eine große Anzahl ähnlicher Uebun-

---

*) Cod. or. Monac. 191 sogleich am Anfang. Sie findet sich auch in Cod. 185 fol. 63 u. a.

) Nämlich vor dem **Examen rigorosum, welches die beiden Engel **Monkir** und **Nakir** mit den Begrabenen unter der Erde vorzunehmen beauftragt sind.



gen der kleinsten Art, denen die größten moralischen Wirkungen verheißen sind.

Nach Cod. 185. f. 56. ist demjenigen, welcher die 99 bekannten Namen Gottes hersagt, das Paradies verheißen.

In einer andern Handschrift *) wird versichert, daß die Beter eines unter dem Namen: „Afterbund von Hasan und Hosein" bekannten Gebetes dispensirt sein sollen von dem Examen, welches sonst die Engel Monkir und Nakir mit dem Abgeschiedenen im Grabe anstellen; ferner erlangt Jedermann, der dieß Gebet spricht, Verzeihung seiner Sünde, mag er noch so viel Unzucht getrieben und Blut vergossen haben. Wer nach einem andern Gebetbuche **) das sogenannte Prophetensiegel, d. h. 4 concentrische Kreise mit gewissen Sprüchen beschrieben, nur ansieht, dem sind viele Gnaden verheißen, namentlich, daß ihm das höllische Feuer nichts anhaben kann.

Ein ganz vorzügliches Vertrauen genießt eine Formel, welche in ein mit Strichen und Halbzirkeln geziertes Ain geschrieben ist und den Namen: *'Aini 'Ali*, d. i. „das Auge Ali's" führt. Sie findet sich wiederholt in Münchner Handschriften ***), und ist bereits von Athan. Kircher in seiner Abhandlung de Cabbala Saracenica im Original mit Uebersetzung publicirt ****).

Das sogenannte Panzergebet, dem Rufe nach schon länger bekannt †), uns handschriftlich vorliegend ††), wird

*) Cod. 223 f. 206.

**) Cod. 191 f. 33.

***) Namentlich sehr schön in Cod. 191 f. 32 b. Dann in Cod. 223 fol. 170.

****) Im Oedippus Aegypt. tom. II. S. 399. Vgl. S. 376.

†) Hottinger hist. or. S. 404.

††) Cod. or. 203. fol. 31 ff.

für so heilig gehalten, daß es keinem Christen, vorgeblich nach ausdrücklichem Befehl des Propheten, mitgetheilt werden darf. Wer es liest, oder bei sich trägt, erlangt so viel Gotteslohn, als hätte er die fünf Bücher Mosis, das Evangelium, die Psalmen, den Koran und die Bücher Abrahams gelesen, und er wird von der Hölle befreit.

Diese Uebungen sind aber nicht etwa als Neuerungen und Auswüchse der späteren Zeit gegeben, sondern sie ruhen auf alter Authorität, meistens auf der des Propheten selbst. So ist dieses Panzergebet von Mohammed selbst angeordnet nach Cod. 203, f. 31—38, wo ausführlich die Geschichte desselben erzählt wird. Das hochverehrte, wunderbar mächtige Gebet: „sieben Tempel" (heft heikel), ist nach Cod. 216, fol. 103 durch Ali, nach Cod. 224, fol. 50 durch Ali und den Imâm Dschafer als authentisch verbürgt.

Das „Bechergebet" mit seinen großen Gnadenwirkungen hat Mohammed bei seiner bekannten nächtlichen Himmelfahrt*) erhalten und auf Erden verbreitet; auf dieselbe Art stammt von ihm das Gebet „des Schatzes des Thrones**)." Es ließen sich selbst aus den uns zu Gebote stehenden liturgischen Quellen noch viele ähnliche Formeln anführen, denen einerseits große, übernatürliche Kraft, andererseits ein Ursprung vom Propheten her zugeschrieben wird.

Seltener sind wir im Stande, für eine andere Art von Formeln ein so hohes Alter und Ansehen zu vindiciren***), zu welchen aber von der eben besprochenen Klasse nur ein Schritt ist, und die wenigstens seit mehr denn einem Jahrtausend im

---

*) S. Maraccio prodrom. II. S. 17 u. Sura XVII. 1.

**) Cod. or. 426. fol. 82 u. fol. 51.

***) Jedoch wird das kabbalistische Gebet Hasans und Hoseins, welches Cod. 202 f. 73 vorkommt, auf Mohammed zurückgeführt. Vgl. Cod. 223 fol. 178. Vgl. Hammer, Encyklop. 1804. S. 493 ff.

höchsten Ansehen unter den Mohammedanern stehen, wir meinen jene kabbalistischen Formeln, deren so viele in den Gebetbüchern vorkommen. In ihnen wird der Buchstabenlaut als für sich wirksam betrachtet. Es ist nicht nöthig, hievon aus Handschriften Beispiele zu geben, da Athan. Kircher in der angeführten Abhandlung deren eine große Anzahl mitgetheilt hat, die freilich beträchtlich vermehrt werden könnte *). Wir führen nur an, daß der bloßen Lesung einzelner Koranabschnitte von frühen Commentatoren eine solche Gnadenkraft beigelegt wird, die sich nur durch den Glauben an die kabbalistische Kraft der Laute erklären läßt. Beispiele finden sich häufig in den von Maraccio aus Original-Commentatoren geschöpften Anmerkungen zum Koran. So muß man begreiflich finden, daß der Mohammedaner betet: „O Gott, mach uns den Koran zum Freund im Leben, zum Vertrauten im Grabe, zum Fürsprecher bei der Auferstehung **).

Weniger begreiflich muß man es aber finden, wie der Islam es vermag, seine Praxis, zu der ihn die Natur hingedrängt hat, mit seiner starren, abstrakten Theorie von Gott und seinem Verhalten gegen den Menschen auszugleichen.

---

*) Vgl. Cod. or. Mon. 224 f. 4. Cod. 91. fol. 67, wo sich eine Art kabbalistischer Schlüssel findet. Bes. Cod. 211, wo sie dem Dutzend nach vorkommen.

**) Cod. 103 f. 89.

XLII.

Die Schweden in Hessen.

Wenn man die hessischen Chroniken und Geschichten liest, welche vom dreißigjährigen Kriege handeln, so ersieht man, wie dieselben kaum Worte finden, um Tillys und der kaiserlichen Unmenschlichkeiten, welche sie das arme Kattenland fühlen ließen, und das jammervolle Elend, welches sie über dasselbe herbeigeführt, genug zu schildern.

Da wurde, heißt es, Hessen furchtbar verwüstet; beinahe alle Städte und die meisten Dörfer wurden, und viele sogar mehreremal, zerstört. Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften lagen darnieder; alles Große, Gute und Schöne, welches seine Fürsten seit einem Jahrhunderte geschaffen, ging in den Stürmen des furchtbaren Krieges verloren. Das Volk verwilderte und alle Gesittung verschwand; der Mensch trat aus dem Menschen heraus und wurde zum blutdürstigen Thiere. Mit welch schauderhafter Grausamkeit wütheten nicht die Croaten im Jahre 1637. Fast Alles, was unter ihre Gewalt und in ihre Hände kam, hieben sie nieder; sie schnitten den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren ab, stachen ihnen die Augen aus, schlugen ihnen Nägel in Köpfe und Füße, gossen ihnen Pech, Zinn,

Blei und allerlei Unflath in den Mund, die Ohren und Nasen, marterten sie mit allerlei Instrumenten; viele wurden mit Stricken aneinander geknüpft, in's freie Feld aneinandergestellt, und theils mit Büchsen auf sie geschossen, theils mit Pferden geschleift; gleich wilden Thieren fielen sie auf kleine Kinder, säbelten sie nieder, spießten sie auf Hellebarden, brateten sie in Backöfen rc.

Wir wollen diese Angabe als wahr annehmen, bemerken aber zugleich, daß, wenn der dreißigjährige Krieg so viel Unheil über Hessen brachte, sein Regent allein die Ursache davon war. Denn durch seinen Treubruch gegen den Kaiser zog der damalige Landgraf Wilhelm der Fünfte dessen Kriegsvölker herbei und mit ihnen, als Strafe des Meineids, jene schweren Heimsuchungen, von denen wir so eben Erwähnung gethan. Standen ihm nach dem Vertrage von Werben gleich die Schweden nach allen Kräften bei, um die Fahne der Empörung gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn frech und ungehindert schwingen zu können, und ließen sie das Eigenthum und die Einwohner seines Landes unangetastet, so zeigten sie sich nicht minder grausam gegen ihre Glaubensbrüder, die Unterthanen des Hauses Hessen-Darmstadt. Denn welch ungeladene Gäste sie diesen waren, geht aus jenem Verschen hervor, welches sich noch bis heute im Munde des hessischen Volkes erhalten, und das so heißt:

Bet, Kinder, bet!
Morge kommt der Schwed,
Morge kommt der Ochsestern,
Der soll euch wohl bete lern.

Als Wilhelm der Fünfte nach Entsetzung des von Lamboy hart bedrängten Hanau mit seinen Niederhessen und den Schweden den Rückzug angetreten, gebot er bei Leibes- und Lebensstrafe, Oberhessen so viel wie möglich zu schonen, ja nicht einmal ein Huhn zu scheuchen *), und als es sich

*) Zu diesem Befehle wurde er durch die furchtbare Mißhandlung der

einige niederhessische Soldaten beigehen ließen, in dem Städtchen Wetter Frevel zu verüben, so vollzog er seine Drohung an denselben, und die Geschichte meldet weiter nichts von fernern Unthaten, welche sich die casselschen Horden gegen ihre Anverwandten, die Oberhessen, zu Schulden kommen ließen.

Ganz anders wurde aber die Stadt Wetter und ihre Umgegend von den wilden Scandinaviern heimgesucht, und die Beschreibung der Greuelscenen, welche dieselben auf dem Boden genannter Stadt und ihrer Nachbarn aufführten, ist auf merkwürdige Weise zu uns gekommen.

Im Jahre 1798 nämlich wurde, wie in Justi's und Hartmann's „Hessischen Denkwürdigkeiten", 2. Thl., S. 607 zu lesen, in Hochwisel, im hessendarmstädtischen Amte Butzbach, das Dach des Kirchthurms reparirt, und bei dieser Gelegenheit fand man im Knopfe des Thurmes zwei Schriften, wovon des erstern Inhalt ein „Kläglich Gerichtsschreiben ahn Fürstl. Hessische Hrn. Präsidenten, Vice-Cantzlar und Räthe zu Marpurck ꝛc. von der noch wenigen Burgerschaft zu Wetter" ist, und das zweite einen „Klagbericht an Herrn Landgrafen Georgens fürst. Gnaden von dero Unterthanen zu Wetter, am 17. Juni 1636" enthält.

Beide enthalten detaillirte Schilderungen der schauderhaften Scenen, welche man ohne Entsetzen nicht lesen kann. Da der Inhalt des zweiten Schreibens mit dem des ersten fast ganz identisch, so theilen wir dieses, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils mit, um vor Allem jenen Geschichtsschreibern, welche, wenn sie vom dreißigjährigen Kriege sprechen, immer, oder doch fast gewöhnlich, nur den Greuelthaten der Kaiserlichen und der Ligue erwähnen, die wahrhaft barbarischen Excesse der Schweden dagegen unberührt lassen, einen Fingerzeig zu geben, als auch jenen, welche die blutigen und schauderhaften Kriege, deren Flamme die hochgepriesene Reformation des sechszehnten Jahrhunderts angefacht, für ein

---

Unterthanen seines Verwandten durch die Schweden, als sie gen Hanau zogen, veranlaßt.

nothwendiges Mittel zu einem „guten Zweck" halten, ihre Kurzsichtigkeit vorzuhalten *).

Das erwähnte Schreiben beginnt mit einer Anrede an den Präsidenten u. s. w. in Marburg, und sein wesentlicher Inhalt ist folgender:

„Was Gestalt der Königlich Schwedische Feld-Marschall Alexander Leslie, Ritter, und seine Armee in unsers gnädig-

---

*) Zu diesen gehört unter andern Rotteck, welcher im 3. Bde. seiner Allg. Weltgesch. (Stuttgart 1832) S. 76 sq. schreibt: .... „Allerdings ist, was von den Folgen der Reformation allernächst in die Augen springt, meist betrübend und schrecklich. Wilde Zwietracht und der heftigsten Leidenschaften entfesselte Wuth, langwährende Verwüstung der Länder, und ganze Ströme des, hier in Schlachtfeldern, dort auf Schaffotten, vergossenen Blutes; fast alle Reiche von Europa voll der kläglichsten Zerrüttung, abwechselnd von Bürgerkriegen und von fanatischer Tyrannei gegeißelt, durch alles dieses endlich im hoffnungsreich begonnenen Voranschreiten auf der Bahn der Civilisation, der Wissenschaft und der Freiheit gehemmt, ja vielfach zurückgeworfen .... Die Reformation hat der Kriegsflamme blos eine andere Richtung und einen andern Stoff gegeben; aber die von ihr erzeugten Kriege waren minder betrübend, weil nach Geist und Zwecken edler als die gemeinen Herrscherkriege. Die innere und äußere Freiheit der Nationen wurden errungen durch sie und auf tiefgehender Grundlage befestigt, ... der politischen und kirchlichen Tyrannei ein Damm gesetzt, ... die Völker selbst ... im Gemüthe erhoben, und der Freiheit gleich fähig als würdig gemacht ... Die Grundidee der Reformation ist die Freiheit. Denn sie war Auflehnung gegen ein unerträgliches Joch ... Sie führte nothwendig zur Erkenntniß der Rechte der Regierten; und also ward die Bahn eröffnet zur freisinnigen Bearbeitung eines wissenschaftlichen Staatsrechtes, welches zwar erst in einer viel spätern Zeit (durch Jean-Jacques, Montesquieu rc.) zur Vervollkommnung heranreifen sollte rc." Ohne noch der Vortheile, welche, nach unsers liberalen Politikers Meinung, die Reformation der Wissenschaft, dem bürgerlichen Wohlseyn (?) u. s. w. gewährte, zu erwähnen, können wir nicht umhin auszurufen: „En! Antijesuitae media mala ad bonum finem!"

sten Fürsten und Herrn Landen arrivirt, sich als ein Feind erzeiget, und uns mit Feuer und Schwert verfolgen lassen, haben wir arme Unterthanen zu Wetter, mit großem Seufzen und Wehklagen der ermordeten Menschen, Plünderungen und Schändung unserer Weiber und Jungfrauen, auch unserer selbst eigenen Tormentirung und Gefängnis tief schmerzlich und unverwindlich mit Verlust unserer Mitbürger, auch unserer Hab und Güter erfahren müssen. Es kann auch keine grösere Tyranney von Türken und Heiden gegen Menschen und Vieh, so auf Gassen und Feld darnieder gemacht wurden, nimmermehr begangen werden, als bei uns armen unschuldigen Unterthanen (indem sie uns abgefallene Kayserliche Schelmen gescholten) exerciret ist, da sie nicht allein, ehe sie Hanau entsetzet, die Bürger, deren Weiber und Kinder primo intuitu, so viel sie deren antraffen, etliche erstochen, erschossen und tormentiret, Sondern auch Weiber und Jungfrauen, auch unmündige Mägdlein, wollen der Wittiben geschweigen, in Pfarrhäusern, in den Kirchen selbst, auf dem Kirchhof und in den Schulen genothzüchtiget, hierzu die Kirchen zu Pferdsställen gemacht, darinnen gemordet, die Menschen mit Aexten und Schwerter hart beschädigt, Arm und Bein entzweygeschlagen, und zu einem Taubenhaus gemacht, drey Kelche daraus genommen, die Kanzel und Altar ihrer Tücher beraubet, alles zerschlagen, die Kirchenthür in Brand gesteckt, die Orgel und Uhr zerschmissen, die Weiber und Jungfrauen und Schüler, gleich auch den Männern, mit unausdenklicher Marter gepeiniget, der Armen Hospitalhaus angegriffen, die Blinden, Lahmen und armen Leute theils erstochen, theils erschossen, andern mit Aexten die Köpfe zerspalten, andern die Schultern, Arme und Beine, das Gesicht durchhauen, einer jungen Matron, so sich darin salviren wollen, die posteriora mit der Axt hinweggehauen, daß sie herab bis auf die Knie gehangen, ein armes Mägdlein todt geschossen, eine arme kranke fremde Kindbetterin, deren puerperium eines Tages alt, übel geschlagen und aus ihrem beschwerlichen Lager geworfen, einem andern Mann auf der

Gasse mit einem Handbeil den Kopf in zwey Theil gehauen, daß jeder Theil die Ohren bedeckt und gestorben, andere gehauen und gestochen, wie sie dann auch die Pfarrer gehangen und gestochen, andere haben sie gewürget und geprügelt, daß das Blut zu Nasen, Ohren, Mund und Augen herausgelaufen, andere an ihre pudenda gebunden und gezogen, daß ihnen der Schaum für dem Maul gestanden, auch die Augen dick vor dem Kopf gelegen, daß sie fast sterben müssen, eine Bürgerin geschraubet, daß die Nägel von den Fingern gesprungen, die Schülerknaben gepeiniget, andere mit 20 Stichen verwundet, die Leute zu offenbahren, das Rathhaus aufgeschlagen und alle Geheimniß zerstreuet, die Stadtsiegel mitgenommen und in einer Summa, also mit der Burgerschaft gehandelt, daß man gemeinet, bey solchem Morden, schänden, Kreischen, Berennung des Thurmes und Tormentirung der Bürger, es würde der jüngste Tag vorhanden seyn. Zu diesem haben sie alle Pferd, Vieh und alles geraubt, alles verwüstet und hinweggeführt, unsere Wittiben und Jungfrauen mitgenommen, andern ins Korn nachgerannt, und welche sie bekommen, jämmerlich zerschlagen, daß nicht genugsam davon zu sagen und zu schreiben ist."

„Also sie nun von Hanau wieder kommen seyn, seind sie vom ersten Tag bis auf die heutige Stund einer nach dem anderen truppenweis eingefallen, den Leuten nachgerannt in die Früchte und Gras, solche ganze Truppen weiß durchstreift, und die Menschen durch Hunde ihnen entgegen jagen und hetzen lassen, etliche erstochen und jämmerlich erschlagen, daß die Erde und der Himmel Zeugnus über solch' Blutvergiesen geben können. Hierzu haben sie, ein Trupp dem andern, das Thor und Städtlein in die Hand gegeben, und einer gehauset mit Morden, Stechen und Rauben, wie der andere, alles aufgeschlagen, zerschmissen, aufgebrochen und mit Wägen und Geschirr hinweg geführt, daß nichts mehr übrig ist, weder an Vieh, noch Frucht, auch sogleich die Leute ermordet und zerhacken, daß sich einer hierhin, der andere dorthin in Wiesen,

Wälder und Früchte vorkriechen müssen, bis endlich eines nach dem andern mit blutigem Haupt und Wunden hervorkommen ist, zu diesem sind noch viele Leute aus, von welcher Leben in 8 Tagen keine Kundschaft eingelangt. Hierzu haben sie das Vieh auf der Gassen erschossen und todt liegen lassen, daß ein grosser Gestank sich erreget und die Leuth alle aus der Stadt weichen müssen, seyn 3 Tag in Wäldern gelegen und verschmachtet, und kürzlich davon zu reden, ist die Stadt Wetter Seithero des Hanauischen Entsatzes nie kein Tag von Plünderung frei gewesen, sondern alle Tag mit 4, 5 bis 6 Parthien mit bey sich habenden Wagen ausgeplündert und ruinirt worden, bis auf diesen Tag. Mittler Zeit seyn die arme übrige Unterthanen also erschrocken und ausgehungert, daß sie weder Form noch Gestalt des Lebens haben, deswegen sie auch sich alles ferneren Unglücks begeben. Da keiner aus allen ist, so von allem ein halb Kopfstück werth, auch nicht die Kleider am Leibe habe behalten können, dahero auch den armen Unterthanen zu Wetter keine grösere Feindseligkeit comminiret werden kann, und obwohl die Execution mit Plünderung, Feuer und Verwüstung an Frucht anbedräuet wird, so ist solche allbereit ohne Betrachtung auf die überflüssige Schärffigkeit ergangen. Zu diesem wissen wir arme Leute nicht, ob wir wegen ausgestandenen Tormentirungen, Peinigung, Schrecken und Hunger die Zeiten wieder erleben und unsere Häuser länger bedörfen mögen. Weilen dann alles das Uebel uns armen Menschen zu Wetter mit hoher Unschuld begegnet, müssen wir es Gott und unserm gnedigen Fürsten und Herrn, in deren Gnaden und schuldigem Gehorsam wir bleiben wollen, klagen und befehlen, wissen uns auch nicht mit einem Heller von fernerer Feindseligkeit zu salviren, als mit dem heil. Wort Gottes, dessen wir doch seithero des ersten feindseligen Angriffs und Tyranney gros Mangel gelitten, wenn uns von Jugend auf solches nicht in die Herzen wäre eingepflanzt worden. Würde auch vonnöthen seyn, etzliche Reuter und Officirer mit 3000 . . . nach Wetter zu schicken, sintemal kein Mensch mehr seither

Pfingstdienstag biß dahero in der Stadt gewohnt, auch kein Aufhalt mehr da ist, dan die Partheyen vom ersten Tag an nie kein Stund auser der Stadt blieben, dahero alles an Frucht und Vieh, beneben allen andern Mobilien den Menschen entzogen seyn, und giebts der Augenschein selber, was vor Zerstöhrung und Ruin in der lieben Stadt *) und was vor Verhehrung in der lieben wachsenden Jugend und druckenten Frucht vorgegangen, und ist kein Zweifel, daß derjenige, so das Städtlein gekannt, nunmehro aber sehen sollte, den jämmerlichen Zustand nicht mit Thränen seiner Augen betrauern und beweinen müsse, da nichts mehr als Hund und Katzen daselbst sich, in Zerreisung des ermordeten Viehes, jetzt befinden, wird auch sich allhie, in der Stadt Margkburg, wie in gleichem Frankenberg und Grafschaft Wittgenstein und Berlenburg, der Oerter sie sich begeben, genugsam ausweisen, wie die Leute, so noch vor 4 Wochen genugsam nach Notturft gehabt, jetzt selbsten unschuldig am Bettelstab gesetzt, vor ihrer Thüren um das Brod bitten und schreien. Imgleichen wird die Erde, das Feld und die Straße, die Kirche, wie imgleichen die Frucht auf dem Feld, über das vergossene Blut Zeugnus geben, welches Gott geklagt sein wolle."

Auf das Jammergeschrei ihrer Mitbrüder schickte die Stadt und Universität Marburg Abgeordnete zu Lesly, welcher in Frankenberg verweilte. Er empfing sie mit harten Worten und wollte ihnen nicht einmal eine Sicherheitswache gewähren, und nur auf Verwendung Wilhelms V., zu dessen Ohren die Greuel-

*) Wetter, früher durch sein Stift und die mit demselben verbundene Schule berühmt, welche die Aebtissin Elisabeth von Brück in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stiftete, wurde besonders im siebenzehnten Jahrhundert schwer heimgesucht. Im Jahre 1622 erlitt es zwei Feuersbrünste; 1626 brannte es zur Hälfte nieder; 1635 forderte die Pest viele Opfer; vom 5. bis 7. Juni 1636 verübten die Schweden obige Greuel; und 1649 stürzte eine Feuersbrunst die ganze Stadt.

thaten der Schweden gedrungen, und der sich um das Schicksal der so hart bedrängten Oberhessen zu mildern, nach Kirchhain begaben, ward ihnen dieselbe zugestanden. Eben so wurde die von den Schweden geforderte Brandschatzung von zweihunderttausend Thalern durch Vermittlung des genannten Landgrafen und des Prinzen Johann von Darmstadt auf die Hälfte herabgesetzt. Da aber nur ein Theil dieser Summe entrichtet werden konnte, so stellten sich für den Rest der Erbschenk Reinhard zu Schweinsberg und der Erbküchenmeister Georg Bernhard von Hertingshausen. Sie blieben ziemlich lange in der Gefangenschaft der Schweden, da Georg II. von Hessen-Darmstadt jede Zahlung an dieselbe verbot.

Der Zug der Schweden und Niederhessen nach Westphalen befreite Oberhessen von seinen Tyrannen, welche es ihre Ruthen noch ärger hätten fühlen lassen, wenn Wilhelm nicht in's Mittel getreten wäre. Ja, hätte dieser nicht auf alle nur mögliche Weise der cannibalischen Wuth seiner Bundesgenossen einen Damm entgegengestellt, so würden sie noch mehrere Gegenden des armen Landes, und besonders auch Marburg und die dazu gehörigen Bezirke verwüstet haben.

Wenn nun die Schweden so furchtbar in den Ländern ihrer Glaubensbrüder verfahren, wie mögen sie erst in den Staaten der Katholiken gewüthet haben? Wie hart nahmen sie das Hochstift Fulda, das Bisthum Würzburg, das Erzbisthum Mainz u. s. w. mit? Gab wohl einmal Tilly solche Beweise von Hartherzigkeit, wie Lesly? —

XLIII.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Parteien der Zeit und der Proletarier. — Seine Entchristlichung durch eine giftmischerische Volksschriftstellerei. — Süden und Norden. — Der berliner Proletarier, seine gegenwärtige Irreligiösität. — Aussichten auf einen künftigen pseudomystischen Fanatism zur allgemeinen Revolutionirung. — Die Schrift von Friedrich Saß über Berlin. — Allgemeinheit der Krankheit. — Kehre Jeder vor seiner Thüre. — Die Signatur der Zukunft: ein Vernichtungskampf des vierten Standes gegen den dritten, oder des Besitzlosen gegen den Besitzer. — Wachsthum Berlins. — Unverhältnißmäßige Bevölkerung. — Ihre Bestandtheile. — Zuströmen der Arbeitsuchenden zum Nachtheil des Ackerbaues. — Ueberfüllung aller Gewerbszweige mit Proletariern. — Die Fabrikindustrie. — Die Gesammtzahl aller Berliner Proletarier, circa 150,000. — Verbrecherstatistik, ihr ungeheurer Wachsthum. — Fabrikelend und Verderbniß. — Die Sterblichkeit in Berlin größer als in London. — Zunahme der Armuth. Die Statistik der Lebensmittel gewährt traurige Resultate. — Prostitution. — Pietistische Bearbeitung. — Bemühungen der Regierung. — Sparkassen von Liedke. — Tuba mira spargens sonum: das Napoleonische Memento mori einer alten Zeitung und eines pharaonischen Hofpredigers. — Schenkendorf's Hymne. — Schluß.

Während die Mühen und Sorgen des heutigen gebildeten Deutschlands sich theils um den Streit der Reste des alten Protestantismus gegen die Kirche, theils um den Vernichtungskampf des überbildeten Unglaubens gegen jeden Gottesglauben, theils um den Belagerungskrieg drehen, welchen der Liberalismus gegen die Bureaukratie und die alte fürstliche Herrschaft führt, ist, anfangs unbeachtet und geflissentlich übersehen oder in seiner Existenz geläugnet, der alten Titanen Einer, als der neueste und consequenteste Feind aller modernen Rechtsordnung,

Sitte und Bildung insgemein aufgestanden, und leisen Schrittes an den Wirrwarr dieser Gegenwart herangetreten. Wie ein wandelnder Thurm erwartet uns der urweltliche Riese hart an der Pforte der Zukunft, und stieren Blicks sieht er in unser Gewimmel hinein. Wahrlich er ist unpartheiisch, denn die Lebensfragen, welche auf dem Boden unserer Zeitbildung gewachsen sind, haben ihm niemals weder warm noch kalt gemacht. Er ist unparteiisch, ungefähr wie in Tiek's Däumling der Riese Leidegast, der den redlichen Hofrath Semmelziege, den er gefangen hielt, so grausam verhöhnte. Zumal von unserem philosophischen und politischen Principienstreite ist nie auch nur ein Laut in sein Ohr gedrungen. Und wäre es geschehen, er hätte sich die Mühe nicht gegeben, über das Gehörte nachzusinnen, denn der Gegenstand: das Wissen und Haben, um welches die Gebildeten und die Reichen hadern, ist von vornherein nicht seine Sache. Daher haben auch die Leidenschaften der parlamentarischen Debatte über ihn keine Gewalt, und die Lorbeeren, die sie bringt, locken ihn im Geringsten nicht. Das constitutionelle Schachspiel und dessen Interesse begreift er nicht, und hohnlacht über den possirlichen Ernst der Spieler. Das wäre sein Vergnügen, und dahin allein geht sein Dichten und Trachten: den Tisch umzustoßen, auf dem die winzigen Figürchen conventionellermaßen hin- und hergeschoben werden. Ja die Roheit dieses Labelang, — kaum sollte man es glauben! — geht so weit, daß die glänzendsten Productionen Itzstein's, Bassermanns und der übrigen „populären" Tribunensterne erster Größe, die uns unaufhörlich versichern: sie seien die Volksmänner, ungefähr den Eindruck auf ihn machen, wie wenn besagte Demosthene arabisch sprächen. Mit einem Worte: der Proletarier — denn von diesem ist hier die Rede! — repräsentirt die rohe, dumme, brutale Naturkraft, die nur zerstören kann, und jetzt, wie einst zu Noah's Zeiten, auf dem Punkte steht, sich mit der geistreichen und blasirten Ueberfeinerung einer dem Untergange geweihten Welt zu messen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflicherweise die nächstliegende und wichtigste aller Fragen der Zeit: wie jene Volksmasse, die uns heute leider schon mit einem Gesammtnamen zu bezeichnen das Bedürfniß zwingt, also: wie jenes Proletariat, jener „vierte Stand", zur Kirche und zum christlichen Glauben stehe? und an welchen Gott die neuen, mitten unter uns wohnenden Barbarenhorden glauben, die heute Europa mit einer zweiten Völkerwanderung bedrohen? Lange genug hat man, — und mit vollstem Rechte! — Jener gespottet, die zu versichern pflegten: das gemeine Volk bedürfe einer Religion. Wahrlich, heute wäre es nicht mehr an der Zeit, diese banale Plattheit lächerlich zu machen. Deutschlands Entwickelung ist weit hinausgeschritten über solche klein bürgerliche Philisterhaftigkeit; die früher gangbare Phrase hat sich, in der Praxis wenigstens, schlechthin umgekehrt, und eine giftmischerische Volksschriftstellerei arbeitet ungehindert, ja reichlich belohnt und aufgemuntert, Tag und Nacht daran, gerade die Massen um ihren Gott zu bringen. Dieß ist ein ungeheures, namenloses Verbrechen. Aber es gibt ein noch größeres: jene absolutistische Staatskunst, die es sich als Hauptziel ihrer Thätigkeit setzt und es der Gewalt als das Eine predigt, was Noth thut: vor Allem die Priesterschaft von ihrem Einfluße auf die untersten Volksklassen fern zu halten, und deren Wirksamkeit in dieser Sphäre nach besten Kräften zu verkümmern.

Es wäre eine interessante und nützliche Aufgabe, aus eigenen und fremden Erfahrungen eine religiöse und kirchliche Statistik des deutschen Proletariats zu entwerfen. Dieses Thema hier zu erschöpfen, liegt außer unserer Absicht; wir werden aber Gelegenheit haben, in dem Nachfolgenden einige Beiträge zu dieser Kenntniß zu liefern. Vorläufig mögen hier zur Orientirung nur einige wenige allgemeine Bemerkungen dienen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß es in dieser, wie in so viel andern Beziehungen unmöglich ist, ganz Deutschland unter ein Gesetz und eine Regel zu bringen. Unzähliger Mittelschattirungen zu geschweigen, so bilden Norden und Süden,

Stadt und Land einen nicht minder erheblichen Gegensatz, wie der Protestantismus und die Kirche. Als Wahrheiten, die für ganz Deutschland ohne Einschränkung gelten, dürfte man es etwa nur ansehen können: daß die Resultate der indifferentistischen Halbbildung des deutschen Mittelstandes sich täglich und stündlich tiefer hinab in die untersten Lebenskreise senken; daß es in Deutschland, wo es (anders wie in Frankreich und England!) allgemeine Bürgerpflicht ist, lesen zu lernen und lesen zu können, kein politisches Mittel gibt, die große Masse des niedern Volkes vor der Entchristlichung der obern Stände zu bewahren, in sofern sie von derselben nicht schon ergriffen sind; endlich: daß der Stumpfsinn, welchen die Unwissenheit erzeugt und begleitet, verbunden mit der Noth des Lebens, den Proletarier genau in derselben Weise von jedem Gedanken an Gott und das Heil der eigenen Seele ablenkt, wie dünkelhafte Blasirtheit und falsche Erziehung den Gebildeten und Wohlhabenden. Daneben ist es vollkommen richtig, daß die große Masse des katholischen Volkes sich heute noch ihres alten, sichern, kirchlichen Besitzes freut, und ohne Ahnung von den Gefahren der Zeit und den in ihr liegenden Gegensätzen ruhig im Gleise ihrer alten kirchlichen Gewohnheiten fortgeht. So lange diese Tradition im süddeutschen katholischen Volke nicht gebrochen worden, ist an das Gelingen einer allgemeinen, radikalen Revolution in unserm Vaterlande nicht zu denken. Dieß erklärt den maßlosen und bis zur Verrücktheit gesteigerten Haß der Wissenden, sowohl gegen die Kirche, als gegen Jene, welche das Wort für sie führen. Sie wissen, von wo der eigentliche und einzige Widerstand gegen die Tyrannei eines künftigen communistischen Wohlfahrtsausschusses zu erwarten wäre.

Wie es dagegen in jener deutschen Hauptstadt, welche auf der Leiter des Fortschritts ohne alle Frage die höchste Sprosse erstiegen hat, um die Religion des Proletariers stehe, werden wir im Nachfolgenden deutlich zu machen Gelegenheit haben. Die unterste Schichte der Gesellschaft ist dort einem Indifferentismus verfallen, der das Gottesbewußtseyn in so weit ver-

läugnet, als dies dem Menschengeiste überhaupt möglich ist, von einer christlichen Erinnerung aber die letzte lebendige Spur verloren hat, oder zu verlieren im Begriffe steht. Auf dieser dürren Heide konnte, um es hier im Vorbeigehen zu bemerken, die Sectirerei der Lichtfreunde, wie der Rongeaner nach der einfachen Natur der Sache kein Glück machen. Das schimpfliche Durchfallen der apostasirten Priester erklärt sich eben sowohl aus der Verachtung, die ihnen von Seite der Katholiken entgegen treten mußte, wie daraus, daß die Leiter der Kirchenrebellion den protestantischen Massen, die den Glauben verloren hatten, nichts Neues mehr zu sagen wußten. Um **nichts** zu glauben, braucht Niemand mehr eine Kirche und einen Prädicanten! **Allein**, kann Jeder diese Religion eben so bequem und jedenfalls wohlfeiler üben. Ihre einzigen Erfolge verdanken mithin die protestantischen Freikirchler lediglich der wirklichen oder vermeintlichen Verbrüderung des Pietismus mit der Gewalt, und der durch die Furcht vor diesem Bündnisse hervorgerufenen, halb rationalistischen, halb politisch-liberalen Opposition. Diese hat ihren Sitz auch nur im halbgebildeten Mittelstande, und ihre Wurzel in dem Bedürfnisse dieser Schichte der Gesellschaft, sich an irgend einer, gerade auftauchenden Vorstellung, gleich viel welcher, zu fanatisiren. Ein solches Panier vereinigt dann für einen Augenblick die schlauern Tonangeber, wie die betrogene Menge der Theaterbesucher und Zeitungsleser, und wird im nächsten in den Winkel geworfen und mit Füßen getreten. Sollte jemals (was nach dem nothwendigen Entwickelungsgange des Irrthums als unvermeidliche Reaction gegen die dermalige Leerheit früher oder später eintreten muß!) die außerkirchliche deutsche Proletariermasse in Fluß und Bewegung gerathen, so wird diese letztere keinen rationalistischen, sondern im Gegentheil: einen pseudomystisch fanatischen Charakter tragen. Dazu sind heute bereits alle Anlagen und Voraussetzungen vorhanden, und für die Constitution dieses neuen apokalyptischen Reiches der Zukunft werden die zahllosen pietistischen und methodistischen Sectenprediger und

Tractätleinvertheiler sorgen, die Deutschland ungestört in allen Richtungen durchziehen.

Uebrigens wird der erste Anstoß, unsers Dafürhaltens, nicht durch die religiösen Bedürfnisse gegeben werden, sondern der „vierte Stand“ wird durch Noth und ökonomische Crisen getrieben, auf die Weltbühne treten. — Erst dann werden, wie es in großen geschichtlichen Wendepunkten zu geschehen pflegt, jene Geister, welche der Augenblick erheischt, aus der untersten und niedrigsten Schichte der Gesellschaft auftauchen und den neuen Islam formuliren, wie ihn die Revolution der Proletarier braucht. Dann werden die heute schon vollständig vorhandenen und bereit liegenden disjecta membra poëtae sich zu einem gigantischen Cerberuskörper zusammenfügen, vor dem unsere liberalen Zeitungscorrespondenten, die in dem heutigen Kreuzzuge gegen den Ultramontanismus einen so nobeln Muth entwickeln, ängstlich das nächste Mausloch suchen werden.

Wir wissen es wohl, die Rolle der Cassandra ist weder dankbar noch angenehm. Wir wissen es wohl, in dem gemeinsamen Ruin würde die Wahrheit freilich am Ende triumphiren, wir aber gemeinschaftlich mit denen zu Grunde gehen, die uns heute unversöhnlich hassen und befehden. Wir wissen es: einer eitlen, glaubenslosen Partei gegenüber ist es mit nicht unerheblichen Gefahren verbunden, das Mene Tekel an die Wand zu schreiben, und die feige Genußsucht liebt es am wenigsten, sich an ein stündlich näher rückendes, furchtbares Gericht mahnen zu lassen. Aber nichts desto weniger würde Jeder seine Pflicht verrathen, der einen Blick hinter den Vorhang gethan hat, mit welchem künstlich die Abgründe der Zeit verdeckt wurden, und der, was er gesehen, verschweigen wollte.

Die interessantesten Studien lassen sich zu dem eben bezeichneten Zwecke ohne Zweifel an den Berliner Zuständen machen. In dieser Hinsicht ist das Buch von Friedrich Saß: „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung“, eine der wichtigsten Erscheinungen der Gegenwart, obwohl es an dem heutigen deutschen Liberalismus spurlos vorübergegangen zu

seyn scheint, und dort, wo es den tiefsten Eindruck hätte machen sollen, in der Berliner Journalistik — nur bewitzelt wurde. Wir können nicht umhin, den Verhältnissen, welche diese Schrift berührt, die gespannteste Aufmerksamkeit zuzuwenden, müssen jedoch unsern Betrachtungen, um mögliche Mißverständnisse abzuwehren, eine allgemeine Bemerkung voranschicken. — Wenn der Abgrund von Elend und Verworfenheit, in den jene Schrift den Blick öffnet, wirklich nur ein lokales Uebel, wenn Berlin allein in dieser Weise sittlich und ökonomisch unterhöhlt und das übrige Deutschland frei wäre von ähnlichen Zuständen, — so müßte jene Hauptstadt ohne alle Frage jedem unbefangenen und redlichen Beobachter als eine Pestgrube erscheinen, gegen die Deutschland und Europa sich unverzüglich durch einen hermetisch geschlossenen Cordon ängstlich abzusperren hätte. Das Uebel müßte dann nur auf den Ort seines Ursprungs und Anfangs beschränkt, und gegen die Contagion möglichst kräftige Vorkehr getroffen werden. Dem ist aber nicht also. — Wer unter uns, ohne Ausnahme, ist in der glücklichen Lage, mit dem Pharisäer Gott danken zu können, daß es bei ihm daheim ganz und gar nicht also sei, wie in jener unglücklichen Niederlage der höchsten Verbildung und der tiefsten Verarmung in diesem Jahrhundert. Niemand hat das Recht, den ersten Stein auf Berlin und seine Zustände zu werfen! Höchstens ist es gestattet, sich heute und morgen noch zu trösten: es sei an andern Orten noch nicht so arg. — Aber das Verderben schreitet schnell, zuerst in arithmetischem, dann in geometrischem Verhältniß. Wenn wirklich Berlin nur an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts leidet, und wenn diese Krankheit auf deutschem Boden dort zuerst ausgebrochen ist, so war es nothwendig, daß sie dort, — freilich unter wesentlicher Mitwirkung ungünstiger örtlicher Verhältnisse! — zuerst auch ihren heutigen Gipfel erreichen mußte. Um die Ehre, an der Spitze dieses Fortschritts zu stehen, darf freilich Niemand die brandenburgische Hauptstadt beneiden; aber es ist auch Niemand berechtigt, hoffärtig und spöttisch über einen moralischen

und socialen Bankbruch die Achseln zu zucken, der ihm selbst, wenn er sich auf der schon längst betretenen Bahn und in der nämlichen Richtung wie bisher fortbewegt, wenn nicht heute, so doch morgen, und wenn auch morgen nicht, so doch unfehlbar übermorgen bevorsteht. — Jenem an Haß und Verachtung streifenden Gefühl von tiefer Abneigung gegen Berlin und seine Zustände, welches, im Süden, Osten und Westen von Deutschland das unbedingt vorherrschende ist, soll daher hier keineswegs Nahrung und Vorschub gegeben werden. Weit eher wäre das tiefste Mitleid an seinem Platze, jedenfalls aber für Jeden, der da steht oder zu stehen glaubt, gebührende Vorsicht, daß er nicht falle!

Wir werden in dem Nachfolgenden aus dem Reichthum des uns vorliegenden Materials nur einen Gesichtspunkt hervorheben. War die erste französische Revolution (deren siegreicher Lauf um die Welt, jetzt, nachdem wenig mehr von dem vor sechszig Jahren Bestehenden zu zerstören übrig blieb, geschlossen scheint) ein Krieg des dritten Standes gegen den ersten und zweiten, so ist die mit jedem Tage deutlicher hervortretende Signatur der Gegenwart und Zukunft ein Vernichtungskampf des vierten Standes gegen den dritten, der heute bis auf wenige Reste den ersten und zweiten verschlungen hat. Wer von der Wahrheit dieser Auffassung der Dinge durchdrungen ist, der werfe mit uns einen beobachtenden Blick nach Berlin. — Wie ist dort, auf dem am meisten vorgeschobenen Punkte in Deutschland, die Stellung der beiden kämpfenden Heere? wie ihre Stärke? welches sind ihre Waffen? wer ist der Angreifende? welche Mittel der Vertheidigung stehen dem bedrohten Besitzstande zu Gebote? zu wessen Gunsten wird menschlichem Ansehen nach der Gott der Schlachten entscheiden?

Die beiden feindlichen Strömungen, deren offener Kampf den Charakter der Zukunft bestimmen, und alle heute streitenden Parteien entweder in den Hintergrund drängen, oder unter eines der beiden Hauptbanner einreihen wird, sind: der Liberalismus des Mittelstandes und das Proletariat, welches

letztere, wenn es je zur offenen Schilderhebung kömmt, in seiner Zerstörung bis auf die allertiefste Wurzel unserer gesellschaftlichen Zustände gehen, mithin im eminentesten Sinne radikal seyn wird. — Mit andern Worten: Eigenthum und Armuth sind es, die um die Herrschaft der Welt ringen.

Wir wollen hier zunächst die Berliner Armuth in's Auge fassen. Sie hängt auf das genaueste mit dem Wachsthum der Bevölkerung zusammen.

„Gewiß wäre es eben so interessant als lehrreich", sagt unsere Quelle, „die verschiedenen Phasen, welche Berlin seit dem großen Churfürsten durchgemacht hat, neben einander zu stellen und zu vergleichen. Hier aber kann nur die Gegenwart Berlins der Boden für unsere Untersuchungen seyn. Lange war Berlin nur die Residenz der Hohenzollern, jetzt ist es ganz und gar eine moderne Stadt geworden. Früher lebte Berlin vom Hofe, und es strömte meistens nur dahin, wessen Stellung oder Gewerbe davon besonders profitiren konnte. Unter Friedrich Wilhelm II. blieb ein äußerst beträchtlicher Theil des ganzen Staatsbudgets in Berlin. Dieses Alles hat sich geändert, und, ungeachtet der Einwirkung des Residenzcharakters, hat sich Berlin, namentlich seit der Entfesselung der Gewerbe, mehr noch seit dem Weltfrieden, in einem erstaunlichen Umfange zu einer modernen Stadt, worin Erwerb, Concurrenz, Handel und Industrie die Schlagadern bilden, entwickelt. Und so wächst es denn einer Größe und einer Zukunft entgegen, deren Gestalt gar nicht vermuthet werden kann. Am Schluße des Jahres 1845 hatte Berlin, incl. Militär, 385,129 Einwohner. Diese Zahl ist durch eine progressive Steigerung herbeigeführt worden, welche in den letzten zehn Jahren zuerst 5 bis 6000, dann 7000, 9000, 10,000, 12,000, im Jahre 1844 14,000, und im vorigen Jahre 17,000 betrug. Für das laufende (1846) Jahr ist, nach der Zunahme im ersten halben Jahre zu urtheilen, auf eine Vermehrung von mindestens 20,000 Einwohner zu rechnen. Die Einwohnerzahl in Berlin hat jetzt jedenfalls 400,000 überstiegen."

„Im Jahre 1844 kamen an in Berlin 149,003 Fremde, gingen ab 132,408 dergleichen. Darunter befanden sich 24,423 angekommene Handwerksgesellen und 26,168 abgegangene dgl. Im Jahre 1843 sind an 7681 Dienstboten (darunter 5560 Mädchen), die von auswärts gekommen, Diensterlaubnißscheine ausgetheilt worden. Daß dieses Zahlenverhältniß sich seitdem nicht verringert, sondern jedenfalls sehr gesteigert hat, das wird Niemand läugnen wollen, der die allgemeine Steigerung der Population berücksichtigt und den großen Zufluß bedenkt, der durch Dampfschiffs- und Eisenbahneinrichtungen, der Natur der Sache nach herbeigeführt werden mußte.“

„Solche unverhältnißmäßige Steigerung in der Bevölkerung Berlins ist wohl geeignet, nicht blos die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Communalbeamten zu erregen, sondern auch die desjenigen, der die socialen Verhältnisse der Gegenwart und unseres Lebens zu seinem Studium zu machen wünscht. Das natürlichste ist es nun aber jedenfalls, zu fragen, woraus besteht dieser Strom, der sich jeden Tag, jedes Jahr und in immer größerer Breite mit seinen meistens schlammigen Wellen in die märkische Weltstadt hineinwirft?“

Unsere Quelle unterscheidet in dieser Beziehung vier Klassen: 1) die Reichen und Wohlhabenden, 2) die Proletarier, 3) „die Liederlichen, die Abenteurer, die Lumpen aller Klassen, aller Provinzen, aller Länder“, 4) die Soldaten, welche nach Berlin in Garnison gebracht, dort nach Vollendung ihrer Dienstzeit zurückbleiben. — Die numerische Stärke der ersten Klasse verschwindet, wie natürlich, neben der zweiten und dritten. — Die zweite Klasse umfaßt die reinen Proletarier, d. h. diejenigen, welche Arbeitslust und Arbeitskraft mitbringen, um in Berlin Arbeit zu suchen und ihre Existenz nothdürftig zu fristen. „Der tägliche und jährliche Einzug dieses Theils tritt sehr hervor, und wird durch das Eisenbahnnetz, welches Berlin umgibt, im Verhältniß zu früher immer mehr gesteigert. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man bedenken will, daß auf dem platten Lande zum Theile ein

feudaler Druck lastet *), dem sich viele zu entziehen wünschen, und daß durch die Eisenbahnen die großen Städte materiell gewinnen, während die kleinen Städte mannigfach gehemmt werden, und dann in einem größeren Theile ihrer Bevölkerung, als früher, verarmen. Diese Bevölkerung pflegt sich aber vielfach in die großen Städte überzusiedeln und dort eine Existenz zu suchen, welche sie in der Heimath nicht finden konnte oder verlieren mußte. Taglöhner, Handwerksgesellen und kleine Gewerbtreibende bilden in dieser Klasse die Mehrzahl, obgleich auch sehr viele in ihr stehen, die sich zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Schule u. s. w. bekennen, und deren Glaube es ist, in dem intelligenten Berlin ihre bescheidenen Hoffnungen am leichtesten verwirklichen zu können. Während das Proletariat in den großen Städten immer wächst, werden dem Ackerbau sehr oft die nothwendigsten Kräfte entzogen."

Die dritte Klasse mag in Berlin an sich nicht größer seyn, als in andern großen Städten, macht aber im Verhältniß zur Volkszahl dieser Hauptstadt einen sehr bedeutenden Bruchtheil derselben aus. Man rechnet, daß 11,000 Individuen ihren Aufenthalt in Berlin zu verbergen wissen. Von der vierten Klasse, deren Ablagerung in Berlin eine Folge der kurzen Dienstzeit ist, spricht der Verfasser das bedenkliche Wort gelassen aus: „Der Soldat ist nichts anderes, als ein Proletarier im Kleide des Königs."

Die unverhältnißmäßige und rasche Steigerung der Volkszahl von Berlin mußte, wie natürlich, sofort den entsprechenden Einfluß auf die Ueberfüllung aller Zweige des Gewerbsbetriebes haben. „Man sieht dieß wohl am besten an der Zunahme der Lehrlinge und an der steigenden Zahl aller derjeni-

*) Ungeheuerer Anachronismus! Von den in Preußen heute bestehenden agrarischen Verhältnissen gilt bekanntlich das Gegentheil. Gerade die Auflösung der alten Gebundenheit treibt die dort anwachsende Bevölkerung in die Städte.



gen, welche aus dem Lehrlingsstande in den Gesellenstand übertreten. Im Jahre 1824 wurden in Berlin 57 Lehrlinge zu Gesellen gemacht, im Jahre 1845 dagegen hat die Zahl derselben, und zwar nur vom März ab, 626 betragen! Die Steigerung aller Gewerbe nachzuweisen, ist nicht nöthig, da schon an den einzelnen der Zustand des Ganzen dargestellt werden kann. Wir wählen zwei Gewerbe, in denen der Ueberfluß an Arbeitskräften am deutlichsten hervortritt: das Gewerbe der Tischler und Seidenwirker. Im Jahre 1826 gab es in Berlin 756 selbstständige Tischler, 1830: 1061; 1834: 1285; 1840: 1590; 1844: 1888, jetzt sind sie bereits, nach der obigen Tabelle, über 2000 gestiegen. So groß auch die Volksvermehrung in Berlin im Allgemeinen, so ist doch hier durchaus kein auch nur annäherndes Verhältniß zu finden. Die Seidenwirker haben sich zwar in den letzten Jahren, da ihr Gewerbe so tief gesunken ist, eher vermindert als vermehrt, aber im Vergleiche zu frühern Jahren ist die Steigerung selbst dieses Gewerbes noch im höchsten Grade bedeutend. 1826 gab es in Berlin 215 selbstständige Seidenwirker, 1830: 562; 1840: 900; 1845: 1046, 1846 fiel die Zahl auf 1035 herunter. In diesen Zahlen ist schon einiges Material für die Erkenntniß der Berliner Arbeitszustände und des Berliner Proletariates gegeben. Daß bei den Schneidern, Schustern, Schlossern u. s. w. ganz dasselbe Verhältniß statt findet, wollen wir hier nur sagen und nicht weitläufig durch Zahlen documentiren."

Ist mit dieser Abundanz auch die Arbeit, die Wohlhabenheit in demselben Maße gewachsen?

„Im Jahre 1826 zahlten von den 756 selbstständigen Tischlern Berlins 191 die Gewerbsteuer, 1830 von den 1061: 321; 1834 von den 1285: 387; 1840 von 1590: 520; 1844 von 1888: 633 und 1846 von den 2028: nur 666. Das Verhältniß aller dieser Zahlen zeigt, daß nur ein Drittel der Berliner Tischler im Stande ist, Gewerbesteuer zu zahlen, und das zweite Drittel dieses Handwerk als gewerbliche Pro-

letarier betrachtet werden müssen. Aber auch von den Steuernden kann immer mehr als die Hälfte nur den niedrigsten Steuersatz zahlen."

„Noch trauriger sieht es mit den Seidenwirkern aus. Im Jahre 1826 zahlten von 215 selbstständigen Seidenwirkern 61 Gewerbesteuer; 1830 von 562: 125; 1840 von 980: 226; 1845 von 1046: 176; 1846 von 1035: 130. Auch hier steuert weit über die Hälfte nur den niedrigsten Satz. Es kann also nur der achte Theil der selbstständigen Seidenwirker in Berlin die Gewerbsteuer bezahlen. Was sind die andern sieben Achtel? Proletarier, ist die einfache Antwort. Die Seidenwirker in Berlin haben sich zwar seit dem Jahre 1839 nur um 100 vermehrt, aber die Zahl der Steuerpflichtigen hat sich unter ihnen um 56 vermindert. Es ist also das Proletariat auch in diesem Gewerbe fortwährend im Steigen. Jetzt würde es, auf jeden nicht steuernden Seidenwirker eine Familie von vier Personen gerechnet, 5448 Menschen umfassen."

„Gedämpft mag der Eindruck dieser Zahlenverhältnisse für Manche dadurch werden, daß alle diejenigen Gewerbetreibenden für gewerbesteuerfrei angesehen werden, welche in der Regel nur um Lohn oder auf Bestellung arbeiten, ohne ein Lager von fertigen Waaren zu halten, so lange sie das Gewerbe nur für ihre Person oder mit einem Gehülfen und einem Lehrlinge betrieben. Dieses sind aber meistens nur Gewerbs-Proletarier."

„Auch was das Schneiderhandwerk in Berlin betrifft, so steht hier die Production zu der, wenn auch noch so bedeutenden Consumtion in gar keinem Verhältnisse. Auch hier hat der kleine Gewerbsmann nicht bloß mit der Ueberzahl Seinesgleichen, sondern auch mit den Kleiderläden und außerdem noch mit den Zuchthäusern und den Soldaten des Staates zu concurriren. So gerathen die meisten von den circa 4000 selbstständigen Schneidern Berlins auf die Stufe des Proletariats. Die Kleiderläden, mit ihren marktschreierischen Ankündigungen, ruiniren die Arbeit mit dem Capitale, oder noch öfter mit dem

Scheine des Kapitals. Eine übergroße Anzahl der Berliner Schneider ist ihnen verpfändet. Die Kleidung für das Militär wird nicht bloß von Soldaten in den Militärwerkstätten besorgt, sondern es ist den uniformirten Meistern und Gesellen auch noch erlaubt, bürgerliche Kleidung anzufertigen. Sie können natürlich für Preise arbeiten, welche beinahe dem Zuchthäusler zu niedrig erscheinen würden. „„Freilich hätten““, hieß es in den Verhandlungen des seligen Lokalvereins, „„Reclamationen höhern Orts Gehör gefunden, aber das Mißverhältniß sei dasselbe geblieben."" Berücksichtigt man diese Verhältnisse, so wird man es schon erklärlich finden, wenn wir mindestens drei Viertel der sämmtlichen Berliner Schneider als gewöhnliche Proletarier betrachten, das gibt wieder auf jeden eine Familie von vier Köpfen gerechnet, 12,000 Proletarier."

Das Resultat aller dieser Einzelnheiten ist folgendes: „Wenn wir von den 21,748 selbstständigen Gewerkmeistern, welche Berlin nach der oben mitgetheilten Tabelle besitzt, drei Viertel zu dem gewerbtreibenden Proletariat, das heißt zu jenen Leuten rechnen, welche sich nur mit ihrer Arbeit mühselig ernähren, und sich krampfhaft gegen die Macht der Industrie und den Druck des Capitals in einer gewerblichen Position zu erhalten suchen, so werden wir, wenn man die verschiedenen Details berücksichtigt, jedenfalls das ungefähr richtige Verhältniß getroffen haben. Auch hier, wie im Einzelnen, eine Familie auf den Meister angenommen, ergibt sich auf circa 15,000 Meister ein gewerbliches Proletariat von 60,000 Personen. Dabei sind die Gesellen durchaus nicht mitgezählt, von denen sehr viele Familien haben. In diesen Zahlen wird man die Nachtseite unserer Gewerbfreiheit erblicken. Sie mußte zur Ueberproduction und zum Eindringen der Fabrikation in die Handwerke führen."

Ueber den Einfluß der Berliner Fabrikindustrie auf die Verarmung der niedern Volksklassen beschränken wir uns auch auf folgende Angaben. „Im Anfange der Zwanzigerjahre stand die Kattundruckerei in großer Blüthe, und gewährte den dabei

beschäftigten Arbeitern reichlichen Unterhalt. In den Jahren 1822 und 23 wurden für ein Stück in drei Farben, welches jetzt mit 15 Sgr. bezahlt wird, 1 Thlr. 12 Sgr. bezahlt; für ein Tuch von 1½ Ellen, für welches der Druckerlohn jetzt 1¼ Pf. beträgt, 4 Pf. Ein guter Drucker, der jetzt höchstens 5 Thaler wöchentlich verdient, konnte damals sein Wochenlohn auf 18 bis 20 Thaler bringen. Seitdem ist ein großer Umschwung eingetreten, und die Folgen der Concurrenz haben sich in furchtbarer Weise geltend gemacht. Ein großer Theil der Druckereien, namentlich der kleineren, ist eingegangen und der Lohn der Drucker hat sich sehr verschlechtert. Ein großer Theil der Arbeit wird jetzt durch Frauen und Mädchen, die nur halben Lohn erhalten und durch Burschen verrichtet. Die furchtbarste Wirkung aber haben die Maschinen geäußert; während ein Drucker nicht über vier Stück in einer Farbe täglich fertigt, druckt die Maschine täglich 300 Stück in einer Farbe. Der Kattundrucker, der dem Schriftsteller Buhl diese Notizen mitgetheilt hat, antwortete ihm auf seine Frage, was aus den außer Beschäftigung gesetzten Druckern geworden sei: „„Ein Theil derselben befindet sich im Ochsenkopfe (Berliner Schuldgefängniß), ein anderer rammt, und die übrigen haben sich zu helfen gesucht, so gut sie konnten.““

Das gesammte Proletariat Berlins, d. h. der Menschenklasse, die aus der Hand in den Mund ein unsicheres Daseyn fristet, wird, alle einzelnen Angaben zusammengerechnet (gewiß nicht zu hoch!), auf 150,000 Köpfe, d. h. nicht viel unter der Hälfte aller Einwohner Berlins angeschlagen, „und das ist jedenfalls sehr bedeutend, selbst im Verhältniß zu andern großen Städten Europas.“

Diesem Zustande entspricht auch die Verbrecherstatistik. „Die Individuen überhaupt, welche mehr oder minder gravirt, der öffentlichen Sicherheit in Berlin gefährlich sind, gibt ein praktischer Criminalbeamter auf 34,000 Personen an, eigentlich vollkommen ausgebildete Verbrecher auf 6000, darunter 600

bis 1000 Diebe aller Klassen auf freien Fuß, welche jeden Augenblick principiell das Eigenthum bekämpfen."

Zimmermann in seiner Schrift über die Berliner Diebe sucht nachzuweisen, „daß jetzt die Criminalistisch-Gravirten sich wie zehn Procent zur Gesammtbevölkerung verhalten, während sie vor zehn Jahren noch im Verhältniß von 3⅗ Procent zu derselben standen, also in der angegebenen Zeit um beinahe sieben Procent gewachsen sind. Ein solches ungeheures Wachsthum in der Verbrecherstatistik vermag keine andere europäische Hauptstadt aufzuzeigen."

Die häuslichen Zustände der in wilder Ehe lebenden, wie der verheiratheten Fabrikarbeiter sind gewöhnlich vollkommen ruinirt. „Nicht nur der Familienvater ist den ganzen Tag vom Hause entfernt, ohne sich der Beaufsichtigung der Kinder und der Leitung des Hauswesens widmen zu können, sondern häufig ist auch die Mutter ihrerseits eben so lange täglich in derselben, oder in einer andern Fabrik beschäftigt. Bis man die Kinder bei irgend einer Arbeit verwenden kann, bleiben sie ohne alle Aufsicht. Berlin hat unter seinen 66,000 schulpflichtigen Kindern 29,000, welche in vollkommenster Unwissenheit und Verwahrlosung dahin leben. Nicht einmal zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen versammelt die Fabrikarbeiter-Familie sich immer. Die Entfernung des Fabrikgebäudes, bei größerer Nähe der Branntweinsbude, hält davon ab. Die armselige elende Wohnung dient häufig nur zum gemeinsamen Ausschlafen der abendlichen Ausschweifung, und die Kinder verlassen die älterliche Wohnung, so bald sie es nur irgendwie können, so bald sie selber Lohn verdienen, oder sonst Mittel und Wege zu einer eigenen Existenz finden. Diese Kinder, dieser Nachwuchs unseres Proletariats hat nie an das örtliche Haus geknüpft, was andere noch daran mit ihren liebsten Erinnerungen fesselt. Es war ihnen niemals der Schauplatz einer freundlich gepflegten und unterrichteten Jugend, nie das behagliche Muster freundlichen Zusammenlebens und gemeinschaftlicher Freude oder Trauer. Die Branntweinsbuden werden

nicht bloß von den Männern, sondern auch von den Frauen besucht, und was bei den Männern der Branntwein thut, das thut bei den Mädchen nur all zu häufig der natürliche Stachel der Eitelkeit bei einem unzureichenden Lohne, nämlich es vollendet die Verderbniß. In den Wohnungsverhältnissen der Fabrikarbeiter liegt wieder ein Hauptgrund ihres sittlichen Ruines; sie sind eng, schmutzig und häufig so überfüllt, daß an eine gehörige Absonderung der Geschlechter gar nicht gedacht werden kann, und die Schamlosigkeit sich offen enthüllt. Denen, die Familie haben, ist die Familie keine Freude. Sie fliehen dieselbe. Die Stunde, wo sie vom Dienste in der Fabrik erlöset sind, findet sie in der Branntweinsbude, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen. Dieses wüste Leben kann Jeder deutlich bemerken, der Abends durch die Köpnickerstraße geht, wo sich solche Arbeiterlokale in Kellern u. s. w. befinden. Er wird häufig durch wüste Lieder, schallendes Gelächter, Gekreische und Geschrei festgehalten, es ist ihm aber nicht zu rathen, sich in die Lokale selber zu wagen, denn er ist dort der unangenehmsten Behandlung ausgesetzt. Die Erbitterung, mit der der Fabrikarbeiter alle übrigen Stände und Gesellschaftsstellungen betrachtet, liegt ganz natürlich in der unnatürlichen Lage, worin er sich ihnen gegenüber befindet. Man kann nicht anders sagen, als daß die Berliner Polizei die Lebensverhältnisse und das Treiben der Berliner Fabrikarbeiter in jüngster Zeit sehr scharf in's Auge gefaßt hat, aber durch eine strenge, polizeiliche Controlle läßt sich nicht helfen, und unsere Gensdarmen fühlen sich nirgends unsicherer, als in der Gegend des Schlesischen und des Hamburger Thores."

Aus den eben geschilderten Verhältnissen geht, als unabweislich nothwendiges Resultat, die ökonomische Lage des Berliner Proletariats hervor. Rechnet die Berliner Polizei, daß in dieser Hauptstadt 12,000 Personen latitiren, d. h. eine bestimmte Wohnung anzugeben außer Stande sind, so läßt sich die Skala des Elends ungefähr berechnen. Deßhalb darf es auch nicht überraschen, daß die Sterblichkeit

in Berlin größer ist, als selbst in London. Die mit völliger Obdachlosigkeit abwechselnden Wohnungen der Armen und ihre Lebensweise arbeiten sich in dieser Beziehung wechselseitig in die Hand. „Die Zahl der Wohnungen", sagt die angeführte Schrift, „hat sich in den letzten vierzig Jahren um das Dreifache vermehrt, und noch ungeheurer ist der Gesammtmiethswerth sämmtlicher Wohnungen gestiegen. Im Jahre 1808 war der Durchschnittspreis einer Wohnung in Berlin 50 Thaler, jetzt gerade noch einmal so viel: 100 Thaler. Und betrachten wir nun die Wohnungen unter sich, so geht aus ihrem Zahlenverhältnisse hervor, daß die Wohnungen, welche jährlich 50 Thaler und weniger kosten, mehr als die Hälfte sämmtlicher Wohnungen in Berlin, nämlich 35,377 bilden."



„Hier haben wir nun den deutlichsten Beweis, erstens: daß die Miethspreise in Berlin immer mehr steigen, und zweitens: daß die Armuth sich immer furchtbarer verbreitet. Für mehr als die Hälfte sämmtlicher Wohnungen Berlins wird nur noch die Hälfte des Durchschnittspreises aufgebracht. Die Pyramide dieser Hauptstadt, welche nach oben prächtig glänzt und stark gefugt erscheint, zerbröckelt nach unten immer mehr, und wird in ihren Grundvesten immer schwankender. Berlin ist zu groß geworden, als daß der Hof, die Bureaukratie es noch vollkommen beherrschen könnten. Es dehnt sich unaufhaltsam aus, das Elend frißt immer tiefer in seinen Organismus hinein, es gehört immer mehr zu den „„großen Städten"" Europas, welche berufen zu seyn scheinen, alle Krebsschäden unseres gesellschaftlichen Zustandes an sich aufzuweisen. Zuerst imponirt die „„große Stadt"", aber die furchtbaren Opfer, welche sie kostet, die Gier, mit welcher sie den Reichthum des Lebens verschlingt, das entdeckt man erst später, und nicht mit einem Male. Damit Wenige glänzen, und in Pracht und Ueberfluß leben und wohnen, ist die Mehrzahl entweder dem maßlosen Elende oder doch der traurigsten Entbehrung, der furchtbarsten Beschränkung, der unsichersten Lebensexistenz preis-

gegeben! — Die hartherzige Isolirung des Einzelnen auf seine Privatinteressen, der sociale Krieg, der Krieg Aller gegen Alle bricht hier immer stärker hervor, und äußert sich in den brutalsten Widerwärtigkeiten. Jedes Haus ist im Belagerungszustand, der Hauseigenthümer kämpft gegen den Vermiether, der Vermiether wieder gegen den Bewohner einer meublirten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafstelle. Die gegenseitige Plünderung ist hier ganz unverholen ausgesprochen und zum Princip erhoben, und die Consequenzen unseres gesellschaftlichen Lebens treten hier ganz unverholen auf, und man kann sich, wenn man also überlegt, nur noch darüber wundern, daß diese schreckliche Wirthschaft noch immer zusammenhält, und daß das bischen Glanz auf ihrer Höhe und Oberfläche sich noch allzuoft einbildet, sie beherrschen und regeln zu können!"

Die sicherste Probe: ob sich die ökonomische Lage des Armen verbessert oder nicht? liefert die steigende oder fallende Consumtion der ersten und nothwendigsten Lebensmittel. — Wir haben gesehen, in welchem Verhältnisse die Bevölkerung Berlins im Steigen begriffen ist. Wächst die Verzehrung von Fleisch und Brod auch in demselben Maßstabe? Mit nichten! hier findet gerade das umgekehrte Verhältniß statt. — Die Commune hat für ihre Bedürfnisse auf die Schlacht- und Mahlsteuer einen Zuschlag gelegt, aus dessen vermehrtem oder vermindertem Ertrag sich begreiflicherweise mit mathematischer Sicherheit auf das Steigen oder Fallen der Consumtion jener Nahrungsmittel schließen läßt. Folgendes ist aber das Resultat deßfallsiger Untersuchungen: „Für die Haus- und Miethssteuer stellt sich eine jährliche Zunahme von mehr als 20,000 Thalern heraus, was aus der Vergrößerung der Einwohnerzahl, der größeren Bebauung und der Vermehrung der steuerbaren Wohnungen leicht erklärlich ist. Dieselben Ursachen sollten aber auf das Steigen des Ertrages aus der Schlacht- und Mahlsteuer zur Folge haben. Dieß ist jedoch nicht der Fall. Es findet hier vielmehr ein vollkommen umgekehrtes Verhältniß statt. Denn schon im Jahre 1845 betrug der Communalzu-

schlag auf diese Steuer 5000 Thaler weniger, als im Jahre 1844, und im ersten Semester des laufenden Jahres (1846) sogar 10,000 Thaler weniger, als in demselben Zeitraume des vorigen Jahres, so daß also für 1846 ein Ausfall von 20,000 Thalern gegen 1845 und von 25,000 Thalern gegen 1844 trotz der gesteigerten Vermehrung der Bevölkerung zu befürchten ist. In diesen Zahlen liegen traurige Resultate, denn sie beweisen gar nichts anderes, als daß bei wachsender Population in Berlin die Consumtion von Fleisch und Brod nicht nur nicht zunimmt, sondern sich sogar jährlich vermindert, und die arbeitenden Klassen also an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen immer mehr Mangel leiden müssen. Die höheren Stände mit ihren meistens kleineren Familien und im Besitz der Mittel, Surrogate für Brod und geschlachtetes Fleisch zu genießen, tragen im Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung sehr wenig zu der Schlacht- und Mahlsteuer bei; die mittleren Stände (die Gewerb- und handeltreibende Klasse), und eben so die niedern Stände (mit ihren großen Familien) haben den größten Beitrag zu derselben zu liefern."

Entspricht nun den eben geschilderten ökonomischen, häuslichen, finanziellen Verhältnissen die moralische Bildung und Haltung der Berliner Proletariers, so leuchtet es ein, daß keine Uebertreibung in der ganz ernstlichen Frage läge: ob diese Schichte der Bevölkerung noch über oder schon unter dem Niveau der nordamerikanischen Wilden stehe? Wir unsererseits getrauen uns wenigstens nicht dieselbe apodictisch zu beantworten. — Zwar werden in Preußen die Eltern nöthigenfalls durch Geld- und Gefängnißstrafen gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schicken; — aber abgesehen davon, daß die Resultate nicht zu Gunsten des civilisirenden Einflusses der Staatserziehung sprechen, und daß eine nothwendige Voraussetzung: die Erziehung der Volkslehrer nämlich, zur Stunde noch ein ungelöstes Problem ist, — so haben selbst die Zwangsmittel des Staats nicht verhindern können, daß, wie oben erwähnt, ein

Drittel der schulpflichtigen Kinder Berlins ohne allen und jeden Unterricht aufwachset.

Das Bild, welches die hier in Rede stehende und andere neuere Schriften von der Berliner Prostitution entwerfen, ist von der Art, daß wir es vor den Augen unserer Leser nicht aufrollen mögen. Nur so viel sei hier gesagt, daß diese verlorne Schichte der Gesellschaft in Berlin eine Rolle spielt, und einen Hauch der Gemeinheit über das gesammte öffentliche Leben verbreitet, wie in keiner andern europäischen Großstadt. „Die Prostitution“, sagt Saß, „ist nun einmal in Berlin die Trägerin des gesammten öffentlichen und heitern Lebens geworden.“ Von den für das Vergnügen des Publikums glänzend eingerichteten Lokalen nimmt sie nach kurzer Zeit dergestalt Besitz, daß die bessern Klassen der Bevölkerung zurücktreten, oder sich mit in den Auswurf der Gesellschaft mischen müssen. „Da umfaßt denn das Kroll'sche Lokal, namentlich an seinen Glanzabenden, die ganze Skala der Berlinischen Lebenszustände. Von dem armen Studenten an, der, um sich mit seiner Grisette einen lustigen Abend zu machen, sein chirurgisches Besteck bei einem Juden versetzen, oder Neander's Kirchengeschichte verkaufen mußte, bis zu dem hohen Mitgliede eines regierenden Hauses, das hier incognito einige Stündchen verweilt. Eins, worin sich diese ganze Skala gleich bleibt, das ist der Durst nach Piquanterie, das Haschen nach Frivolität, das Ungesättigtseyn im scheinbar größten Genusse. Denn dieses Element ist in Berlin durch alle, und namentlich durch die Klassen hindurchgedrungen, welche, was ihr Leben betrifft, nicht allzugenau vom Morgen bis zum Abend rechnen. Es kommt deßhalb auch nicht zu einem unbefangenen Genusse, zu einer fröhlichen Hingabe an die Lust des Augenblicks. Die Raffinerie, die Ueberreiztheit, die Sünde schlagen überall durch, und Hr. Kroll muß die verschiedenartigsten Stimulatia anwenden, um die Berliner nur einigermaßen in Bewegung und scheinbarer Gemeinschaftlichkeit zu erhalten. Es fehlt die Harmonie. Ueberall der Egoismus mit seinem Gefolge. Was hilft es, daß

ein ungeheures Orchester Tusch auf Tusch bläst, und von seiner Gallerie die lustigsten Melodien unter die wogende Menge schmettert? Was hilft es, daß die Tänzer in verschlungenen Gruppen wild durch einander rasen, und in Logen Champagnerbatterien abgefeuert werden? Es gleicht das alles weit mehr einer Parforcejagd, als einer ungezwungenen Fröhlichkeit. Es steht ein böser Dämon hinter der Lust des Berliners. Dieß ist die Verthierung, die Gemeinheit, die Rohheit. Der Sklave fühlt sich frei. Er hat die Kette des bürgerlichen Lebens hinter sich gelassen. Sein Jubel artet leicht in den Jubel eines Satyrs aus. Und man täuscht sich, wenn man glauben wollte, daß diese Art und Weise des berlinischen Amusements nur in den „„unteren Ständen““, die man so gern für alle Brutalität verantwortlich macht, sich zeige. Im Gegentheile, gerade da, wo man sie, der Lebensstellung zufolge, am wenigsten vermuthen möchte, gerade da bricht sie zuweilen am üppigsten hervor. Es zeigt sich auch hier wiederum ein durchgreifender Rapport zwischen den Höhen und den Tiefen unserer Gesellschaft.“

Noch darf zur Vervollständigung dieses Bildes nicht übersehen werden, daß als Surrogat des Christenthums und seiner Sacramente der Pietismus sich geltend zu machen, und durch die materielle Hülfe, die er gewährt, sich im Proletariat einen Anhang zu verschaffen sucht, den er im Mittelstande nicht findet. Dieß kann, selbst bei der redlichsten Absicht der meisten von denen, die solche Bestrebungen leiten und befördern, kraft des moralischen Zustandes des Berliner Proletariats, wie es ist, kraft der Unzulänglichkeit der geistlichen Mittel, die dem Pietismus zu Gebote stehen, und vermöge der Schiefheit und Unklarheit, die in seinem Wesen liegt, — die Proselyten nur im fanatischen Aftermysticismus stürzen, oder, und dieß ist wohl der gewöhnlichste Fall, zur gemeinen Heuchelei verlocken. Werden dergleichen Erscheinungen als Ergebnisse des unlautern Willens oder egoistischer Zwecke der „Frommen“ aus der höhern Sphäre ausgebeutet, so geschieht diesen, mit wenigen janusköpfigen Ausnahmen, wohl in der Regel schreiendes Un-

recht. — Gewiß die Meisten von denen, welche den Berliner Proletarier in diesem Sinne durch Rede und Tractatenvertheilung bearbeiten, können sich kühn auf ihre gute Absicht berufen, — die ihnen vielleicht vor Gott zum wahren Verdienste gereichen wird. Aber das Ergebniß der pietistischen Einwirkung auf das niedere Volk bleibt darum immer das Nämliche, und die Frage darf aufgeworfen werden: ob die Krankheit gefährlicher sei oder das Heilmittel? Ungetheilter Beifall gebührt dagegen der Regierung, wenn sie der öffentlichen Besprechung dieser Krebsschäden, die nicht bloß an der Berliner, sondern an der heutigen europäischen Gesellschaft haften, überhaupt kein Hinderniß entgegen stellt, und durch ihr freisinniges Verhalten dem weisen Princip huldigt: daß fruchtlose Geheimthuerei offenkundige Uebelstände nur noch drückender machen kann. — Dadurch ist in Preußen wenigstens so viel erreicht, daß gegenwärtig die Aufmerksamkeit aller denkenden Köpfe der Nation auf das Proletariat und die Ursachen seines Wachsthums gelenkt worden ist, und daß Versuche zur Linderung der Noth im Einzelnen gemacht sind, die zwar im Ganzen und Großen dem Uebel nicht gewachsen sind, noch seyn können, jedenfalls aber schon jetzt den Dank und die Aufmerksamkeit von ganz Europa verdienen. — Hierzu gehört insbesondere die eigenthümliche Sparkasseneinrichtung, welche der Armenvorsteher Liedke in Berlin zu Nutz und Frommen des gemeinen Mannes erfunden und in Gang gebracht hat*). Dergleichen Lichtpunkte in einem düstern Gemälde dürfen auch nicht übergangen werden; sie sind der einzige Trost in einer sich ihrem Ende entgegen neigenden Culturperiode, und wir behalten uns vor, auf diese und ähnliche Erscheinungen öfter zurück zu kommen.

*) Wir empfehlen unsern Lesern dringend die überaus lehrreiche und allgemeines Interesse verdienende Schrift des Ehrenmannes: Hebung der Noth der arbeitenden Klassen durch Selbsthilfe. Eine Abhandlung. Verfaßt von G. S. Liedke, Armen-Commissions Vorsteher. Berlin 1845.



Der Zufall hat uns neulich ein altes Blatt der „Augsburgischen Ordinari Postzeitung“ in die Hand fallen lassen. Es ist vom 24. Dec. 1810, gemahnt uns heute aber durch Druck, Papier und Inhalt gleichsam wie eine Tuba mirum spargens sonum aus dem Grabe eines längst verklungenen Jahrhunderts. Nachdem uns nämlich dasselbe Blatt aus „Paris vom 14. Dec.“ berichtet: daß „der Herr Marschall Soult, Herzog von Dalmatien“, sein Hauptquartier noch immer in Sevilla habe, daß die Einwohner von Andalusien „von einem guten Geist beseelt seien“, daß die französischen Truppen daselbst concentrirte Stellungen genommen, und deßhalb den Nationalgarden in den Städten den Wachtdienst überlassen, imgleichen, daß S. M. der Kaiser der Franzosen dem verstorbenen Grafen Treilhard (einem der fünf Directoren der Republik) „die Ehre des Pantheons“ bewilligt hätten, läßt es die Botschaft „Sr. Majestät des Kaisers und Königs“ folgen, welche „am 10. dieß“ (sic) in der Sitzung des Senates zu Paris verlesen worden. „Senatoren“! sagt der Imperator, „Ich befehle Meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sie mit den verschiedenen Umständen bekannt zu machen, durch welche die Vereinigung Hollands mit dem Reiche nothwendig wird. Die von der brittischen Regierung in den Jahren 1806 und 1807 genommenen Beschlüsse haben das Völkerrecht von Europa zerrissen. Eine neue Ordnung der Dinge regiert jetzt die Welt. Da neue Garantien für Mich unentbehrlich geworden sind, so schienen Mir die Vereinigung der Mündungen der Schelde, Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe mit dem Reich, so wie auch die Errichtung einer innern Schifffahrt mit der Ostsee, die ersten und wichtigsten Garantien zu seyn. Ich habe den Plan zu einem Kanal entwerfen lassen, der in weniger als fünf Jahren ausgeführt werden kann, und die Seine mit der Ostsee verbindet. Diejenigen Fürsten, welche durch diese Maßregel, die von der Nothwendigkeit dictirt worden, und die rechte Flanke der Gränzen meines Reiches an das baltische Meer anlehnt, Länder ver-

lieren, sollen entschädigt werden. Bevor ich diese großen Entschließungen faßte, habe ich England davon in Kenntniß gesetzt. Es wußte, daß das einzige Mittel, die Unabhängigkeit Hollands zu retten, darin bestehe, daß es seine Decrete von 1806 und 1807 zurücknehme, und endlich einmal zu friedlichen Gesinnungen zurückkomme. Aber diese Macht war taub gegen die Stimme ihres eigenen Interesse, und gegen das Geschrei von Europa.“ u. s. w. u. s. w.

Die Krone unsers vergilbten Blattes Weltgeschichte ist aber folgender Artikel aus „Rom, den 8. Dec.“ „Am 2. dieß, als am kais. Krönungsfest, hielt der durch seine Beredsamkeit berühmte Erzpriester und Pfarrer Campanelli in dem hiesigen Pantheon, oder Maria Rotonda vor den versammelten Autoritäten eine feurige Rede, in der er am Schluße sagte: Gott ist unwandelbar in seinen Verheißungen. In der heil. Schrift erklärt er: Ich werde den verherrlichen, der mich verherrlicht. Welche Ehre ist also von Gott Napoleon dem Großen vorbehalten? — Er wird unsterblich seyn, und nach einer langen Reihe von ruhigen und glücklichen Jahren wird er in dem Himmel in ewiger Glorie leben, leben in dem unerlöschlichen Andenken der Menschen, fortleben in seinen Nachkommen. Diese werden immer den Thron besitzen, den seine Macht errichtet, und seine Weisheit und Gerechtigkeit befestigt hat. Das bewunderungswürdige Band, durch welches der Allmächtige die erstgeborne Tochter des erhabenen Vertheidigers der katholischen Religion in Deutschland mit dem erstgebornen Sohn seiner Kirche vereinigt hat, und die glückliche Schwangerschaft derselben sind für uns eine sichere Bürgschaft der göttlichen Verheißungen. Gott der Reiche und Fürsten! vollende dein Werk, und benedeie mit tausend Segnungen den Leib, der jene kostbare Frucht in sich schließt. Befiehl deinen Schutzengeln, daß sie denselben Tag und Nacht umgeben. Bald müsse die kostbare Frucht erscheinen, die von Allen, und besonders von der Stadt Rom so sehnlich erfleht wird. Deine Ehre, o Herr, das Beste deiner Kirche, das Wohl der gegenwärtigen und der

Nachwelt erfordern ließ. Diese Frucht, im Geiste ihrer weisesten Eltern erzogen, wird einst deiner, o Gott, sie wird eines Napoleons, einer Marie Louise, und des großen Volkes würdig seyn."

Wahrlich, wir wüßten nicht leicht eine Ascese, die den Stolz des aufgeblasensten, hochfahrendsten und gewaltthätigsten Selbstherrschers mehr zu demüthigen geeignet wäre, als das Lesen alter Zeitungen. Insbesondere bieten die oben mitgetheilten Bruchstücke aus der Tagesgeschichte von 1810 Stoff zu den lehrreichsten und nützlichsten Erwägungen. — Napoleon, der sich auf dem linken Flügel des „guten Geistes in Andalusien" berühmt, ordnet auf dem rechten, um die nothwendige und zeitgemäße Verbindung zwischen der Seine und Ostsee zu öffnen, einen Kanal zwischen Trave und Elbe an. Es soll schnell gehen, denn man bedarf seiner; in fünf Jahren kann er fertig seyn. So der Wille und Befehl des Kaisers! Wer hatte den Muth, ihm zu widersprechen? Und wenn, als jene Botschaft vor den Veteranen der Revolution, die der Erbe derselben flugs in seine Livree gesteckt hatte, verlesen ward, eine Hand, wie einst bei Belsazar's Mahl, ihnen gegenüber die Worte: Beresina, Waterlo, St. Helena, Longwood! an die Mauer geschrieben hätte, und die Offenbarung ihnen geworden wäre: nicht der Seine-Ostseekanal, sondern dieses Alles soll fertig da stehen, ehe fünf Jahre verrinnen! — welcher Magier hätte die wunderliche Geheimsprache entziffern mögen?

In derselben Zeit war das Oberhaupt der Christenheit im Centrum des weiten Netzes zu Fontainebleau gefangen, und das Erbe Petri in den Händen dessen, der sich ein revolutionärer Karl der Große wußte. Darf es Wunder nehmen, daß auch er meineidige Priester fand, die für Geld oder Ehre oder beides ihrer Pflicht und der Kirche vergaßen, und sich, als der große Bruch geschah, auf die Seite des weltlichen Schwertes stellten? — Dergleichen Creaturen haben Heinrich IV. und Friedrich II. und alle frühern und spätern tyrannischen Verfolger der Kirche in noch größerer Zahl zu ihrem Dienste gehabt,

und es stritte geradezu wider die Natur des Menschen und den Lauf der Welt, wäre diese Sippe zu Bonaparte's Zeiten rein erloschen gewesen. Derselben Einer nun hat, wie es so zu geschehen pflegt, am kaiserlichen Krönungsfeste des Jahres 1810 den neuen Gott in das alte Pantheon einführen wollen, und bei der Gelegenheit, als Pharao's designirter Hofprediger, den verherrlicht, den der Fluch des Statthalters Christi getroffen hatte. An dem Allen ist nichts sonderlich Auffallendes oder Verwunderliches. Wichtig und lehrreich ist dabei nur die Virtuosität der damals schon von oben herab in Gang gebrachten Zeitungslüge. Es ist überaus interessant, zu beobachten, wie diese Politik das Urtheil der Welt fesseln und ersticken, es aber doch wieder irreleiten, berücken und gewinnen, die Geschichte unmöglich machen, und gleichzeitig doch wieder ausbeuten und verfälschen wollte. Auf dem Festlande von Europa waren alle Organe der Zeitgeschichte, ohne Ausnahme, entweder der Gewalt verkauft, oder von ihr geknebelt. Die gesammte officielle oder sonst wohlgelittene öffentliche Meinung, die Gesinnung der „Intelligenten", der Enthusiasmus der „Wohlgesinnten", der „gesunde Sinn" der „Gemäßigten" und „Gesinnungstüchtigen", die Alle brachten in der Weise, die wir oben kennen lernten, dem Götzen des Tages ihr Rauchopfer dar, verhöhnten Jene, die nicht an die Macht des Augenblicks glaubten, denuncirten sie der Gewalt, verläumdeten ihre Bestrebungen, pochten mit eherner Stirn auf die Uebereinstimmung aller Vernünftigen und Denkenden in ganz Europa, das ja, wie Jedermann wisse! den großen Kaiser als Heiland und Wohlthäter der Menschheit anbete, und hatten sich das Wort gegeben, die wenigen Ultra's, die nicht in den Päan einstimmten, als eine kleine, übelgesinnte Rotte von Verschwörern der Verachtung und dem Hasse der Mit- und Nachwelt preiszugeben. Wir dürften vielleicht ein ander Mal einige interessante Auszüge aus dieser Literatur liefern.

War aber diese öffentliche Meinung der damaligen Zeitungswelt wirklich die Stimme des deutschen Volkes? Ohne

Zweifel nein! Damals so wenig, wie in manchen spätern Perioden waren die Elemente der Wahrheit, der Ehre und der Treue, die in unserm Volke liegen, genügend vertreten. Die Zeitungspresse drückte die öffentliche Meinung jener Legion feiler Knechte und gesinnungsloser Wichte aus, welche später, als die große Wetterveränderung an der Beresina vorgefallen war, die heiligsten Eide thaten, wie sie seit Menschengedenken geheime Napoleonshasser gewesen, und das Alles längst vorausgesehen hätten. — Die Opposition der rechtlichen Leute, die auch unter den Gebildeten zahlreich genug bestand, hatte in der deutschen Presse seit Palm's buchhändlerischem Martyrthum eben keine Organe mehr. — Nur in der Form der versteckten Anspielung, der Mystification, des historischen Citats konnte sie sich den Gleichgesinnten verständlich machen. So erschien in demselben Jahre 1810, wo ein excommunizirter Pfarrer in Rom die wahre Lage der Dinge so gefügig auf den Kopf stellte, und den Dränger und Verfolger der Kirche in Sta. Maria rotonda zu den Sternen erhob, in einem Königsberger Blatte eine angeblich neu aufgefundene Kirchenhymne, aus der Zeit der Gefangenschaft Clemens VII., von welcher der edle Max von Schenkendorf eine deutsche Uebersetzung, verfertigt haben wollte. In Wahrheit war die Uebersetzung das Original und der lateinische, vorgebliche Urtext eine mit großem Talente von Franz Xaver Carnier verfaßte Uebertragung. Die „Extremen" verstanden ohne Commentar, was gemeint war, die französischen Autoritäten aber erhielten von dem Attentat entweder keine Kunde, oder zogen es vor, einigen Mangel an Combinationsgabe vorzuschützen *).

---

*) Die Hymne von Max von Schenkendorf steht in dessen Gedichten (Stuttgart und Tübingen 1815):

Hör' auf deines Volkes Flehen,
Heiland laß vorüber gehen
Deiner Kirche Todeswehen.

Die Moral aus allen diesen Exempeln ist: daß jedes Geschlecht, wie jeder Einzelne mit seinem ganzen Thun und Las-

---

Was ihr deine Huld gespendet,
Ach ihr Kleinod ist entwendet,
König deine Braut geschändet.

Räuber haben Hohn gesprochen,
Sind mit Lästerung und Pochen
In dein Heiligthum gebrochen.

Deine Heerde wird zerstreuet,
Weil der Wolf, der dich nicht scheuet,
Ihr mit neuen Sünden dräuet.

Thränen rufen dich und Lieder,
König sende Hülfe nieder,
Gieb ihr ihren Hirten wieder.

Wollest den Gefang'nen stärken,
Bei des heil'gen Amtes Werken —
Deine Hülf' ihn lassen merken.

Da Sankt Peter war in Nöthen,
Eilten Christen mit Gebeten
Ihren Bischof zu vertreten.

Und als Paulus lag gebunden,
Haben Heil'ge sich gefunden,
Um zu lindern Seine Wunden.

Paul und Peter, Kirchensäulen;
Heil'ge Schirmer, wollet eilen,
Unsers Vaters Herz zu heilen.

Die mit Zorn erfüllten Mienen
Einst dem Attila erschienen,
Und ihn zwangen, euch zu dienen.

Wollet nun dem Frevler lohnen,
Der zertreten eure Kronen —
Wollet länger sein nicht schonen.

sen, durch das Thal Josaphat der Geschichte gehen muß, daß die Lüge einer erkauften Scribentenzunft nicht gegen das Urtheil der Nachwelt schützt, daß sie selbst nicht einmal den rechtlichen Sinn unbefangener Zeitgenossen berücken kann, und daß jeder Versuch einer Geschichtsfälschung durch materielle Gewalt nicht nur ein großes Verbrechen, sondern immer auch eine noch größere Thorheit ist.

Dieß ist zu allen Zeiten ein großer Trost für Jene gewesen, die sich, der herrschenden Gewalt gegenüber, mühselig und beladen fühlten.

Aergster aus dem argen Heere,
Fühl' er des Gerichtes Schwere,
Herr um deines Namens Ehre.

Wappne dich mit deinem Blitze! —
Ihn der an der Frevler Spitze
Triff in seinem Höllensitze.

Daß umsonst nicht deine Wunden,
Sei', wie Sodoma verschwunden,
Nirgend seine Stadt gefunden.

XLIV.

Die irische Hungersnoth.

Erster Artikel.

Von frühe an werden wir daran gewöhnt, England, the glorious Old England, als die größte, die mächtigste, die reichste, die aufgeklärteste Nation der Welt zu bewundern. Unsere parlementarischen Redner finden so häufig Gelegenheit, uns dorthin in die Schule zu verweisen, als zu dem Muster wahrer politischer Freiheit und staatsmännischer Weisheit; ja erst in den jüngsten Tagen hat ein erlauchter Mund zur Weihe seiner reichsständischen Verfassung die Erbweisheit ohne Gleichen dieses Landes gerühmt. Und wer den Geschicken des großen Inselreiches folgte, wurde nicht wiederholt hingerissen, in dieses Lob einzustimmen? Finden wir ja nicht selten Gelegenheit, den Unterthan ihrer brittischen Majestät selbst im Auslande zu beneiden, ob der Sicherheit seiner Person und der Achtung seiner Rechte, die ihm überall der gefürchtete Name seiner Nation gegen die Launen unumschränkter Willkühr verschafft. Wehe dem Frevler, und wäre er auch der Mächtigste, der seine Hand an den letzten Matrosen ihrer gracious Majesty legte; die Klage des Verletzten findet ein Echo in beiden Häusern, die Magna Charta seiner Rechte schützt ihn nicht allein in dem weiten Umfange aller brittischen Besitzungen, auch

im fernsten Auslande weiß der mächtige Arm seiner Nation ihm Genugthuung zu verschaffen.

So erscheinen uns denn die stolzen Söhne der mächtigen Meereskönigin, in deren Staaten die Sonne nie untergeht, als ein wahrhaft freies Volk, das schon mit der Muttermilch die Freiheit trinkt und das fort und fort die Luft der Freiheit athmet und in ihr aufwächst, und zwar nicht einer „papierenen“ Freiheit von heute oder gestern, sondern einer aus der historischen Entwicklung lebendig erwachsenen, in Kämpfen errungenen, durch den Buchstaben und den Geist und die That zugleich verbrieften, einer Freiheit, die auf die allseitige Achtung des von Allen beschworenen Rechtes gegründet ist. Glücklich darum die Britten! so rufen Tausende, und glücklich, wer an den Segnungen ihrer Freiheit Theil nimmt!

Allein einen herzzerreißenden Mißklang zu diesem Hosanna brittischer Lobhymnen bildet der Jammerschrei der Verzweiflung, der von Zeit zu Zeit, und auch nicht erst von heute und gestern, sondern seit Jahrhunderten von der unglücklichen Schwesterinsel Englands, von Irland, zu uns herübertönt. Die Bilder, welche die Reisenden wiederholt von den Zuständen des unglücklichen Erins vor unsern Blicken enthüllten, werfen einen düstern, schauerlichen Schatten auf jenes sonnenhelle Schauspiel englischer Freiheit, englischen Reichthums, englischen Glückes, englischer Bildung. Zu keiner Zeit aber ist der Jammerruf von Millionen englischer Unterthanen in so schreckenvoller Weise von der armen Insel zu allen Völkern gedrungen, wie gerade in diesen unseren Tagen. Nicht nur der Vater der Gläubigen der katholischen Kirche hat das Mitleid aller christlichen, insbesondere aller katholischen Völker für die unglücklichen Brüder angerufen; selbst der Muhamedaner hat ob solchem Elend barmherzig seine Hand geöffnet, und den Unterthanen der reichsten Krone der Erde das Almosen seiner Menschenliebe gespendet. Das Unerhörteste, was in keinem einzigen christlichen Lande seit lange geschehen, daß Tausende des nackten Hungertodes fort und fort sterben, ist zur Wirklichkeit, ist zur

Tagesordnung geworden; darüber lassen uns die gleichlautenden Berichte so vieler Augenzeugen keinen Zweifel mehr übrig. Ja das Elend hat sich hier zu solcher Höhe gesteigert, so häufig, so gewöhnlich, so alltäglich ist das Schrecklichste geworden, daß Familien, die ihre Angehörigen Hungers sterben sahen, sich hierüber nicht einmal mehr ein gerichtliches Zeugniß ausstellen lassen, um die Kosten desselben zu sparen.

Allein, wie groß die gegenwärtige Noth seyn mag, das Traurigste dabei ist, daß wir sie nicht einmal eine unerwartete nennen können, indem ein Nothstand, wenn auch kein so furchtbarer wie dieses Jahr, der Normalstand der Insel ist, deren fortdauernde Leiden schon manchem Besucher das traurige Geständniß ausgepreßt haben: daß Irland das unglücklichste aller christlichen Völker ist, von dessen Elend der Reisende, so weit ihn seine Schritte auch in Europa führen mögen, nirgend ein Gleiches findet. Und dieses unglücklichste aller Länder mit seinen hungersterbenden Einwohnern liegt England so nahe! Die Ueberfahrt geschieht in einer Nacht, ja im Norden sehen die irischen Leuchtthürme das Licht der schottischen, und in ganz England gibt es kaum einen Ort, von dem man nicht in vierundzwanzig Stunden Truppen nach Irland hinüberschiffen könnte. Und dieses unglücklichste aller christlichen Völker gehört England nicht seit gestern, es ist keine Eroberung der jüngsten Jahre, die noch nicht Zeit gehabt hätte, sich mit ihm zu verbrüdern; seit Fitz Stephen, seit Strongbow, Graf von Pembrok, auf Befehl Heinrichs II. von England, 1169 zum erstenmal mit bewaffneter Hand die irische Küste betrat und die ersten englischen Herren sich dort ansiedelten, sind nahe an sieben Jahrhunderte verflossen; England, das Freiheit und Recht liebende England, hatte also während dieser sieben Jahrhunderte vollkommen Zeit, die Insel, die es nach und nach seiner unbedingten Herrschaft unterwarf, der Segnungen englischen Rechtes, englischer Freiheit, englischer Bildung, englischen Reichthums, englischen Gewerbfleißes theilhaftig zu machen, um sie

dann den Völkern zu zeigen: seht da die glückliche Tochter unserer Freiheit! Allein, was war die Frucht seiner seit Jahrhunderten mit eiserner Consequenz gegen die Schwesterinsel befolgten Politik: Irland ist das unglücklichste Volk Europas, dessen Leiden selbst das Mitgefühl des Türken erwecken. Und um zu diesem Ziele zu gelangen, ist England vor nichts zurückgebebt: bald hat es die Insel mit den Waffen von einem Ende zum andern verwüstet, und durch das blutige Gesetz des Schreckens beherrscht, ganze Provinzen confiszirend und ihre Bewohner vertreibend; bald sie mit einem Netze von Gesetzen übersponnen, die Urbewohner als vogelfrei und rechtlos in den Staub der äußersten Knechtschaft niederdrückend, die Colonisten in jeder Weise begünstigend. Aber der Fluch lastete auf der blutigen Hand dieser Rabenmutter, sie säete Drachenzähne, und die Saat ist zu ihrem eigenen Verderben nur zu üppig aufgeschossen. Wir aber, die wir Zeugen der letztern Folgen dieser Politik sind, die wir das Jammergeschrei ihrer Opfer hören, wir haben ein gegründetes Recht, nach den Ursachen zu fragen, und uns die unglaubliche Erscheinung zu erklären, wie sich Irlands Elend und Unterdrückung mit der gerühmten Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, und dem Freiheitssinne des reichen und mächtigen Englands vereine. Diese Blätter haben darum schon öfters ihre Leser mit den traurigen Geschicken der irischen Insel in der Vergangenheit bekannt gemacht *); die gegenwärtige Hungersnoth führt uns wiederholt darauf zurück, und zwar nicht aus irgend einem Haß gegen England, sondern weil wir glauben, daß in der Geschichte Irlands eine große Lehre göttlicher Gerechtigkeit für alle Völker liegt, die wir nicht genug beherzigen können; denn die Noth Irlands, dessen Unglück sich dem mächtigen England selbst bei jedem Schritt und Tritt Ver-

*) Siehe histor.-polit. Blätter unter andern die sieben Artikel: „Beiträge zur Geschichte Irlands" Bd. XII, und Bd. XI u. XII „Die irische Repealfrage." Ferner Bd. XIII „Irland," und ebendaselbst „Die brieflichen Unterhaltungen über Irland."

derben drohend und seine Kräfte lähmend in den Weg stellt, ist die Strafe der hundertjährigen Blutschuld Englands, das, wenn es in den heimischen Angelegenheiten oft eine Erbweisheit ohne Gleichen gezeigt hat, gegen Irland, bis zu der Zeit, da zuerst der nordamerikanische Kanonendonner ihm Gewissensbisse weckte, eine Erbtyrannei ausgeübt hat, die nicht minder ihres Gleichen in den Jahrbüchern der Geschichte sucht.

Allerdings ist es wahr, daß von den Engländern der fortdauernde Nothstand der Irländer theils geläugnet, theils seine Schuld auf die Trägheit und Sorglosigkeit und freiwillige Verkommenheit der Irländer selbst geschoben wird. Armuth und Bettelei, wie in Irland, sagen sie, finde man mehr oder minder in jedem Lande Europas, und eine Hungersnoth sei nicht minder durch ein unglückliches Zusammentreffen unvorhergesehener oder unabwendbarer Umstände überall möglich. Hören wir daher über das Elend der Insel einen deutschen Reisenden, und zwar keinen Katholiken, sondern einen gewiß unparteiischen und unbefangenen Protestanten, den seine Reisen als aufmerksamen Beobachter durch die verschiedensten Länder Europas, in die Regionen der äußersten Armuth und des tiefsten Elendes geführt haben, wir meinen den unseren Lesern vielleicht schon sonst bekannten J. G. Kohl. In seinen „Reisen in Irland. Dresden und Leipzig 1843", macht er uns die folgende Schilderung von den irischen Hütten, wie sie dort neben den Parks und den Schlössern der englischen Prälaten und Lords dem Reisenden nur zu oft begegnen. Während er von Edenvale nach Kilrush, den wildesten, ärmsten und unfruchtbarsten Theil der Landschaft Clare durchfuhr, bot ihm der traurige Anblick des Landes und seiner Bewohner Gelegenheit zu folgenden Betrachtungen über dieß irische Elend.

„Es machte mich melancholisch, durch dieses Land zu reisen. Wie melancholisch muß es aber erst seyn, als armer „„glebae adscriptus,"" als Unterthan eines harten Herrn, und dabei als Familienvater einer Reihe in Lumpen gehüllter Kinder hier zu wohnen!"

„Man sieht in Ungarn und einigen angränzenden Ländern, in Esthland, Lithauen und benachbarten Gegenden elende Wohnungen genug, aber solche jämmerliche Hütten, wie dieser Theil, und außer ihm leider noch manche andere Theile von Irland darbieten, sieht man kaum in einem jener Länder. Es ist nur noch ein Glück, daß der Himmel hier gewöhnlich trübe ist, die Luft voll Torfrauch und Torfgeruch, und daß so Alles nicht so deutlich gesehen wird. Wollte man Alles im Detail und bis in die Form genau beleuchten, so wäre es kaum zu ertragen."

„Die Felder, die hier und da neben den Hütten liegen, sind augenscheinlich auf das Nachlässigste bearbeitet und im unordentlichsten Zustande von der Welt, gewöhnlich ohne alle Umzäunung ihrer Gränzen, mit denen des öden Torfmoors vermischt, oder doch nur von übereinander polternden Steinwällen umgeben."

„Ich erinnere mich, daß ich sonst wohl die armen Letten in Livland bedauerte, weil sie nur eine ganz aus runden Baumstämmen errichtete Wohnung besitzen, deren Fugen mit Moos verstopft sind. Ich bedauerte sie auch besonders der Niedrigkeit ihrer Hausthüren und der Kleinheit ihrer Fenster wegen. Und gern hätte ich ihnen auch ihren Schornstein besser eingerichtet. Und wie viele melancholische Betrachtungen stellte ich nicht bei dem Anblick ihres ganzen bescheidenen, rohen und hülfsbedürftigen Hauswesens an. Nun der Himmel möge mir meine Unwissenheit verzeihen! Ich hätte dieß Alles sparen können. Denn ich wußte nicht, daß es dem lieben Gott gefallen hat, einem andern Volke noch ganz andere Entbehrungen aufzuerlegen. Nachdem ich Irland gesehen, finde ich, daß selbst die Aermsten unter den Letten, Esthen, Finnen ganz anständig, recht ordentlich wohnen und leben, und daß Paddy (der Irländer) sich unter hundert Fällen neunundneunzigmal ganz königlich vorkommen würde, wenn man ihn in die Kleider und Stuben dieser Völker stecken und ihm ihre Nahrung auftischen wollte. Wer Irland gesehen hat, dem ist kein Zustand in Europa mehr be-

dauernswerth. Ja es kommt ihm selbst der Zustand der Wilden erträglich und begreiflich vor.“

„Ein hölzernes, sorgfältig mit Moos ausgestopftes Haus? Welche Wohlthat! Paddy hat sein Haus in der Regel nur aus Erde aufgeführt, und zwar wie? So: eine Schaufel voll Erde auf die andere! Einige Feldsteine dazwischen, bis die Mauer allenfalls hoch genug ist. Das Haus ordentlich mit Stroh oder mit Birkenrinde gedeckt? — Wie gut! Paddy hat mitunter nur den Rasen, den er von seinen Bogs absticht. In den Mauern sogar kleine Fenster? Mit Glasscheiben ordentlich verklebt? oder auch nur mit halbdurchsichtiger Thierblase oder Marienglas, wie hier und da in der Walachei und in einigen Theilen von Rußland? — Thierblasen? Mein Himmel, welcher Luxus! — Paddy hat Häuser genug, in denen keine Spur von Fenster, nur ein einziges viereckiges Loch vorn, welches Fenster, Schornstein, Hausthür, Stallthür, Alles zugleich ist, denn Licht, Rauch, Menschen, Schweine, Alles spaziert durch dieses Loch aus und ein.“

„Ein geistreicher französischer Schriftsteller, Beaumont, der unter den Indianern in Nordamerika sowohl, als auch in Irland gewesen ist, versichert uns, daß für die Bedürfnisse jener wilden Barbaren in der Regel besser gesorgt sei, als für die der armen Irländer; und man sollte beinahe glauben, daß die Irländer nicht nur in Europa, sondern überhaupt in der ganzen Welt als die den größten physischen Entbehrungen unterworfene Nation dastehen. In der That, wohin man auch die Blicke vergleichend richtet, da steht der Irländer einzig da, und sein Unglück zeigt sich ohne Gleichen. Man kann dieß, glaube ich, nicht genug in das hellste Licht setzen. Denn wenn es wahr ist, daß das Unglück des Irländers einzig auf dem Erdenrund ist, so muß dieß denn doch wohl alle Menschenfreunde auffordern, ihr Nachdenken und ihre Thatkraft der Heilung dieses Uebels zu widmen.“

„Der Russe ist freilich in der Knechtschaft von oft härteren Herren gerathen als der Irländer. Aber er wohnt und

ißt gerade nicht schlechter, als er es sich wünscht, und es ist keine Spur von irischer Bettelei bei ihm zu finden. Auch fühlt er sich in seiner Knechtschaft glücklich, da er sich nicht wie der Irländer, der stets in seine Kette beißt und sie vergebens zu zerreißen strebt, nach der Freiheit sehnt."

„Die Ungarn gehören auch nicht zu den Völkern, denen am besten gebettet ist, aber welches gute Weißbrod ißt selbst der gemeinste Mann unter ihnen, und welchen Wein trinken sie nicht! Wird der Ungar es wohl glauben, daß es Leute genug in einem christlichen Lande gibt, die nur einen Tag um den anderen Kartoffeln zu essen sich erlauben dürfen?"

„Die Serbier und Bosnier werden zu den armen und bedauernswerthen Völkern Europas gezählt, und in der That, der Anblick ihrer Dörfer ist nicht eben ein verführerischer. Aber wie gut sind diese Leute gekleidet! Wenn Paddy einmal in eine solche serbische Wohnung blicken und eine Serbierin in ihrem Staate dasitzen sehen könnte, und die Serbier selbst in ihrer Rüstung daneben, ich glaube, er würde seinen Landsleuten hinterher erzählen, die „„good people"" hätten ihn in ein Land geführt, wo alle Frauen wie Königinnen und alle Männer wie Fürsten aussähen."

„Bei den Tataren in der Krim pflegt man eben nicht besonders viel Luxus, Reichthum und Comfort zu suchen, und sie selbst scheinen dieß auch zu glauben, da sie immer zahlreich nach Kleinasien auswandern. Man bedauert sie als arm, man schilt sie als barbarisch. Aber, mein Gott! die Leute sehen doch wie Leute aus. Sie haben doch eine Form und Façon und regelmäßige nationale Kleidung, nette, wohlerhaltene und reinliche Hütten! Wie ordentlich sind ihre Obstgärten, wie gut halten sie ihre kleinen Pferdchen und das Zügelwerk daran! — Die Irländer kommen einem dagegen ganz ohne Form und Façon, ganz aus Rand und Band vor. Außer Lumpen haben sie keine Nationalkleidung. Ihre Wohnungen sind nicht nach einem allgemeinen nationalen Systeme gebaut und geordnet, sondern wie vom Zufall gestaltet. Ihre ganze Wirthschaft

scheint regel- und gesetzlos zu seyn. Die Sättel, die Reisesäcke, die Teppiche, Divans, die Schüsseln, Löffel, kurz alle, selbst die kleinsten Dinge haben beim Tataren, so wie auch bei andern Nationen, ihre altherkömmliche, wohlbedachte und zweckmäßige Form. Bei dem Irländer existirt nirgends, auch nicht in diesen kleinen Dingen, eine hergebrachte bestimmte Form. Wie er sich mit hier oder da aufgegriffenen Lumpen bald so, bald so kleidet, so hat er als Stuhl bald einen wirklichen Stuhl, bald einen Holzblock, bald ein Faß, und gebraucht als Schüssel einen bald so, bald so gestalteten Scherben."

„Wir haben freilich dieß Alles auch bei unseren Bettlern und Armen, die so mittellos sind, daß sie nicht mit den Ansprüchen der Nationalität gleichen Schritt halten können. Allein gesetzloses Bettlerwesen ist doch bei uns und bei andern Völkern nur eine Ausnahme. Bei den Irländern ist es dagegen die Regel. Man hat hier ein Volk von Bettlern vor sich, unter denen die Wohlhabenden die Ausnahme bilden. Und das ist eben dasjenige in Irland, was einzig in seiner Art ist, und was man sonst nirgendwo wieder findet."

„Die Neger in Afrika sind nackt, aber dafür haben sie die heiße Sonne. Die Irländer aber sind unbekleidet und haben ein feuchtes und, wenn auch nicht kaltes, doch kühles Klima."

„Die Indianer in Amerika leben zwar zuweilen elend genug, aber sie kennen kein besseres Leben, und dann, da sie Jäger sind, so erjagen sie sich doch noch manchen guten Braten und machen sich manche Festtage im Jahre. Der Irländer hat nur einen einzigen im Jahre, an dem er in der Regel Fleisch zu essen erhält. Dieß ist Weihnachten. Sonst kaut er das ganze Jahr hindurch Kartoffeln und nichts als Kartoffeln. Dieß ist unmenschlich, denn den menschlichen Appetit und Magen hat die Natur für die Aufnahme der verschiedensten Arten von Speisen eingerichtet, und nur Thiere gibt es, die gleich dem Irländer auf eine einzige Knolle, auf eine Beeren- oder Pflanzengattung ausschließlich angewiesen sind."

„Ein Reisender in Irland", sagt Kohl an einer andern Stelle (II. S. 2), „kann nicht zu viel von dem außerordentlichen Elende der armen Klassen im Lande sprechen, damit so viel als möglich und von allen Seiten die Meinung derjenigen Engländer, welche an das Elend Irlands nicht glauben wollen, die es wegläugnen, die sich darüber lustig machen, und die den, welcher davon spricht und daran glaubt, für einen Narren halten, widerlegt werden mögen." Auch Venedey weiß uns von derselben Neigung der Engländer, das zu läugnen, was ihnen als ein Vorwurf erscheinen muß, zu erzählen. Als er von dem Meeting von Athlone fuhr, hatte er das Glück, zwei Engländer von der Gentry, wenn nicht von der Nobility, als Reisegefährten neben sich auf dem Wege zu haben. Sie hatten es stolz verschmäht, sich selbst von der Stimmung des Volkes und dem Treiben O'Connells auf dem nahen Meeting zu überzeugen, und frugen ihn nun darüber aus. „Was mir aber noch mehr auffiel", fährt er fort*), „war, daß meine beiden Mitreisenden frischweg den irischen Pauperismus läugneten. Der Eine behauptete, er sei in Frankreich eben so groß; der Andere, in Deutschland viel größer. In demselben Augenblicke fuhren wir an sieben Ruinenhütten vorbei, und ich zeigte auf diese hin. Mein nächster Nachbar antwortete, er habe Ruinen in der ganzen Welt gesehen. Und ehe er ausgeredet hatte, fuhren wir an einer Art Höhle neben dem Wege, mit einem aus ein paar mit Gras und Erde belegten Stangen gebildeten Schirmdache vorbei, unter dem eine Familie aus sieben Leuten, Großmutter, Eltern und vier Kindern hungerblaß auf nackter Erde lagen. Ich deutete abermals als Antwort auf diese hin — und wurde ohne Gnade in den Bann gethan. Von da an flüsterten die Herren unter sich, und ich konnte getrost meinen Gedanken Audienz geben."

Auf diese Weise begegnen den Reisenden in Irland, wie nicht leicht in einem andern Lande, überall Ruinen. „Wo

*) Irland von Venedey. Leipzig, Brockhaus 1844. II. Theil. S. 69

gäbe es in Irland einen Morgen Landes", ruft Venedey aus, „ohne Ruinen!" Und an einer andern Stelle (II. 23): „Auf ein paar englische Meilen Weges (in Roscommon in Connought) zählte ich an der einen Seite, nach der hinaus ich saß und sah, vierzehn Kirchen-, Thurm-, Hof- und Häuser-Ruinen." —

Ist ja das Land selbst in vielfacher Beziehung ein ruinirtes, und sein Volk nicht minder ein ruinirtes, die sich beide nur langsam von ihren tödtlichen Wunden erholen. Ruinen aller Zeiten, von den ältesten, von den Feuertempeln und Opferstätten der Phönizier und Druiden, bis hinab zu den armseligen, verlassenen Hütten der Gegenwart bedecken daher den Boden der Insel. Dort liegt eine Kirche, ein Kloster oder eine früher weit berühmte und vielbesuchte Schule, ganz so, wie sie die blutige Hand Cromwells in Trümmer geworfen, und daneben verfällt die armselige Lehmhütte, deren vorletzter Pächter von seinem Lord vielleicht wegen des Pachtes oder der Wahl in's Elend und in die Verzweiflung hinausgestoßen ward, während sein Nachfolger unter dem Mörderstahl oder durch einen Schuß von unbekannter Hand fiel. Der Epheu hat viele dieser Trümmer umsponnen, allein die Wunden sind nicht vernarbt, und in Lumpen gehüllt sitzt der frühere Eigenthümer des Bodens, der alte Sohn des Landes, auf seinen Trümmern, und denkt der vergangenen Tage. So hat sich England in dem altirischen Volksstamme, neben den reichen, hochkirchlichen Prälaten und den Lords seiner Colonie, ein Volk von Proletariern herangezogen, das nach Millionen zählt, und von der Hand in den Mund lebt. „Irland", so urtheilt in dieser Beziehung Kohl, (II. 105), „ist ein Land, welches mehr unglückliche, armselige, unberechtigte, nichts besitzende Proletarier hat, als irgend eines in der Welt, und daher ist es auch ein Boden, in welchem solche talentvolle, thätige, beredte Volkstribunen gedeihen, wie O'Connell einer ist; O'Connell, der seit dreißig Jahren den kräftigen und unermüdlichen Arm Irlands vorstellt, mit dem dieses Land seit dreißig Jahren England droht, und mit dem es nach und nach von den ihm geraubten natürlichen Rech-

ten eines nach dem andern wieder aus den Kohlen des englischen Parlements hervorholt.“ In ähnlicher Weise läßt sich auch ein französischer Schriftsteller, **Beaumont**, in seinem Werke über Irland *) vernehmen: „Wer könnte ein unglücklicheres Volk als Irland nennen? wer uns ein Volk zeigen, dessen Elend minder verdient wäre? Dieser Anblick eines Volkes“, fährt er fort, „von mehreren Millionen Menschen, welches in unserer Zeit, mitten im neunzehnten Jahrhundert, jährlich alle Qualen einer Hungersnoth und alle Martern eines Elendes ohne Gleichen auszustehen hat, muß es nicht die Herzen aller derer auf's tiefste ergreifen, denen nichts Menschliches fremd ist? Muß man Irländer oder Engländer seyn, um Mitleid mit solchen Leiden zu empfinden? Gibt es nicht im tiefen Grunde aller edlen Seelen eine Saite, die bei jedem Schmerz der Menschheit klingt? Gibt es ein Volk, das dem Familienkreis der Menschheit fremd wäre? Hat nicht jedes Unglück des Menschen auch Anspruch auf das Mitgefühl des Menschen? Entspringt nicht jede Noth aus derselben ersten Quelle, aus der Eigensucht, aus dieser gemeinsamen Mutter jeder Unterdrückung?“ —

Allein man könnte die Frage aufwerfen: wurde England nicht vielleicht durch den irischen Nationalcharakter zu jener fast beispiellos harten Politik gezwungen, die es Jahrhunderte hindurch und seit der Reformation mit wohlüberdachter, macchiavellistischer Consequenz gegen Irland befolgte? Sind die Irländer nicht vielleicht von Natur aus ein aller höheren Bildung so durchaus widerstrebendes Volk, dem es an Herz und Gemüth, an Schwung- und Federkraft des Geistes fehlte, das daher, allem Rechte, aller Ordnung ewig widerstrebend, für Freiheit unempfänglich und ihrer unwürdig, nur Sinn für finstern Aberglauben und Fanatism hat, und sich daher auch in seiner geistigen und leiblichen Trägheit, halb Bettler, halb

*) L'Irlande sociale, politique et religieuse par Gustave de Beaumont. Paris Charles Gosselin 1839. Tome I. p. VII.

Dieb, der Anarchie und der Verwirrung freut, und in seiner Zügellosigkeit, wie ein böser, treuloser, tückevoller Sklave durchaus der eisernen Zuchtruthe eines gestrengen Herren bedarf? *) England kann diese Entschuldigung nicht für sich in Anspruch nehmen: denn der irische Nationalcharakter ist im Gegentheil ein so unverwüstlich guter und edler, daß selbst jetzt, nach einem jahrhundertlangen, entwürdigenden Drucke, der die Verwilderung, ja die Ausrottung des Volkes sich zum Ziel gesetzt hatte, und ganze Geschlechter hindurch jeden Unterricht durch ein tyrannisches Strafsystem ohne Gleichen verpönte, mancher der Aermsten in seinem tiefsten Elend, in Lumpen gehüllt und Hunger sterbend, oft ein so edles, so groß fühlendes Herz unter den armseligen Fetzen trägt, die ihm von dem Erbe der Väter geblieben, daß sich der reichste Lord Englands dessen wahrlich nicht zu schämen hätte. Hiefür sprechen die einstimmigen Zeugnisse, der Katholiken wie der Protestanten, der Britten wie der Ausländer; und das bezeugen nicht die Begeben-

---

*) Daß die Engländer wirklich eine derartige Sprache führen, ihr Gewissen zu beruhigen, bezeugt Beaumont (I. 348): „Niemal habe ich mit Engländern über Irland und seine Leiden sprechen können, ohne daß sie mir sogleich den Einwurf machten: Irland beklagt sich über seine Armuth, allein was wollen Sie? Nur die Arbeit verleiht Reichthum, und in der Indolenz und der Trägheit des Irländers findet die Arbeit ein unbesiegliches Hinderniß, woraus denn nothwendig eine Unzahl von Uebeln folgen muß. Niemals wird man die Industrie in Irland blühen sehen. Man klagt ferner England an, es halte Irland unter dem Joche: Sinnlose Klage! der unruhige Charakter des Irländers wird ihm stets freie Institutionen unmöglich machen. Für die Freiheit ungeeignet, konnte er kein glücklicheres Loos finden, als unter das Joch einer civilisirteren Nation zu fallen, die ihn an ihrem Ruhm und ihrer Größe Theil nehmen läßt? Der Irländer ist England nach dem Gesetze der Natur unterworfen, er gehört einer niedern Race an.“ — So die Sprache der englischen Lords, die nur zu oft das, was jenes arme Volk im Schweiße seines Angesichts, unter Hunger und Elend erarbeitet, in London, in Paris und Rom, in der Schweiz und Neapel als übermüthige Müssiggänger verprassen.

heiten von heute oder gestern, sondern die ganze Geschichte des unglücklichen Landes.

Der heilige Patrik bekehrte das Volk in dreißig Jahren zum Christenthum, ohne ein Heer, ohne Strafgesetze und Parlementsacte, ohne Unterdrückung und Zwang, durch die bloße Kraft seines Wortes, das in den empfänglichen Herzen der Irländer einen fruchtbaren Boden fand. Und mittheilsam und barmherzigen Sinnes und von großmüthiger Freigebigkeit, wie ihr Charakter jeder Zeit war, behielten sie das Licht nicht für sich, sie sandten ihre Boten weit hinaus in die Wälder und Wüsteneien des Festlandes, dort christliche Lehre, Gesittung, Kunst und Wissenschaft zu verbreiten. Deutschland ist ihnen hiefür ganz insbesondere zu Dank verpflichtet; bewahren ja noch unsere Bibliotheken, wie zum Beispiel die von Würzburg, Handschriften, welche in jenen frühesten Jahrhunderten die Hand irischer Mönche geschrieben, die ihr gläubiger, liebreicher Sinn aus ihrem fernen Vaterlande zu uns hinübergeführt. Diese eine Thatsache, so ehrenvoll für den irischen Charakter, könnte genügen, zu beweisen, wie schwer jene egoistische Politik barbarischer Gewalt, treulosen Druckes und unsittlicher Bestechung sich an diesem armen Volke versündigt hat.

Daß der irische Charakter, wie jeder Volkscharakter, übrigens seine Schwächen hat, wohin er sich von Natur aus vorzüglich neigt, wer wollte das läugnen? Nicht minder müßte es ein Wunder seyn, wenn nicht jene entwürdigende Gesetzgebung, die das Volk zu ewiger Armuth verdammte, die es wie einen rechtlosen Sklaven mit Füßen trat, nicht höchst verderblich auf seinen Charakter zurückgewirkt hätte, indem sie ihm die Achtung des Gesetzes benahm, es mit Mismuth gegen die Arbeit erfüllte, an Elend und Unordnung und Schmutz und Verkommenheit gewöhnte, einen brennenden, grausamen Rachedurst in ihm nährte, und es in seiner Verzweiflung der Trunkenheit, der Rausfwuth und allen damit verbundenen Folgen zuführte. Und in der That hat Irland leider alle diese Folgen nur zu sehr empfunden, und zwar — zum neuen Beweis, wie sehr sie

mit seiner Gesetzgebung zusammenhängen — insbesondere bis zur Emancipationsbill, die seinen gedrückten Geist wieder also hob, daß es schon zehn Jahre später mit Begeisterung das Wort seines neuen Apostels, des Pater Mathew, aufnahm, und hiemit zum Erstaunen Englands, das von einem solchen Wunder nichts geahnt hatte, seine moralische Wiedergeburt begann. Im Gegentheil, statt den irischen Nationalcharakter anzuklagen, kann man mit ungleich mehr Recht sagen: wenn Irland durch die englische Herrschaft, die das Volk seines Besitzes und seines Rechtes beraubte, die ihm jeden Weg der Bildung so viel wie möglich abschnitt, und ihm mit allen Mitteln der Gewalt und der List seine Religion zu rauben trachtete, nicht heute eine Räuber- und Mörderhöhle ungläubiger, in Sittenlosigkeit verkommener Proletarier geworden ist, so hat England dieß einzig und allein der unverwüstlich guten Natur dieses Volkes zu verdanken, und seiner Treue, womit es an seinem alten katholischen Glauben gehalten hat, der es in seinem Elend tröstet, der seinen Grimm und seinen Rachedurst besänftigt, und es in seinen Leiden nicht nur zur Geduld mahnt, sondern ihm auch ein frohes, festes Vertrauen in die Zukunft, dießseits oder jenseits, verleiht, so daß es, trotz seines unbeschreiblichen Elendes, sich mehr als in einer Beziehung zufriedener und glücklicher fühlt, als seine reichen Bedränger, ja mit gastfreundlicher Milde nichts lieber thut, als mit dem Aermeren sein eigenes dürftiges Mahl barmherzig theilen.

Wie fern ihr Charakter von fanatischer Intoleranz ist, und sie über ihrer Glaubensfestigkeit und Treue die Pflichten der Menschenliebe gegen unglückliche Brüder nicht vergessen, das bewiesen sie niemals besser, als unter der Herrschaft der Königin Maria; denn trotz den Verfolgungen, die sie vorher unter Heinrich VIII. und nachher unter Elisabeth, der „jungfräulichen“ Königin erlitten hatten, boten sie damal den verfolgten Protestanten gastlich, wie immer, eine liebreiche Zufluchtstätte dar.

Nichts beweist inzwischen mehr, welch ein edles, der höchsten Selbstüberwindung fähiges Volk die Irländer sind,

und was bei ihnen, im Gegensatz zu sklavischer Unterdrückung und fanatischer Verfolgung, das Wort eines begeisterten Mannes und die Kraft der freien Ueberzeugung vermag, als jenes Mäßigkeitsgelübde, welches Millionen in wenigen Jahren in die Hand des Vaters Mathew abgelegt haben. Der Branntwein war bis dahin die Zuflucht ihrer Verzweiflung gewesen; in seinem Rausche hatten sie auf Augenblicke des namenlosen Elendes zu vergessen gesucht, das auf ihnen seit Jahrhunderten lastet. Allein dieß verachtete Volk, von dem seine stolzen Herren nur zu oft sagten, es verdiene sein Schicksal, hatte geistige und religiöse Kraft genug, dem verführerischen Gifte freiwillig zu entsagen, und seitdem begegnen dem Reisenden auf jedem Schritt und Tritt die heilsamen Spuren dieser ungeheuren Umwandelung. Ueberall sieht er stillstehende Branntweinbrennereien und eingegangene Branntweinschenken; überall begegnet er Menschen, die früher Trunkenbolde, nun sich ihrer Mäßigung freuen, und das Branntweinglas, das er ihnen darreicht, unberührt mit Dank zurückgeben; in vielen Haushaltungen ist Ordnung und Reinlichkeit eingekehrt; die Zahl der Raufereien und der Verbrechen hat sich bedeutend vermindert, und der Mann das Gefühl seiner persönlichen Würde wieder erlangt. Wie in den früheren Zeiten des Christenthumes, so sind die Irländer durch dieß ihr großes Beispiel in unseren Tagen nochmal die Lehrer anderer Völker geworden, die an derselben Pest leiden, und durch diesen Vorgang Muth gewonnen haben, sich gleichfalls des eingerosteten Uebels zu entledigen.

Ist die hingebende Begeisterung des Irländers der größten Opfer fähig, lebt auch oft in dem niedrigsten Bettler ein unvertilgbares Freiheitsgefühl, so ist dennoch, bei aller Leidenschaftlichkeit in Liebe und Haß, im irischen Nationalcharakter eine unbeschreibliche Gutmüthigkeit, eine freigebige Barmherzigkeit und eine rührende Zartheit des Gefühls durchgehend, Tugenden, die ihren gemeinsamen Grund in einer tiefen, lebendigen Religiosität haben. Kohl erzählt uns, wie unter den elenden Bettlern nicht selten die armen vor den noch ärmeren

sich bescheidend, zurücktreten, mit welcher Liebe und zärtlichen Sorgfalt eine arme Mutter in der elendesten Hütte ihren verkrüppelten Sohn verpflegte und Gott in ihrem Elend dankte; er rühmt ihre gastliche Zutraulichkeit, die den Fremden in Gottes Namen willkommen heißt, und ihn mit ihren rührenden Segenswünschen überschüttet. Venedey weiß uns alle diese Tugenden, und namentlich die herzliche Gastlichkeit und rührende Theilnahme, die er selbst so oft erfahren, nicht genug zu rühmen. Ueberall fand er offene Häuser und offene Herzen: „Ich glaube nicht", sagt er, „daß es ein gastfreundlicheres Volk, als die Irländer, in der Welt gibt; ich habe keine Idee, wie man überhaupt gastfreundlicher seyn könnte, als ich sie gefunden habe." (II. 128.) Und wieder: „Während der Woche, die ich in dem Imperial Hotel zu Dublin wohnte, hatte ich gar manche Gelegenheit, das gastfreie, freundliche, trauliche, herzliche Wesen der Irländer kennen und schätzen zu lernen. Sie sind ein gutes Volk. Es gibt allerlei Arten von Gastfreundschaft: die eine ruinirt Eueren Magen, die andere Eure Börse, die dritte Euern Verstand: Die des Irländers kommt vom Herzen und geht zu Herzen. Er theilt mit Euch, was er hat, oft mehr; und vor Allem ist ein offenes, freundliches, herzliches Wort und Wesen die beständige, nie fehlende Zugabe. Ich habe das Glück, in jeden Ländern Freunde gefunden zu haben, treue Stützen, die mir in Noth und Mißgeschick zur Seite standen. Aber nie fühlte ich mich in einem Lande gleich in den ersten drei, vier Tagen so zu Hause, wie in Irland." (II. 75.) „A stranger (ein Fremder), den man als solchen, als Barbar, auszulachen, zu höhnen ein Recht hat, ist in London an der Tagesordnung. Ich begegnete hier in Dublin keinem ähnlichen Gefühle. Irland ist tolerant und vor Allem gastfreundlich." (II. 15.) Selbst in dem Augenblick höchster politischer Aufregung vergessen sie, die selbst so unglücklich sind, nicht die Rücksicht, die das Unglück verdient. So erzählt er uns, wie Alles in dicht gedrängten Massen, Kopf an Kopf, zum Empfange O'Connells bereit

stand. Mitten in diesem furchtbaren Gedränge wurde ein leerer Punkt sichtbar — es war ein Krüppel, dem die Umstehenden Raum gelassen. „Ich liebe das irische Volk", bemerkt er hierüber, „aber ich sah nichts wieder, das so sehr diese Liebe, die Achtung jedes Menschenfreundes, jedes fühlenden Herzens verdient, als dieser freie Spielraum für den Krüppel in einer Menge, die die gesundesten Rippen seufzen und krachen machte. Es ist ein gutes, gutes Volk." (II. 107.) Die ehrenvollsten und zugleich gewiß die höchst unparteiischen Zeugnisse jedoch für das arme katholische Irland entlehnt er den offiziellen Berichten der protestantischen Commissäre, welche die englische Regierung 1835 vor Einführung der Armengesetzgebung nach Irland schickte, um den Zustand des Landes und der Armen zu untersuchen, und die sich als Protestanten auch meist an protestantische Geistliche mit ihren Fragen über das Elend der Katholiken wandten. „Die Berichte dieser Commission", sagt Beandey, „sind wahre Ehrendenkmale des irländischen Charakters."

„Auf jedem Blatte findet man in denselben Züge des größten Edelmuthes, der unbedingtesten Aufopferung. Hier ist es ein Sohn, der für seine Eltern arbeitet, hungert und bettelt; dort eine Mutter, die für ihre Kinder schafft, und sorgt und sich abtödtet; dann wieder eine Tochter, eine Arbeitertochter am Bettelstabe, die ausschlägt, zu heirathen, weil sie lahme und kranke Eltern in ihrer Noth, vier Pence per Tag ist ihr Gewinn, zu ernähren strebt. In diesem Ehrenbuche Irlands findet ihr ein Bettelweib mit einem Kinde auf dem Arme, einer anderen Bettlerin mit drei Kindern begegnend, und jene sagt zu dieser: „„Der Herr sei gelobt; ich war glücklich diesen Tag und habe nicht wenig geerntet. Ich will euch ein Essen für eure Kinder geben von Dem, was ich gesammelt habe."" — An einer andern Stelle eine Bettlerfamilie, die einen fremden Auszehrenden aufnimmt und nährt und pflegt, bis er keiner Pflege mehr bedarf."

„Die Bauern aber sagen: „„Wir geben Allen, die kom-

men, so lange wir was haben. Oft kommen sie, wenn wir beim Essen sind, setzen sich nieder und essen mit. Oft gehen sie vorbei, sehen zum Fenster hinein und erhalten eine Hand voll Kartoffeln, und wir würden mehr geben, wenn wir mehr hätten."" Oder auch: „„So lange wir eine Kartoffel im Topfe haben, geben wir; Gott wird es lohnen, was wir in seinem Namen geben. Und was liegt daran, sollten wir auch einem Unwürdigen geben. Wahrlich es ist besser, daß er Etwas bekommt, als daß ein armer Mann hungerig vorüberginge. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie in dieser harten Zeit betteln, denn was für Vergnügen kann ihnen das gewähren. Die Noth, die sie tragen müssen, ist groß; kalt oder naß, sie müssen durch.""

„Die englischen Commissionärs waren oft erstaunt und wollten die Details wissen. Und da frug Einer: „„Wie viel Kartoffeln gebt ihr so?"" Und der Irländer antwortete: „„Ich hoffe, Gott wird sie gezählt haben, ich that es nicht."" Und sie fragen weiter: „„Aber wie können die Bauern, die selbst so arm sind, so ohne zu zählen geben?"" Und der Bauer antwortet: „„Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Viele von Denen, die geben, es schwer entbehren können, aber Gott gibt es ihnen wieder. Was in Liebe gegeben wird, soll nicht gemessen werden.""

„So gibt er denn, so lange er etwas hat, bis endlich die Noth auch ihn erreicht. Dann ist er oft gezwungen, zu betteln wie Die, denen er gab."

Wie aber in Allem Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit sichtbar ist, so auch hier. Trotz all seinem Elend und all seiner Noth ist der arme Irländer, der, ohne zu rechnen und zu messen, gibt was er hat, und der, weil er oft zu arm ist, um den Eintritt in seine Kirche zu zahlen, deren Güter die protestantische Hochkirche in Beschlag genommen, sich draußen unter freiem Himmel mit dem Klange des Meßglöckchens begnügen muß, dieser ärmste aller Bettler ist gar oft froher und zufriedener als der reiche mißmuthige Engländer in seinem prunkenden

Schloße. Während über England der Nebel eines düstern Spleens verbreitet ist, macht sich in Irland überall, wo das Volk nur ein wenig Luft hat, ein harmlos scherzender, singender und plaudernder, mit den Kindern spielender und auf elenden Brettern tanzender und seiner Lumpen lachender Frohsinn geltend. „Am ersten Abende," sagt unser deutscher Landsmann, „den ich in Dublin, durch die Straßen schlendernd, zubrachte, sprach mich ein lahmer Bettler an und ich gab ihm eine Kleinigkeit. Der Bursche drehte sich auf dem Absatze des gesunden Fußes herum und hinkte freudig und singend weg, zu zwei anderen Bettlern hin, die, Ball spielend, auf ihn, während er das Almosen ernte, gewartet hatten. Sie spielten lustig weiter. — Das verletzte mein Gefühl. Warum? Ei, weil die Bettler elend und wir nicht dran gewohnt sind, daß sie in Noth — lachen und froh seyn können. Wo wir dieß sehen, denken wir unwillkürlich an Heuchelei. —. Ein paar Minuten später kam eine junge, hagere, zerlumpte Frau, mit einem Kinde an der Brust, und bat ebenfalls um ein Almosen. Ich hatte das unangenehme Gefühl noch nicht verschmerzt, das mir der spielende und singende Bettler verursacht hatte, und gab der Mutter nichts. So sind wir oft. — Aber siehe — auch sie drehte sich von mir ab und sang, mit dem Kinde tändelnd, ihm ein frohes Liedchen. — Und mit jedem Tage, den ich in Irland lebte, mit jedem Armen, dem ich in Irland begegnete, wurde mir immer klarer, was diese beiden Bettler mich gelehrt hatten. Ich mußte an England denken, ich mußte mir den stolzen Ernst, die kalte Langeweile, die dort an allen Herzen nagt, die Oede in den gefülltesten Gesellschaften, die Armuth bei der gespicktesten Börse, ins Gedächtniß zurückrufen, und mochte wollen oder nicht, es wurde immer lebendiger in mir: Kein Lord in England, der nicht den Bettler in Irland um sein Glück beneiden dürfte (I. IX)." Diese und viele andere Erfahrungen, die er hier in dem gastlichen Lande machte, erfüllten ihn gegen dasselbe so sehr mit Liebe und Dankbarkeit, daß er es allen Leidenden als eine Zufluchtstätte anpreist. „Ich möchte," so lauten seine

Worte, so ehrenvoll für das unglücklichste Volk der Erde, „ich möchte es von allen Dächern ausrufen: Kommt nach Irland, ihr Alle, die ihr ein gesundes Herz habt, das von den Schlägen des Geschickes wund wurde; kommt her, hier könnt ihr es pflegen und heilen. Und sanfte Frauen, keusch und rein genug, um nicht vor dem Händedruck des Mannes zurückzubeben, werden euch pflegen und euch helfen, vergangenes Unglück im trauten Kreise guter Menschen zu vergessen (II. 132)."

Wer aber dieser Einladung folgen wollte, in welchem Zustande würde er das arme Volk nun finden, das unter den christlichen wie ein Märtyrer dasteht. Die Kartoffeln, die einzige kärgliche Nahrung, die ihm geblieben, an der schon in gewöhnlichen Jahren so viele kaum über den andern Tag beim Torffeuer sich satt essen können, sind zu Grunde gegangen und so sind tausende und tausende von Familien einer Noth preisgegeben, von so furchtbarer Größe, daß wir in unserem Vaterlande bis jetzt im Allgemeinen wenigstens, Gott sei Lob und Dank! von etwas Aehnlichem noch kaum einen Begriff hatten. Zu dieser äußersten Nahrungslosigkeit in elenden Hütten gesellte sich hier nun auch noch Entblößung der Kleidung in einem naßkalten Klima, und hieraus entwickelte sich eine furchtbare Seuche (Fieber und Dyssenterie), die in Verbindung mit dem Hunger nun Tausende und Tausende hinwegrafft; die armen Leute fallen vor Entkräftung und Hülflosigkeit auf den Straßen todt nieder, ganze Hütten hat man ausgestorben, mit modernden Leichen, gefunden, ohne daß die Nachbarn etwas davon wußten. Die Briefe, welche die englischen Blätter aus dem jammervollen Lande mittheilen, sind wahrhaft herzzerreißend. Wir wollen hier unsern Lesern nur vorläufig einige Bruchstücke mittheilen. Der Pfarrer von Kilglass, Henry Brenan, aus dem Bezirk Roscommon, den wir oben schon erwähnt, schreibt unter dem 15. März an den Herausgeber des Tablet: „Ich bin bekümmert, Ihnen melden zu müssen, daß die Todesfälle sich in einer schrecklichen Ausdehnung mehren. Ich habe in dieser Nacht einen Kranken besucht. In einer Hütte habe ich einem armen Mann

die letzte Oelung ertheilt. Er lag in einem Winkel auf ein wenig Stroh ausgestreckt, beinahe todt vor Hunger. Sein Sohn, fast 20 Jahre alt, versuchte aufzustehen, als ich das Haus betrat, er fiel vor Hunger auf die Erde; das Weib war beinahe ohnmächtig — die drei gänzlich abgezehrt. Der todte Körper ihrer Tochter lag eingewickelt in einer Strohmatte grad neben mir; das Mädchen war 16 Jahre alt und lag diese Woche über da, weil es an Leuten fehlte, sie zu Grab zu bringen und ohne Sarg. Dieß ist das dritte Glied dieser einen Familie, welches bis jetzt Hungers gestorben ist. Seit den letzten drei Tagen aßen sie auch nicht die geringste Nahrung, bis ich ihnen einiges Geld sandte, um für diese Nacht Speise zu kaufen. In einer andern Hütte, nicht fern davon, fand ich diese Nacht die Leiche einer Frau, die ihre Hand um ihr kleines Kind geschlungen hatte. Das Kind lebte noch und es war schwer, ihre Hände auseinander zu bringen, um das arme Kind frei zu machen, das eben nur noch Leben hatte. Auch hier schickte ich einen Nachbar aus, um einige Nahrung für die wenigen übrig gebliebenen Kinder zu kaufen; und wahrscheinlich hinderte es blos meine zeitige Dazwischenkunft, daß die Hunde sich nicht über die Leiche machten. Es gibt unzählbare Beispiele dieser Art. Wir haben in dieser Woche in unserer Pfarrei unentgeltlich Lebensmittel vertheilt, die aber nur hinreichen für den zwanzigsten Theil derer, die nun hungersterbend sind. Wer in Kilglass von heute an in zwei Monaten diesen Schiffbruch überlebt, der kann von Wunder sagen. So weit ich es berechnen kann, so waren heute um mein Haus 2500 Personen versammelt, sie hatten kleine Säcke um einige Nahrung, wenn auch im geringsten Maaß; unentgeltlich zu erhalten, da keiner Geld hatte, um Lebensmittel für seine Familie zu kaufen. Die Insel der Heiligen" (so wurde Irland einst genannt, da es seine Apostel nach Deutschland sandte), „ist nun das Land der Leichen und der Gräber geworden. Ein seltsamer Umstand ereignete sich hier, der wohl beachtenswerth ist. Ein Knabe Namens Luke Gierty, ging am Sonntag vor 14 Tagen mit

den protestantischen Prediger dieser Pfarrei zur Kirche und stahl in derselben Nacht von des ehrwürdigen Herrn Pfarrers Pachthof eine schöne fette junge Kuh, die man am nächsten Morgen in seinem Hause fand. Er wurde als der Dieb überführt und nach dem Grafschaftsgefängniß abgeführt, wo er sein Urtheil in den nächsten Assisen erwartet. O was ist das für eine Art von Convertiten vom Katholicism zum Protestantism, die man in dieser Zeit kennen lernt! Unseren Freunden in England sind wir zum höchsten Dank verpflichtet für die liebreiche Hülfe, welche sie unserem Volke gereicht, seit es an dieser furchtbaren Hungersnoth zu leiden begann, die das Land verwüstet." — Zum Verständniß der letzten Stelle diene, daß, während viele Protestanten mit den Katholiken in großmüthiger, freigebiger Barmherzigkeit gegen das arme katholische Irland, zu ihrem Lobe sei es gesagt, wetteifern, es unter ihnen auch an solchen nicht fehlt, die als Erben jener alten Härte, in dem blinden Eifer ihres fanatischen Haßes gegen die katholische Kirche und ihren „Götzendienst" grausam genug sind, mit ihrem Brod an das Lager des Hungersterbenden zu treten und als Preis ihrer Barmherzigkeit die Verläugnung seines Glaubens zu verlangen *).

In einer anderen Mittheilung, welche das Tablet in seiner Nummer vom 3. April enthält, erfahren wir Schrecken verwandter Art. Ein Brief der Superiorin von Galway meldet hier: wie in dieser Stadt die Zahl solcher, die wöchentlich sterben, sich auf hundert beläuft, die Zahl der Schulkinder war von 600 auf 3 bis 400 gesunken; ein großer Theil dieser armen Kinder, heißt es hier ferner, erhalten vom Freitag an,

*) Sind Thatsachen dieser empörenden Art der Allgemeinen Zeitung von Augsburg etwa unbekannt geblieben, die doch selbst einen französischen Bischof (den von Marseille) bewogen haben, ihrer in einem Hirtenbrief zu gedenken, worin er die Gläubigen seiner Diöcese zu Almosen auffordert. Wir erinnern uns nicht, in der Allgemeinen eine Andeutung dieser Art gefunden zu haben, da sie doch sonst nicht verfehlt, auf das Staatsgefährliche historisch-politischer Doctrinen einer extremen Partei, die weder national noch katholisch sei, warnend hinzudeuten!

wenn sie die Schule verlassen, keine Nahrung mehr, bis zum Montag, wo der Schulbesuch wieder beginnt. Dasselbe Blatt theilt Auszüge aus den irländischen Blättern der schauderhaftesten Art mit.

Der Cork Examiner: „Der hochwürdige Herr Malcahy spricht von eilf Leichen in einem Wagen, die sanglos in ein einziges Grab gebracht wurden, und seine Hochwürden Hr. Lee von Macroom vergleicht seinen Ort mit der Stadt der Pestilenz. In den offenen Straßen ertheilte er öfters die Sterbsacramente solchen, die von Hunger niedersanken."

Der Sligo Champion: „Was die Armen betrifft, so übersteigt ihr Hinsterben allen Glauben, keine menschliche Zunge kann ihre Leiden beschreiben. Wir sind von Hunger und Tod umgeben; und was uns betrifft, wir möchten lieber dem Geschicke eines Schlachtfeldes ausgesetzt seyn, als die Ereignisse der nächsten sechs Monate in Sligo abwarten. Wir sind wahrhaft ein unglückliches Volk, und wir können nur hoffen und beten, daß Gottes Zorn sich besänftige."

Der Cork Southern Reporter: „Von Bantry bis Skull gibt es nicht ein Haus (ein Dutzend kaum ausgenommen), das nicht Kranke, Sterbende oder Todte enthält. Die letzteren liegen, wo sie sterben, oder werden kaum über die Thürschwelle hinausgeschoben, wo sie in Verwesung übergehen. Die Ueberlebenden sind zu schwach, sie weiter zu bringen. Schließen Sie auf die Folgen." Wie Vielen mag auf diese Weise nicht nur alle Saat, sondern auch jede leibliche und geistige Kraft für die Bestellung ihres kleinen Ackers fehlen, so daß die Noth der Gegenwart auch einer finstern Zukunft entgegensieht!

Wie groß und allgemein darum auch die Noth dieser Zeit in unserem deutschen Vaterlande ist, so hat doch daneben solch namenloses Elend, das so sehr alle gewöhnlichen Gränzen übersteigt, auch ein Recht auf allgemeines Mitgefühl, und es hat dieses auch selbst in den fernsten Regionen gefunden; alle Welttheile hat die Barmherzigkeit vereinigt: Amerika, das so viele Irländer zählt, hat reichlich beigesteuert, selbst in China, in

Afrika wird gesammelt. Darum werden die Worte, welche der heilige Vater, der selbst mit einem reichlichen Almosen vorangegangen, zu den Kindern der katholischen Kirche jüngst gesprochen, in ihren Herzen gewiß einen um so lebendigeren Anklang finden. Daß der Stuhl der Apostel eine allgemeine Zufluchtsstätte aller unglücklichen Völker sei, diese trostreiche Versicherung sendet er seinem Aufruf um Gebet und Almosen für jenes bedrängte Volk voraus: „Für welche konnte und sollte sich's auch besser schicken" (so lauten unter anderen die Worte Pius IX. über diese allumfassende Liebe des katholischen Oberhirtenamtes), „eine väterliche Sorgfalt zur Aufrichtung aller Christen an den Tag zu legen, als für die, welche nach der Lehre unseres Glaubens die Väter und Lehrer aller Christen sind? Und wiederum, wohin sollten sich die bedrängten Völker eher flüchten, als zu Jenen, die, zu oberst in der Kirche stehend, in dieser langen Reihe von Jahren durch die That es bewiesen haben, daß sie von der Liebe Christi gedrängt werden." — Und weiter von der herzzerreißenden Noth Irlands und seines frommen Volkes redend: „Was sollten wir auch unversucht lassen, jenes Volk, das jetzt von harter Noth gedrückt wird, zu erfrischen, da wir ja sattsam wissen, wie treu ergeben Clerus und Volk dem apostolischen Stuhle ist und immer war; in welch strahlendem Glanze selbst in den härtesten Bedrängnissen dieses Volkes Standhaftigkeit in dem Bekenntniß des katholischen Glaubens leuchtet; mit welch angestrengtem Eifer der irländische Clerus die katholische Religion selbst in den entferntesten Landen zu verbreiten bemüht war, und mit welcher Liebe und religiöser Anhänglichkeit das irische Volk in unserer geringen Person den heiligen Petrus erkennt und verehrt, dessen Würde, wie der große Leo sagt, selbst an einem unwürdigen Träger nicht minder wird. Darum beschlossen wir, dieß Sendschreiben an Euch, ehrwürdige Brüder, zu schicken, damit Ihr, im Verein mit Uns, der Noth des irländischen Volkes steuern möget!"

XLV.

Ueber den Geist des Mittelalters mit Bezug auf die Schrift: „Geschichte des Schweizerlandes von David Rüscheler *).“

So wie auf denjenigen, welchem aus seiner stillen, glücklichen, aber in Umfang und Ausstattung sehr bescheidenen väterlichen Heimath noch wenig Anderes bekannt war, der unverhoffte Anblick und der Genuß dessen, was man „die große Welt“ nennt, einen tiefen Eindruck macht; — wenn sich derselbe nunmehr dazu berufen glaubt, jenen für ihn so anziehenden größern Schauplatz in seinen mannigfachen Richtungen zu zu betrachten und zu durchwandern; — während er eine nähere, gründliche Erforschung jener beschränktern kleinen Welt, in der einst seine Wiege stand, seiner Aufmerksamkeit und seiner Bemühung nicht mehr für würdig hält; — eben so mag es in jener Periode, welche von ihren Freunden als „die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften“ bezeichnet wird, manchem ehrlichen Deutschen ergangen seyn, welcher, als die reichen Ueberreste des klassischen Alterthums vor ihm sich eröffneten, von denselben sich gleichsam wie bezaubert fühlte, daß ihm, jenem so groß und herrlich besungenen Helden einer

*) Band I. Hamburg. Verlag von Fr. Perthes. Preis 3 fl. 18 kr. Band II. Schaffhausen. Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 4 fl. 48 kr. im 24 fl. Fuß.

griechischen und römischen Vorzeit gegenüber, das einfache deutsche Landleben, oder das ehren- und nothfeste, aber nichts weniger als romantische, reichsstädtische Bürgerthum ungefähr so vorkamen, wie dem schlichten Landmann nach dem ersten Anblicke eines glänzenden Theaters seine alte, schmucklose Wohnstube.

So begreiflich und verzeihlich aber auch eine solche Ueberschätzung auf der Einen, neben einer unverdienten Geringschätzung auf der andern Seite; — so gingen daraus nichts desto weniger sehr wichtige, auf mehrere kommende Geschlechter sich erstreckende Folgen hervor; — unter welchen eine der wesentlichsten wohl dahin führte, daß man weit mehr die griechische und römische Vorzeit, als die angestammte deutsche zu ergründen sich bemühte, ja daß man vorchristliche und vordeutsche Begriffe auch in unsere deutsche Christenheit hineintrug, die allmählige Entwicklung unserer deutschen Geschichte, von einem stammesfremden Gesichtspunkte aus, beobachtete und darstellte; und dagegen die so merkwürdige, innere Entfaltung des voreltertichen Wesens und Wirkens nur zu sehr außer Acht ließ.

So wie aber derjenige, welcher von der dichterischen Schaubühne übersättigt ist, nicht ungerne zur ungeschminkten Prosa wieder zurückkehrt, so haben wir den Culminationspunkt einer in den letzten fünfzig Jahren bis auf das Aeußerste getriebenen Entfremdung von dem Glauben, den Rechtsbegriffen und den Sitten unserer deutschen Stammväter wohl schon so weit hinter uns, daß auch solche historische Darstellungen, wie die vorliegende, das Interdict derjenigen weniger, als früherhin, zu befürchten haben, welche das Mittelalter zur mitternächtlichen Finsterniß herabwürdigen, den verhängnißvollen Ausbruch der französischen Revolution und dessen Vorboten dagegen als die Morgenröthe eines weltbeglückenden Lichtes lobpreisen, mithin alle schriftstellerischen Arbeiten, welche ihnen nicht beistimmen, gleichsam schon im Keime zu unterdrücken, sich bestreben.

Wenn gleich der Schauplatz, den die Schweizergeschichte

umfaßt, nur beschränkt ist, so wird deren nähere Entwicklung, auch für den deutschen Leser, in sofern nicht ohne Belehrung und Genuß seyn, als, wegen verschiedener Ursachen, der undeutsche Absolutismus bis auf die neuern Zeiten, in keinem von deutschen Stammesgenossen bewohnten Lande weniger, als im Schweizerlande, sich festwurzeln konnte; — weil überhaupt die Schweizer ihre angestammte deutsche Eigenthümlichkeit, namentlich in den Urkantonen, länger, als viele Deutsche erhielten.

So wie aber der, welcher eines alten Ritterschlosses Schicksale beschreiben will, nicht erst bei den Stammeltern seiner heutigen Besitzer anfangen darf, sondern bis auf dessen ursprüngliche Bewohner zurückgehen muß, so durfte auch der Verfasser der vorliegenden Schweizergeschichte nicht nur bei der deutschen Zeit anfangen, sondern er mußte bis auf die römische, ja bis auf die celtische Zeit, d. h. bis auf des Landes erste bekannte Bewohner zurückgehen; — hauptsächlich auch darum, um es ganz klar zu machen, daß die heutigen deutschen Schweizer keineswegs von den alten Helvetiern abstammen; — daß die Völkerwanderung beinahe alle Spuren der celtischen Vorzeit, beinahe alle Spuren der römisch-griechischen Bildung zerstörte; — daß solche nur Eines, daß sie das E v a n g e l i u m des W e l t - E r l ö s e r s nicht zerstören konnte, welches, statt durch jene schonungslosen Stürme verdrängt zu werden, in neuer siegender Verherrlichung auch aus dieser seltenen Prüfung hervorging, indem es den Ueberwundenen, in ihren großen Nöthen, den einzigen Anker verlieh, und hinwiederum die Ueberwinder aus der Finsterniß eines lichtarmen Heidenthums zu der segensreichen Lehre der ewigen Wahrheit hindurchdringen ließ (Band I. S. 76, 77).

Wenn aber nur derjenige, welcher, wo nicht auf's Neue in's Heidenthum zurückzukehren, doch dem menschlichen Uebermuth nichts zu vergeben wünscht, es widersprechen kann, d a ß i m g a n z e n g e r m a n i s c h e n E u r o p a d e r S t a a t a u f d i e K i r c h e s i c h g r ü n d e t e, so wird es besonders in der Geschichte des Schweizerlandes recht einleuchtend, daß die dorti-

gen kirchlichen Stiftungen nicht nur als die Grundlage der germanischen Bildung und der urkundlichen Geschichte, sondern eben sowohl auch als die ersten Fundamente der Anbauung des Bodens und des Wohlstandes seiner Bewohner zu betrachten sind (Band I. S. VI).

Wenn es somit in auffallendem Widerspruche steht, die schweizerischen Klöster als Hindernisse der fortschreitenden Aufklärung darstellen zu wollen, während man nur aus den Archiven dieser Klöster über die älteste Geschichte des Schweizerlandes die erwünschte urkundliche Aufklärung sich verschaffen kann; — wenn, ohne diese Klöster, dunkle Wälder den Boden, heidnische Roheit dessen Bewohner noch lange verfinstert hätten; — wenn namentlich das Kloster St. Gallen, Jahrhunderte hindurch, als Mittelpunkt und Pflanzschule wissenschaftlicher Ausbildung zu betrachten war (B. I. 147, 177); — wenn mit dem Besitzthum der Kirchen und Klöster das Ansehen ihrer Vorsteher, mithin der Einfluß der Kirche auch auf weltliche Angelegenheiten sich vermehrte (B. I. 145); — so ergibt sich, bei unbefangener näherer Untersuchung, wie unbillig es seyn würde, wenn man das viele Ungute, das in den Zeiten des spätern Mittelalters, innerhalb und außerhalb der Kirche, sich kund gab, der Kirche selbst zuschreiben wollte; — indem das Verderben nicht von der Kirche in die Welt hinaus, sondern vielmehr, durch Beimischung fremdartiger, unreiner, ja feindlicher Elemente, aus der Welt in die Kirche hineinkam (B. II. 278).

Wenn für dieser Behauptung nähere Begründung auf das Werk selbst verwiesen werden muß *), so sind, die Anfechtungen betreffend, welche die Kirche, im Laufe der Zeiten, zu bekämpfen hatte, die innern von den äußern wohl zu unterscheiden **); — die Erstern um so sorgfältiger zu beachten, als

---

*) Band I. S. 146, 210, 265. Band II. S. 277—279.

**) Band II. S. 221 — 226.

solche, der Kirche Gottes gegenüber, ein Vernunftgebäude aufzuführen sich bemühen, an welchem (wie einst beim Thurmbau zu Babel) seither noch immer gebaut wird (B. II. 221). — So geschah es, daß, nachdem die Christenverfolgung (B. I. 52) und auch die äußern Stürme (B. I. 130) aufgehört hatten; — seither der Feind der Wahrheit desto mehr seine Anstrengungen verdoppelte, um die christliche Kirche in ihrem Innern zu entzweien und zu vergiften (B. II. 249).

Daß es aber auch nicht weniger ungegründet seyn würde, wenn man, aus dem politischen Gesichtspunkte betrachtet, den kirchlichen Stiftungen vorwerfen wollte, daß solche den Fortschritt der Landesbewohner zu größerer Freiheit verhindert hätten, ergibt sich schon daraus, daß, nach der treffenden Bemerkung eines unbefangenen schweizerischen Geschichtschreibers, von den dreizehn alten Schweizercantonen achte unter geistlicher Herrschaft emporgekommen sind, und von den zugewandten Orten, mit Ausnahme eines einzigen, alle unter dem geistlichen Stabe standen (B. I. S. VI). — Neben dem, daß, schon im Allgemeinen, das kirchliche Regiment (sowohl seiner innern Natur nach, als weil es nicht erblich und zum Theil corporativ, minder und weniger folgerecht war) Rechtsverletzungen von Seite des Herrschers bedeutend erschwerte, — vermehrte Berechtigungen, in gleichem Maße, erleichterte (B. I. 354); — so geht aus der besondern Geschichte der kirchlichen Stifter und ihrer Umgebungen klar hervor; — daß, beinahe überall, weit eher die Befugnisse ihrer ursprünglichen Unterthanen, als ihre eigenen Befugnisse sich erweiterten, ja, daß solche schon damals, mit weit größerem Recht, über mehrseitige Bedrückung sich zu beklagen hatten, als daß man, umgekehrt, über eine geistliche Gewaltherrschaft auf weltlichem Gebiet sich hätte beschweren können (B. II. 265). — Indem auch hiefür, um nicht ausführlich zu werden, auf das Werk selbst zu verweisen ist*), mag es als bezeichnend genügen, daß, beim Abschluß des

*) Band II. S. 263, 272, 560.

Obern Grauen Bundes (am 16. März 1424) ausdrücklich festgesetzt wurde, daß, wenn eine Aenderung mit einem Abt von Disentis geschehe, alle, die in diesen Bund gehören, der Sachen dieses Gotteshauses sich nicht annehmen sollen, einen Abt zu setzen, daß sie einen Abt und die Klosterherren, und was zu dem Gotteshaus gehört, in allen ihren Sachen, Nutzen, Zinsen, Freiheiten und Gewohnheiten ungeirrt lassen sollen u. s. w. (B. II. 272); — so wie, daß in Folge einer zwischen Abt und Convent von St. Gallen fortdauernden Entzweiung der Erstere, am Samstag vor heil. Lichtmeß 1455 mit der Stadt St. Gallen einen (freilich schon am 6. August 1456 wieder für ungültig erklärten) Vertrag abschloß, nach welchem, gegen Entrichtung von 1000 rheinischen Gulden, alle hohen Vogteien des Stiftes der Stadt zugehören und verbleiben — — — —; die Strafgelder der Abt und die Stadt gemeinschaftlich theilen, jeder Theil das Mannschaftsrecht hat, der Abt die Besetzung des Hofgerichtes dem Stadtrath überläßt u. s. w. (B. II. 381, 382).

Eine kirchliche Gewaltherrschaft auf weltlichem Gebiete war aber schon darum nicht leicht gedenkbar, weil, zur Zeit des Mittelalters, hauptsächlich im germanischen Europa, in der Regel auch keine weltliche Gewaltherrschaft überhaupt sehr selten weder unbedingte Herrschaft, noch unbedingte Knechtschaft zu finden war; — indem namentlich das römische Reich deutscher Nation eine lange Stufenfolge gegenseitiger Berechtigung und Abhängigkeit bildete, an deren Spitze, streng genommen, allein der Kaiser der vollkommen unabhängige Herr war (B. I. 328). — Obgleich, auch im Mittelalter, des Unbilligen, Ungerechten, ja Gewaltsamen vieles geschah, wie solches, unter veränderten Formen und Verhältnissen, noch immer geschieht; — so lag dagegen, in der Stellung der Individuen und der Corporationen, der Unterschied zwischen damals und jetzt hauptsächlich darin, daß damals die Menschen noch von keinen allgemeinen Theorien sich beherrschen ließen, daß sie mithin wohl öfters ein besonderes, weit

seltener hingegen ein allgemeines Unrecht zu erdulden hatten (B. I. 357).

Wenn jenes Festhalten an der unwandelbaren Gerechtigkeit mit dem damals noch vorherrschenden religiösen Gefühl, mit der Furcht vor der das Unrecht verfolgenden göttlichen Strafe auf's Engste zusammenhing; — so wäre es auch (wenigstens im spätern Mittelalter) vielen größern und kleinern Herrschern, über ihre Unterthanen eine unbedingte Herrschaft auszuüben, nicht leicht möglich geworden, weil es ihnen hiezu meistens an Kraft gebrach.

Gerade darum, weil der Grundbesitz als die Grundlage aller persönlichen Verhältnisse des Mittelalters zu betrachten war (B. I. 285), weil bei dem frühern beinahe gänzlichen Mangel des Geldes *) die gegenseitigen Leistungen theils in Naturalien, theils in lehensweiser, pfandweiser oder eigenthümlicher Ueberlassung von Grundstücken geschehen mußten, so konnte, so wie der Gebrauch des Geldes allgemeiner wurde, der desselben ermangelnde Grundbesitzer kaum anders, als durch Verpfändung oder Verkauf seines Grundeigenthums solches sich verschaffen; — indem er, je mehr er des Geldes bedurfte, und je weniger er seine Pfänder einzulösen vermochte, in seiner Oekonomie desto tiefer herabsank (B. II. 9).

Da nun in früherer Zeit Grundbesitz und Grundherrschaft gleichbedeutend, und da die Grundherren hauptsächlich den Adel bildeten, da man nicht annehmen darf, daß diesen Grundherren der volle Ertrag ihrer öfters sehr ausgedehnten Grundherrschaften zu gut gekommen sei, weil sie, in Ermanglung hinreichender Arbeiter, um solche selbst zu bebauen, öfters zu theilweiser Verpachtung sich gezwungen, und zuletzt,

*) Bd. I. S. 259. — Es ist ein Inventarium Kaiser Carls des Großen in Schwaben übergeblieben, da finden sich 47 Stück Hornvieh, 300 Stück kleineres Vieh, 740 Juchert Acker, Wiesen zu 610 Karren Heu u. s. w. Aber die ganze Baarschaft ist 3 Schilling. Bd. II. S. 287.



von dem größern Theil ihrer Ländereien, nur auf ein bestimmtes, jährliches Naturaleinkommen sich beschränkt sahen (B. II. 176); — da dieselben mithin an dem Ertrag ihrer Besitzungen und an gewissen, scharf abgezirkelten Einkommenszweigen sich begnügen mußten, direkte oder indirekte Auflagen und Steuern, nach Gutbedünken oder Bedürfniß aufzulegen, nicht befugt waren (B. II. 110); — da die adelichen Grundbesitzer den durch ihre ordentlichen Einnahmen nicht zu deckenden Mehrbedarf nur durch Verkäufe oder Verpfändungen decken konnten; — da sie somit mit ihren Passiven, von einem Gläubiger zum andern, gleichsam sich durchschleppen mußten (B. II. S. V); — so bedarf es wohl keines weitern Beweises, daß von Herrschern, die selbst so sehr gedrückt waren, ihre Unterthanen nicht leicht eine willkührliche Bedrückung zu befürchten hatten.

Was aber die allmählige Verarmung eines großen Theils der einst angesehenen und mächtigen Grundbesitzer noch wesentlich beförderte, war die Seltenheit des Geldes und dessen daraus hervorgehende übermäßige Verzinsung an die ursprünglich nur israelitischen *), später auch an die lombardischen Geldwechsler **); — in Folge welcher hoher Zinse das Schuld-Capital, wenn der Schuldner solches nicht regelmäßig verzinsen konnte, nur zu bald sich verdoppelte, mithin auch die Zins-

---

*) Nicht weniger als 2 Denarien vom Pfund in der Woche (44 Procent) war um das Jahr 1283 der in Bern gewöhnliche Zinsfuß. — Der rheinische Bund verboth, daß kein Jude mehr nehmen soll, als wöchentlich vom Pfund 2 Pfenning; entlehne man aber auf ein Jahr, so soll er sich mit 4 Unzen von dem Pfund begnügen. — Dieses machte also 43 und 25 von Hundert. Band I. S. 311. Band II. S. 285.

**) Band II. 50, 51, 287. — Auch die Florentiner hielten Banken schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Sie hielten gleichen Schritt mit den Lombarden. Zwanzig vom Hundert war die gewöhnliche Taxe der florentinischen Geldausleiher, und es war nicht selten, daß sie 30 bis 40 nahmen. Band II. 50.



laſt verhältnißmäßig sich vergrößerte, und desselben vollständigen ökonomischen Untergang sehr beschleunigte (B. II. 286).

Wenn indeß der Besitz des Geldes der Städte Emporsteigen, wie dessen Entbehrung des Adels Sinken beförderte, so hatten solches die Städte weniger ihren ältern, als ihren neuern Bürgern, d. h. weniger dem aus kleinern freien Grundbesitzern bestehenden ursprünglichen Stamm ihrer Bürgerschaft*), als dem erst später in den Städten sich festsetzenden bürgerlichen Gewerbsstande zu verdanken; — indem die mit seinem zunehmenden Wohlstande steigenden Ansprüche des Letztern, gegenüber dem herkömmlichen Stadtregimente des Erstern, lange dauernde, jedoch zu ganz ungleichen Resultaten führende, innere Kämpfe veranlaßten, je nachdem es, wie z. B. in Bern**), den ältern Geschlechtern gelingen konnte, ihr Uebergewicht zu behaupten; — oder, in sofern umgekehrt, wie in Zürich***), die ursprünglich nur gewerblichen zu politischen Genossenschaften, zu Zünften sich erhoben. — Es bemühten sich diese Zünfte zwar überall, wo sie die Oberhand gewannen, auf der Patricier Kosten, ihre Rechte immer weiter auszudehnen****); — hielten aber gleichzeitig sowohl an ihren Zunftrechten, als an den Stadtrechten so unerschütterlich fest, daß sie derselben sicherste Grundlage bildeten; — indem solche keineswegs mit den (nach Bevölkerung und Oertlichkeit abgemessenen, jedes innern Lebens entbehrenden, und daher öfter nur mit Mühe vollständig zu sammelnden) Wahlkreisen und Wahlsectionen unserer Zeit, sondern weit eher mit selbstständigen kleinen Gemeinden, oder mit unter einander verbundenen großen Familien zu vergleichen sind, deren Glieder, in ihrem Berufe und im häuslichen Leben mit der Genossenschaft in engem Zusammenhange stehend, Frieden und Krieg, Freude und Leid mit

---

*) Band I. 328. Band II. 17.

**) Band II. S. 146.

***) Band II. S. 25.

****) Band II. S. 182, 362, 410, 417, 550.

einander theilend, auch durch größere politische Stürme nicht getrennt werden konnten (B. II. 551).

In Folge dieses innigen Zusammenhanges der die städtischen Bürgerschaften bildenden Zünfte und Geschlechter wurde es mehrern Städten möglich, sowohl innerhalb ihrer Stadtmauern einer vollständigen Unabhängigkeit immer mehr sich zu nähern, als, auch außerhalb derselben, Grundherrlichkeiten sich zu erwerben, d. h. ungefähr diejenige Stellung einzunehmen, welche früherhin der Adel inne gehabt; — welche Veränderung jedoch weit mehr auf das Recht, als auf die Gewalt sich gründete; — indem der allmählige Fortschritt jener Städte bis zu gänzlicher Freiheit weit mehr auf Freiheitsvertheilung, als auf Freiheitsergreifung beruhte, dieselben ihre grundherrlichen oder vogtherrlichen Rechte mehr erkauften, als eroberten; — hauptsächlich aber, weil solche in ihren neu erworbenen Herrschaften keine Ausdehnung ihrer Herrscherrechte sich erlaubten, sondern genau in die Stellung ihrer Vorgänger eintraten *).

Wenn überhaupt das alte deutsche Reich, von den ersten bis zu den untersten Ständen herab, ein Aggregat gegenseitig Berechtigter und Verpflichteter bildete; — wenn so wie der Kaiser innerhalb der Gränzen seiner Macht unumschränkt handeln, über seine eigenthümlichen Einkünfte frei verfügen konnte, und nur dann des Rathes der Stände bedurfte, wo die Rechte derselben es erforderten; — wenn so auch jeder Deutsche in dem Gebiete seiner eigenthümlichen Berechtigungen frei handeln konnte (B. I. 432); — wenn man mithin, weit entfernt, von dem deutschen Reiche eine widerrechtliche Bedrückung zu befürchten, im Gegentheil dasselbe als Schutzwehr gegen Unterdrückung betrachtete; — wenn man gerade darum an die schweizerische Eidgenossenschaft anzuschließen sich bemühte, um die Reichsunmittelbarkeit desto sicherer zu behaupten; — so ist es

*) Band II. S. 34, 35, 107, 111, 169, 236, 522, 525.

um so leichter zu begreifen, daß die schweizerische Eidgenossenschaft ursprünglich keineswegs eine Abtrennung von dem Reichsverbande, sondern vielmehr die Erwerbung oder Erhaltung der unmittelbaren Verbindung ihrer Bundesglieder mit dem Reiche (ihre Reichsunmittelbarkeit) bezweckte (B. II. 416).

Wenn hingegen die schweizerischen Eidgenossen, auch dem deutschen Reiche gegenüber, späterhin eine freiere Stellung zu behaupten suchten, und zuletzt von demselben sich absonderten; — so würde man nichts destoweniger den alten Schweizern Unrecht thun, wenn man sie, um deßwillen, gleichsam als Abgefallene, betrachten, wenn man einer Verläugnung ihres deutschen Ursprungs sie beschuldigen wollte.

Wenn, theilweise durch demagogische Empörungsversuche hervorgerufen (B. II. 531), schon im fünfzehnten Jahrhundert vorzüglich im romanischen Europa eine uneingeschränkte (absolute) Herrschergewalt immer mehr geltend zu machen sich bestrebte (B. II. 532); — wenn auch die Schweizer zur Zeit der Armagnaken (B. II. 355), — später zur Zeit Petrus von Hagenbach (B. II. 439) jene Gewaltherrschaft bereits ihren Gränzen sich nähern sahen; — so glaubten sie in dem Reichskammergericht und der Reichssteuer des gemeinen Pfennings (wenn schon unter gesetzlichen Formen) ähnliche, auch sie selbst bedrohende absolutistische Tendenzen zu erblicken, mithin zu derselben Bekämpfung alle ihre Kräfte aufbieten zu müssen.

Wenn auch bei der Aufstellung des Reichskammergerichtes die wohlmeinende Absicht obwalten mochte, dem sogenannten Faustrecht dadurch ein Ziel zu setzen; — so war gleichzeitig die Tendenz nicht leicht zu verkennen, die unbeschränkte Herrschergewalt der altrömischen auch auf die deutschrömischen Kaiser zu übertragen; — sodann aber eine durch die Doctoren der Rechte geleitete richterliche, allmählig der kaiserlichen Gewalt zu substituiren (B. II. 575, 578).

Dieser, unter kaiserlicher Firma, emporstrebende, schonungs-

lose Gerichtszwang *) gründete sich auf das (von der bolognesischen Hochschule ausgehende) Bestreben, dem deutschen das römische Recht zu substituiren (B. II. 405); — und verband sich nur zu leicht mit einer ähnlichen Tendenz, statt der bisherigen loskäuflichen, örtlichen, — eine neue allgemeine, persönliche Reichssteuer einzuführen (B. II. 576, 578).

Nur zu wohl mochten die damaligen Schweizer es einsehen, daß neben den mit ihren Befreiungsurkunden im Widerspruch stehenden zunächst liegenden Beschwerden, welche ein neuer Gerichtszwang und eine neue Steuerforderung ihnen auferlegt haben würde, eine noch weiter gehende Tendenz sich in Aussicht stellte, auf Kosten der wohl hergebrachten und wohlerworbenen besondern Rechte eine allgemeine Rechtsgleichheit, oder vielmehr auf Kosten der Gerechtigkeit eine gleichförmige Gewaltherrschaft durchzuführen.

Diese im Laufe der Zeiten immer weiter gehende Centralisations-Tendenz bis an ihren Ursprung zu verfolgen, ist um so interessanter, weil man, auch noch im spätern Mittelalter, für die einer solch künstlichen Umgestaltung entgegengesetzte natürliche Entwicklung sehr sprechende Vergleichungspunkte findet.

Wenn der letzte Graf von Toggenburg, dessen Gebiet vom Züricher- bis an den Bodensee, und bis an die Gränzen des Tirols sich erstreckte, welcher, während eines halben Jahrhunderts, mit seltener Consequenz seine Herrscherrechte festhielt, dennoch seine zahlreichen Besitzungen keineswegs zu einem einzigen politischen Ganzen vereinigte, sondern je nach der Art

*) Wie kostbar der Rechtsgang für die vor das Reichskammergericht geladenen Parteien werden konnte, scheint ein, im siebenzehnten Jahrhundert, von Florian Wachter von Schlettstadt gegen die Gerichte von Basel bei dem Kammergerichte zu Speyer anhängig gemachter Rechtsstreit zu beweisen, der von 200 Gulden, um welche es anfänglich zu thun gewesen, durch dessen unnützes und weitläufiges Gesuch bis auf 40,000 gestiegen. Band II. S. 575.

ihrer Erwerbung unter verschiedenen Rechtstiteln sie beherrsch-
te (B. II. 291); — wenn, nach der Einnahme des Thurgaues
durch die Eidsgenossen, eine der wesentlichsten Veränderungen
nur darauf sich beschränkte, daß an des österreichischen Land-
vogtsstelle ein schweizerischer trat, wenn die landvögtlichen
Rechnungen gewöhnlich mehr Ausgaben als Einnahmen zeig-
ten (B. II. 395); — wenn es beinahe vierhundert Jahre dau-
erte, bis alle Gerichte und Gemeinden des rhätischen Alpen-
landes von allen Unterthanspflichten und Abhängigkeitsbanden
frei wurden, und in den Besitz aller höhern und niedern Herr-
scherrechte gelangten; — wenn mithin jedes Land, wo der ein-
fache, naturgemäße Fortschritt von vollständiger Abhängigkeit
bis zu vollständiger Unabhängigkeit auf keine gewaltsame Weise
beschleunigt oder verzögert wird; — eine mannigfaltige Un-
gleichheit darstellt; — so wird solche noch überall zu finden
seyn, in sofern man, um sie verschwinden zu lassen, sich nicht
dazu entschließen kann, dem Einen seine wohlerworbenen Rechte
zu entreißen, um solche dem Andern, dem sie nicht angehö-
ren, zuzutheilen, d. h. eine ungerechte Gleichheit, auf Kosten
der Gerechtigkeit und wahren Freiheit zu erzwingen (B. II.
589, 591).

Wenn auch somit die Begründung und successive Erweite-
rung der schweizerischen Eidgenossenschaft keineswegs
der Tendenz einer politischen Umgestaltung, sondern vielmehr
dem Bedürfniß der Selbsterhaltung zugeschrieben werden muß
(B. II. 1); — wenn der eidgenössische Bund hauptsächlich da-
hin zielte, die Freiheiten, Rechte und Besitzungen jedes einzel-
nen Bundesgliedes zu beschützen und zu erhalten (B. II. 297);
— wenn es, auch für die spätern Bundesglieder, keineswegs
darum sich handelte, neue Freiheiten, sondern vielmehr eine
neue Garantie für ihre alte Freiheit zu gewinnen (B. II. 615);
— wenn die selbstständige, innere Entwicklung jedes einzelnen
Bundesgliedes von derjenigen der übrigen ganz unabhängig
mehr und weniger verschieden ist; — so muß es ganz einleuch-
tend werden, daß der Zweck der zur Erhaltung der Selbst-

ständigkeit der Bundesglieder abgeschlossenen Schweizerbundes; und die Tendenz, diese Bundesglieder einer sogenannten Bundesgewalt, d. h. einer Centralregierung zu unterwerfen, derselben Selbstständigkeit, wo nicht zu zernichten, doch bedeutend zu beschränken, zwei entschiedene Gegensätze bilden, daß mithin jede Bundesrevision, in letzterm Sinne, mit der Natur, mit der Geschichte und dem glücklichen Fortbestand des Schweizerbundes in entschiedendstem Widerspruche sich befindet.

Unter der Voraussetzung, daß es für die Leser der historisch-politischen Blätter von größerem Interesse sei, eine ausführlichere Darstellung der wichtigsten Schlußfolgerungen aus der vorliegenden Schweizergeschichte statt einer ermüdenden, chronologischen Uebersicht ihres mehrseitigen Inhaltes zu empfangen *); — darf nur noch beigefügt werden, daß der Verfasser sich bemüht hat, durch den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen eine Art von objectiver Stammfolge herzustellen, daß derselbe aber, vor Allem auf die erste Ursache, auf die allweise Leitung Gottes zurückgehen mußte, deren, wenn auch nur sehr unvollkommene Andeutung dennoch zu der wesentlichen Beruhigung führt, daß der Allmächtige auch die verkehrtesten menschlichen Anschläge in ihren (außer unserer Berechnung liegenden entferntern) Folgen zur Beförderung Seiner besten und heiligsten Zwecke umzuwenden nie unterläßt.

*) Der erste Band geht von den ältesten Zeiten bis zum Ewigen Bund der drei Waldstätte im Jahre 1315; — der zweite Band begreift den Zeitraum von 1315 bis 1516; von der Begründung des Schweizerbundes bis zum (sogenannten) Ewigen Frieden mit Frankreich.

XLVI.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

V.

Lauf der ältesten Mauer.

Geht man zur Bâb el Chalil, oder der Pforte, die nach Bethlehem, Hebron und Jaffa, auch Porta David und Pilgerthor genannt, herein, und am Schloße Davids oder dem Thurme Hippikus, welchen der jüdische Geschichtschreiber als den Anfang der ersten Mauer bezeichnet, westlich vorüber, so führt eine Gasse, die bei den Kreuzfahrern sogenannte Davidsstraße, geraden Laufes hinab nach dem Bazar. Hat man diesen erreicht, so läuft gleich am Eingange in die bedeckten Buden genau im rechten Winkel links ab noch eine, mehr als doppelt so lange Gasse gerade. so direkt und ohne eine Unterbrechung nach dem Damaskusthore. Betrachten wir die nächste beste Stadt, namentlich eine so dicht angebaute, wie Jerusalem dem Josephus zufolge war, so sind die Straßen im Innern alle eng und winkelig gebaut, und von einer Symmetrie oder geraden Anlage ist wenig die Rede, weil der Gedanke der ersten Niederlassung nicht auf eine so weite Ausbreitung ging. Nur jene, welche der Stadtmauer entlang (hinter der Mauer) laufen, oder in der Neustadt vor dem Thore angelegt werden, und die äußere Wellenlinie zur Altstadt bilden, befolgen eine geradere Richtung. Wir wollen der Untersuchung nicht

vorgreifen, doch ist die Beobachtung auffallend, daß die bekannten drei Hügel, Sion, Moria und Akra durch diese beiden Straßenlinien eingeschlossen werden.

Geht man also, wie erwähnt, die Davidsstraße hinab, so bildet dieser Tiefweg zwar kein besonderes Thal, wie Robinson das Thal Tyropöon hier entspringen lassen wollte, doch steigt man hin und hin in den Seitengäßchen zur Rechten über eine Anhöhe, wie über den natürlichen Abhang des Hügels Sion oder über einen künstlichen Wall hinauf. An der ersten Ecke zur Linken oder gegen das heilige Grab hin aber hat man, wie erwähnt, die stark verwitterten kolossalen Ruinen eines Vorwerkes, des Thurmes Phasael oder Mariamne vor sich. Wir verfolgen aber unseren Weg in der Davidsstraße weiter, und bemerken hier bei dem zweiten Bogen, welcher über die Gasse ragt, auf einmal nicht mehr die arabische, sondern römische Construction. Zugleich sind die Steine zur Rechten oder Südseite, wo man noch im Rücken der Häuser altes Gemäuer hervorragen sieht, von großer Dimension, während sie zur Linken in das hier angebaute städtische Kornhaus von arabischem Style sich verlieren.

Wir merken uns diese Stelle, und gehen indeß weiter wieder bis an den Bazar, wenden uns jedoch an der nächsten Ecke südlich im rechten Winkel ab, in die Straße nach dem Sionsthore zu, so haben wir hier, so bald wir über den Abhang und die am Boden liegenden Säulen hinaufgestiegen sind, und mit wenig Schritten am Eingange eines Gebäudes stehen, durch dessen Hallen die Straße weiter führt, linker Hand, so zu sagen zu Füßen, ein uraltes, bis über die Hälfte in den Schutt versunkenes Stadtthor, aus stark verwittertem, schwarzgrauem Gestein, welches seinem ganzen Ansehen nach offenbar in die gleiche Zeit mit jener oben erwähnten ältesten Tempelpforte im Süden des Moria und der jetzigen Moschee el Aksa gehört, und gleich daran etwas östlich drei Thore im Rundbogenstyl, wahrscheinlich aus der herodischen Zeit stammend, und mit der sogenannten schönen Pforte oder dem korinthischen Thore auf der Oelbergsseite harmoniren. Die Mauer in der Richtung dieser unlängst entdeckten, uralten Stadtpforte mußte direkt gegen das Damaskusthor hinlaufen; man hält sie darum für Gennath oder das Gartenthor, welches, wie aus Josephus bekannt ist, noch zur Sionsmauer gehörte und den

Anfang der zweiten Mauer bildete, er sagt jedoch nicht, daß es an den Thurm Hippikus sich anschloß.

Doch wir schreiten nicht dem Sionsthore zu, wo die große Wasserleitung von den salomonischen Teichen hereinzieht, an der schon dieser König und zuletzt noch Pilatus gebaut, sondern wir bleiben vor dem offenen Gebäude auf dem Walle stehen, und gehen in die Seitengasse zur Rechten hinauf, so kommen wir hier in die sogenannte Porta feriale oder an's eiserne Thor, zu welchem Petrus nach seiner wunderbaren Erledigung aus der Haft von Sion heraus geflüchtet seyn soll — denn wir befinden uns hier in der Freiung der alten Stadt. Säulenschäfte und zierliche Kapitäler sind hier in die Mauer eingeschlossen, eine Colonne liegt bei der Antrittsstufe am Boden, der Weg durch diese Pforte führt zum neuen englischen Hospitale. Die Legende bezeichnet diese Porta feriale, welche in gerader Richtung mit dem Laufe der Straße und hinter dem parallelen Wall von der Burg Davids herab steht, als ein Thor in der alten Sionsmauer; vielleicht war es eine Nebenpforte mit einer eisernen Thüre, wie man dergleichen noch zu Jerusalem zur Versicherung an allen bedeutenden Orten, besonders an Kirchen und Klöstern hat.

Doch kehren wir in die Davidsgasse zurück, und durchschreiten den bedeckten Bazar geradewegs zur großen Moschee el Harâm hinab, so stehen wir auf einem merklichen Erdwall, der nun zu beiden Seiten mit Gebäuden überstellt ist. Da uns aber in Kurzem der nächste beste Muhammedaner im Weitergehen verhindert, damit wir uns nicht in den Vorhof und das Heiligthum des Islam verlaufen, so beugen wir den letzten Seitenweg südlich hinab zur Gegend des jüdischen Klageorts; steil und schmutzig ist der Pfad, denn wir sind in den Quartiren der Juden: aber mit einmal stehen wir wieder an einem hohen Erdaufwurf, der in der Mitte zwischen Moria und Sion, doch mehr zum letzteren Hügel sich hält, während weiterhin hohe, zackige Cactusbäume und einige friedliche Palmen den steilen Abhang des Sion und die hier liegenden Cadaver verdecken. Hier in der Gegend lag Millo, d. h. die Füllung, welche die Stelle einer Mauer vertrat, bis Salomo die Stadt Davids auch da schloß; und hier ha-

haben wir das „Thor zwischen den beiden Mauern zu suchen, zu welchem König Zedekias in den letzten Tagen des Reiches hinausfloh. (Jerem. XXXIX, 4.)

VI.

Lauf der zweiten Stadtmauer.

So hätten wir also die Nordostseite der alten Sionsmauer verfolgt, die andere oder die Thalhälfte nach Süden hin anzugeben, wo alte Mauerreste und zerfallene Cysternen um den ganzen Hügel her den einstigen Stadtumfang bezeichnen, liegt uns nicht ob, weil sie nichts zur Entscheidung der Frage beiträgt, ob Golgatha ursprünglich innerhalb der Altstadt gelegen. Verfolgen wir aber nun in vertikaler Richtung die Mauer an der Westseite des alten Jerusalems, so dürfen wir hier nur vom Damaskusthor unseren Ausgang nehmen. Vom Jaffathor angefangen, wie wir hörten, ziehen sich um alle drei Hügel in der Richtung nach Morgen die Thäler als unübersteigliche Wallgräben bei einer Belagerung. An der Nordostecke der Stadtmauer, beim äußersten Thurme, den einst der ritterliche Tankred zuerst erstieg und damit die Erstürmung Jerusalems begann, sehen wir ehemals die Straße durch einen alten Graben unterbrochen, der vom Damaskusthor sich herziehend bis in das Thal Cedron auslief, und den jetzt aufgeschütteten Weg durchstach. Hier läuft zugleich ein Weg nach Anata und Dscheba, dem alten Anathot und Geba hinab und jenseits wieder hinauf. Hier muß auch die Nordgränze der alten Stadt und ihrer Mauer gewesen seyn. Wir gehen nur eine kurze Strecke an diesem nördlichen Graben hin, dem frühern Ephraim- jetzt Damaskusthore zu, so sehen wir ein großes Wasserbassin, **Birket el Hidschah**, zur Linken, welches in seinem Umfange zwar nicht dem **Birket Hammam** oder dem bei den Christen sogenannten Schafteiche vor dem Oelbergethor zu vergleichen ist, aber eine beträchtliche Tiefe hat, so wie es denn überhaupt scheint, als habe man bei der ersten Vornahme der Austiefung den Stadtgraben zu ergiebigen Steinbrüchen benützt. Die ganze ungeheure Grotte des Jeremias, die wir jetzt vor uns erblicken, ist ein

solcher ausgebeuteter Steinbruch, ja der umfangreiche Hügel hing früher mit dem Berge Akra zusammen, und ward nur abgegraben und durchhauen, um sowohl Baumaterial zu liefern, als die Befestigung Jerusalems nach der Nordseite zu bewerkstelligen. Noch läuft die Stadtmauer hier über schräge Felsen hinauf und wieder herab; in der Tiefe, hart am Rande der äußeren Straße, ist eine malerische Schlucht ausgesprengt, wo sich der Bau der Steinbrüche gar nicht verkennen läßt: man sieht ja noch die Oeffnungen, wo die Keile hineingetrieben waren. Noch weiter hin sind ein paar lange und tiefe Cisternen, in welche nach der Sage Jeremias hinabgelassen und so gefangen gehalten wurde. Ja von dem erwähnten Teiche zu dem am Schafthor soll sich selbst eine unterirdische Wasserleitung hinziehen. Das alles ist nicht ein Werk der spätern Zeit, wir finden in der Folge nirgends etwas davon aufgeschrieben; wohl aber steht im ersten Buche der Könige III, daß Salomo die Mauern um Jerusalem her ausbaute; ferner ist im zweiten Buche der Chronik XXV, 23. aufgezeichnet: „Amasia, der König von Juda, riß die Mauern zu Jerusalem, vom Ephraimthore bis an das Eckthor, vierhundert Ellen in die Länge ein.“ XXVI, 9. „Und Usia, sein Sohn, baute Thürme am Eckthor und am Thalthor und anderen Ecken, und befestigte sie.“ (Vgl. XXVII, 3. XXXIII, 14.) Es ist also ein riesiges Unternehmen von hohem Alterthume. Gewaltige Baustücke liegen zugleich im Grund der Mauer, die seit der ältesten Zeit nie von ihrer Stelle gerückt wurden.

Wir stehen aber nun am Damaskusthore, sehen von außen die beiden großen Cisternen vor jedem der Thürme, entsetzen uns aber vielmehr an dem cyklopischen Bau dieser Letzteren, worauf bereits Robinson aufmerksam gemacht, doch eine übereilte Folgerung, einer umfangreichen Mauerfortsetzung gegen Abend hin, daraus gezogen hat. Wirklich lesen wir nun bei Nehemias XII, 38 von der Einweihung des Ephraimthores, des Thores der alten (Stadt oder Mauer?). Diese Grundsteine an den beiden Thorthürmen sind mit ihren Rändern bis zu einer beträchtlichen Höhe ganz jenen aus der salamonischen Periode am Tempelberge ähnlich. Nahm aber die Mauer, was gar keinen Widerspruch erleidet, von der Nordostecke bis zum Damaskusthore von jeher diesen Lauf, so

müßte ja Bezetha von jeher zur Altstadt gehört haben, wenn Bezetha und nicht Akra der Name des Hügels ist, der nördlich dem Tempel gerade gegenüber liegt. Was soll aber dann der Name Neustadt hier bedeuten? Ist dagegen der Hügel auf dieser Seite Akra, der auch unbestritten immer zum alten Jerusalem gehörte, so brauchen wir nicht weiter mit Robinson die Notiz des Josephus Flavius in Zweifel zu ziehen, daß Akra von tiefen Thälern umgeben gewesen sei.

Ich ging durchs Thor, um mir die Thürme näher zu beschauen, und stieg zur Linken den Hügel Akra hinan, um von der Höhe aus noch einmal eine Uebersicht der Stadtlage zu gewinnen. Hier beim Damaskusthor lief sichtlich das Thal Tyropöon herein, und noch jetzt, obwohl die Trümmer der ganzen Stadt den Grund verschüttet haben, zieht sich die Tiefe nach dem Berge Sion hin, und in der ganzen Breite hatte sich die Unterstadt angebaut, während wir von einer Anlage weiter hinaus ursprünglich nirgends lesen. Akra hieß dieser Hügel von der Akropolis oder Burg Baris, durch deren Besitz die Syrer lange den Tempel beherrschten, während die Juden schon den Berg Sion inne hatten und mit starken Mauern befestigten (I. Makk. X, 11, 32). Wenn aber die Makkabäer Akra nach der Eroberung abgruben und den Thalgrund mit dem Schutte ausfüllten, so kann dieß nur von der Stätte verstanden werden, wo nachmals wieder die Burg Antonia erbaut ward. Sonst wurde von Akra nichts abgegraben, außer in frühester Zeit die Nordspitze, wodurch der Berg mit der jetzt so genannten Felsengrotte des Jeremias zusammenhing. Der Hügel Akra ist übrigens noch fast so hoch, wie gegenüber der Sion, und möchte früher vielleicht einzig so weit erniedrigt worden seyn, daß man nicht von ihm aus in den Tempelhof hinabblicken und die Priester bei ihren Opferverrichtungen beobachten konnte, eine Vorsicht, die ja auch die Priester später zwang, die Hallen gegen Westen mit einer Mauer zu überhöhen, um durch den Vorbau die Aussicht vom neuen Pallast des Königs Agrippa nach dieser Seite abzuschneiden. Josephus sagt, daß Akra seit der Einfüllung des Zwischenthales unter den Asmonäern mit dem Moria gleichsam Ein Ganzes bildete. Wie wäre dieß aber der Fall, wenn der jetzige Grabhügel als Akra angenommen wird, wo noch das Thal

Tyropöon in seiner ganzen Ausbreitung die Scheidung von Moria bildet? Ferner wissen wir: daß Akra und Sion durch dasselbe Thal geschieden waren. Die Stadt Davids und das Quartier der heiligen Grabkirche sind, wie erwähnt, nur durch eine hohle Gasse, die Davidsstraße, getrennt.

Während dieser örtlichen Betrachtung fiel mir auf's neue ein grüner Erdwall auf, der sich westlich vom Damaskusthore angefangen in Einer Strecke bis gegen das Gerichtsthor hinzog. Der Winterregen hatte seit Ende Decembers bis jetzt, um die Mitte Januars, das erste Grün aus dem Boden gelockt, und üppig sproßte bereits das Gras hervor, wie bei uns im Frühling, wo dann die Sonne in den heißen Ländern jedes Kraut zu versengen anfängt. Ich war auf diesen Höhenzug in Mitte der Häuser schon früher aufmerksam geworden, als ich auf den Zinnen der Mauern die Stadt umging, stieg aber nun zu den Mauerblöcken des östlichen Thorthurmes nieder, und ging vom Damaskusthor herab durch die erste Nebengasse rechts in den westlichen Thurm hinüber, wo die Riesenblöcke noch fünfundzwanzig Fuß hoch über einander gethürmt liegen, während davor jetzt ein Töpfer seine Lehmhütte aufgeschlagen hat, und Esel und Maulthiere im inneren Raume sich's bequem machen. Aber gerade hier, wo man zur Töpferei hineingeht, nahm ja der grüne Wall seinen Anfang. Man hat ihn vorläufig in einer Länge von dreißig Schritten zur Rechten; geht man dann, immer aufwärts, noch hundert Schritte weiter, an den Lauf einer Mauer sich haltend, fort, so folgt hier, eine Strecke von achtzig Schritten lang, die Fortsetzung und Umbiegung dieses Walles in der Richtung zwischen der heiligen Grabkirche und dem sogenannten Gerichtsthore hin. War es aber vielleicht ein Wall aus späterer Zeit; hatten die Römer, hatten erst die Kreuzfahrer ihn aufgeworfen? Doch da stach man ja eben zur guten Stunde diese zweite Wallstrecke mitten durch, um Raum für ein Haus zu gewinnen. Es war der reinste Erdaufwurf, schwarzer Koth ohne alle Beimischung von Schutt und Trümmergeroll, während die pure Erde doch hier zu Lande sonst so selten ist. Wie sticht dagegen das Geschütt oder der Ruinenwall westlich vom Jaffathore ab, worauf gleich dann die Mauer der Stadt der Kreuzritter ihren Anfang nimmt! Es war also der Stadtwall aus der

frühesten Zeit, wo noch nicht die Zerstörung alles unter und über sich gekehrt, und die Oberfläche oft bis zur Tiefe von vielen Klaftern mit Ruinen überschüttet hatte; und da nicht zwei Wälle liefen, muß er an die andere noch sichtbare Strecke beim Koptenkloster am Ostabhang der heiligen Grabkirche in der weiteren Fortsetzung sich angeschlossen haben. Sagt doch der jüdische Geschichtschreiber (de bello J. V. 4, 2) ausdrücklich, daß die zweite Mauer in einer Krümmung (κυκλούμενον) gegen Norden lief. Nördlich zwischen den beiden Pforten am Gerichtsthore läuft ja derselbe Wall noch sichtbar bis an die Straße vor. Ich machte später den Präsidenten des lateinischen Klosters darauf aufmerksam, und erhielt von ihm den unerwarteten und ganz erwünschten Bescheid, daß schon P. Bernardino Amigi di Gallipoli vor dreihundert Jahren ebenfalls Praesidente di s. sepulcro schreibe, wie man den Wall noch sehe, der die Stadt von Golgatha geschieden habe.

Doch kehren wir in die Straße vom Damaskusthore herein zurück, als wollten wir geradezu nach dem Bazar gehen, so treffen wir unterwegs, namentlich wo zur Linken jetzt die große Seifenfabrik besteht, große Quadern, Kapitäler und ein Säulenstumpf am Boden, bis wir an die erste Pforte zur Rechten, oder die sogenannte Porta judiciaria kommen. Hier ist die ganze Säule, welche, halb zwischen Caktus versteckt, hoch über die Thorecke herausschaut, deßhalb merkwürdig, weil davon die glaubwürdige Legende unter dem Volke von Jerusalem besteht, daß sie die Zerstörung Jerusalems überstanden, und nie von ihrer Stelle gerückt worden sei. Unverkennbar war hier zu allen Zeiten ein Thor, nicht bloß weil die lange Gasse an der ehemaligen Stadtmauer herzieht, sondern auch weil die andere Straße, welche als wahrhafte Kreuzstraße diametral durch die Stadt vom Stephansthore herein, zur Burg Antonia hinauf, dann als Via dolorosa zum Thal Thropöon nieder, und wieder höhenwärts zieht, hier in einer Entfernung von siebenhundert Schritten vom ehemaligen Richthaus des Pilatus allein ihren Ausgang hat. Auch finden wir weiterhin in dieser Richtung zwischen dem Jaffa- und Damaskusthore nirgend eine Spur von einer mehr äußeren Thorsprengung, sondern man ist jetzt rechts oder links auf Umwegen

an eine der beiden vorgenannten Stadtpforten angewiesen, die noch als solche bestehen, weil die jetzige, wie die Hadrianische und die dritte oder Agrippamauer gleichsam die Hypotenuse über die beiden Katheten oder Seiten der ersten und zweiten Stadtmauer zieht.

Wir stehen also hier bei der sogenannten Gerichtspforte; und hätte nicht hier ein Thorweg in's Freie geführt, der erst durch die spätere Westmauer verlegt wurde, so müßte diese ganze Stadtseite ohne Thor geblieben seyn. Lag nun die Pforte Gennath, bei welcher die zweite Mauer begann, westlich, etwa da, wo jetzt das Jaffathor ist, so hätte Josephus sicher erwähnt, daß die zweite Mauer vom Thurm Hippikus angefangen habe, wie Robinson dieß meint. Da aber nach seiner Erklärung hier vielmehr die dritte Mauer unter König Agrippa angebaut war, so kommen wir mit der Annahme des gelehrten Amerikaners doch etwas stark in's Gedränge; denn wenn die Westmauer zu Christi Zeit schon den Umfang behauptete, daß sie vom Hippikus aus nach dem Damaskusthor, etwa in der Richtung wie noch jetzt, hinüberlief, so bleibt es unbegreiflich, wie dann auch die dritte Mauer noch vom Hippikus ihren Ausgang nehmen, und hier nöthig befunden werden konnte. Hielt sich die zweite Mauer aber mehr in der Tiefe, so daß die Gegend um die heilige Grabkirche außerhalb lag, so sehen wir beim Himmel nicht ein, warum sie nicht den Lauf behauptet habe, den man ihr von jeher vermöge der traditionellen Angabe des Gerichtsthores anweisen mußte? So kann selbst die bedeutendste Gelehrsamkeit, wenn sie von polemischen Rücksichten verblendet, ein verkehrtes Ziel verfolgt, sich unglaublich verirren. Stünde uns nicht der Augenschein zum leitenden Gebote, so müßten wir aus des Josephus kurzer Erwähnung vielmehr schließen, daß die zweite Mauer nicht einmal die Ausdehnung hatte, sondern auf noch kürzerem Wege sich an die Burg Antonia anschloß.

Doch gehen wir beim Gerichtsthore und der Casa dei principi, dem großen fürstlichen Gebäude, das König Balduin einst den Johannitern schenkte, nach dem Bazar weiter, so haben wir nach wenig Schritten zur rechten Hand wieder den Wall vor uns. Es ist der Erdhügel, über den man zum koptischen und abessinischen Kloster hinaufsteigt. Wir lassen die drei verstümmelten Colonnen, welche hier im Boden stecken, und ganz jener

anderen an der Gerichtspforte gleichen, vorläufig unberücksichtigt, und gehen hineinwärts in den Hof, wo man rechts zur sogenannten Schatzkammer der Helena niedersteigt. Dieß ist ein ungeheures, weithin hallendes Gewölbe, zu welchem man rechts auf einer finsteren Treppe in die Tiefe niedersteigt: eine uralte Wasserreserve, wozu der ganze Felsboden unterirdisch ausgehöhlt ward. Der Umfang dieser Wölbungen ist nach aller Erkundigung noch nicht untersucht, doch schließt Dr. Schulz, daß sie als Cisterne zu einem der städtischen Thore und Vorthürme gehört habe. Genug, daß wir dergleichen Cysternen, woraus die Besatzung sich mit Wasser versorgte, auch bei den andern Festungsthürmen, z. B. dem Psephimus außer der Mauer wieder finden. Bei der Erstürmung Jerusalems erzählt Josephus, wie die Römer nach vielen ungestümen Angriffen, von der zweiten Mauer Besitz nahmen, und Titus sogleich den nördlichen Theil niederreißen ließ (er brach aber von der Nordwestseite und dem Thurm Psephimus herein), aber in den Thürmen längs dem südlichen Theile Truppen aufstellte. Auch erwähnt der Genannte (de bello V. 7, 4) den Thurm des Castor als Mittelthurm in der zweiten Mauer, gegen Norden hin, wobei wir zugleich an das Mittelthor bei Jeremias XXXIX, 3. erinnert werden. Wo sollen wir nun dieß Thor der Mitte anders suchen, wenn nicht da, wo noch die Spuren eines solchen in der bezeichneten Gegend der zweiten Mauer sich finden, an der jetzigen Gerichtspforte nämlich.

Steigen wir nun an der Marmorsäule, die am Boden an der Stelle liegt, wohin die Legende den letzten Fall Christi unter dem Kreuze versetzt, auf das steinerne Plateau hinein, in dessen Mitte sich die Kuppel aus der Kapelle der heiligen Hellena erhebt, so befinden wir uns hier gerade unter dem Golgothafels, den uns nur das hochemporragende Schiff der heiligen Grabkirche verdeckt. Im Quadrate herum sehen wir noch in den mit künstlicher Sorgfalt ausgemeißelten Kapitälern den Ansatz und die schwachen Ueberreste zu dem wundervollen Bogengang, der hier, so viel man sieht, im griechischen Styl, in korinthischem Prunk und mit maurischen Arabesken verziert, ein Denkmal der Baukunst aus der Periode der Kreuzzüge, sich aus der Wand gibt. Gegenüber auf der Südseite präsentiren sich die Ruinen der Kirche S.

Maria di Latina, nebst dem ehemals hier angebauten Nonnenkloster zur Maria-Magdalena. Doch läßt uns der halbschwarze Abyssinier, der hier als Diakon seiner Kirche, den Kopten untergeben, figurirt, nicht lange Ruhe; denn er führt uns mit seinem Begleiter an die Stelle, die hier eigentlich die wichtigste von der ganzen Umgebung ist, nämlich an den Hügelrand und zu dem mit vielen Bändern und Fäden behängten heiligen Baume, in welchem der Widder in der Hecke sich verfangen haben soll, der vom Erzvater an Isaaks Stelle hier geopfert wurde. Diese Stätte selbst ist wieder nur ein Stück des alten Walles.

Doch steigen wir wieder aus dem Vorhof hinaus und über den Wall hinab, und kehren wir in die nächste der daran gebauten Handwerksbuden ein, so sehen wir hier unten noch den unteren Theil eines Pilasters oder das Piedestal, auf welchem eine der drei obigen, über den Damm hervorragenden Colonnen steht, wobei noch ein zerbrochener Säulenschaft von der nämlichen Beschaffenheit oben am Boden liegt. Treten wir aber in den zweiten Laden, so stoßen wir darin auf Reste einer Mauer aus großen alterthümlichen Baustücken.

Setzen wir jedoch unsern Weg nach dem Bazar fort, so treffen wir hier noch an acht solche Colonnen oder Säulenstücke an der Seitenwand zur Linken eingemauert, ja beim Durchgang durch die bedeckten Gänge gewahren wir bei der zweiten Seitenwendung noch einmal eine ganze Säule an der Nebenecke, vergleichbar den oben erwähnten. Diese gleichmäßigen Säulen haben offenbar zu Einem Gebäude, vielleicht zu einer alten Thorhalle gehört, vielleicht aber auch zur ersten Grabkirche des Kaisers Konstantin? Wie wir indeß auf den großen Steinplatten durch den Bazar schreiten, haben wir unter uns einen zugedeckten Kanal oder eine alte Kloake, zum Beweise, daß hier neben dem Walle auch ein Graben gelaufen.

Doch wir halten uns noch vorerst an das letzte Stück dieses Walles, gehen, um uns nach seiner Fortsetzung umzusehen, in die Gasse nach dem heiligen Grabe seitwärts hinein, und wenden uns hier links durch das dicke, mauerfeste Portal, an dem man noch in der Mitte des Bogens das Wort Luna liest, und die zwölf Thierzeichen im Halbkreise herum erblickt. Noch einige Schritte,

und wir stehen im Vorhofe des ehemaligen Johanniter-Gebäudes. Wir stellen uns auf die Zehenspitzen, damit uns das Blut der hier abgeschlachteten Schaafe u. s. w. nicht in die Schuhe rinne, und steigen über eine Anzahl von etwa dreißig Cadavern von Pferden und anderen Aesern hinweg, den Hügelwall hinan, indem wir die ehemalige Johanniskirche mit ihrem Chore zur Rechten lassen; so haben wir hier, wie es scheint, das äußerste Segment des bisher verfolgten Stadtwalles vor uns. Aber gehen wir über das ganze Dach des ehemals so berühmten Hospitals, das später von den Muhammedanern zur Irrenanstalt verwendet ward, hinweg, so haben wir an dem äußersten Ende desselben gegen den Bazar hin, dessen Dächer oben sich wie eine verschimmelte Wiese ausnehmen, gerade unter uns wieder ein altes Thor mit geränderten Steinen von sehr großem Umfange. Die meisten Werkstücke liegen noch wie frischbehauen am Boden; an diesem Thore ist nach seinem ersten Einsturz sichtlich nichts mehr gebaut, nichts verändert worden. Es steht nun abgeschlossen innerhalb einer schlechten Mauer; gegen Westen hin aber liegt ein großer Garten mit Caktusbäumen hin und hin bewachsen und verwildert. Der rühmlichst erwähnte Consul, Dr. Schultz, welcher mich zuerst an diese Stelle führte, machte mich aufmerksam: hier möge ehemals wohl der Garten sich hin erstreckt haben, und dieß noch ein Stück desselben seyn, von welchem die bei dem jüdischen Geschichtschreiber angeführte Pforte Gennath oder das Gartenthor in der zweiten Mauer den Namen trug. Bei einem späteren Besuche dieses merkwürdigen antiken Thores konnte ich es nicht überwinden, auf die weißen Steinquadern hinabzusteigen, und meinen Weg entlang in der Richtung dieses Thores fortzusetzen. Ich wußte aus Nehemias XII, 36, 37, daß man auch in der alten Stadt so auf der Mauer hin den Umgang halten konnte. Es ging, so wie es beiläufig auf einer verfallenen Stadtmauer geht, bis ich endlich an den Rand der Gasse kam: es war die Davidsstraße. Doch hier war das Thürlein vermauert, durch das der Weg auf den Zinnen der Stadtmauer früher über denselben Bogen von römischer Architektur setzte, und im Grunde noch setzt, der, wie vorher gedacht, in der Davidsstraße herab mit einmal den maurischen Styl unterbricht. Bei näherer Besichtigung erwies sich

auch dieses als ein altes Thor, das vertikal an die alte Sions-mauer sich lehnte, deren Fundamente noch auf der andern Seite im Boden der Anhöhe stecken mögen.

So hätten wir also vom großen Damaskusthore herein an der Westseite der Stadt bis zum Sionshügel offenbar drei Nebenthore, und der Lauf dieser Mauer schließt noch jetzt das ganze Quartier der Juden und Muhammedaner ein, das Christenviertel um den Golgatha oder die Grabkirche her aber aus. Doch sind die Ruderu auf diesem Wege nicht von dem Umfange, wie die der Bauten Salomons, sondern gleichen vielmehr jenen aus dem Zeitalter des Herodes, und mögen diesem baulustigen Könige zugeschrieben werden, der ja auch durch die Errichtung der Thürme Phasael und Marianne für die Befestigung der Stadt auf dieser westlichen Seite sorgte. Die ganze so verzeichnete Mauerlinie mit den darin gesetzten Thoren greift nur ein wenig oberhalb jenes halbverwitterten und versunkenen Thorbogens aus der ältesten Stadtperiode in die Sionsmauer ein.

VII.

Umfang der Neustadt Bezetha oder Lauf der dritten Mauer.

Es scheint demnach, daß wir keinen Grund haben, von der Ueberlieferung der alten Zeiten, wie sie vor und nach den Kreuzzügen in Betreff der Lage der für die Christenheit denkwürdigsten Orte bestand, abzugehen. Sion, Akra und Moria, die drei ursprünglichen Hügel, sind von der Mauer umschirmt, und weiter außenhin nach Westen hatte sie vorläufig bis zum Ablaufe der alten Zeit nichts zu umkreisen. Erst nach Christi Tod wurden die Schranken nach Westen und Norden hin durchbrochen, und Hellenisten siedelten sich hier allerorten an, wie auch das bisher von den Juden gehütete christliche Princip jetzt nach diesen Seiten hin vor allem sich Bahn brach. Dem Moria gegenüber ist nun der Golgotha das andere Centrum in der Ellipse der heiligen Stadt. Dort sollte der einzige Sohn des Erzvaters zur Versöhnung blu-

ten, sein Tod wurde aber durch die Substitution des Thieropfers abgewendet: hier hat der Eingeborne vom Ewigen wirklich sein Leben gelassen, und dafür das ganze Geschlecht vom ewigen Tode errettet.

Diese heilige Stätte mit ihrer Umgebung war also ein Bestandtheil der Neustadt, welche König Agrippa, der Mörder des Apostels Jakobus Zebedäi, zuerst in den Umkreis der Befestigung zog. Sie bildete auch einen Bestandtheil der Aelia Capitolina, welche im treuen Abbild der Siebenhügelstadt des Morgenlandes, nach den Berichten der Geschichtschreiber in sieben Quartiere getheilt war. Von dem Jerusalem im neuen Bunde hatte Jeremias XXXI, 39 geweissagt: „Es kömmt die Zeit, da die Stadt Jerusalem soll gebaut werden vom Thurm Hananeel bis an das Eckthor. Und die Richtschnur wird darüber hinausgehen bis an den Hügel Gareb, und um den Goath laufen. Das ganze Leichen- und Aschenthal, oder die Gegend des Todes bis an den Bach Cedron, und bis zum Eck des Pferdethors gegen Aufgang wird dem Herrn heilig seyn.“

Dieß ist die Gränze der heiligen Stadt im weitesten Sinne, nach dem natürlichen Umfange des Plateaus auf der Höhe des jüdischen Gebirges, wobei die Thäler Gihon im Südwest und Cedron im Norden sich nahezu begegnen; der Umfang der Stadt mit all ihren sieben Hügeln, von denen wir vorläufig vier bestimmt kennen. Den Gareb an dieser Stelle des alten mit dem Golgatha des neuen Bundes zu identificiren scheint nicht wohl anzugehen. Vielmehr sieht sich Golgatha als ein Vorsprung des Berges Gihon, indem man dem Hügelabhang dieses ganzen westlichen Stadttheils, wegen der Nähe der beiden Teiche auf der entgegengesetzten Seite, den Namen Gihon zuerkennt. Dagegen müssen wir den Gareb, Goath und den eigentlichen Hügel Bezetha an der Nordseite suchen, und so übrigt denn noch, den Umfang von Bezetha oder der Neustadt im Ganzen anzugeben. Nehmen wir also vom Hippikus des Herodes oder der alten Davidsburg auf Sion wieder den Ausgang, wo nach Josephus (de bello J. V. 4, 2) die dritte Mauer anfing, und gehen wir den Wall entlang, so treffen wir an der Nordwestecke der Stadt, wo wir

von den Ueberbleibseln der Hadrianischen Mauer auf dieser Seite Abschied nehmen, die von dem größten aller gekrönten Baumeister herrühren, neben einer kleinen alten Wasserleitung am Boden auf die Spuren eines Pflasters von schweren Steinen, vergleichbar den Steinstraßen, wie sie die Venetianer aller Orten, namentlich im Peloponnese gebaut, also offenbar auf ein Werk aus den Kreuzzügen.

Wir lassen sie östlich hinziehen, da wo auch der große Terebinthenbaum und die Akazie steht, aus deren Zweigen der Dornenkranz Christi geflochten gewesen seyn soll; haben dann das Quadrat eines Thurmes und Vorwerks, und nach einem weiteren Vorsprunge noch die Ruinen eines andern Thurmes vor uns, die früher sämmtlich mit der Goliathsburg zu Einer Befestigung gehörten. Doch wir schreiten gerade aus von dem Laufe der jetzigen Mauer gegen Norden zu, und sehen alsbald in schnurgerader Richtung auf Schußweite eine Lage von Steinen, die Fundamente der dritten Mauer aus dem Boden ragen. Josephus liefert davon die Beschreibung: sie sei von Steinen zusammengefügt gewesen, die zwanzig Ellen in die Länge und zehn in die Breite hatten, so daß sie weder leicht mit eisernen Werkzeugen untergraben, noch mit Maschinen erschüttert werden mochten. Die Mauer selbst war (sammt der Füllung) zehn Ellen dick, und die Höhe stieg trotz dem, daß der Eifer des ersten Erbauers auf Hindernisse stieß, später durch die Unverdrossenheit der Juden auf zwanzig Ellen. Die Zinnen hatten zwei Ellen, die Basteien aber drei, so daß die ganze Höhe sich auf fünfundzwanzig Ellen belief. Viereckige und gleich der Mauer ausgefüllte Thürme von zwanzig Ellen Breite und Höhe, deren symmetrische Zusammenfügung und Schönheit der Steine dem Tempel nichts nachgab, ragten über die Mauer. Auf diesen dicken, zwanzig Ellen hohen Thürmen waren zu oberst kostbare Säle und Lustgemächer, zu denen breite Stufen hinanführten, auch dienten sehr viele Cysternen zu Behältern des Regenwassers. Diese dritte Mauer hatte neunzig Thürme solcher Art, der Abstand von einem zum andern war zweihundert Ellen. Auf der Mittelmauer standen hin und wieder vierzehn Thürme, auf der alten sechszig. Der ganze Umfang der Stadt war dreiunddreißig Stadien. Wird nun gleich die

ganze dritte Mauer ein Gegenstand der Bewunderung, so war doch der Thurm Psephinus, bei welchem Titus sein Lager aufschlug, und der im Winkel nach Norden und Westen zu in die Höhe ragte, noch erstaunenswürdiger. Siebenzig Ellen hoch und achteckig, gewährte er beim Aufgange der Sonne nicht nur den Prospekt bis Arabien, sondern an die äußersten Gränzen der Juden bis an's Meer.

Folgen wir, mit dieser Angabe in der Hand, der oben angedeuteten Grundrichtung der Mauer, so stoßen wir von Zeit zu Zeit am Boden auf erhöhte Vierecke, den Unterbau der ehemaligen Thürme, wenn gleich nicht immer in einer Entfernung von zweihundert Ellen, wie Josephus später, da er in Rom schrieb, die Distanz überschätzte; denn sonst müßte ja die Stadt fast 180,000 Ellen über den Umkreis der jetzigen, also bis über den Königsgrund und die Höhe Sapha gegen Norden sich ausgedehnt haben, von wo aus man noch zu Christi Zeit sieben Stadien bis zur Stadt maß, die man hier zuerst im Angesichte hat.

Im doppelten Abstand vom Jaffathor, nach der Länge der Stadtmauer gemessen, treffen wir aber auf eine bedeutendere Erhöhung und ein Quadrat im weitern Umfang, mit mehreren alten Cisternen verbunden, wie Josephus angibt: hier stand der Psephinusthurm. Blicken wir von da und mit jedem Schritte weiter nach rückwärts, gegen den Hain von Oelbäumen und zur Stadt hinab, so sehen wir deutlich, wie diese Mauer sich auf der Höhe hält, und die ganze Niederung des Thales Tyropöon, welches hier seinen Anfang nimmt, als die schwächste Seite Jerusalems für den Fall eines Angriffes durch sie eingeschlossen war. Dabei lesen wir unterwegs in Unzahl die kleinen Mosaikwürfel von den ehemaligen Prunkgemächern und den Häusern und Villen der Vornehmen in diesem Viertel vom Boden auf. Wir kommen darauf wieder zu ein paar Thürmen und Cisternen, wahrscheinlich den alten Frauenthürmen, von wo die Juden, gegenüber dem Grabmal der Königin Helena, ihre Ausfälle auf die Belagerer machten. Die senkrecht behauenen natürlichen Felsen, welche hin und hin über den Flachboden sich erhoben, und wo sie im Zuge der Mauern lagen, gleich zu ihrem Fundamente dienten, verbunden mit den zahlreichen Cister-

nen, welche theils eingestürzt, theils noch wohlerhalten, alle einst zur Neustadt und zu den Quartieren der Kriegsleute gehörten, können uns zur weiteren Führung dienen, bis dieser ganze Stadtbezirk einer genauen Vermessung unterworfen seyn wird, was bereits im Werke ist. Das Grabmahl eines muhammedanischen Heiligen blickt uns nun mit seiner Kuppel entgegen, wir lassen es aber zur Linken, denn hier stehen wir bereits am Königsgrund Save oder am Eingange des Aschenthales Cedron, welches nun in seiner ganzen südöstlichen Richtung hin den breiten natürlichen Stadtgraben bildete, dem die Mauer entlang zog.

Wenden wir uns mit dem Thale, denn der Weg läßt uns nicht fehlen, so glauben wir bei der weiteren Fortsetzung manchmal noch in einer alten Straße des zerstörten Jerusalems zu gehen, auch selbst die Spuren der Wagengeleise im Felsboden zu erkennen, wie dieß in Pompeji der Fall ist — und es ist dem wirklich so. Da, wo der Fußpfad nach Nebi Samwil hinausführt, erheben sich zwei ungeheure Schutthügel, welch die Trümmer der ehemaligen Gebäude und Festungsthürme an diesem Punkte einschließen. Gehen wir aber nun nach dem Hügel und ehemaligen Dorfe Scopus oder Sapha hinauf, so gewinnen wir hier die schönste Ansicht, die Jerusalem als die ewige Friedensstadt bietet. Wir haben den Oelberg mit seinem Minaret an der Stelle der alten Himmelfahrtskirche östlich in gleicher Höhe uns gegenüber. Von Sion senkt sich die Stadt in sanfter Bogenlinie nach dem Thale Cedron hinab. Oben ragt die Davidsburg mit ihren Thürmen, und nahe dabei die herrliche Jakobskirche mit dem Kloster der Armenier hervor. Unter den unzähligen kleinen Kuppeln, die nach der Bauart des Landes wegen Mangel an Holz die Dachwölbung bilden, das winterliche Regenwasser in die Cisterne ableiten, und der heiligen Stadt ein so malerisches Ansehen geben, unterscheiden wir auch den lateinischen Convent mit der Kirche San Salvator.

Etwas tiefer erhebt sich die heilige Grabkirche mit ihrer Doppelkuppel, und vorne und rückwärts die beiden Minarete, welche die Ehre des Kreuzes zu erniedrigen über den Grabthurm hinaus sich erhaben, den man eigens deßhalb noch abgetragen hat. Malerisch

senkt sich, zwischen den Oelbäumen durch, die Mauer mit ihren Zinken, regelmäßig von Thürmen unterbrochen, hernieder; wir erkennen das Damaskusthor vor uns und das Minaret auf Akra. In der Niederung aber auf der Terasse des Moria erhebt sich aus ihrem Achteck die Riesenkuppel der Moschee des Omar, und die Minarete in weiter Entfernung zeigen die Ecken und den Anfang des großen Tempelplateaus an. Gewiß, von dieser Seite sieht sich Jerusalem mit seinen einzeln überhängenden Palmen, halb und halb zwischen den Oelbäumen versteckt, wahrhaftig als die Stadt des Friedens an, während sie von Süden aus mit der Seite der Davidsburg gesehen, mehr als die feste Burg und Stadt Gottes sich ausspricht, die auf dem Berge liegt.

Doch kehren wir, die Felsengräber der Richter im Thale lassend, durch dieselben Trümmerpyramiden wieder in den Umfang von Bezetha zurück, und setzen den Weg fort, wo es uns schon bisher bedünken wollte, als ob wir bis zur halben Körperhöhe in einer der Gassen der ehemaligen Neustadt gingen, so kommen wir gerade zum Thorwege auf die Straße, die nach Damaskus führt. Hier gleich in der Nähe sind die Königsgräber, die offenbar innerhalb des Stadtbezirkes liegen mußten, weil die Mauer hier die Höhe zu behaupten hatte, und im Halbrund um den Hügel nach einem noch festen Thurme bog, in welchem wir der Andeutung des jüdischen Geschichtsschreibers folgend, wohl den Eckthurm vor uns haben. Nördlich unterhalb ist das imposante Grabgewölbe Simons des Gerechten, südlich aber zwei andere Grabstätten mit eigenen Vorhöfen, in deren einem wir das Grabmal neben der Villa der Walker erkennen mögen. Nun folgt wieder eine Thurmruine, wie denn der ganze bisherige Mauerzug mit Unterbrechung von Thürmen sich fortsetzt; dann alte Gräber, welche auch Robinson bereits auf seine Karte verzeichnet, aber wie die Königsgräber weit außer dem Umfange Bezethas setzt, weil er den sogenannten Hügel in den Bezirk der jetzigen Stadt zieht. Sehen wir aber von den Stadtthürmen auf der Höhe von Akra, dem Tempel gegenüber, nach Norden, so tieft sich seitwärts der Berggrotte des Jeremias wieder eine Thalung aus, und der Hügel, welcher zwischen diesem und dem Cedron sich wölbt, und gleichsam die nordöstliche Fortsetzung des Akra bildet, muß nach

Williams der speziell so geheißene Hügel Bezetha seyn. Die Mauerspuren aber verlieren sich an der Ostseite mehr und mehr, weil hier das Thal den sichersten Schutz bot, und die ziemlich steile Höhe einer starken Brustwehr minder bedurfte.

Nehmen wir nun auch noch vom Damaskusthor unseren Ausgang, wobei wir die Gräberhügel mit der Jeremiasgrotte zur Rechten haben — so gehen wir hier in gerader Richtung durch die Hauptstraße von Bezetha, die nun als Kameelweg nach Naplus und Samaria führt. Es ist eine breite, hohle Gasse, am Rande liegen Steine und Trümmer aufgeschichtet; bald zeigt sich ein geöffnetes Gewölbe, früher zu einer Cisterne dienend. Steigen wir rechts oder links auf den Schutthügel, so erstaunen wir über die Trümmermasse, doch hebt sich noch hie und da wohlerhalten ein Hausplan ab, und die vielen Cisternen im ganzen Reviere möchten eine nächtliche Wanderung gefährlich machen. Große Steine, oft auch Naturfelsenquadern, bilden die Seitenwände der Straße, als wäre hier früher eine Reihe von Gebäuden zu beiden Seiten hingelaufen. Doch da scheiden sich die Wege, der Hauptzug geht nach den Königsgräbern hin, und nimmt bei dem erwähnten Thore seinen Ausgang. Wir folgen dem zur Linken, unbekümmert um die Schakale, die am hellen Tage, jedoch ganz scheu und unschädlich, durch den Olivenhain rennen und bis zu den Stadtpforten sich verlaufen. Vom Norden herein über den Königsgrund kreist ein Schwarm von Adlern in den Lüften, man zählt deren zwanzig und dreißig auf einmal, wie sie nicht leicht irgendwo in solcher Anzahl sich versammeln. Wir treffen wieder auf den Thorsteig nach Nebi Samuel: aber zur Rechten und Linken der Hauptstraße laufen noch parallele Nebengassen mit Seitenwegen: ich zählte dermalen acht, durch die Neustadt. Da aber Bezetha einen Umkreis nicht kleiner als die Altstadt einschloß, so blieb der meiste Raum für die Gärten und Landhäuser frei. Gewiß war die Neustadt nie ganz angebaut und bevölkert, und wenn auch die dritte Mauer zunächst für den Schutz der äußeren Bewohner berechnet war, so nahmen doch die Villen der Vornehmen und die Häuser des Luxus, wie schon Josephus andeutet, bald den ungleich größern Raum ein, um das innere Terrain der Befestigungslinie auszufüllen. Eine solche Villa besaß ja auch Joseph

von Arimathia in diesem Bezirke, und er hatte im daranstoßenden Garten zugleich für seine Grabstätte Vorsorge getroffen.

Etwa auf Schußweite vom Damaskusthor, links ab von der halb zerfallenen Cisterne am Wege, oder westlich quer gegenüber von der Jeremiasgrotte, liegt im Felde ein Hügelquadrat, etwa von fünfzig Schritten Umfang, in der Form eines Amphitheaters, wie der alte Herodes wirklich in Jerusalem ein solches errichtet hatte. Es ist zudem ein gemauerter Platz mit sechs Cisternen in der Runde; wahrscheinlich bildete diese Anhöhe, dem Baumateriale nach zu schließen, noch unter den Kreuzfahrern ein Vorwerk, um den Feind, wenn er auf dieser Seite gegen das Damaskusthor vordrang, aufzuhalten. Uebrigens bezeugt auf dem ganzen so beschriebenen Flächenraume im Umfange einer geographischen Stunde das Daseyn der allerwärts zerstreut liegenden Mosaikwürfel, daß wir hier eine Anlage aus der Zeit der herodischen Könige vor uns haben, wo diese Art von griechischem und römischen Luxus eben frisch in Aufnahme war.

Zweiunddreißig Stadien betragen eine deutsche Meile; auf dreiunddreißig schätzt der jüdische Geschichtschreiber den Umfang der Altstadt, mit der Neustadt verbunden, Jerusalem mit seinen sieben Hügeln, und hundert vierundvierzig Thürmen, wovon nur vierzehn auf die mittlere oder die oben näher beschriebene zweite Mauer kamen, bildeten die bewehrten Vorwerke in der ganzen Ringmauer. Eine gute Stunde hat man noch jetzt um die Stadt zu gehen; eine geographische, wie bemerkt, um die bisher noch nicht näher vermessene Neustadt, von welcher wir den Hügel dieses Namens wohl zu unterscheiden haben; diese Maaße treffen bei dem eben beschriebenen Bezirke der dritten Ringmauer genau zu.

XLVII.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Sprachverwirrung und moralischer Marasmus der Gegenwart. — Die Taktik der Schlagworte für den gebildeten Pöbel. — Das große Treibjagen auf die vogelfreien Ultramontanen. — Pseudoliberalismus und Christianismus vagus. — Die Allgemeine und die Literarische Zeitung, der rheinische Beobachter und Ronge und Dowiat wider die Ultramontanen. — Die patriotischen Betrachtungen von Steinbühl. — Die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche von dem alten Protestantismus in härtester Auslegung verfochten, von dem neueren bis zum Aufgeben der Wahrheit überhaupt bekämpft. — Verschuldete und unverschuldete Unwissenheit. — Oeffentliches Bekenntniß des Glaubens. — Rechtfertigung Sailers gegen Verdächtigungen seiner Gesinnung. — Sein letzter Hirtenbrief kurz vor seinem Tode mit seinem ultramontanen Glaubensbekenntniß.

Den 1. Mai 1847.

Zwei Züge sind es, welche hauptsächlich die Physiognomie unserer deutschen Gegenwart bilden: eine Verwirrung der Sprache und der Begriffe, die seit dem entscheidenden Tage der Disputation zu Babel vielleicht noch in keiner andern Periode der Geschichte größer geworden ist, und eine, wenigstens im Kreise der Gebildeten, vorherrschende Erstorbenheit der ursprünglichsten und einfachsten Ideen von Wahrheit, Ehre und Recht, ein moralischer Marasmus, wie er gewöhnlich nur

gewaltigen Stürmen im Leben der Staaten und Völker vorauszugehen pflegt. In ähnlicher Weise soll nach dem Zeugnisse naturkundiger Beobachter, vor dem Erdbeben zu Lissabon und andern großen Naturkrisen eine unerhörte, physische Erschlaffung Menschen und Thiere gelähmt und niedergeworfen haben.

Wie jede andere Influenza ist auch die Confusion in den Begriffen ein allgemeines Uebel der Zeit. Vorzugsweise freilich hat es sich über die deutsche Bildung gelagert. Wer könnte den Einzelnen dafür verantwortlich erklären? Nur der ist in eigener Person an diesem Strafgerichte schuldig, der sich aus dem Dämmerlichte des Wirrsals herauszutreten weigert, und die Mittel der Genesung, die ihm zu Gebote stehen, von sich stößt. Aber der unendlich großen Mehrheit der Zeitgenossen sind diese nie geboten, und die Meisten leiden mehr oder weniger ohne ihre Schuld unter dem Fluche, der auf ihrer Zeit und ihrem Volke lastet. Wen solches Schicksal getroffen, der verdient statt Abneigung und Entrüstung nur unser aufrichtigstes und herzlichstes Mitleid.

Dieß gilt von der Masse. Es gibt aber auch Andere, welche mit Absicht und Bewußtseyn ohne Aufhören bemüht sind, die babylonische Gefühls- und Begriffsverwirrung immer höher und höher zu steigern, um im Trüben zu fischen, um absolutistischen und revolutionären Zwecken des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Eigennutzes dienen zu können. Wer dieß thut oder dazu hilft, begeht kein geringeres Verbrechen an Gott und der Menschheit, als wer Brunnen vergiftet oder Dämme durchsticht, um in der Verwirrung des einbrechenden Schreckens rauben und plündern zu können. Für diese Fälscher der intellectuellen Münze, — Worte und Begriffe, — ist kein Ausdruck des sittlichen Abscheus zu hart, kein Wort der Verachtung erschöpfend genug.

Eine ganz gewöhnliche, heute schon bis zum Ekel abgenutzte Taktik dieser Bande von moralischen Meuchelmördern besteht darin: Schlagworte zu erfinden und in die gedankenlose

Masse zu werfen. Sie wollen an solchen Typen, welche dann der gebildete Pöbel, wie immer ohne Sinn und Verstand, nachspricht, unvermerkt den Haß der Parteien entzünden oder neu anfachen, hüten sich aber geflissentlich, den Sinn und die eigentliche Bedeutung der Parole bestimmt festzustellen und ein- für allemal scharf zu umschreiben. — Dieß gilt insbesondere von der jetzt unter unseren Augen im Kampfe gegen die Kirche zur Anwendung gebrachten Procedur. Wenn Jene, die an der Spitze der heutigen kirchenfeindlichen Bewegung stehen, und die wir hier im Auge haben, ihres Herzens wahre Meinung klar und ehrlich auszusprechen den Muth hätten, sie würden einfach ihres Altmeisters Worte: Ecrasez l'infame! auf ihr Banner setzen. Aber dazu sind sie zu feig und zu verschlagen. — Dem Christenthume gegenüber beobachten sie dem Princip nach meistens ein ehrerbietiges Schweigen. Sie wollen ja nur die freie Wissenschaft beschützen, der Entwickelung das Wort sprechen, die Geistesfessel der Orthodoxie von der nach Licht und Recht lechzenden Menschheit fern halten, die Extreme abwehren. Darum und nur darum ist Jeder, der den Namen Christi lästert, ihres milden, freundlichen Schutzes sicher. Er möge getrost angreifen; sie decken ihm, geräth er in's Gedränge, Rückzug und Flanke. Auch gegen die katholische Kirche haben sie auf der Welt nichts einzuwenden! Sie sollten, wie man ihnen Schuld gibt, Katholikenhaß predigen? sind sie ja doch tolerant, ja bei Licht besehen, die einzig Toleranten in unserer Zeit! Aber freilich, — man muß unterscheiden! Den katholischen Glauben werden sie nie befehden, nur gegen die Ultramontanen predigen sie den Vertilgungskrieg; nur diesen gilt ihr unversöhnlicher Haß; nur gegen diese rufen sie alle Verbündeten aus den Reichen der Bureaukratie, wie aus allen Schichten und Schattirungen der Revolution zu den Waffen. Hütet euch! so lautet ihr Rath, die constitutionellen Kämpfe der Gegenwart auf das Gebiet des confessionellen Streites zu übertragen. Aber gebt keinem Ultramontanen Pardon, und die hierarchisch-jesuitischen Gesinnungen verfolgt ohne Auf-

hören mit eurem unversöhnlichsten Hasse! Laßt jeder Meinung das freie Wort, selbst dem Ultramontanismus. Nur das Agitiren sei diesem verwehrt, und Jeder (das versteht sich) agitirt, der anders als im Sinne der eben bezeichneten, fanatischen Mäßigung den Mund aufthut!

Man würde der Allgemeinen Zeitung zu viel Ehre erweisen, wollte man ihr die Erfindung dieses hinter Schlagworten maskirten Systems der Kriegführung beimessen. Diese noble Unparteilichkeit des Geistes und Gemüthes liegt in der Luft, und die eben bezeichnete Taktik läuft wie ein rother Faden durch alle gegenkirchlichen Schriften und Tagesblätter. Dieß darf nicht Wunder nehmen. In einer Zeit, welche alle himmlischen Leitsterne verlor und wie ein Schiff ohne Steuer und Compaß auf hohem Meere umtreibt, kann es nicht fehlen, daß sich völlig entgegengesetzte Richtungen im Lager der Kirchenfeinde zusammenfinden, und daß der Sturm auf die Burg der Wahrheit mit Waffen unternommen wird, die sich untereinander selbst bekämpfen. Freie Rede für uns, knechtisches Schweigen und Censur für den katholischen Gegner! ist ohnedieß die längst erkannte Devise, welche der Pseudoliberalismus allenthalben aufpflanzt, wo er im Vortheil ist. Ein anderer Widerspruch liegt darin, daß der Christianismus vagus — der mit Absicht und Geflissenheit jeden klaren Gedanken zu verflüchtigen, jede bestimmte Umgränzung eines Begriffes auszuschließen strebt, und alle Unterschiede zwischen der Wahrheit und ihrem Gegentheil verwischen und verwaschen möchte, — daß dieser sentimentale Halbskepticismus dem wieder aufgewärmten Illuminatismus die Hand reicht, welcher Distinctionen macht, wo es keine Unterschiede gibt, und sich mit einem Aufwande von aberwitzigem Scharfsinn fruchtlos abmüht, den Begriff der Kirche von dem der Gläubigen zu trennen. In dieser Unterscheidung zwischen Katholiken schlechtweg und sogenannten Ultramontanen begegnen sich die Allgemeine Zeitung *), die heute den Reigen

*) Daß die Allgemeine übrigens in rücksichtsloser Heftigkeit der Spra-

führt; mit der Hengstenbergischen Kirchenzeitung; um sie dreht sich die Berliner literarische Zeitung, nicht minder wie Ronge's und Dowiat's neuer Islam, auf sie baut der rheinische Beobachter und viele der neuesten religiös-politischen Flugschriften. Wie aufrichtig und herzlich die meisten dieser Bundesgenossen sich auch unter einander hassen und verachten mögen, in den Kriegsruf: nieder mit den Ultramontanen! stimmen alle ein. Wir wollen uns daher die Freiheit nehmen, diesem Gespenste etwas schärfer in's Gesicht zu leuchten, und auch unsererseits die Frage aufwerfen: was ist Ultramontanismus? oder, was auf dasselbe hinausläuft: wie steht es um jenen „Katholicismus", der uns nach Abzug alles dessen, was die Gegner der Kirche Ultramontanismus nennen, fürder noch großmüthig gestattet bleiben soll?

Hören wir darüber zuvörderst einen Gegner der besseren Art. Wir meinen die Schrift, welche jüngst unter dem Titel erschien: „Patriotische Betrachtungen im Gefolge der Münchener Fastnacht, von Justus Steinbühl. I. München 1847." Wir wollen der Absicht des Verfassers in den folgenden Betrachtungen nicht im mindesten zu nahe treten; wir glauben sehr gerne an seinen redlichen Willen, so wie auch, daß er unredliche Mittel, so sehr wie wir, verabscheut. Wir sind daher auch weit entfernt, ihn jenen Söldlingen und Lands-

che ihren Gesinnungsgenossen im Norden in unbewachten Augenblicken nichts nachgibt, bewies sie damals, als sie in jenem „lebhaften" Artikel (vom 14. März Nr. 75) die Worte der Vorrede des Fragmentisten den Ultramontanen zurief: „Es ist im Grunde ein hochmüthiges, herrschsüchtiges, rachgieriges, grausames und unversöhnliches Geschlecht, und wären, wie einst bei den Götzenpfaffen des Huitziloposchtli Schrecken und physischer Zwang überall sein liebstes Argument." In früheren Zeiten hatte die Allgemeine selbst, wenn wir nicht irren, mit der Cölner Zeitung diese Vorrede als eine die in trüben Augenblicken geschrieben sei, nur von der Seite angeblickt, während sie es heute nicht verschmäht, sie als Waffe zu gebrauchen.

knechten der modernen Tagesliteratur beizuzählen, die ihre Ueberzeugung willig dem Meistbietenden verkaufen, die gestern bei geweihten Kerzen schrieben, wenn sie sich Hoffnung auf Lohn machten, und heute mit der Menge das kreuzige! kreuzige! dem Ultramontanismus unter Verwünschungen und Verläumdungen zurufen. Mit diesem Gesindel hat der obige Verfasser nichts gemein; ja dort, wo sein Urtheil ein von den Vorurtheilen der Zeit unbefangenes ist, da trauen wir seinem Rechtsgefühl und seinem unabhängigen Sinne auch den Muth zu, seine Ueberzeugung unumwunden auszusprechen, wie er dieß am Schluß seiner Schrift z. B. hinsichtlich der sogenannten Epurationen thut. Daher zweifeln wir auch nicht, daß auf dem Rechtsgebiete mit ihm eine Verständigung allerdings denkbar wäre. Allein auch er zeigt, wie dieß Alles nicht hinreicht, und welche Macht eine Parteiansicht der Zeit gewonnen, im religiösen Gebiete die einfachsten Fragen auch für sonst achtbare und wohlmeinende Charaktere zu verwirren.

„Was man in unseren Tagen Ultramontanismus zu nennen pflegt, charakterisirt sich durch zwei Hauptmerkmale. Das erste ist die Wiederbelebung der Kirchenlehre, nach welcher die, dem wahren Glauben und der katholischen Einheit fremden Menschen, wenn sie in solcher Trennung ohne Reue darüber sterben, für unfähig erachtet werden, zum ewigen Leben zu gelangen.“ Also Herr Justus Steinbühl.

So gewendet, könnte denn die Kirchenlehre allerdings mancher böswilligen Verdrehung Raum gewähren. In Wahrheit aber lautet sie: daß der Mensch des von Gott geoffenbarten und der Kirche unverfälscht bewahrten Glaubens und der Sacramente, welche die Kirche spendet, zu seinem Heile bedarf, und daß ohne diese Mittel der Erlösung die guten Werke allein nicht zur Erlangung des ewigen Lebens genügen. Von jeher haben sich aber auch katholische Schriftsteller und Prediger bemüht, diese Fundamentallehre des Christenthums (denn gäbe es ein solches ohne Glauben?) vor falscher Auslegung zu sichern, und jedes lieblose Urtheil, jede fanatische Härte, die sich dem

urchristlichen Satze möglicherweise anhängen könnte, nach besten Kräften auszuschließen und abzulehnen. Außerdem kann nur rohe Unwissenheit oder ein wahrhaft blasphemischer Mangel an gutem Glauben es ignoriren wollen, daß der Protestantismus des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den Grundsatz: außer der wahren Kirche (d. h. außer dem Lutheranismus u. s. w.) kein Heil! mit der äußersten Schärfe und Schonungslosigkeit verfocht. Hätte doch ohne diesen Grundsatz der ganze Streit, den Luther angeregt, weder Sinn noch Bedeutung gehabt. Daher auch die erbitterte Ablehnung und Bekämpfung jedweder mildernden Erklärung, sobald eine solche katholischer Seits der Lehre von der alleinseligmachenden Kirche beigefügt wurde *). Dadurch werde, so meinten die Reformatoren, das Verdienst des ohne Werke seligmachenden Glaubens geschmälert. Umgekehrt haben, zum großen Verdruße ihrer protestantischen Gegner, die jesuitischen Casuisten (z. B. der Spanier Suarez), im Fache der Milderung des oft erwähnten Grundsatzes bekanntlich schon das Mögliche und Erdenkliche geleistet. Auf diesem Pfade fortschreitend, ist dann auch in neuerer Zeit in Deutschland, Frankreich, Italien, England, fast möchten wir sagen bis zum Ueberdruße der Unterschied zwischen unverschuldeter Unwissenheit, und feindlichem, im Willen wurzelnden Unglauben geltend gemacht worden, der in der einfachen Natur liegt. Man hat mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, dargethan: daß wir das jenseitige Geschick Jener, deren guter Wille sich nach der Wahrheit sehnt und sich ihr offen hält, stets bereit: sich ihr demüthig zu unterwerfen, ruhig der ewigen Barmherzigkeit anheimstellen können, daß aber die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit oder das, im Kampfe mit dem eigenen Gewissen durchgeführte Verläugnen der bessern Ueberzeugung allerdings von Gott und dem ewigen Heile scheide. Haben diese Versuche der Ver-

*) Vergl. den Aufsatz über Theobold Thamer in den Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation Band X. S. 341 u. ff.

ständigung den Kirchenhaß der Roccocoaufklärung begütigt, ihn zur Vernunft, zum Nachdenken, zu einer freisinnigeren Auffassung und schonendern Beurtheilung der katholischen Ueberzeugung gebracht? Im geringsten nicht! Dieser Obscurantismus will mit den Stichworten seiner Jugendzeit sterben, wie er gelebt hat. Er läßt sich auf keine Erklärungen ein; er findet es räthlicher, jedweder Belehrung, welche der nächste Katechismus ihm gewähren könnte, von vorn herein Herz und Ohr zu verschließen. Er spielt den Unwissenden. Ihr klärt ihn auf, ihr widerlegt seine unschuldige Anschuldigung mit Gründen. Gründe? Er läßt sie an einem „Koller von Elendshaut" abprallen. Er versichert: Euch nicht zu verstehen, — wer könnte so feine Unterscheidungen begreifen! Ihr müht euch noch mehr ab; ein Botokude müßte euch begreifen. Umsonst! Der Mantel barbarischer Beschränktheit ist ein, zwar wenig ehrenvoller, aber gar zu bequemer Schild, den ein altgewohnter Wille selbst der triftigsten Beweisführung ohne sonderliche Anstrengung entgegen halten kann. Natürlich! soll jedwede Annäherung und Versöhnung verhindert, soll der unglückliche Zwiespalt Derer, die glauben, und Derer, die gerne glauben möchten, fortgesponnen, soll die Verfolgung der Kirche beschönigt werden, so muß vor allen Dingen ein ehrliches und besonnenes Eingehen gerade auf diese Frage von der alleinseligmachenden Kirche nach besten Kräften vermieden werden. Hier ist der Punkt, wo das Mißverständniß um jeden Preis festgehalten werden muß, leider hat auch der achtungswerthe Verfasser seinen Rechtssinn hierin von dieser Gattung Leute täuschen lassen. Die verständigende Erklärung wird also von dieser Zeitrichtung abgelehnt. „Die subtilen, ein bestimmtes Verständniß nicht darbietenden Beschränkungen und Vorbehalte, mit welchen deutsche Dogmatiker und Kirchenrechtslehrer die Schroffheit des Lehrsatzes: „„Extra ecclesiam nulla salus"" zu mildern suchen, sind in dem päpstlichen Schreiben" (der bekannten Encyclica, welche Gregor XVI. kurz nach seiner Thronbesteigung erließ) „nicht zu finden." (Die Anforderung:

daß der Papst in jedem Hirtenbriefe den ganzen Katechismus abhandeln solle, ist ungefähr eben so gut begründet, als es das Begehren wäre, jeder Schriftsteller müsse seiner Rede die Grammatik, jeder Dichter seinen Versen die Prosodie anhängen!). „Nur für den Fall der Reue bei nahendem Tode ist Aussicht auf die Gnade Gottes gelassen.“ (Wie bequem wäre doch ein Christenthum, welches Gottes Gnade ohne Reue verkündigte!) „Uebrigens habe ich nicht gefunden, daß die Beanstandung dieses Lehrsatzes speciell mit dem Anathem bedroht sei, und auch Gregor XVI. führt ihn nicht als eine unmittelbare Heilswahrheit an, sondern nur“ (man übersehe ja nicht dieses wahrhaft bedeutungsvolle nur!) „als unter die vorzüglichen (praecipuos) Artikel der Glaubensbekenntniß-Formel aufgenommenes Dogma.“

Darüber also, daß der vielbestrittene und nur durch verschuldeten oder unverschuldeten Unverstand verdrehte Grundsatz Kirchenlehre sei, waltet nicht der geringste Streit und Zweifel ob. Nur darin soll der Ultramontanismus stecken, und deßhalb wird das Treibjagen gegen ihn empfohlen, weil er die Kirchenlehre denen wieder in's Gedächtniß zurückrufe, welchen sie abhanden gekommen. Beherzigen wir es wohl: die Verkündigung und Einschärfung der katholischen Kirchenlehre wird einhundert und neun und neunzig Jahre nach dem westphälischen Frieden als unbefugtes Gebahren und gefährliches, strafbares Attentat gegen den gemeinen Frieden von Deutschland bezeichnet! Werden nun in den tagtäglichen Anklageacten dieser ganzen Richtung etwa neue, oder überhaupt nur zur Sache dienende Gründe gegen diesen „vorzüglichen Artikel“ des Glaubensbekenntnisses geltend gemacht? Nicht doch! wie sollten die ehrwürdigen Brüder M. M. sich so tief in das abergläubische Treiben des profanen Volkes einlassen! Wahrscheinlich hat der große Orient gesprochen, und das ist für jene Weisen, die der Autorität nicht mehr fröhnen, genug! „In Folge der politischen Veränderungen im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts mußte das Verketzerungsprincip“ (hiemit ist,

wie wir gesehen haben, die Kirchenlehre gemeint) „auch noch den größten Theil desjenigen Bodens verlieren, welchen dasselbe dießseits der Berge bisher noch behauptet hatte.“ Natürlich: da die Kirchenlehre, wie männiglich bekannt, den Beruf und die Obliegenheit hat, sich nach den jedesmaligen politischen Veränderungen, sei es dießseits oder jenseits der Berge, unverzüglich und unweigerlich abzuändern und den „Staatsgebieten“ anzubequemen, so ist es sonnenklar und bewiesen, daß Jeder, der dieß nicht glauben und dieser zeitgemäßen Anforderung sich nicht fügen will, sofort als „Ultramontaner“ außerhalb des Gesetzes steht. Es wäre aber, fügt Herr Steinbühl hinzu, „ohne Grund“, wollte man diese heilbringende Lehre für jene „Pest des Indifferentismus“ halten, vor welcher das Oberhaupt unserer Kirche warnt. Mit nichten! „Mit dem Verfasser werden es Tausende von glaubwürdigen Zeugen bestätigen, daß katholische Bevölkerungen, deren Verhältnisse zu den unter ihnen wohnenden Protestanten das Entschwundenseyn des Verketzerungsprincips unverkennbar an den Tag legten, dennoch fortwährend den größten Eifer in Erfüllung der Pflichten, wie in der Theilnahme an den Gebräuchen ihrer Religion und dadurch ihre Reinheit von jener „„Pest““ unzweideutig bewiesen.“ Ja, aber was helfen uns die „Gebräuche“, wenn für den Glauben, der sie hält und trägt, der Zweifel eingetauscht werden soll? Und wo ist, wenn uns die Kirche mit ihrer von Gott gesetzten Autorität nichts mehr gilt, die Gränze zwischen Glauben und Zweifel, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen der heiligen Offenbarung Gottes und der sich täglich neu erzeugenden und ewig wechselnden Einbildung und Erdichtung der Menschen? Was wird uns zur Beruhigung geboten? „Ich erinnere mich der Aeußerung eines würdigen, einsichtsvollen Mannes, etwa so lautend: die Reformation hat nun, verbreitet über einen großen Theil der Erde und viele Millionen umfassend, in einer entwickelten Kirchenlehre und mit bestimmten, kirchlichen Einrichtungen, und kraft des Bekenntnisses vieler unbestreitbar edler

und frommer Menschen, dreihundertjährigen Bestand; nach Gamaliel's goldenen Worten müssen wir daher annehmen, daß auch sie, wie die Gründung unserer (!) Kirche, aus Gott gekommen sei."

Wenn dem aber also ist, warum in aller Welt wollen Sie denn, meine Herren, nicht Jeden „nach seiner Façon seelig werden" lassen? wenn der Glaube ein so durchaus gleichgültiges Ding ist, wie Sie uns eben bewiesen haben, so lassen doch Sie wenigstens, als die Aufgeklärten und Intelligenten, uns ultramontane Finsterlinge ungestört ihres Glaubens leben, und bringen Sie, wenn Sie Freiheit der Ueberzeugung für sich begehren, auch die Gegner nicht mit ihrem Gewissen in Widerspruch! — Ja! so ist es nicht gemeint. Jeder Confessionswechsel ist eine Art Standesänderung. Der Pfarrer, welcher eine Erklärung des Uebertritts entgegennimmt, functionirt hier eben so, wie bei Schließung der Ehen als Civilstandsbeamter. Er darf also, bei Vermeidung bürgerlicher Pön, nur jene in die Kirche einlassen, welche das weltliche Gesetz ihm aufzunehmen gestattet. Die Minderjährigen sind und bleiben aber ausgeschlossen. „Von einer Beschränkung der Gewissensfreiheit handelt es sich hier nicht. Als ein Act der Gewissensfreiheit kann nur derjenige gelten, welcher auf durch eigene Prüfung gewonnener Ueberzeugung beruht. Eine selbstständige, durch eigene, nach allen Quellen und Hülfsmitteln erschöpfend vorgenommenen Prüfung der Unterscheidungslehren gewonnene Ueberzeugung eines Minderjährigen, daß seine bisherige Confession irrig, eine andere die wahre sei, kommt wohl niemals vor." Wer dieß nicht anerkennt, ist ein Ultramontaner, und hat als solcher die Vermuthung strafbarer Proselytenmacherei gegen sich.

Aus dem eben Gesagten erhellt hinlänglich, in wie weit das bisherige „ultramontane" Dogma nach dem Wunsche dieser freisinnigen Aufklärung für verpönt erachtet werden soll. Ein zweites Kennzeichen des Ultramontanismus liegt aber in dem unerhörten und wirklich unbegreiflichen Anspruche der Fin-

fertinge: ihren Glauben auch äußerlich und in ihrem kirchlichen Leben ungestört und ohne beschränkenden Zwang, üben und darnach leben zu wollen. Der „reine Katholicismus" des Verfassers weiß das besser und wehrt solchem Uebelstande. Er will auf der eben bezeichneten dogmatischen Grundlage die Menschheit wahrhaft fromm, nicht wie der böse Ultramontanismus sie andächtig machen. Bloß um dieses löblichen Zweckes willen sucht er sie von „der Benutzung der sogenannten Andachten", von „der Theilnahme an Kirchenfesten, Prozessionen, Wallfahrten, Bruderschaften" u. dgl. zurückzuhalten, bloß deßhalb ist „häufiges Beichten und Communiciren" der Gegenstand seiner, an Jedermann gerichteten ernstlichsten Abmahnung, und sein deßfallsiger Tadel trägt das Gepräge der ascetischen Aufmunterung: lustig und guter Dinge zu seyn, und sich durch den Gedanken an Tod und Gericht des künftigen Lebens nur ja nicht den Genuß der Gegenwart verderben zu lassen!

Diese Lehre theilt ein Journal dem andern mit, dieß gilt ihnen als die Richtschnur des Heils, welche den „reinen Katholicismus" von dem ultramontanen Unwesen zu trennen bestimmt ist. Unsere Leser werden darin weder eine neue Wendung, noch irgend welche Tiefe des Irrthums, noch selbst nur einen neuen Aufputz einer alten Trivialität erkannt haben. Es ist eben die Weisheit weiland der Achtzigerjahre, es ist das josephinische Aufkläricht, welches die alte Mode nicht aufgeben will, und voll Mißmuth gegen die junge Zeit, beharrlich mit Alles des Pigeon und Haarbeutel in mitten einer neuen Welt umgeht. Aber wie arg der Revenant auch rumoren möge, wir können ihn, nach der scharfsinnigen Unterscheidung des Nachtwächters in den fliegenden Blättern, nur als Gespenst, nicht als Geist anerkennen. Von letzterm haben wir in jenem ganzen Treiben, wie es sich in so vielen unserer großen und kleinen Journale breit macht, auch nicht die leiseste Spur vernommen. Der altfränkische Spuk mag eine zeitlang die Lebendigen belästigen und necken, aber sich bleibend wieder in unser Dießseits

einzudrängen, — das wird ihm, so lange der Strom der Jahrhunderte nicht etwa plötzlich rückwärts zu laufen beginnt, mit nichten gelingen. Wir Katholiken können dafür ruhig Gott und die Zeit sorgen lassen: „Eure Herrin und unsere." Mit dem ersten Hahnenschrei werden diese gespenstigen Schatten, — in sich leer und nichtig, wie sie sind! — verschwunden seyn. Damit ist aber freilich nicht gesagt, daß die Verwirrung, welche die Phantasmagorie unter den Lebenden stiftet, nicht auch mittelbar die Quelle großer Uebelstände und Gefahren werden könne, weniger für die Kirche, als für die hergebrachte, weltliche Ordnung der Dinge. — Hiervon vielleicht ein andermal mehr.

Zum Schluße liegt es uns noch ob, einen Namen, der uns theuer und werth ist, vor schmählicher Verunglimpfung retten zu helfen. Wir wissen es wohl, daß der edle, kindlich fromme Johann Michael Sailer, der in einer schwierigen und verwirrten Zeit eine dornenvolle Lebensaufgabe zu lösen hatte, häufig von Menschen getäuscht wurde, die seiner Theilnahme unwürdig waren. Auch ihm selbst geschah es, daß er sich vorübergehend im Urtheil über Richtungen seiner Zeit irrte, welche heute als unheilbringend und verderblich zu erkennen und zu fliehen für uns Jetztlebende weder eine besondere Erleuchtung voraussetzen, noch einen heroischen Grad von Verdienst begründen würde. In unseren Tagen, nachdem gewaltige Kämpfe das Eis gebrochen haben, ist es für jeden guten Willen leicht, hierin das Rechte zu treffen; damals aber konnten auch edle Gemüther und helle Geister durch den gleißenden Schein der Frömmigkeit auf einen Augenblick über den Werth unkirchlicher Erscheinungen getäuscht werden. Dieß kann Sailers damaliges hohes Verdienst um die katholische Sache in Deutschland weder schmälern, noch in den Augen eines Jeden, der ihn gekannt oder richtig erfaßt hat, auf seinen Charakter irgend einen Schatten werfen, weil er, wie jeder historische Name, ein Recht hat, nur im Zusammenhange seiner Zeit und der ihn umgebenden Verhältnisse von der Nachwelt beurtheilt

zu werden. Darum Friede seinem Gedächtniß und Anerkennung, nacheifernde Liebe und Bewunderung seinem christlich liebenden Gemüthe! — Aber wer auch sonst hart und unbillig über ihn zu urtheilen geneigt wäre, müßte sich dennoch in tiefster Seele empört fühlen, durch die maßlose Ungerechtigkeit und Frechheit, mit der Sailer's Name heute, sowohl in der Literatur wie in der Tagespresse, von Herolden des gemeinsten Unglaubens als Panier für ihre kirchenstürmerischen Bestrebungen mißbraucht, als Autorität für den gedankenlosen Indifferentismus der Gegenwart herbeigezogen, und mehr und mehr zu einem Mythus umgestaltet wird, in dem Sailer's wirkliche Freunde (denen auch der Schreiber dieses sich beizuzählen stolz ist!) keinen Zug der Wahrheit mehr erkennen können. Wenn Sailer's Ausspruch über die Führungen Gottes *) von den sogenannten Ultramontanen zu einer Anklage des greisen Bischofs benützt wäre: er habe den Indifferentismus gepredigt, die erlösende Kraft des wahren Glaubens geläugnet, und Heidenthum, Islam, Talmud, Häresie und ächte Offenbarungen Gottes, wie unsere sogenannten Deutschkatholischen, für gleich berechtigte Wege in das Reich der Himmel erklärt, welch ein Schrei des Abscheus und Entsetzens würde durch die Reihen unserer Gegner gehen! Nun wohl! diese Anklage auf Indifferentismus ist erhoben, sie ist aus eben dieser Stelle hergeleitet worden, aber nicht von uns, sondern von Justus Steinbühl, der die trostreiche Versicherung: daß der Protestantismus eben sowohl, wie die Gründung der Kirche, „aus Gott gekommen sei", durch eben diese, aus einer Note zur Sailer'schen Uebersetzung der Nachfolge Christi herausgerissenen Stelle rechtfertigt!

---

*) Eine Herrlichkeit am Ende der Laufbahn, aber die Wege dazu so verschieden. Eine allmächtige Hand, die uns führt, aber die Führungen so mannigfaltig. Viele Wohnungen im Himmel, aber auch mancherlei Gänge zu diesen Wohnungen.

Der ehrwürdige Sailer war, wie wir Alle, ein Sohn seiner Zeit, und sein Blick durch Zeit und Umgebung gebunden und getrübt. Aber, wie es wahrhaft großen Naturen häufig geschieht, kurz vor dem Abschiede von diesem Leben ward sein Auge freier, und sein Geist nahm einen fast prophetischen Aufschwung. Es liegt uns darüber ein Document vor, an welches jene aufgeklärten Leute, die heute Sailer's Namen als Schild des Indifferentismus anrufen, aus guten Gründen gewöhnlich nicht zu erinnern pflegen. — Dieß ist sein letzter, fünf Wochen vor seinem Tode erlassener bischöflicher Hirtenbrief, der ein Gemälde der Zeit entwirft, wie sie dem Bischof Sailer am Abende seines Lebens erschien, ein Gemälde, aus dem wir hier zur Erinnerung für Freund und Feind einige Züge herausheben wollen. Der treue Hirt hebt aber also an: „Wenn in unseren Tagen der Zeitgeist auf allen Seiten Lehrkanzeln aufschlägt, Boten ausschickt und öffentliche Sendbriefe in Umlauf setzt, um seine Lehren zu verbreiten, seine Plane zu fördern, und für selbe Anhänger und Werkzeuge zu werben, so dürfen wohl Diejenigen, die in einer höhern göttlichen Ordnung der Dinge von dem heiligen Geiste als Wächter aufgestellt und mit dem „„Dienste des Wortes““ beauftragt sind, nicht stumm bleiben, ohne den Vorwurf des Propheten auf sich zu laden: „„Die Wächter allesammt sind blind, und wissens nicht; stumme Hunde sind sie, die nicht bellen können; sie sehen eitle Dinge, schlafen und haben die Träume lieb;“ — und noch dringender wird für sie die Pflicht, zu reden, wenn jene Bestrebungen größtentheils gegen die heilige Sache selbst, deren Vertheidigung ihnen obliegt, gerichtet sind.“

„Diese Betrachtung hat Uns bewogen, an Euch, geliebte Mitbrüder! aus offenem, bewegtem Herzen ein freimüthiges Wort zu richten über das, was unseres Amtes ist, in Hinsicht auf die Erscheinungen der Zeit: ein ernstes Wort der Ermahnung, ein begeistertes Wort der Ermunterung zum treuen Ausharren in unserm täglich schwerer werdenden Berufe.“

„Zwar ist die Bestimmung der Kirche Christi auf Erden,

daß sie kämpfe mit dem Bösen, und sie hat gekämpft vom Anbeginne an, und wird kämpfen bis an's Ende der Zeiten. Aber darin stimmen doch alle besonnenen Beobachter überein, daß der Kampf in unseren Tagen eine drohendere Gestalt angenommen, daß die feindlichen Angriffe heftiger, allgemeiner geworden, als je zuvor seit dem Sturze des alten Heidenthums: Denn der Unglaube, der in frühern Zeiten, einem Geächteten gleich, sich scheu verbarg, hat nun gleichsam Bürgerrecht und Ehrenrang in der Gesellschaft erhalten, und ist, unter den Namen Zeitgeist, eine öffentliche Macht geworden."

„Er ist die Ausgeburt jener falschen Aufklärung, jener, im biblischen Sinne treffend bezeichneten, Welt-Weisheit, welche, nachdem sie alle überlieferten Lehren, die bis dahin das Kleinod der Menschheit ausmachten, ohne Unterschied von sich geworfen, und so die Quelle der lebendigen Wahrheit verlassen hatte, keine andere Wahrheit mehr gelten ließ, als die sie in den zerbrochenen Cisternen der sich selbst gelassenen Vernunft zu finden wähnte. So ist es denn der erste und fruchtbar fortzeugende Grundirrthum dieser Weltweisheit, daß sie, den Abfall der Menschheit von Gott und die dadurch gewordene Zerrüttung aller Dinge verkennend und läugnend, den gegenwärtigen natürlichen (in Wahrheit aber unnatürlichen, weil gottlosen) Zustand des Menschen für den normalen hält, die unbändige Selbstsucht als das höchste Rechtsprincip, und die Befriedigung aller Triebe des verdorbenen menschlichen Herzens als unveräußerliches Menschenrecht aufstellt, und das unaustilgbare Gefühl des Unwohlseyns, welches der kranken menschlichen Natur innewohnt, zu beschwichtigen, und die mangelnde Glückseligkeit zu erreichen strebt durch gewaltsame Hinwegräumung aller vermeintlichen, äußeren Hindernisse, d. h. jener heilsamen Schranken, welche unter der Leitung der göttlichen Vorsehung in Staat und Kirche zur Rettung der Menschheit geordnet sind; während doch die Geschichte bis auf unsere Tage herab beweist, daß ein Volk ohne Gesetz und Religion, also ein Volk mit derjenigen Freiheit, welche das eigentliche Ziel so

vieler Wortführer des Zeitgeistes ist, in eine Heerde wilder, sich selbst zerfleischender Raubthiere ausartet."

„Indeß konnte es nicht fehlen: es mußte eine Lehre, die sich dem Geiste des Herzens so sehr empfahl, bald zahllose Anhänger gewinnen, um so mehr, da sie, von den höhern Ständen ausgehend, mit jener Macht der Autorität, die sie der Wahrheit abgesprochen hatte, den niederen Ständen sich aufdrang. Gegenwärtig ist sie nun auch in die untersten Klassen eingedrungen; wie ein Gift wühlt sie in den innersten Eingeweiden der Menschheit, zerrüttet das einzelne häusliche Leben, und veranlaßt in dem Gesammtleben alle jene Zuckungen, welche Europa krampfhaft bewegen."

„Doch, wenden wir, nach diesem Blicke auf den Ursprung und die Ausdehnung des Weltübels, unsere Augen auf unsere nähere Umgebung, und beobachten die Erscheinungen, die zunächst in unserm eigenen Wirkungskreise sich kund geben!"

„Zwar ist in unserm theuern Vaterlande das reiche Erbtheil von Pietät, religiösem Sinn und treuer Anhänglichkeit an Altar und Thron, welches unsere Väter uns hinterließen, noch nicht ganz zu Verlust gegangen. Aber verhehlen dürfen wir uns doch nicht, daß es, ach! schon sehr geschmälert worden ist durch die Einwirkungen desjenigen Geistes, den wir so eben geschildert, und daß die Apostel desselben, unter dem gleißenden Scheine der Lichtverbreitung, auch unser treuherziges Volk um einen guten Theil jener köstlichen Hinterlagen betrogen haben."

„Ein großer Theil derer, welche zu den Gebildeten gehören, oder gehören wollen, sind, verlockt durch die Lehren, welche sie aus Büchern, im Umgange, selbst zum Theil auf den Hochschulen empfingen, dem Unglauben anheimgefallen. Eine positive, geoffenbarte Religion, eine Religion mit Geheimnissen, gegründet auf das Geheimniß aller Geheimnisse: Gott ein Mensch geworden, der Gott-Mensch am Kreuze gestorben für das Heil der verlornen Welt; eine Re-

ligion, die vor Allem Glauben, Demuth, Selbstverläugnung, Gebet fordert; eine Religion, als deren Bewahrerin sich eine sichtbare Kirche, mit Lehramt, Priesterthum, Sacramenten, ankündigt: das ist ihrem stolzen Sinne eine Thorheit, ihrem Gelüste ein Aergerniß. Wollet Ihr ihr Glaubensbekenntniß hören? „„Religion! nun ja, die gehört so mit zur Bildung, aber ein Gebildeter macht sie sich selbst nach seinem Bedürfniß; Verehrung der Gottheit in der Natur und im frohen Genusse des Lebens; in einer schlaflosen Nacht ein Blick zu den Sternen hinauf, und der Wunsch, dort einmal ungetrübt glücklich zu seyn: das ist die Summe der Religion eines gebildeten Mannes. — Christus: ein weiser Mann, ein Menschenfreund, der sein Volk vom Priesterjoche befreien und zur reinen Vernunft zurückführen wollte; aber ein Thor, daß er sich darum kreuzigen ließ. Gebet: die kindische Anmaßung des Eingreifen-Wollens in das eiserne Rad des Schicksals. Kirche, Priesterthum, Sacramente: eine spätere Erfindung schlauer, hab- und herrschsüchtiger Pfaffen, begünstigt und benützt von noch schlaueren Despoten als Kappzaum des Volkes, aber unverträglich mit dem Geiste unsers aufgeklärten Zeitalters; ein Sklavenjoch (setzen Manche hinzu), das endlich auf den Schädeln der Pfaffen und Tyrannen zerschellt werden muß.““

„Das ist die Sprache des Unglaubens, die auch unter uns, so oder anders, nicht mehr bloß heimlich geflüstert, sondern laut genug gesprochen wird; die in zahllosen Erzeugnissen der Presse, in Geschichtsbüchern, Romanen, Zeitschriften und Tagesblättern wiederhallt, und die vorzüglichste Würze der sogenannten Geistesnahrung ausmacht, die täglich dem lesegierigen Publikum geschäftig gespendet wird.“

„Auch den unteren Volksklassen hat sich diese Lehre, durch Wort und Beispiel gepredigt, bereits mitgetheilt, und wenn auch nicht so sehr auf die Köpfe, so hat sie in praktischer Anwendung um so mehr auf die Gesinnung, auf die Sitten des

Volkes gewirkt; und hier, wo alles sogleich unmittelbar derb und kräftig in's Leben tritt, zeigt sich ihre zerstörende Wirkung am handgreiflichsten."

„In ihrem Gefolge nämlich breitet sich das Sittenverderbniß verheerend über Stadt und Land aus; denn wo der Glaube wankend, das Gewissen stumpf geworden, die Gottesfurcht ausgerottet ist, da wuchern, wie das Unkraut auf einem wüsten Acker, alle die bösen Triebe, die in dem angebornen Verderben der menschlichen Natur ihre Wurzel haben. Auf dem umgestürzten Altare des dreieinigen Gottes thront dann in dem Herzen der Dreieinigkeit des Weltgeistes: die Augenlust, die Fleischeslust, die Lebenshoffart. Alles Dichten und Trachten ist auf den Cultus dieser Götzen gerichtet. Dem Erwerb des ungerechten Mammons wird Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit geopfert; fremdes Eigenthum ist nicht mehr heilig; Betrug ist Gewerbskunst geworden; die Proceßsucht verschlingt Haus und Hof und säugt Feindseligkeit, Rach- und Mordlust. Voll Hoffart drängen sich die niedern Stände gewaltsam zu den höheren, zu ihren Genüssen, ihren Thorheiten hinan; ein Streben, das sich in der Modesucht auf eine sprechende Weise veräußerlicht. Die schöne alte volksthümliche Einfalt und Sitte, mit der so viel Edles zusammenhängt, wird, wie der alte Hausrath, gegen neufränkischen Schein und Flitter vertauschet. Eine wahre Genußwuth ist epidemisch geworden, und kaum vermögen die täglich sich mehrenden öffentlichen Lustorte die heranströmende Menge zu fassen, kaum die unaufhörlichen Tanzbelustigungen sie zu ermüden. Vorzüglich aber ist es die unbändige Fleischeslust, der die meisten Opfer fallen. Schamhaftigkeit, Jungfräulichkeit ist unter der Jugend beinahe zum Mährchen geworden. Dinge, die unter Christen nicht genannt werden sollten, sind der beliebteste Stoff der Unterhaltung in Rede und Gesang, selbst schon im Munde der Kinder. Das männliche Geschlecht rühmt sich offen seiner Verführungskünste; das weibliche kommt ihm mit lockender Willfährigkeit entgegen. Mehr als ein Viertheil der Gebornen ist die Frucht

sündhafter Lust, kennt nicht seinen Vater, kennt kaum seine Mutter, und diese nur als eine Ehelose. Ohne Pflege, ohne Erziehung, außer allem zügelnden Familienverbande aufwachsend, finden sich diese unglücklichen Wesen in die Welt hinausgeworfen ohne alles andere Erbtheil, als das verwildernde Bewußtseyn einer ehrlosen Geburt; in den meisten Fällen frühem Verderben preisgegeben, und wieder Verderben in reichem Maße um sich verbreitend."

„Aber auch das eheliche Leben bietet nur zu häufig einen nicht minder traurigen Anblick. Das Bündniß, gewöhnlich entweder in blinder Leidenschaft, oder aus habsüchtiger Berechnung geschlossen, sehr oft nur ein Deckmantel früherer sündhafter Vertraulichkeit, entbehrt aller Bedingungen einer sittlichen, dauerhaften Vereinigung; wie kann Segen Gottes, wie Gnade des Sacramentes auf solchem Sündenpfuhle ruhen? Nach wenigen Wochen tritt Enttäuschung, Abneigung ein; Zwiste entspinnen sich, es mangelt die gegenseitige Achtung, sie zu beschwichtigen: man wird sich satt, sucht Anlässe zur Trennung, führt sie herbei, und Ehebruch oder Mißhandlungen müssen am Ende dazu dienen, das wieder zu scheiden, was Gott nicht vereinigt hatte. Da wird denn auch der eheliche Segen in den erzeugten Kindern zum Fluche; denn wie könnte die Kinderzucht in einem solchen zerrütteten Familienleben gedeihen? Vom ersten Erwachen des Bewußtseyns an Zeugen und vielfältig Opfer der elterlichen Zwietracht, täglich das Bild aller entfesselten Leidenschaften vor Augen, werden sie durch Ungehorsam und kränkende Roheit die natürlichen Rächer der elterlichen Schuld, um nach wilddurchlebter Jugend im reiferen Alter von ihren eigenen Kindern gleiche Vergeltung zu empfangen. So vererbt sich das Verderben in steigender Progression von Geschlecht zu Geschlecht, und nur zu sehr paßt auf unsern Zustand, was der römische Dichter, den Untergang eines Volkes ahnend, aussprach: Aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem (Horat. Od. 6. L. 3)."

„In mitten nun dieser Stürme des Unglaubens, in Mitte dieser schwellenden Wogen des Sittenverderbnisses steht die christliche Kirche, stehen wir, ihre Diener, ein Gegenstand des Hasses, des Spottes, der Verachtung! — Sollen wir verzagen in dieser Stellung? Das sei fern! denn Er, unser Herr, dem da alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, Er hat gesagt: „„Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt;““ Er hat gesagt: „„Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es hat dem Vater gefallen, dir das Reich zu geben;“ Er hat gesagt: „„Die Pforten der Hölle werden meine Kirche nicht überwältigen.“

„Oder sollen wir etwa, im Vertrauen auf die allmächtige Verheißung, die Hände müßig in den Schoß legen? Das sei wiederum fern! denn Er hat auch gesagt: „„Ich habe euch erwählet und gesetzet, daß ihr hingehet und viele Frucht bringet;““ Er hat Fluch und Wehe ausgesprochen über den faulen und nichtswürdigen Knecht, der das ihm anvertraute Pfund vergräbt, anstatt damit zu wuchern. Er hat uns das Salz der Erde genannt, das hinausgeworfen und zertreten werden soll, wenn es seine Schärfe verliert und unwirksam wird.“

„Und hier, geliebte Brüder! dürfen wir das niederschlagende Geständniß nicht umgehen, daß die Fäulniß, die Verdorbenheit des Geschlechtes, wenn auch nicht geradezu herbeigeführt, doch gewiß sehr befördert worden ist, daß in so manchen Dienern der Kirche das Salz taub geworden war, und, statt die Masse vor Fäulniß zu bewahren, sich anstecken ließ.“

Weit entfernt, die Priester zu einer lauen und flauen Schönthuerei mit dem Verderben der Zeit oder zu feiger Duldung des Schlechten anzuweisen, ruft Sailer ihnen zu: „Von dem heiligen Geiste, und der durch ihn in unsere Herzen ausgegossenen Liebe werden wir dann jenen heiligen Eifer empfangen, der uns dränget und treibt, mit gänzlicher Hingebung

uns dem Heile der uns anvertrauten Seelen zu widmen, Allen Alles zu werden, um Alle für Christum zu gewinnen."

„Diese Hirtenliebe und Hirtentreue wird uns dann von selbst die beste Art und Weise lehren, unsere Wirksamkeit den Bedürfnissen der Zeit und der einzelnen Glieder der Gemeinde anzupassen. Nach dem Beispiele des Erzhirten werden wir nicht ermüden, den Verirrten mit langmüthiger Geduld nachzugehen, um den rechten Augenblick zu ihrer Zurückführung zu erwarten und zu benutzen, ihnen nachrufend das freundliche Wort: „„Lasset euch versöhnen mit Gott durch Christus!""

„Wir werden aber auch den hartnäckigen Ungläubigen und Sündern das Donnerwort in's schlummernde Gewissen rufen: „„Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet;"" „„Kein Hurer, kein Geiziger hat Antheil an dem Reiche Christi und Gottes.""

„Wir werden ferner unsere vorzügliche Sorgfalt den noch unverdorbenen Gliedern der Gemeinde zuwenden, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren; wir werden mit aller Macht der Liebe und des Ansehens sie von jenen Gelegenheiten zurückzuhalten suchen, wo der Glaube und die Tugend der Meisten Schiffbruch leidet; werden unserer Wachsamkeit der der Hausväter und Hausmütter zugesellen, indem wir sie an die schwere Verantwortlichkeit mahnen, welche hinsichtlich des Seelenheiles ihrer Hausgenossen auf ihnen lastet. Und da uns das wachsame Hüten und Bewahren jedes Einzelnen durch nichts so sehr, als durch die heilige Beichtanstalt erleichtert wird, so werden wir diesem wichtigen Geschäfte mit aller Liebe und Geduld uns unterziehen, und uns hüten, durch sorglose, oberflächliche und laxe Handhabung dieses Heilmittels die Frucht desselben zu vereiteln, oder gar diejenigen unserer Mitbrüder zu verdächtigen, die aus einem größeren Maß von Liebe einen größeren Eifer hierin beweisen. Im Gefühle aber unserer Ohnmacht und der Unzulänglichkeit unserer Sorge werden wir die Seelen recht oft zum Erzhirten selbst verweisen, d. h. wir werden sie zum öftern würdigen Gebrauche der heiligen Sacra-

mente ermuntern, damit sie, von dem Fleische und Blute Jesu genährt und gestärkt, in Ihm bleiben und Er in ihnen."

Wir fragen, mit welchem Recht man nach einem solchen Hirtenbrief Sailer zu Gunsten des religiösen Indifferentismus anrufen könne, und was sein Glaubensbekenntniß von dem der sogenannten Ultramontanen unterscheidet? Die Leser mögen sich diese Frage selbst beantworten.

XLVIII.

Randglossen.

Waren die Apostel wirklich nicht katholisch?

Bei Gelegenheit der Anzeige, daß in Irland zwölf Katholiken der gebildeten Stände auf einmal, darunter auch zwei Priester, zur Staatskirche übergetreten, fügte die Allgemeine Zeitung neulich — am 22. März — die Bemerkung bei: „So werden es die Menschen nicht müde, bald hüben bald drüben den ächten von den drei Ringen zu suchen; wahr aber bleibt das schöne Wort: Die Apostel waren nicht katholisch, und Luther war kein Lutheraner."

Was nun zuvörderst das Suchen des Ringes betrifft, hat eine nur zu oft bestätigte Erfahrung es allerdings bewiesen, daß besonders abtrünnige katholische Priester bei ihrem Uebertritt den ächten Ring, den Brautring nämlich suchen. Auch bei austretenden katholischen Herren und Frauen wird es sich nicht selten um das Suchen eines neuen solchen Ringes handeln.

Daß Luther kein Lutheraner war, Er,

der Vater des Lutherthums, vor dem man von Lutheranern eben so wenig wußte, als von Arianern vor Arius, von Nestorianern vor Nestorius u. s. w., daß also Luther kein Lutheraner war, kann man nur in dem Sinne zugeben: Soweit in der Negation alles Positiven, im völligen Unglauben vorgeschritten, wie nach und nach die Lutheraner oder Protestanten, war Luther allerdings nicht; aber den geraden Weg gebahnt zu dieser Entwicklung hat er ohne alle Widerrede. Seine Kinder gingen eben nur auf dem Pfade ihres Vaters weiter voran.

Schönes sehen wir an diesem Worte gar Nichts, in Bezug auf Luther nur theilweise Wahres. Allein in Bezug auf die Apostel ist das Wort, sie seien nicht katholisch gewesen, völlig unwahr und fade Witzelei.

Wie die katholische Kirche allein die apostolische ist, sie allein erbaut auf dem Grunde der Apostel (Ephes. II, 20), sie allein von dem mit Christus geordneten apostolischen Oberhaupte Petrus: so waren die heil. Apostel alle ohne Ausnahme katholisch.

Sie predigten die katholische Lehre, sie hinterließen in ihren Sendschreiben die unwiderleglichsten Zeugnisse für die katholische Lehre, sie opferten ihr Leben für die katholische Lehre. Gab es ja noch keine andere als die katholische Lehre, und neben ihr auftauchend einige von den Aposteln gebrandmarkte und verdammte Irrlehren, die ersten Früchte des Giftbaums, aus dem jede andere Irrlehre erwuchs. Der Giftbaum aber ist die verwegene Empörung gegen die vom Sohne Gottes aufgestellte allein unfehlbare kirchliche Autorität.

Sagen wir aber dieß, daß die heil. Apostel katholisch waren, nur so ohne allen Beweis hin?

Mit nichten, meine Herren! Sehen Sie sich in der Apostelgeschichte und in den apostolischen Briefen um, überall begegnen Sie der katholischen Wahrheit; diese allein leuchtet aus den Handlungen der Apostel hervor, diese allein wird von

ihrem Munde, den der Geist Gottes geweiht, in der Welt verkündet. Sind nicht gerade die wichtigsten Unterscheidungslehren mit so sonnenklaren Worten darin aufgestellt, daß man entweder zu den gezwungensten, unnatürlichsten Versuchen der Exegese, oder zur destructiven Critik seine Zuflucht nehmen mußte, um die lästigen Zeugnisse sich vom Halse zu schaffen?

Die Apostel glaubten und lehrten mit der katholischen Kirche, daß der Glauben thätig seyn müsse durch die Liebe, und ohne die Werke todt sei. Sie verwarfen nicht die guten Werke als schädlich sogar.

Die Lehren von der Freiheit des menschlichen Willens, vom Ansehen und der Macht des heil. Petrus, von der wahren und wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi, von der heil. Firmung und Oelung, von der Kraft gegenseitiger Fürbitte, von der Heiligkeit der Ehe finden wir in der Apostelgeschichte und den apostolischen Sendschreiben so deutlich ausgesprochen, daß nur Befangenheit und Vorurtheil und Rechthaberei es bestreiten kann. Eben so das Bestehen der Tradition neben der heil. Schrift, die Kirche als Säule und Grundfeste der Wahrheit, das Opfer des neuen Bundes, sie sind für Augen, die sich nicht geflissentlich verschließen wollen, mit der überzeugendsten Gewißheit in den Briefen der Apostel dargestellt. So verhält es sich mit der Lehre von der Rechtfertigung, vom Sacramente der Buße, von der Priesterweihe — die katholische Auffassung derselben, und nur die katholische, ist zugleich die apostolische.

Sie lehrten nicht, daß es unmöglich sei, sich jungfräulich zu bewahren, sondern empfahlen und übten die Jungfräulichkeit, wie die katholische Kirche dieß thut.

Sie hielten, wie die katholische Kirche, die Gelübde für heilig, brachen sie nicht mit frevlem Meineid. —

Sollte es nöthig seyn, die beweisenden Stellen dafür auf-

zuführen? Jeder mit Bibeltexten versehene katholische Katechismus liefert sie, um desto mehr jede gründliche katholische Dogmatik, oder Werke wie Möhler's und Buchmann's Symbolik u. a. m.

Gerade die Entdeckung, daß die Apostel katholisch waren, daß die katholische Lehre allein die apostolische, die durch Schrift und Tradition bestätigte, sie allein die Lehre der ältesten Kirche, gerade diese Entdeckung führt jetzt eine so große Zahl gelehrter englischer Geistlichen in den Schooß der allein wahren Kirche zurück, gerade diese Entdeckung führte eine Menge eminenter Geister von hoher Bildung von jeher wieder in die Arme der von den Vätern verlassenen Mutter. Welche Motive die von der katholischen Kirche Austretenden leiten, weiß der Prüfer der Herzen und Nieren; bei der weit größern Mehrzahl aber hat wohl bei der Reformation schon und später immer wieder, auch beim Deutschkatholicismus, sich evident herausgestellt, daß Gelüste nach einem Brautringe oder nach schrankenloser Freiheit zu denken und zu handeln die mächtigen, unlautern Triebfedern waren.

Der ächte Ring ist längst gefunden, ihn trägt die Braut des Erlösers, die Eine, heilige, katholische, apostolische Kirche. Sucht redlich, und ihr werdet finden!

XLIX.

Kabinetsstücke.

Die Nachrichten aus dem Elsaß, welche die historisch-politischen Blätter Bd. XIX, S. 358 ff. mittheilen, finden ein Seitenbild in dem, was vielleicht gleichzeitig in einer bischöflichen Stadt Deutschlands geschehen ist. Es bewährt, daß die Widersacher überall von dem gleichen Geist getrieben werden. Ein hochgestellter Geistlicher, dessen erhaltende Thätigkeit sich nicht allein über die höhern Güter, die in der Kirche niedergelegt sind, sondern nebenbei über die Denkmale der Vergangenheit sich erstreckt, sah den schönen Grabstein eines längst Verstorbenen möglicher Zerstörung, wenigstens Beschädigung, dadurch ausgesetzt, daß die Arbeitsleute, welche etwa an der Kirche beschäftigt waren, ihre Werkzeuge auf denselben ablegten, und das Denkmal überhaupt an einer Stelle und in einer Lage sich befand, in welcher es vor Beschädigung nicht gesichert war. Um daher vor solcher den Grabstein zu sichern, ließ der Geistliche denselben erheben, und über dem Grab in die Mauer einsetzen. Das vernahm ein protestantischer Sprößling des Geschlechtes, und sofort mußte der Verstorbene, dem das Denkmal gesetzt worden, allen Anzeichen entgegen, ein Bekenner s e i n e s Glaubens gewesen seyn. In dieser Voraussetz-

tzung ging er den Landesherrn an; nicht mit der Klage, daß der Stein sei verrückt worden, sondern mit der ungleich schwerern: so weit gehe bereits der Fanatismus des betreffenden Geistlichen, daß selbst die Verstorbenen in ihren Gräbern nicht mehr sicher wären, daß er deren Gebeine herausreiße und sie in alle Winde zerstreue, ungeachtet bei der fraglichen Operation das Grab selbst unberührt geblieben war. Der Landesherr ordnete eine Commission zur Untersuchung an Ort und Stelle, und diese erstattete den Bericht: weit entfernt, über den Geistlichen Klage zu führen, hätte Kläger demselben für seine Fürsorge um das Familien-Denkmal noch Dank wissen sollen, da nur auf diese Weise dessen allmählige Zertrümmerung habe können abgewendet werden. Aber der hochgeborne Herr vertrat hier ganz die Stelle der „Blätter Frankreichs und Deutschlands“ in der Sache des Herrn Pfarrers Brodbeck. Durch den parteilosen Bericht der sachverständigen und unparteiischen Commission keineswegs zufriedengestellt, ließ er durch seinen Verwalter dem betreffenden Geistlichen einen ungeziemenden Brief schreiben. Dieser aber folgte der Ermahnung seines Herrn: Böses mit Gutem zu vergelten, und er erwiederte einfach dem Kläger: er werde nicht allein den Stein wieder in die vorige Lage bringen, sondern denselben auf seine eigene Kosten durch einen Deckel verwahren, damit er doch wenigstens einigermaßen geschützt sei, und damit er für seine Erhaltung das Möglichste thue. Aller Verantwortlichkeit in Betreff künftiger Beschädigung sei er damit enthoben.

Im Jahre 1570 schloß Kaiser Maximilian II. mit dem siebenbürgischen Fürsten und türkischen Vasallen, Sigmund Zopolja, Frieden. Unter den Bedingnissen befand sich die, daß er demselben eine seiner Nichten zur Ehe geben wolle. Dergleichen fanden sich nur in den Häusern Cleve und Bayern, und Maximilian bestimmte hiezu eine der Töchter des bayerischen

Herzogs Albrecht, ohne demselben zuvor nur ein Wort von seiner Absicht mitgetheilt zu haben. In einem ausgezeichnet meisterhaften Schreiben theilte hierauf dieser dem Schwager seine Bedenklichkeiten mit. Nachdem Albrecht den politischen Standpunkt berührt, geht er auf den religiösen (der damals noch selbst bei fürstlichen Ehen der Berücksichtigung werth erachtet wurde) über, und sagt: „Sollte aber der Siebenbürger seinem wankelmüthigen Brauch nach, wie nicht wenig zu fürchten, von E. M. ab- und wieder zum Türken fallen, wie müßte unserer Tochter unter den ungläubigen und abgefallenen falschen Christen und gottlosen Ketzern, deren dieses Land ohnedem voll ist, geschehen? Zu geschweigen, da sie sollte mit Leibeserben erfreut werden, in was unseligem, gottlosem und unchristlichem Leben müßten die aufwachsen! Denn E. M. wissen, was für eine verdammte Ketzerei der Trinitarier dieß Orts eingerissen, damit er, der Siebenbürger, selbst behaftet ist; also daß sich die Siebenbürger selbst rühmen, es sei zwischen ihrer verdammten Secte und dem Alcoran wenig Unterschied; als ihm denn in Wahrheit also. Dazu hält Ihne Siebenbürger der Türke für seinen Sclaven und mancipium; will dann schweigen der großen Bestialität dieser Lands Art, item sein übelbeschreit Herkommen, item die merklichen und beschwerlichen Mängel und Krankheiten seines Leibs, damit er beladen ist. Sollten nun ich und mein Gemahl unsere Tochter darüber in ein solch gottlos Wesen, Mühseligkeit, Betrübniß, Kummerniß und Beschwerniß einstecken? Wollen E. M. gnädigst beherzigen, wie sie hie und dort Rache über uns schreien, heulen und klagen würde! Was grosses Herzeleid müßte uns das machen? wie wollten wir es gegen Gott verantworten? E. M. bedenken auch um Gottes willen, wie übel es der Päpst. Heil. und allen andern katholischen Potentaten, Churfürsten, Fürsten und Ständen gefallen müßte, da wir uns gleichsam mit einem Ungläubigen (denn anders ist er der verdammten Sect um der Gemeinschaft halber, darin er mit dem Türken langher gestanden ist, nicht beschreit) in Heirath und Freundschaft einließen?

Wes Verdachts und Unwillens die Chur= und Fürsten des Reichs davon zu schöpfen hätten, da wir an Ihren Liebden die Zwiespalt in der Religion scheuen und deswegen bis daher zu keinem Ihrer Liebden heirathen wollen und uns doch dieses Ort mit einem solchen gottlosen, übelbeschreiten Mann einließen? Will geschweigen, daß wir beide jetzt langher von dem Churfürsten zu Sachsen und Seiner Lieb Gemahl ꝛc., von des Königs von Dänemark ꝛc. wegen um Heirath gar stark angelangt, der uns aber vornehmlich der wiederwärtigen Religion halber bisher bedenklich gewesen und noch ist. — Das aber E. M. vertröstet seyen, unser beider Tochter sollte das Exercitium der katholischen Religion frey gelassen werden, das hielten wir bei diesen rohen, gottlosen Leuten unmöglich; denn wer wollte von rechtschaffenen katholischen weltlichen oder geistlichen Personen bei ihr unter diesen Leuten bleiben können? Fürwahr niemand. Zudem, da wir beide dieses alles nicht ansehen noch beherzigen wollten, so wissen wir doch eigentlich und gewißlich, daß sich unserer Töchter keine würde zu diesem Heirath bewegen lassen. Eher und viel lieber würden sie sich in ein Klosterleben begeben. Sollten wir sie denn über ihren Willen dazu bringen? Das müßte uns ja, wie E. M. zu ermessen beschwerlich fallen."

L.

Novellen von Ernst Ritter.

Es ist eine vergebliche Täuschung, die ordinäre Unterhaltungsliteratur, als eine gleichgültige Sache, durch bloßes Ignoriren so von obenher abthun zu wollen. Sie ist allerdings gleichgültig für die Literaturgeschichte, denn sie erfindet nichts, sie schafft kein neues Leben und vernichtet keines; letzteres höchstens durch ihre eigene Langweiligkeit. Aber sie ist, wie Gervinus es nennt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Capital, das die Andern ausgeprägt, gleichviel ob ächtes oder falsches, in kleinen Portionen vom geringsten Werthe fließend zu machen und unter die Armuth zu bringen. Nectar ist nun einmal nicht für jeden Magen, er muß erst bedeutend verwässert werden, um der Menge zu munden.

Alle Phasen der vornehmen Literatur hat diese Unterhaltungsliteratur in ihrer Weise mitgemacht bis auf den heutigen Tag, denn wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Kaum war der Pistolenschuß verknallt, womit sich Werther tödtete, so überrieselte Lafontaine mit einer Thränenflut von Sentimentalität das ganze gerührte Deutschland. Hinter Göthe's Berlichingen kamen Spieß und seine Spießgesellen. Nachdem die Kraftgenies, ja nachdem Leßing in indirekter, fast zu

gewagter Opposition, Herder, Schiller u. A. in vollem systematischen Ernst, das Individuum emancipirt und für die positive Religion der Offenbarung eine ästhetische Religion der subjectiven Eigenmacht erfunden hatten, welche dann die Romantiker ihrerseits wieder in einen phantastischen Pantheismus vernebelten; da griffen sofort die Kärrner zu, dieses künstliche Heidenthum in alle Leihbibliotheken vertreibend, wo wohl gegenwärtig kaum noch ein Roman zu finden seyn dürfte, der nicht wenigstens ein Tausendtheilchen von einer jener Ideen debütirte.

Seit Bibel und Hauspostille aus den bürgerlichen Haushaltungen verschwunden, hat nun diese Schmierliteratur ihre Stelle eingenommen als ein Evangelium der neuen Bildung, und gerade die eifrigsten Leser sind die Frauen, diese passiven Genies. Und da die Leserinnen natürlicherweise wieder am liebsten zu Frauenbüchern, als den ihnen verständlichern, und Frauen von Talent daher auch lieber zur Feder als zum Strickstrumpf greifen, um der hitzigen Nachfrage und Bildungswuth ihrer Mitschwestern zu begegnen; so befindet sich jetzt die Unterhaltungsliteratur, sowohl hinsichtlich der Produzenten als der Consumenten, in der That zum größten Theil in den Händen der Frauen. Das ist aber keineswegs gleichgültig, wenn man erwägt, daß den Frauen wesentlich die Bildung der Familie obliegt, und sie hiernach jene Leihbibliotheken-Weisheit auf künftige Generationen zu verpflanzen gar wohl die Macht und den allerbesten Willen haben.

Wir haben schon früher einmal in diesen Blättern die Wahrung der Sitte als das Eigenthümliche der Frauenpoesie angedeutet, zugleich jedoch nachzuweisen versucht, wie die Sitte, mit der wachsenden Verwickelung der modernen Bildung immer mehr von ihrem natürlichen, religiösen Boden abgelöst, endlich in ihren bloßen ästhetischen Schein, den sogenannten Anstand, umgeschlagen, die Frauenpoesie aber diesen Wechselbalg, der von seiner edlern Herkunft nichts mehr weiß, und selbst die

Unsitte nobel darstellen möchte, mit mütterlicher Zärtlichkeit adoptirt und großgesäugt hat. Es wäre daher nicht mehr als billig, und ohne Zweifel jetzt recht eigentlich die schöne Aufgabe der dichtenden Frauen, sich ihres höheren Berufes erinnernd, jenen ästhetischen Schein zu seiner ursprünglichen Bedeutung wieder zurückzuführen und, anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen.

Die Ahnung dieses höhern Berufes glauben wir in Ernst Ritter (unter welchem Namen bekanntlich eine Dame schreibt) zu erkennen, und einen solchen, wenn auch vielleicht nur halbbewußten Anlauf zur Umkehr wollen wir gern dankbar begrüßen.

Friedrich Schlegel sagt einmal von der, als dräuendes Ungeheuer erscheinenden Omnipotenz der allgemeinen Meinung: wirf sie auf den Rücken, und es wird ein gemeiner Frosch! In ähnlicher Weise nun verfährt unser weiblicher „Ritter" in den „Mohnkörnern", einer Sammlung von Erzählungen, die wir hier versuchsweise in's Auge fassen. Es werden nämlich, wie keinem fleißigen Abonnenten der Leihbibliotheken entgangen seyn kann, in allen Frauendichtungen eigentlich nur Frauen dargestellt, die Männer dienen bloß zur Staffage, und die dargestellten Frauen dagegen gleiten regelmäßig nach allen Seiten aus, weil sie die Stelle der Männer einnehmen und auf den schlüpfrigen Boden der letzteren hinausgeführt werden sollen, wozu doch ihre seidenen Tanzschuhe durchaus nicht eingerichtet sind. Nun nimmt aber unsere Dichterin gleich von vorn herein diesem falschen Pathos der Frauen einfach dadurch jenen Grund und Boden unter den Füßen weg, daß sie ihre ästhetische Genialität, worauf sich Jener wesentlich stützen will, kühn desavouirt. Sie hat hierüber ihr eigenes System, sie erkennt die beiden Geschlechter als zweierlei ursprünglich verschiedene Seelen an, die einander nicht gleich seyn, sondern vielmehr ergänzen sollen.

In dieser Beziehung läßt sie z. B. im „Ulyßes" die

„Isabella“ sagen: „Es gibt meiner Meinung nach noch einen anderen Unterschied des Geschlechtes, als den der äußeren Form, nämlich den höheren, ursprünglichen, und folglich auch unvergänglichen. — Nicht die Körper allein, auch die belebenden Geister sind verschiedenen Geschlechts. — Wenn der Mann Alles in's Allgemeine zieht; wenn das Wohl der Gemeinde, die Verwaltung des Staats seine ersten Interessen sind; wenn er sein Lebenswerk in dem Siege seiner Ideen und Grundsätze findet: so ist das Weib kaum eines sich auf das Allgemeine beziehenden Gefühles fähig. Für sie hat Alles nur seinen Werth, indem sie den Gegenstand ihrer Liebe dadurch getragen oder anerkannt sieht. — Dem Weibe sind diese allgemeinen Beglückungstheorien, diese idealen Wünsche für die Masse im Grunde gleichgiltig; aber in ihrer Macht Schmerzen zu lindern, die den Einzelnen treffen, das Leben zu einem Traume der Wonne für den Geliebten zu machen, jeden Kummer von ihm fern zu halten, sich selbst ihren Kindern, ihren Nächsten ganz aufzuopfern, ihr Haus zu erheitern, zu schmücken, das Glück durch sanfte Liebesthaten darin zu bannen — in dieser Macht liegt ihr Talent, ihr Genie.“ — Und nicht etwa nur die Erziehung ist es, welche die männliche Schöpfungskraft im Weibe nicht zur Entwickelung kommen läßt, „denn wenn ein Etwas in der Frauenseele wäre, was dieses Joch der Erziehung und Verhältnisse abzuschütteln begehrte — und dieses Etwas könnte nur das eigentliche schöpferische Genie seyn — so wäre es längst abgeschüttelt. — Es sind viele Frauen der Zucht entlaufen und haben sich aus den Schranken der Sitte vollständig emancipirt; aber die Flügel eines Erzengels sind ihnen doch nicht gewachsen, obgleich es sie oft an den Schultern mag gejuckt haben, wo sie aufschießen sollten. — Obgleich nun aber das Allerhöchste im Reich der Verstandeskräfte dem Manne allein zukommt, so möchte ich doch behaupten, daß die Frau ihm nicht untergeordnet ist, was auch, wie mir scheint, die Liebe, die er ihr widmet, bekundet. — Es gibt nur einen Punkt, in dem sie sich sicher vereinen: in der Liebe zu

einander; denn diese beiden Seelen, die männliche und die weibliche, sind, obgleich verschieden, doch für einander geschaffen. Der Mann sucht im Weibe seine ihn ergänzende Seele, die ihn allein zu fesseln und zu beglücken vermag. Die Frau schließt sich an den Mann und fühlt im Augenblick, daß hier das vollkommene Ganze eines vollendeten Menschen gebildet worden ist."

Diese verständig sondernde Ansicht aber zerstört, wie man gar bald herausfühlt, unvermeidlich alle modernen Illusionen von Emancipation des Weibes, oder — was dasselbe ist — von der Emancipation der Geschlechtsliebe, die ja das ausschließliche Grundwesen dieser Romanfrauen und Frauenromane bildet, als ob Gottes weite Welt eben nichts anderes zu thun hätte, als sich zu verlieben. Die moralische Welt ist so kräftig und unverwüstlich angelegt, daß es überall nur des entschlossenen Wegräumens der verwirrenden Staubdecke bedarf, womit die Zeit sie angehaucht, um das Bild in seinen ursprünglichen Farben wieder aufblühen zu machen, und seine verborgene Schönheit zu erkennen. Und so tritt auch hier die Liebe, nachdem sie nur erst von jenem krankhaften Nimbus des falschen, genialen Anstandes befreit worden, auch sofort wieder frisch und gesund in ihre natürliche Stellung ein. Sie wird von unserer Verfasserin, ohne alle Umschweife und moderne Ueberschätzung, in ihrer an sich zweideutigen Natur aufgefaßt, und mithin gänzlich unfähig, durch ihre bloße Existenz das Schlechte zu rechtfertigen, oder gar zu adeln. „Ich habe" — sagt sie in Beziehung auf jenen sich selbst aufblasenden, ungeheuerlichen Liebesdrang — „eine Abneigung, solche Verhältnisse auszumalen, es ist mir dabei, als sollte ich einen Trunkenen in seinen unerfreulichen, wüsten Zuckungen beschreiben. Solche Liebschaften sind die Karrikatur des ächten, göttlichen Gefühls, das den seltenen Wohnsitz in den seltensten Herzen nimmt; sie verhalten sich zur Liebe, wie die Rohheit zur Tapferkeit, wie der Fanatismus zur Religion, wie die Parodie zur ewigen Tragödie." — Doch auch die ächte „Liebe" —

nicht ganz Seele, nicht ganz Körper, sondern Beides in geheimnißvollem Gemisch — „verlangt durchaus Nahrung, was vielleicht ihren rein himmlischen Ursprung etwas zweifelhaft machen könnte. Sie ist der Sprößling eines Engels und eines schönen Weibes." — Und solcher Herkunft ist augenscheinlich gleich in der ersten Novelle die liebliche „Marguerite" in ihrer naturgewaltigen Hingebung, die freilich zuweilen an Kleist's Kätchen von Heilbronn erinnert.

Aber eben wegen dieser ihrer Zweideutigkeit und in dem daraus entspringenden Gefühl höherer Hülfsbedürftigkeit mag diese Liebe nicht, wie die femmes à grandes passions, keck dem Jucken an der Schulter vertrauen, wo die Erzengelflügel wachsen sollen und nicht wollen, sondern vielmehr in freudiger Demuth zu ihrem himmlischen Ursprung sich zurückwenden. So sinkt Marguerite beim verlockenden Geflüster des Geliebten mitten unter den Nachtigallenklängen der schönsten Sommernacht, weinend vor Freude und Angst, vor ihrem Bette auf die Knie nieder, und betet herzinnig gegen die Versuchung. Denn „ein Liebesverhältniß", sagt die Dichterin, „ist nur interessant, wenn es entweder an sich unschuldig ist, keine anerkannte Schranke niederreißend, oder wenn die Stärke, die unwandelbare Treue, die Erkenntniß der Unerschütterlichkeit des Gefühls demselben gleichsam eine zweite Unschuld erringt. — Wer eine solche Liebe fassen kann und sich erhalten, der hat in ihr eine Religion gefunden, die mit dem, was man gewöhnlich so nennt, vereint, einen sichern Schutz gegen die Welt, ihre Sünden und ihre Gemeinheiten gewährt."

Man sieht also, es ist hier, trotz aller modernen Confusion, doch durchaus schon ein ganz anderes Terrain, eine andere, deutschere Luft, in der jene nackten, monströs-üppigen Cactusgewächse unmöglich fortkommen können. Allerdings ist auch hier der Stoff häufig ein unsittlicher. In der Novelle „Ulysses" ist es die rasende Leidenschaft eines zügellosen Weibes. In der „Gerhardine" heirathet ein junger Graf eine,

um zwanzig Jahre ältere, liebenswürdige Wittwe. Da diese aber bald abblüht, entspinnt sich ein Liebesverständniß zwischen ihm und ihrer Tochter, seiner Stieftochter, Leontine. Ja, in der „Verlobung“ streift unsere Verfasserin ganz an die Gränzen der allerneuesten Literatur. Ein junger Maler — um es mit ein Paar Worten zu sagen — ist mit der Einen verlobt und in die Andere verliebt, und will seine Braut heirathen und die Geliebte fortlieben. Er sagt zu der Letzteren: „Ich würde Dich nicht heirathen, wenn ich's auch dürfte; ich will mir nicht die Erlaubniß der Welt zu einem Verhältnisse holen, das gar keiner Erlaubniß bedarf. Was soll die Ehe an unserer Liebe vermehren oder verschönern? Ist sie uns denn nicht vom Himmel gefallen, wie die Tropfen in den Kelch der Blume? — Du wirst meine Vorsehung seyn, während Leonore nur meine glückliche Hausfrau seyn wird; denn glaube mir, ich bin reich genug für sie und Dich! sie soll nie etwas von meiner Liebe zu Dir ahnen u. s. w.“

Das klingt vollkommen salonmäßig. Allein nicht im Stoffe schon liegt ja die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. Unser moderner Roman würde wie das Lustspiel gar nicht existiren können, ohne von den Faseleien, Irrthümern und Verzerrungen der Gegenwart Notiz zu nehmen. Gleichwie aber das Heiligste durch eine gewisse perfide Ironie in's Lächerliche oder Zweideutige gezogen werden kann, so ist auch das Falsche und Schlechte durch die Aufrichtigkeit eines tieferen dichterischen Gefühls künstlerisch zu bewältigen. Die große Weltlüge mit ihrer hoffärtigen Pracht verbleicht und zerrinnt, so bald man ihr nur nicht mehr glaubt; es ist eben die Geschichte von Schlegel's gemeinem Frosch. Und eben dieses ergötzliche Schauspiel bietet unsere Verfasserin in ihren Erzählungen dar. Sie rafft, wie wir sahen, unverdrossen vielerlei Plunder des Lebens auf, aber nicht um ihn zu schmücken und dann mütterlich zu bewundern, sondern um ihn zu vernichten. Wie in Immermann's Münchhausen werden in ihren Novellen alle Tollen

und Halbtollen zuletzt vernünftig, alle vornehmthuenden Verkehrtheiten, ja Vorurtheile lösen sich in ihr ursprüngliches Nichts auf durch einen einfachen Act der Entsagung von Seiten der dabei am meisten Betheiligten, und es ist wieder nur ächt weiblich, daß dieser Act des innerlichen Besinnens und Zusammenstoßens fast ausschließlich den Frauen, diesen natürlichen Hüterinnen der Sitte, zugewiesen wird.

Nun wissen wir zwar recht wohl, wie gewöhnlich, verbraucht, ja verrufen dieses Motiv in der Frauenpoesie geworden ist. Aber diese Entsagung ist hier weder schlaffe Blasirtheit, wie in den Romanen der Ida Hahn-Hahn, noch ein sentimental-kokettirendes Ruhespiel alter Jungfern, die nichts mehr aufzugeben haben, wie bei der Henriette Hanke und unzähligen Andern; sondern ein wahrhafter Aufschwung, ein gesundes, c h r i s t l i c h e s Element, mit Einem Wort: die ernste Tugend der Selbstüberwindung.

Von der Freude einer solchen Entsagung wird daher mit Recht gerühmt: „Es ist die höchste dieses Lebens, diejenige, welche die Bürgschaft eines künftigen Daseyns am entschiedensten in sich faßt. — Was heißt denn: nicht ertragen können? Daß der Schmerz der Seele so groß ist, daß der Körper ihm unterliegt, ist das Schlimmste, was geschehen kann, und was ist das gegen das weit größere Uebel: Gewissen und Würde zu opfern!" — Die ganze geharnischte Moral dieser Ritter-Novellen aber ist kürzlich in den Worten zusammengefaßt, mit denen jene Leontine, als sie zwischen Zucht und Ehre und der Liebe zu ihrem Stiefvater unschlüßig hin und her schwankt, angeredet wird: „Ich habe", heißt es dort, „einmal in einem alten Buche gelesen: „„Du kannst den Vögeln nicht verwehren, über Deinem Haupte zu flattern, aber Du kannst sie hindern, ihr Nest in Deinen Haaren zu bauen."" Doch mit Eurer Leserei von Romanen und verliebten Poesien laßt Ihr den leichtsinnigen Gedanken den Eingang in das bethörte Herz offen. Leontine, Du sollst mir versprechen, ein ganzes Jahr

lang den Byron nicht anzurühren und Diesen und Jenen nicht, wie sie alle heißen mögen. Solche Bücher verweichlichen das Herz und bestricken den Sinn. Da leset Ihr Euch hinein in einen Zauberkreis von Lieben und nicht Erlangen, von Sehnsucht und Leidenschaft, bis Ihr zuletzt, wie der Zauberlehrling, nicht mehr wißt, was Ihr mit den Gewässern anfangen sollt, die Euch über dem Kopf zusammenschlagen. — Die Gedanken, die dem Guten in den Weg treten, mußt Du auswerfen, und wenn's Dir auch sauer wird. Denke, Du wärst mit Ketten an diese Erde gebunden und müßtest Dich mit aller Gewalt zum Himmel hinaufarbeiten; das läßt sich nicht mit Weinen und Schmachten vollbringen, sondern nur mit Kraft, mit Selbstüberwindung. Gott hat Dir einen freien Willen gegeben, und man **kann**, was man **will**; wenn Du ihn aber zu eigensüchtigen Zwecken gebrauchst, so hemmst und vernichtest Du die Freiheit. Fasse Dir ein Herz, und schüre den Zorn gegen Dich selber an; sage Dir: so will's Gott, so will ich's selbst! Nur die Zähne zusammengebissen wider die Gedanken, und der Sieg kann Dir nicht entgehen."

Es gibt freilich gegen alle schlechte Literatur noch zwei andere Waffen, die, schärfer als bloß rhetorische oder allegorische Moral, in das wilde Fleisch einschneiden, und eigentlich allein entscheidend sind. Eine Poesie der Wahrheit nämlich gegen die Poesie der Lüge, welche, von dieser keinerlei Ausgang nehmend, wie der Frühling mitten in die Dinge hineinbricht und mit stiller Bildungskraft alle schlummernden Keime weckt, die dann schon von selbst den faulen, schmutzigen Winter überwachsen, und unter Grün und Blüthen begraben. Und die zweite ist ein heiteres Spiel mit und über den Dingen, das die aufgeblasenen Narrheiten der Welt zu Tode lacht; denn nichts kann die Lüge, die nur von Eitelkeit lebt, weniger ertragen, als lächerlich zu erscheinen vor der Welt. Beiderlei Waffen haben zu ihrer Zeit die Romantiker gegen die Nüchternheit der damaligen Literatur mit Glück geführt, und sie würden sich ohne Zweifel gegen die Betrunkenheit der jetzigen eben

so siegreich bewähren. In Ermangelung und ergebener Erwartung ähnlicher Versuche aber wollen wir uns einstweilen mit den Ritter'schen Anfängen zufriedenstellen. Es ist unläugbar, der Anstand wird in ihren Novellen zum Gewissen; und was ist denn Sitte und Anstand anders, als das empfindlichere Gewissen, auf die socialen Verhältnisse angewendet? In ihren vorhin angeführten Worten tönt ein herber Ernst, wie er, der verweichlichenden ästhetischen Moral unserer gegenwärtigen Unterhaltungslectüre gegenüber, gewiß vor Allem Noth thut, und um so ehrenwerther, je unerhörter er jetzt ist. Leontine wenigstens, an die jene Worte gerichtet sind, hat sich darob geschämt und ihrem verliebten Stiefvater entsagt; und, will's Gott, werden noch manche Leontinen, wenn sie fernerhin so angelassen werden, nicht umhin können, sich endlich ihrer schlampigen Genialität zu schämen, und die Zähne zusammenbeißen wider die liederlichen Gedanken. Scham aber ist der Anfang der Besserung, und ansteckend wie Lachen und Gähnen, zumal wenn die Frauen an mehreren solchen Leontinen und Margueriten erst wieder gewahr werden, um wie viel schöner dieses Morgenroth ihre Wangen kleidet, als die Hitzblattern der emancipirten Leidenschaft. Also nur frisch auf diesem Wege weiter fort! Es kostet höchstens einige Geisterflecke von Seiten der kurrenten Journale, und das geht vorüber mit der eilfertigen Zeit, und bringt dagegen die Zustimmung der Besseren, und das bleibt.

LI.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Menzel's deutsche Geschichte. — Charakter seines Indifferentismus und seiner Skepsis. — Sein Kampf gegen pseudoliberale Heuchelei. — Sein Verhältniß zu Ranke und Raumer. — Seine Darstellung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — Joseph II. — Trennung von der Kirche, Fall des Reiches. — Preußens conservative Politik unter Friedrich[illegible] gegen Josephs Neuerungen. — Das preußische Religionsedict von [illegible]8. — Gegensatz der Symbolgläubigkeit und Glaubensfreiheit. — Voigt's Gregor VII. — Seine Verdienste. — Sein Indifferentism. — Ewige Idee des Papstthums. — Vergänglichkeit des diplomatisch-politischen Primats. — Voigt's Briefwechsel mit dem Bischof von Rochelle. — Die Zuschrift der Minister Altenstein, Rochow und Werther an Voigt. — Raumer's Indifferentismus.

Der zwölfte Band von Menzels neuerer Geschichte der Deutschen, welcher vor einigen Wochen die Presse verlassen hat, gehört, wie jenes Werk überhaupt, zu den wenigen Erscheinungen, auf welche Deutschland stolz seyn darf. Seitdem es bei uns eine Geschichtschreibung gibt, hat es keinen zweiten Meister der historischen Kunst gegeben, wie K. A. Menzel, und wir Alle, Katholiken wie Protestanten, können, was edle Formen der Darstellung betrifft, von ihm lernen.

Ueber den Geist seines Werkes wollen wir hier nur bemerken, daß sein Standpunkt noch keineswegs der katholische ist, auf welchem allein der Historiker den Schlüssel zum Geheimniß der Geschichte und den rechten Einblick in die Wege

Gottes auf Erden gewinnt. K. A. Menzel ist bekanntlich Protestant, und steht, wenn es erlaubt ist, unsere Ueberzeugung scharf und unumwunden auszusprechen, — im Wesentlichen auch, wie die meisten gebildeten Deutschen unserer Zeit, — auf dem Boden des skeptischen Indifferentismus. Aber sein Indifferentismus ist der eines gründlichen, geistvollen Gelehrten, seine Skepsis die einer edlen, reinen, für alles Hohe und Edle empfänglichen Natur. Sein Zweifel wendet sich gegen das Gemeine und Schlechte, und bekämpft den philisterhaften Dünkel, welcher heute, unter fortwährender Berufung auf Freiheit der Meinungen und des Gewissens, die Aussprüche der engherzigsten Beschränktheit zum Kanon des geistigen Lebens für ganz Deutschland machen möchte. Diese pseudoliberale Heuchelei bis auf ihren untersten Grund durchschaut zu haben, ist Menzels größtes Verdienst. — Auf diesem Wege mußte er aber trotz des verschiedenen, dem unserigen diametral entgegengesetzten Ausgangspunktes, zu historischen Resultaten und praktischen Anschauungen gelangen, von denen wir zwar keineswegs alle, aber doch die meisten unterschreiben können. Seinem Geiste und Charakter nach kann er kein Gegner des Christenthums seyn, und somit, bei seinem Verstand, kein Feind der Kirche. Seine Methode ist die des ruhigen Abwägens, des unparteiischen Gegeneinanderstellens der Thatsachen wie der Urtheile der Menschen. Aber er treibt dieß Geschäft mit tiefem sittlichen Gefühl und überlegenem historischen Talent. So steht er an Redlichkeit und Adel der Gesinnung eben so hoch über Ranke, wie an Geist und gesundem Urtheil über Friedrich v. Raumer. Kömmt auch bei Menzel freilich die Kirche, und somit die Wahrheit, nicht zu dem ihr gebührenden vollen Rechte, — so ist es dennoch überaus lehrreich, aus diesem Munde ein Urtheil über die Zustände und Personen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu vernehmen, und dieß zwar selbst da, wo dasselbe einen scharfen Tadel über die Katholiken ausspricht. — Denn daß diese, mit allen ihnen anklebenden Zufälligkeiten und Menschlichkeiten, damals wie heute, von der

Idee der Kirche unterschieden werden müssen, bedarf hoffentlich kaum mehr der Erinnerung.

Das Bild, welches Menzel mit der ihm eigenthümlichen Meisterschaft von jenem Abschnitte der deutschen Geschichte entwirft, der zwischen dem Hubertsburger Frieden und dem ersten Beginnen des Kampfes mit den großen französisch-europäischen Umwälzung in der Mitte liegt, — dieß Bild bietet Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen. Wir empfehlen auch aus diesem Grunde unsern Lesern dringend die Lectüre des hier in Rede stehenden Buches. — Der aufmerksame Beobachter, der noch an eine in der Geschichte waltende Gerechtigkeit Gottes glaubt, kann sich nicht darüber täuschen, daß die, zu Ende des vorigen Jahrhunderts über das Reich hereinbrechenden Geschicke eine überflüßig und reichlich verdiente Buße für alle unsere politischen und socialen Sünden seit dem westphälischen Frieden, insbesondere aber für den Hohn und Frevel der letztverwichenen Jahrzehnte waren. Hatte doch, um nur einer Klasse von Beispielen zu gedenken, das, was seit dem Tode der großen Mutter Joseph's II. in der hohen deutschen Prälatur geschah, die Rache Gottes muthwillig und geflissentlich herausgefordert. Denen, welche den Abfall, die Auflehnung, die Zerstörung des Althergebrachten in der Kirche hatten erzwingen wollen, ward darauf in getreuer und folgerechter Anwendung der Grundsätze, die sie selbst aufgestellt, ein vollgerütteltes Maaß der Vergeltung auf dem politischen Gebiete. Uebrigens strafte Gott, hier wie immer in dieser Zeitlichkeit, nur indem er wohl that. Nachdem das Reichsoberhaupt, wie Menzel berichtet, bereits bei seiner Anwesenheit in Rom im Jahre 1783 dem spanischen Geschäftsträger Azaria erklärt hatte: daß jetzt der Augenblick gekommen sei, „seine Staaten gänzlich von der päpstlichen Oberherrschaft in Kirchensachen, die mit der Religion nichts gemein habe, frei zu machen", — und nachdem die deßfallsigen Zwecke und Absichten der höchsten kirchlichen Würdenträger Deutschlands auf dem Emser Congresse und später genügend an den Tag gelegt, und alle einleitenden Maßregeln

zur Lossagung von der Einheit der Kirche vollständig getroffen waren, hatte die Advokatie des römischen Stuhls, aus welcher das christliche Kaiserthum erwachsen war, thatsächlich aufgehört, und demnach das Reich seine Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt. Der großartigste politische Bau, den je die Geschichte gekannt, die halb militärische, halb geistliche Monarchie Karls des Großen, mußte, als jene Zeichen geschehen waren, zu Grunde gehen, damit die Kirche und der katholische Glaube der einen Hälfte unseres Volkes gerettet würde. Merkwürdig ist dabei die, von Menzel mit großem Geschick hervorgehobene Rolle, welche Preußen in jenen Zeiten spielte. Nicht aus Vorliebe für die katholische Kirchenverfassung des Reichs, und überhaupt nicht aus schwärmerischer Anhänglichkeit für das historisch begründete, ehrwürdige Alte, sondern von dem natürlichen Instinkte seiner Stellung geleitet, wußte Niemand besser als Friedrich II. aus dem Umstande Vortheil zu ziehen, daß seine Nebenbuhler und Nachahmer dem philosophischen Zeitgeiste zu Gefallen mit den Interessen und Traditionen seines Hauses gebrochen hatte. Fortan war Preußens Politik (in den letzten Regierungsjahren Friedrichs und in den ersten seines Nachfolgers), im Gegensatze zu den kirchlichen und politischen Entwürfen Josephs II., auf die Abwehr jedweder Veränderung der bestehenden Verhältnisse in Deutschland gerichtet. — Es klingt unglaublich, aber es ist buchstäblich wahr, daß kraft des Tausches dieser Rollen das preußische Kabinet bis auf einen gewissen Grad den Schutz der katholischen Kirche, gegen das Oberhaupt des Reiches und die, in dessen Sinne geleiteten Bestrebungen der rheinischen Erzbischöfe übernahm. „Mit dieser Staatskunst“, sagt Menzel, „übernahm Friedrich eigentlich das Kaiserthum, dessen Aufgabe, in den letzten Jahrhunderten wenigstens, die Erhaltung des Bestehenden gewesen war, und erwarb im größerem Maße, als sonst den Wächtern und Vertheidigern veralteter Zustände, zu Theil zu werden pflegt, die Verehrung seiner Mitwelt und selbst die Billigung der Nachwelt, weil der Neuerungstrieb Josephs mit der Stellung

eines Kaisers der Deutschen nicht im Einklange, auch auf keine bedeutsamen Nationalzwecke gerichtet war." Das merkwürdigste Zeugniß für diese damalige Umkehr der natürlichen Verhältnisse ist eine Aeußerung in einer päpstlichen Staatsschrift, welche die Rechte des heiligen Stuhles gegen die Mitglieder des Emser Congresses verwahrt, und diesen den Frevel und das Unrecht ihrer widersinnigen Stellung zu Gemüthe führt. „Wir vertrauen auch", sagt dieses Actenstück, „auf die Gerechtigkeit der protestantischen Fürsten, welche gleichmäßig Glieder desselben Reiches sind, und mit denen wir das Völkerrecht, die Heiligkeit der Verträge und die Aufrechthaltung der Vereinbarungen gemein haben. Denn wir wissen, daß sie es sich zur Ehre und zum Ruhm rechnen, daß keine Neuerungen eingeführt werden, und daß die Dinge in der Lage bleiben und bestehen, in der sie sich befinden."

Als Pius VI. diesen Erlaß veröffentlichte, war Friedrich Wilhem II. bereits in einem ungleichen Kampfe mit denselben, zur Fortbildung des alten Protestantismus hinstrebenden Kräften begriffen, die in unsern Tagen zu dem großen Scheidungsprozesse geführt haben, welcher die Gegenwart bewegt. Das preußische Religionsedict von 1788 suchte die Bewegung zu hemmen, wollte es aber dabei doch wieder nicht mit dem Princip des Protestantismus verderben. „Die Gränzen der Gewissensfreiheit", sagt Menzel, „waren in dem Edict sogar weiter als von dem Königsberger Philosophen gesteckt, nach dessen in der Schrift über Aufklärung ausgesprochenen Meinung ein Geistlicher sein Amt niederlegen sollte, wenn er in den Satzungen, die er als Beauftragter der Kirche zu lehren habe, keine verborgene, mit der Vernunftreligion übereinstimmende Wahrheit mehr fände. Aber die an sich übergreifende Forderung, daß der Geistliche das, was er nicht glaube, nicht nur nicht bestreiten, sondern dasselbe auch lehren solle, wurde nun eben durch die daneben gestellte, als Gewissensfreiheit bezeichnete Erlaubniß, den Inhalt der vorgetragenen Lehre selbst nicht zu glauben, zu einem Zeichen, daß die Unternehmer der beab-

sichtigten Wiederherstellung der evangelischen Kirchgläubigkeit aller Einsicht in die Grundbedingungen und Grundverhältnisse des kirchlichen Lebens entbehrten. Eine evangelische Kirchengewalt, welche ungläubige Prediger verpflichten wollte, kirchgläubige Predigten zu halten, damit die Kirchgläubigkeit befördert werde, ohne daß der von der Meinung des Jahrhunderts und von der Staatspolitik gebotenen Gewissensfreiheit Abbruch geschehen dürfe, schrieb ihrer Unbefähigung, die kirchlichen Dinge zu verstehen und zu leiten, das unzweifelhafteste Zeugniß. Den Vertretern der neuen theologischen Richtung wurde es hierdurch sehr leicht gemacht, alle ihnen verwandten Kräfte des deutschprotestantischen Geisteslebens wider das Edict in das Feld zu rufen. Die zahlreichen Schriften, welche zu diesem Behufe erschienen, bewegten sich jedoch nur um den längst besprochenen Gegensatz der Symbolgläubigkeit gegen die protestantische Glaubensfreiheit, auf welche die Reformatoren in ihren Anfängen sich gestützt hatten, und die nun eben so, wie damals, einer fortgesetzten Untersuchung und Verbesserung des alten Lehrgebäudes zu Gute kommen sollte, wogegen die Wenigen, welche als Vertheidiger der Symbole und des Edicts in die Schranken traten, in gleicher Art, wie zur Zeit der Reformation geschehen war, die Gefahr vor Augen stellten, welche aus der Meinungswillkühr der Einzelnen erwachsen, und dem Glaubenskörper der Kirche Zerstörung bereiten würde, wenn die Kirchengewalt nicht mit rechtzeitigen Vorkehrungen einschritte."

Allein schon früher (1767) hatte der Berliner Prediger Lüdke den Widerspruch nachgewiesen, in welchem die Herrschaft der symbolischen Bücher zu den ursprünglichen Grundsätzen der Reformation stand, und handgreiflich gezeigt: „daß diese Herrschaft den Anspruch auf Untrüglichkeit einer menschlichen Autorität in sich schließe, welcher dem der päpstlichen Kirche zum Vorwurfe gemachten ziemlich gleich komme, und für gewissenhafte Theologen, welche Einsicht in die Fehler und Mängel dieser Bücher gewonnen hätten, Anlaß der größten Verlegenheiten werden müsse." Darauf entgegnete Töllner,

Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder: „Es könne in der Kirche keine Lehrvorschrift entstehen und fortdauern, ohne einige Einschränkung des Gewissens, ohne alle Gefahr für Wahrheit und Freiheit, ohne einiges Papstthum. Alles wohl überlegt, sehe er sich aber genöthigt, zu erklären, daß man nur die Wahl habe, entweder etwas Papstthum oder keine Glaubenseinigkeit und keine Glaubensreinigkeit zu haben. Jede menschliche Lehrvorschrift sei ein Uebel, aber ein nothwendiges Uebel, um mehrere und größere zu verhindern; eine schlimme Vorbedeutung wider Wahrheit und Freiheit, aber zugleich ein unentbehrliches Mittel, beide zu erhalten, ein Schnitt in die Gewissen, aber unvermeidlich, wenn der Wunden nicht noch größere und gefährlichere werden sollten."

Andere nahmen die Sache noch praktischer. Der Finanzminister Struensee, ein Freund der Aufklärung, schrieb nach Erlassung des Religionsedictes Folgendes an einen alten Bekannten, den Professor Nösselt in Halle, zur Vertheidigung der Maßregel der Regierung. „Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei dem gewöhnlichen Lehrbegriff der Lutheraner der Staat in Ruhe und Ordnung geblieben, und das Volk durch die in diesem Lehrbegriff enthaltenen Motive in guten Sitten erhalten ist. Man weiß aus der Erfahrung, daß der Uebergang von der heidnischen Religion zur christlichen, von der päpstlichen zur lutherischen, gefahrvolle Crisen im Staate veranlaßt hat. Diese will man vermeiden, und aus dieser Rücksicht befiehlt der Staatsmann dem öffentlichen Lehrer der Theologie, keine andere Theorie öffentlich zu lehren, als die, aus der die bisher brauchbar befundenen Motive entlehnt sind. Der Richter muß sich nach den eingeführten Gesetzen richten, wenn er auch die Unvernunft dieser Gesetze einsieht. Eben so muß ich die Abgaben nach dem mir vorgeschriebenen Tarif erheben, wenn ich auch mathematisch berechnen könnte, daß der Tarif bei diesem und jenem Satze wahren Unsinn enthalte. Als isolirter Philosoph kann der Jurist das Absurde der bisherigen Gesetze beweisen, und der Finanzier von der Tollheit des Taxations-

Systems vollkommen überzeugt seyn. Wenn aber der Richter nach seinen Gesetzen richten, der Finanzier nach seinen Grundsätzen Abgaben erheben wollte, wohin würde das den Staat führen? Mit der Theologie muß es im Staate beinahe eben so gehalten werden. Die Theologie ist für den Staatsmann nichts als die Theorie, woraus die Motive zur Erhaltung guter Sitten für das Volk gewonnen werden." Solche Vertheidiger waren begreiflicherweise demselben Protestantismus auch damals schon gefährlicher, als alle seine neugläubigen Gegner. Sein gefährlichster Feind blieb aber der Widerspruch in seinem eigenen Princip, der unauflösbare Widerspruch zwischen Symbol und Gewissensfreiheit.

Menzel's eigener Standpunkt charakterisirt sich endlich in einer Aeußerung, die ihn von beiden protestantischen Hauptparteien, — der des Stillstandes, wie der des Fortschrittes, gleichmäßig unterscheidet. „Auf das Verhältniß der kirchlichen Dogmen zur Ideenwahrheit des Christenthums zurückzugehen, dieselben als Formen und Hüllen des Göttlichen und Ewigen anzusehen, dessen Ahnung in die Seelen der Menschen gelegt ist, ob sie Gott fühlen und finden möchten, lag außer dem Gedankenkreise der Wortführer beider Parteien, so viele tiefere Geister unter den theologischen Denkern auch seit Origines auf diese Lösung der scheinbaren Disharmonie der Glaubenslehre zum höheren Vernunftleben des Geistes hingewiesen hatten." Das Wesen des Protestantismus scheint auch ihm hiernach in einem beständigen S u c h e n nach der Wahrheit zu liegen, woraus von selbst folgen würde, daß das Feststellen, Aussprechen und Abschließen eines G e f u n d e n e n nicht mehr Protestantismus, sondern ein neues und noch dazu unberechtigtes, seinem eigenen Princip widersprechendes Papstthum wäre. Das Letztere wollen wir gewiß nicht in Abrede stellen.

Eine andere erfreuliche Erscheinung in der deutschen historischen Literatur ist V o i g t ' s Gregorius VII., ein Werk,

woran wir gerade jetzt erinnert werden, weil es vor Kurzem eine zweite Auflage erlebte. — Dieß Buch hat zu seiner Zeit den schriftstellerischen Ruf des Mannes gegründet, der als Protestant den ehrenwerthen Muth hatte, es zu schreiben. Er hat sich dadurch als tüchtiger Gelehrter, als gründlicher Forscher, vor Allem aber, was in gewissen Stellungen das seltenste ist, als ehrlicher Mann bewährt. In dieser dreifachen Eigenschaft hat er sich die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Wahrheit erworben, die sich, bis vor länger als dreißig Jahren dieses Werk erschien, durch die absurden Verläumdungen eingeschüchtert oder geärgert fühlten, durch welche feile Schmeichler der Gewalt (auch solche, die sich katholisch nannten!) zu allen Zeiten das Gedächtniß des großen Reformators auf dem Stuhle Petri gelästert haben. Solches Verdienst wird dem Verfasser seiner Lebensbeschreibung für immer einen Ehrenplatz unter den deutschen Historikern sichern, wenn gleich ein ruhig prüfender, der Quellen kundiger, katholischer Leser sich über zwei Thatsachen schwerlich täuschen kann. Voigt's Buch ist nicht aus einer Hinneigung zur katholischen Kirche hervorgegangen, und: den rechten Schlüssel zu Gregor's Wollen und Vollbringen hat auch er weder gefunden, noch finden können. Es ist, was den ersten Punkt betrifft, ein großes Mißverständniß, zu glauben, daß Voigt, weil von dem dumpfsinnigen und unehrlichen Haß vieler Gegner der Kirche keine Spur in seinem Buche zu finden ist, eine katholische Richtung habe, oder gar der Kirche nahe stehe oder gestanden sei. Zwar ist er seines Wesens jedenfalls ein wohlwollender, aufrichtiger Mann, — aber seinem Bekenntnisse nach eben so wenig Häretiker als Katholik, sondern entschiedener Indifferentist. Eben deßwegen hat er aber auch, trotz seines sonst redlichen Willens und seiner gewissenhaften Benutzung der vorhandenen Quellen, den eigentlichen innersten Kern des Charakters und des Gedankens seines Helden weder verstanden noch, weil er den Glauben desselben nicht theilte, verstehen können. Wir we-

nigstens fühlen uns, so sehr wir die Milde und die edle Haltung seines Urtheiles anerkennen und hochachten, dennoch außer Stande, seine Auffassung Gregor's VII. angebrachtermaßen zu unterschreiben. Nicht daß er in Lob oder Tadel zu viel oder zu wenig gethan hätte, aber er hat, von seinem Standpunkte aus, die gesammte historische Erscheinung des Papstthums nicht richtig würdigen können, mithin auch Gregor's VII. Stellung und Beruf in der Entwicklungsgeschichte desselben nicht erschöpfend und genügend aufgefaßt. Und dennoch ist ohne vorherige Feststellung und Berichtigung dieses Geschichtspunktes jeder Streit über Gregor's Charakter ein überflüssiger, und, weil er nothwendig nur zur größeren Erbitterung der Streitenden führen kann, ein verderblicher Hader. Diejenigen, welche mit der Kirche glauben, daß Gott als Mensch auf Erden wandelte und für das Reich der Kirche, welches er gestiftet, einen Statthalter auf dem Stuhle Petri zurückließ, — diese werden sich im Urtheile über Gregor's Leben und Thaten in Ewigkeit nicht mit Jenen verständigen können, die das Papstthum in seiner Wurzel für eine Stiftung des Teufels, oder, höflicher und moderner ausgedrückt, für eine durch die Jahrhunderte gehende große Täuschung halten. In diesem Streite ist jedes Wort verloren, und es macht einen widerwärtigen und peinigenden Eindruck: weitläufige und erbitterte Erörterungen über Folgerungen zwischen Personen mit anzuhören, deren Ansichten sich bereits im Princip wie Satz und Gegensatz gegenüberstehen. Allein auch solche, welche an die göttliche Sendung des Papstthums glauben oder zu glauben versichern, haben häufig an der Stellung, welche Gregor VII. gegen den Kaiser und andere weltliche Fürsten nahm, gewaltigen Anstoß genommen und alles Ernstes geglaubt, daß die Rechte der fürstlichen Gewalt nicht bloß durch das, was vor achthundert Jahren von päpstlicher Seite geschah, sondern auch durch das, was heute darüber gedacht und geurtheilt wird, schwer gekränkt und beeinträchtigt würden. Wir wollen die Frage: ob

die Gefahr, welche den heutigen Staaten von den staatsrechtlichen Grundsätzen Gregor's VII. drohen würde, wenn sie in der That bestände, wirklich das größte unter den Drangsalen der Gegenwart wäre, hier nicht näher erörtern. Wer im Ernste fürchten kann, daß eine Bannbulle Pius IX. unsere Herrscher zur Winterreise nach Canossa nöthigen könnte, und daß mit Beiseitesetzung aller andern, unnützen Sorgen vor Allem gegen dieses Unheil Vorkehr getroffen werden müsse, — während die Uebel, welche der gesammten europäischen Cultur von dem Bündnisse des Unglaubens mit dem communistischen Pauperismus drohen, nach dem treffenden Ausdruck eines norddeutschen radikalen Blattes, „Windeier" seien, — mit Dem zu rechten, fühlen wir uns außer Stande. Auch diese Komödie wird freilich nicht lustig zu Ende gehen; wir zweifeln, ob sie fünfzehn Jahre dauern kann. Uns sei es, zur Orientirung unserer Leser über Gregor's VII. politische Stellung, nur vergönnt, einige Gesichtspunkte hervorzuheben. Der Zweck und die ewige Idee des Papstthums: Oberhaupt der Kirche und sichtbarer Mittelpunkt der geistlichen Einheit in der Christenheit zu seyn, muß zuvörderst außer Frage stehen, wenn man den richtigen Standpunkt zur Würdigung jener Elemente gewinnen will, die sich im Laufe der Jahrhunderte um den Kern des geistlichen Primats ansetzten. Dem Papste, als Oberhaupt der Kirche, geschieht seit der Völkerwanderung und der Auflösung der oströmischen Herrschaft in Italien zweierlei. Er wird italienischer Fürst und unabhängiger Landesherr, was er ohne Zweifel nicht ohne Gottes sonderliche Fügung bis auf den heutigen Tag geblieben ist. — Er wird ferner, gestützt auf seine geistliche Macht und seine weltliche Unabhängigkeit, mit und neben dem, von ihm wieder hergestellten und gekrönten Kaiser, Mittelpunkt und Haupt des großen geistlich-weltlichen Christenstaates der gesammten europäischen Gesellschaft. Den *geistlichen* Primat besaß und besitzt er kraft seiner göttlichen Einsetzung, und wird ihn behalten bis an das Ende der Zeiten; den *diplomatisch-*

politischen besaß er im Mittelalter einen Zeitraum von drittehalbhundert Jahren hindurch, kraft einer historisch begründeten Fügung der Umstände, bei welcher von Usurpation, oder Herrschsucht, oder Planmäßigkeit eines Einzelnen gar nicht die Rede seyn kann. In dem Zusammenhange jenes ganzen, sehr ausgebildeten staats- und völkerrechtlichen Systems hat der Papst seinen vollkommenen legitimen Antheil an dem dominium mundi des Kaiserthums. Sind beide, Papst und Kaiser, einig, — so unterliegt es, nach der publicistischen Theorie und Praxis der Zeit, nicht dem geringsten Zweifel, daß jede christliche Seele ihnen unterworfen ist, und daß alle Könige, Fürsten und Herren dieser Welt der allgemeinen und centralen Macht der vereinigten päpstlichen und kirchlichen Gewalt Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind. Die heutigen Begriffe von Unabhängigkeit und souveräner Staatsgewalt in den Ideenkreis jener Jahrhunderte zurücktragen wollen, ist ein eben so lächerlicher Anachronismus, wie es ungereimt und verkehrt ist, die Thaten und Meinungen jener Zeit vor dem Richterstuhle unserer heutigen absolutistischen oder liberalen Theoretiker anzuklagen, oder auch nur zu entschuldigen. Als Ferdinand der Große von Castilien und Leon dem Kaiser Heinrich III. die schuldige Ehrfurcht versagt und den Kaisertitel angenommen hatte, ließ ihn der Kaiser auf dem Concilium zu Tours anklagen, nachdem Hildebrand (der nachmalige Papst) dem Kaiser vorgestellt hatte, daß seine Würde, als die erste in der Christenheit, dadurch gefährdet werde, und Ferdinand weit leichter durch das Wort der Kirche, als durch's Kriegsschwert, zur Rückkehr in seine Schranken bewogen werden könne. So bat also Heinrich auf jener Synode, die Kirche möge, wenn König Ferdinand der Mahnung nicht gehorche, über ihn die Excommunikation und das Interdict über sein Reich aussprechen. Die Väter des Conciliums richteten über den Streit beider Regenten, erkannten die Sache des Kaisers für gerecht, und sandten Legaten nach Spanien mit der drohenden Auffor-

derung: der König möge dem Beschlusse des heiligen Vaters und des Kirchenraths Folge, und dem Kaiser Genugthuung leisten. Ferdinand berief alsbald die Bischöfe und Fürsten seines Reichs, und berieth mit ihnen, was zu antworten sei. Da hielt der größere Theil dafür, daß man dem römischen Bischofe gehorsam seyn müsse, und Ferdinand beschied die Legaten: daß er thun werde, was der Stuhl zu Rom befohlen habe *).

Dieß war die Stellung der vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Macht in der Christenheit. Wie aber, wenn Papst und Kaiser selbst in Zwist und Fehde geriethen? — Dieser Fall war die Achillesferse des ganzen Systems, — sonst der höchsten politischen Conception, zu der es je der menschliche Geist gebracht. Denn über den beiden höchsten Gewalten stand kein höherer Richter; zwischen ihnen galt, der Natur der Dinge nach, nur Selbsthülfe, d. h. Krieg, in welchem Jeder zu den Waffen griff, die ihm zur Hand waren: der Papst zu Bann und Interdict, der Kaiser zum Schwerte. Das Urtheil aber sprach der Herr der Heerscharen, wie immer, durch den Ausgang.

Nachdem dieß dominium mundi zuerst seit der zweiten Hälfte des Mittelalters als Thatsache, dann seit der großen Glaubensspaltung in Occident auch als Idee verloren gegangen, und das europäische Gleichgewicht in dessen Stelle getreten, der damalige Streitgegenstand zwischen den Päpsten und Kaisern, mithin nicht mehr in der Wirklichkeit und kaum noch in der Erinnerung der Gelehrten vorhanden ist, — könnten wir wenigstens, zufrieden mit der uns beschiedenen Tageslast und Hitze, auf alle jene Kämpfe mit ungemeiner Gemüthsruhe blicken und das, was damals die Welt in Leidenschaft und Zorn bewegte, als völlig unbetheiligte Zuschauer sehr objectiv erwägen und ruhig beurtheilen. Dem ist aber bekanntlich nicht

*) Voigt. Gregorius VII. S. 27, 28. (2te Auflage).



so. Die Glaubensspaltung hat, zumal in Deutschland, das Urtheil vieler Gebildeten auch über jene antediluvianischen Zustände bis auf einen Grad getrübt, der nahezu den Sinn für Geschichte aufhebt. Die Gesichtspunkte, welche allein Klarheit und Licht in die Kämpfe Gregor's und Heinrich's bringen können, werden mit Absicht und Vorbedacht verwirrt und an die Seite geschoben, und längst erledigte Streitfragen des Mittelalters von literarischen Beutelschneidern und Abentheurern benutzt, um Oel in die Flamme der heutigen Zwietracht zu schütten. Wenn der rothe Hahn kräht, machen die Zigeuner, wie jüngst noch in Bukarest, die besten Geschäfte. Derselben Einer soll vor Kurzem ein verrücktes Geschwätz aufgetischt, und selbiges als das „ultramontane" System der historisch-politischen Blätter den Staatspolizeien denuncirt haben. Sollten wir uns dagegen vertheidigen? Wir befassen uns nicht gern mit solchen Standespersonen, und würden hinreichend signalisirten, literarischen Industrieeitern eine zu große Ehre anthun, wollten wir ihnen die Auszeichnung unserer Polemik schenken. Wir sind sogar weit entfernt, für das Gebahren einzelner Auswürflinge unsere Gegner, in Masse und solidarisch, verantwortlich zu machen. Das französische Sprichwort sagt: Chaque parti a sa queue de canaille. Wechseln wir, nach gutem Kriegsgebrauch, Rang um Rang, diesen Troß beider Theile gegen einander aus.

Fassen wir also, statt alles überflüssigen Streites, lieber die leitenden Gesichtspunkte des oben über Gregor's VII. politisches System Gesagten in wenige Sätze zusammen. Der diplomatisch-politische Primat des römischen Stuhls im Mittelalter war kein Glaubensartikel, kein im Begriffe des Papstthums liegendes, nothwendiges, auf göttlicher Einsetzung beruhendes Recht desselben, überhaupt kein Stück des kirchlichen, sondern ein Ergebniß des damaligen Staats- und Völkerrechts, und als solches die nothwendige, aber zeitliche und vergängliche Frucht einer politischen Constellation, wie andere Zeiten

deren andere hervorgebracht haben. Jener damalige Zustand der politischen und socialen Welt war eben so wohl berechtigt, wie jeder frühere oder spätere; weil aber heute seit Jahrhunderten schon nicht einmal der Boden mehr vorhanden ist, in welchem jene damaligen zeitlichen Rechte des heiligen Stuhles wurzelten, wäre es eine Thorheit und ein Unverstand, das Staats- und Völkerrecht des eilften Jahrhunderts als Norm für die Beurtheilung und Schlichtung heutiger politischer Verhältnisse behandeln zu wollen. Daran denkt auch Niemand, weder in Rom noch sonst in der katholischen Welt; nur die Feinde des katholischen Glaubens stellen sich, als glaubten sie an solchen Wahnsinn. Sie selbst aber machen sich in ihrem historischen Urtheil über die Zustände des Mittelalters eben jener Verkehrtheit schuldig, deren sie uns bezüchtigen: sie entlehnen aus den Staatstheorien der heutigen Zeit die Normen und Regeln zur Würdigung Gregor's VII. — Auf dieser plumpen Verwechslung beruht der Kunstgriff, durch welchen es ihnen gelungen ist, den Namen eines der größten Päpste und hochherzigsten, edelsten Männer aller Zeiten zu einem Schreckbilde für alle absolutistischen oder pseudoliberalen Halbwisser und Ignoranten zu machen. In der Berichtigung dieser Abgeschmacktheit hat Voigt die Bahn gebrochen, — aber auch er hat, aus Gründen, die in seiner confessionellen Stellung liegen, bei dem Versuche, Gregor's Charakter zu construiren, noch nicht genügend das Nothwendige in dem Zufälligen, das Bleibende in dem Vergänglichen, das Ewige in dem geschichtlich Vorübergehenden erkennen und in das rechte Licht stellen können. Trotz seines trefflichen und verdienstvollen Werkes wäre also das Leben Gregor's VII. immer noch eine würdige Aufgabe für einen katholischen Schriftsteller, vorausgesetzt, daß dieser auch in technischer Beziehung dieser Aufgabe in demselben Maße, wie Voigt, gewachsen wäre.

Abgesehen von seinem sonstigen Verdienste, hat das Voigt'sche Buch, als solches, eine höchst interessante Literär-

geschichte, worüber die Vorrede zur zweiten Auflage Auskunft gibt. — Wir empfehlen diese dringend unseren Lesern zur Beachtung, sie bietet Stoff genug zum Nachdenken. Auf uns machte der Briefwechsel des Verfassers mit dem Bischofe von Rochelle in mehr als einer Hinsicht einen unangenehmen, fast peinigenden Eindruck. Wenn der französische Prälat den berühmten protestantischen Schriftsteller, an dessen Werk er in der Uebersetzung des Abbé Jäger Gefallen gefunden, zur Rückkehr in die katholische Kirche aufforderte, — so ist dieß an sich nur eine rühmliche Bethätigung seines christlichen Eifers, und dieser war es ohne Zweifel auch, der ihn drängte, über den doppelten Umstand wegzusehen: daß zwischen dem ersten Erscheinen des Voigt'schen Werkes und diesem Commonitorium bereits vierundzwanzig Jahre lagen, und daß in Deutschland selbst Millionen Katholiken, — Bischöfe, Priester und Laien leben, — die dem Schriftsteller, für den er sich interessirte, diejenigen, auf genauerer Kenntniß seiner literarischen und persönlichen Verhältnisse beruhenden, mündlichen und schriftlichen Aufschlüsse und Mahnungen zukommen lassen konnten, die der Person nützen und der Sache nicht schaden mochten. Solchen rührenden Eifer muß jeder Katholik anerkennen, zugleich aber auch bedauern, daß der herzlich wohlgemeinte Schritt in einer Weise gethan wurde, welche die absolute und totale Unbekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit des deutschen Gelehrten nicht nur, sondern aller deutschen Verhältnisse überhaupt so grell an den Tag legt, daß jeder Kundige den Briefsteller auf das völlige Fruchtlose, ja Bedenkliche und Zweckwidrige seines Schrittes mit großer Bestimmtheit hätte aufmerksam machen können. Schon die erste Voraussetzung: daß der, welcher den vielverlästerten Papst so billig beurtheilt hatte, zur römischen Kirche hinneige, erwies sich als völlig ungegründet, und Voigt antwortete dem Bischofe im Geiste des deutschen Protestantismus unserer Tage: daß, „wie er Socrates hochachte, so auch Cäsar, wie Muhamed, so auch Gregor VII., wie Luther, so

auch Friedrich den Zweiten, König von Preußen." Uebrigens ist seine Antwort auf die zweimalige Mahnung zur Rückkehr in die Kirche würdig und fern von beleidigenden Wendungen gehalten, was leider! an einem deutschen Schriftsteller unserer Tage bemerkt und gerühmt zu werden verdient. Erst die, wenige Wochen darauf ohne seine Zustimmung erfolgte Veröffentlichung seiner Correspondenz im Ami de la religion hat ihm in seiner Vorrede zur zweiten Auflage einige sehr gewöhnlich klingende Aeußerungen entlockt, die wir des geistvollen Mannes und berühmten Schriftstellers nicht würdig finden können. Nachträglich schließt er nämlich, aus dem Abdruck jenes Briefwechsels und aus der Kunde von dem Bestehen eines Vereins in Rochelle zur Zurückführung unserer irrenden Brüder in den einen Schafstall, „daß der Herr Bischof es eben nur auf Proselitenmacherei abgesehen gehabt habe, und daß die lobrednerischen Complimente nur Lockstimmen zum Eintritt in die alleinseligmachende Kirche gewesen seien." Die weit großartigeren, mit ganz andern Mitteln ausgestatteten, von ganz andern Gewalten unterstützten und ermuthigten, pietistisch-methodistischen Anstalten zur kirchlichen Revolutionirung Frankreichs, — die, wenn sie je nur zum Theil ihren Zweck erreichten, Frankreich in die Zeit der Hugenotenkriege zurückwerfen würden, — diese hat er gewiß nicht gekannt. Dem sei jedoch, wie ihm sei. Er hat im Namen dessen, was er für Gewissensfreiheit hielt, eine wohlgemeinte, aber nichts weniger als verfängliche oder auch nur klug berechnete Aufforderung: an das Heil seiner Seele zu denken, abgelehnt. Ob er daran wohl oder übel gethan, — darüber kann er, gerade von seinem Standpunkte aus, nur einen Richter anerkennen, den, der Herz und Nieren prüft und sein letztes, unwiderrufliches Urtheil am Tage des angstvollen Gerichtes sprechen wird. — Desto überraschender ist uns die Zuschrift gewesen, durch welche die drei Minister Altenstein, Rochow und Werther ihn am 27. October 1839 in Kenntniß setzen: daß König Friedrich Wilhelm III. sie durch

einen Kabinetsbefehl beauftragt habe, ihm „Allerhöchstdero Zufriedenheit mit der Antwort, welche er dem gedachten Bischof ertheilt habe, zu erkennen zu geben.“ Auch die genannten drei Herren Minister unterlassen nicht, ihm bei dieser Gelegenheit ebenfalls ihren Beifall zu erkennen zu geben. Wir wollen den Werth dieser Indemnitätsbill in einer reinen Gewissenssache nicht erörtern.

Nachdem wir hier zwei großer, in Preußen wirkender Historiker gedacht, ist es billig, in der Kürze auch eines Dritten Erwähnung zu thun, den wir jenen Beiden zwar weder in Hinsicht des Geistes noch des Wissens an die Seite stellen können, der aber vor Kurzem das gewiß leicht verdiente Glück hatte, als Märtyrer des freien Wortes einen Triumpfzug durch alle Gassen des deutschen Liberalismus zu halten. Wen könnten wir anders meinen, als Herrn Friedrich von Raumer, den ritterlichen Kämpfer für die Seeligkeit eines Jeden „nach eigener Façon?“ Mögen unsere Leser nicht fürchten, daß wir, ihre Geduld mißbrauchend, die Frage wieder aufnehmen, welche wochenlang Berlin und das gesammte „gebildete“ Zeitungspublikum beschäftigte. Ob Herr von Raumer sich über die Berliner Akademie der Wissenschaften, oder die Akademie über Herrn von Raumer zu beklagen habe, ist für uns von ungemein geringem Interesse. Nur über seine am 28. Januar 1847 gehaltene „Rede zur Gedächtnißfeier Friedrichs II.“ wollen wir, in drei Sätzen aber wenig Worten, unser Votum abgeben. Herrn v. Raumer's Indifferentismus, so lautet der erste, ist ein Echo der aller vulgärsten und plattesten Gewöhnlichkeit. Ein Reflex des alltäglichen Wirthshausgeschwätzes reisender Kaufmannsdiener, wäre das vielbesprochene Stück Arbeit des Frankfurter Journals würdiger, als der hochberühmten, wissenschaftlichen Anstalt in der preußischen Hauptstadt. Zweitens: Herr von Raumer hat, hiervon abgesehen, vollkommen Recht, wenn er meint, daß der Gedanke einer preußi-

schen Staats- und Landeskirche als Thatsache eben so wenig bestehe, wie sie als Plan und Gedanke zu verwirklichen ist. Drittens: der wahren ächten, auf Achtung vor fremden Ueberzeugungen beruhenden Freiheit der Meinung und Rede, die Deutschland heute vor Allem Noth thut, ist gerade der vulgäre Indifferentismus am wenigsten fähig. Dieß beweist nicht minder Herr v. Raumer, der in demselben Augenblicke, wo er Religions- und Kirchenfreiheit reclamirt, in einem recht widrig häßlichen, denunciatorischen Ton gegen einen orthodoxen oder pietistischen Prediger verfällt, der sich von seinem Standpunkte aus freimüthig, aber nichts weniger als im Curialstyl der Akademie über Friedrich II. geäußert hatte. Sollten diese drei Sätze nicht ganz gut zusammengehen, so ist dieß nicht unsere Schuld. Der Widerspruch liegt in den Thatsachen, nicht in unsern Worten.

LII.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

VIII.

Der Golgathafels mit der Höhle der Kreuzerfindung. Traditionsbeweis.

Wenn nun das alte Jerusalem noch in seinen Ruinen so zu uns spricht, wenn nicht nur die Lage seiner ewigen Hügel, die die Natur aufgeworfen, sondern auch der Lauf der drei Ringmauern um die heilige Stadt wegen der gewaltigen noch zu Tage liegenden Massen unverkennbar ist, wiewohl die Lage der zahlreichen Thore nach der Angabe bei Nehemias sich nicht leicht ausmitteln läßt, weil wir nicht mehr wissen, welche nach außen gingen, und welche bloß die Verbindung zwischen den drei Hügeln oder der Stadt im Innern unterhielten, so wagen wir kaum zu viel, wenn wir glauben, Robinson dürfte als Stimmführer der Außerkirchlichen in diesem Punkte sein absprechendes Urtheil über die jederzeitige Lage des jetzigen heiligen Grabes und Calvarienberges innerhalb der alten Stadt Jerusalem in Ueberzeugung eines Bessern zurücknehmen. Das bisher Gesagte soll indeß nur die Möglichkeit einleuchtend machen, daß man bei der Errichtung der heiligen Grabkirche unter Kaiser Constantin die rechte Stelle getroffen, und wir in dem anliegenden Hügel, der, wenn wir ihn vom Ort der Kreuzerfindung aus messen, noch immer drei lange

Treppen hoch ist, den wahren Golgatha zu erkennen haben. Ragt doch nicht bloß in der Seitengruft des Joseph von Arimathia und in der Kapelle, wo man noch in der Tiefe eines Stockwerkes herab die Felsenritze des Kreuzberges erblickt, sondern auch auf der Seite des Grabtempels, wo man zur Kirche der Helena niedersteigt, noch an der Wand der Naturfelsen zu Tage, in welchen auch unterhalb, zwei Treppen tiefer, die große Cisterne gehauen ist, die nun eine natürliche Kapelle bildet. Diese letztere ist der Ort, wo das heilige Kreuz aus dem Schutt der Jahrhunderte gezogen wurde, wie der große Cyrillus schon 348, etwas über zwanzig Jahre nach dem Ereignisse in seiner epist. ad Constantium 3, schreibt. Wenn gleich Robinson in diesem Hergange einen veranstalteten frommen Betrug von Seite seines Vorgängers, des Bischofs Makarius, erblickt, so können wir doch zur Rechtfertigung der Wahrheit eine Stelle aus dem babylonischen Talmud beibringen, welcher in solchen Dingen auch eine Stimme hat, indem es im Traktat Sanhedrin fol. 45 col. 2 heißt: „Der Stein, womit Jemand gesteinigt, das Holz, woran Einer gehangen wird, das Schwert, mittels dessen Jemand enthauptet, und das Schweißtuch, womit einer erdrosselt wird, soll neben dem Mann des Todes eingescharrt werden."

Appelliren wir an das gesunde Volksurtheil, so bleibt es ausgemacht: keine Erinnerung erhält sich lebhafter, als die an Richtstätten und an Orte, wo außerordentliche Männer, oder wir wollen nur sagen, wo Männer, die auf außerordentliche Weise gestorben sind, ihr Grab gefunden haben. Wenn eine ungewöhnliche Hinrichtung sich begeben hat, so erzählt noch der Enkel fort, was die Großmutter oft erzählt, oder gar der Urahne erlebt und mit angesehen hat, geschweige daß die Stätte eines allgemeinen Richtplatzes aus dem Gedächtnisse verschwinden sollte. So weiß, um nur Ein Beispiel anzuführen, noch Jedermann in Bayerns Hauptstadt, daß vor Jahrhunderten „mitten in der Stadt", an dem Platze, den man die Hofstatt heißt, gerichtet wurde, und man unterscheidet, um bei dem Vergleiche zu bleiben, ja auch in München genau die Erhöhung, die Thore und den Wassergraben der Altstadt, mit ihrer eigenen Burg, dann die zweite Mauer mit ihren Thoren und Verschanzungswällen; während nun nach dem Verlaufe von ein paar

Decennien der erweiterte Umfang schon eine dritte Mauer nöthig machte, und bereits ein drittes Thor nach außen gesetzt wird. Was wäre es nun für eine Anmaßung, das Bestehen dieser Richtstätte weiland zu läugnen, weil der Platz jetzt fast im innersten Centrum der Stadt liegt.

Dasselbe gilt von vielen andern Städten in ihrem späteren Umfange, und war auch bei Jerusalem der Fall. Ohnehin ist der Orient das Land der Gräber und Ruinen, und hat nicht viel Weiteres aufzuweisen, aber derlei Denkmale dafür um so unvergeßlicher erhalten. Wenn ein einfacher Beduine in der Wüste stirbt, schütten seine Brüder einen Steinhaufen über seinem Grabe auf, damit sein Andenken nicht vergessen werde. So trafen wir auf dem Wege nach dem Jordan im Wadi Sidr auf einen solchen Steinhaufen, ohne zu wissen, was er bedeute, bis unsere arabischen Führer uns aufmerksam machten, und mit der Aufmunterung, ihrem Beispiele zu folgen, Jeder einen neuen Stein zu dem bisherigen Haufen warf, um den Denkhügel nicht verfallen zu lassen. Vor Jahren wurde auf dem Wege von Jerusalem nach Ramla ein Mann ermordet, wobei doch nicht so viele Ceremonien geschahen, und an dem gewiß auch nicht so viel gelegen war, wie an Christus: aber noch jetzt zeigt jeder Mucker, ohne dabei so weit interessirt zu seyn, wie die ersten Christen beim Tode des Erlösers, dem Fremden die Stätte, wo dieser Vorfall sich ereignete, und erzählt die Geschichte mit allen Umständen fort. Man hat ja unter dem gewöhnlichen Volke nicht viel zu merken und zu erzählen; zudem ist das Morgenland in einem Zustande der Stagnation, und es ist nicht wie bei uns, wo ein Ereigniß das andere verdrängt.

Demnach scheint selbst für den hartnäckigsten Zweifler, der im Abläugnen seine Tüchtigkeit sucht, die Annahme nicht ganz ferne zu liegen, daß auch die Hierosolymitanen, gleichviel ob Juden oder Christen, den Richtplatz noch im Gedächtnisse hatten, wo der Mann ans Holz gehangen worden war, von dem die neue Religion ausgegangen, selbst wenn sein Ende mit minder auffallenden Zeichen verknüpft gewesen wäre, als die Schrift uns meldet.

Auch den Juden, sagen wir ohne Widerrede, mußte Golgatha ganz und gar bekannt seyn; denn einmal war es eine

Stätte der Verwünschung, ein unreiner Ort, den man sich schon im Vorbeigehen zu betreten hütete. Dann dauerte ja die Secte noch unter ihnen fort, wie Josephus von seiner Zeit spricht, die von dem Nazarener den Namen trug, und sie zu einer beständigen Hinweisung auf den schmählichen Tod ihres Stifters veranlassen mußte, ja deren Ausbreitung sie am Ende sogar den Untergang ihres Reiches zuschrieben. Schauen wir endlich die Sache noch näher mit den Augen eines Landeskundigen an, so ist dort Jedermann bewußt, daß schon Jahrhunderte lang jeder Jude oder Moslem, der im Thale Josaphat an Absoloms Denkmal vorübergeht, einen Stein in dasselbe wirft, und dabei noch im Herzen einen Fluch über jenen Verräther seines Vaters ausspricht: so daß nun das Monument von innen und außen mit Steinen verschüttet ist. Den Namen Jesu haben die Juden aber selbst zum Fluche gemacht, indem sie ihn Jeschu aussprechen, und die drei Buchstaben im Anagram bedeuten: „Sein Name werde verflucht.“ Sie, die dem Herrn und seinen Anhängern im Leben die Steine nicht sparten, werden dem Urheber der „Abtrünnigen“, wie sie noch die Christen heißen, dem Anlaß des zunehmenden Verrathes am Gesetze Mosis, auch nach seinem Tode noch die Ehre Absoloms zuerkannt, und durch dieselbe symbolische Handlung, die fluchwürdige Bewerfung seines Grabhügels, sich kraft ihres Glaubenseifers ein religiöses Verdienst erworben haben. Aber abgesehen von diesen fanatischen Rücksichten mußte sogar jedes Kind um die vielbesprochene Stätte wissen, zumal ja die Hinrichtungen überhaupt, nicht bloß die früheren und die gleichzeitigen der beiden Schächer, sondern gewiß noch viele andere in späterer Zeit an dieser „Schädelstätte“ statt fanden, welcher Name mit seinen ominösen Beziehungen gewiß nicht in Vergessenheit gerieth, auch als dreizehn oder vierzehn Jahre nach Christi Tod die Richtstätte nahe vor dem Thore durch die neue Ringmauer in den Umkreis der Stadt gezogen wurde, und fürder die Exekution anderwärts statt fand. Auch diese spätere Richtstätte ist unschwer zu errathen, selbst für uns, die wir bereits achtzehnhundert Jahre nach diesen Ereignissen leben, ja wir dürfen uns noch dazu zu ihrer Entdeckung nicht erst auf den Weg nach Damaskus oder Joppe

machen. Es wurde auf dem Xystus oder dem Platz der Volksversammlung, dem jüdischen Forum, und zwar vor dem Rathhause hingerichtet, da wo noch jetzt die Jakobskirche das Andenken an die Enthauptung des großen Apostels bewahrt.

Sollten aber auch alle Einheimischen die heilige Stätte vergessen können, so mußten doch Joseph von Arimathia und Nikodemus, die den Heiland vom Kreuze abgenommen, und in ihrem Garten daneben, eben aus Anlaß der Nachbarschaft, bestattet hatten, noch um den Golgotha und ihr Gartengrab wissen, und die späteren Christen, rechnen wir nur zunächst die drei Tausend Neugetauften am Pfingstfest, es von ihnen und den Aposteln und Frauen erfahren. Oder glaubt Jemand an die Versicherung Robinsons und anderer abstrakter Gelehrter unter den Widersachern des heiligen Grabes, welche, jeder Pilgerfahrt feind, in jener der Kreuzritter die größte Sünde erblicken; glaubt Jemand, daß von den ersten Christen, Eingebornen wie Hellenisten, sich keiner darum bekümmert habe, die Stätte zu sehen, wo der Welterlöser geblutet? Dieß wäre ein Vorkommen wider alles menschliche Gefühl, und setzt einen Grad von Gemüthlosigkeit, Stumpfsinn und Gleichgiltigkeit voraus, deren nicht jede Natur für fähig zu halten ist. Es war kein einziger Fremdling in Jerusalem, der Jesu Tod nicht beherzigt hätte, wie die Jünger am Wege nach Emaus erklären: um wie viel mehr war er für seine Gläubigen und bis zum Tode begeisterten Anhänger eine Herzenssache, die sich nicht so leicht vergißt. Auf kein Factum berufen sich Petrus und die Apostel in ihren Predigten häufiger, als auf den Kreuztod und die Auferstehung des Herrn: wie sollte man den Ort dieses vom ersten Anfange an als weltgeschichtlich betrachteten Ereignisses in Vergessenheit haben gerathen lassen? Wenn die ältesten Christen zur Begehung ihrer Liturgie an den Gräbern der Martyrer sich versammelten, wie sollten sie allein das Grab Christi außer Acht gelassen haben? warum nicht den Kreuzweg dahin von der Stadt aus eben so angestellt haben, wie es bald von allen Welttheilen aus geschah, wenn sie gleich noch nebenbei den Tempel Jehovas auf dem Moria besuchten?

Golgotha wie Calvaria heißt eigentlich der Schädel, nicht weil die Schädel der Hingerichteten an der Sonne bleichten, da bei den Juden die Leichname ja alle vor Sonnenuntergang vom Richt-

plaße entfernt und begraben werden mußten, sondern vielmehr weil der Fels einen kopfartigen Vorsprung bildete. Dazu gesellte sich noch die Sage, die auch in den bildlichen Darstellungen der Crucifixe noch regelmäßig wiederkehrt, daß hier Adams Haupt verborgen liege; und war diese Mythe vielleicht selbst den Juden eigen, so sehen wir auf Jerusalems Hügeln die drei größten Stammväter verherrlicht, die die Menschheit verehrt, und zwar an den Golgotha das Andenken Adams, des Vaters aller Sterblichen; an den Moria das Gedächtniß des Sem oder Melchisedek, wie es das gesammte Alterthum verstand; an den Sion endlich den Namen Davids geknüpft, von welchem der Messias abstammen sollte.

Der Berg **Sion** war die Centralstätte der heidnischen Gottesverehrung bei den Kanaaniten, nämlich den Jebusäern in Mitte der sieben anderen **chamitischen Völkerschaften** gewesen. Auf dem **Moria** hatten die **Semiten** oder das auserwählte Volk aus diesem Stamme, die Hebräer ihr Bundeszelt aufgeschlagen, und den Tempel ihres Cultes gegründet. Jeßt erhob sich aber auf **Golgotha** eine Stätte der Gottesverehrung für alle Goim, worunter die Juden die **Japhetidenvölker** verstanden, die sich also im Glauben an Christus, als den zweiten allgemeinen Stammvater, vereinigten. Der Dienst, welcher an den Hügel **Sion** sich knüpfte, und im Grund des Thales Ben Hinnom verübt wurde, wo der Eingang zur Gehemma sich öffnen sollte, bestand in **Menschenopfern**, welche den Kindern Chams charakteristisch waren, und von ihnen erst an die übrigen Stämme überging. Es galt ja, den Vater der Menschen zu versöhnen, der dieses ganze Geschlecht nicht wollte, und nachdem er es schon einmal in der Sündfluth vertilgt hatte, zum andernmal den Fluch über Kanaan aussprechen ließ. Darum sollte die Erstgeburt auf den Altären bluten, oder in Molochs glühenden Armen sich verzehren, um durch dieses Gehorsamsopfer das unfreiwillige Unglück, den Zorn Gottes abzuwenden. Diesem grausamen Verkennen der Sühne wurde das Thieropfer substituirt, als Abraham auf göttliches Geheiß anstatt seines Sohnes Isaak zur Stellvertretung den Widder darbrachte, und dadurch den **Moria** für den Cult der **Thieropfer** einweihte, welcher hier in der ganzen Bundeszeit fortwährte, und in der jährlichen Schlachtung des Osterlamms seine Hauptfeier erreichte — bis der **Eingeborne** vom Vater als das **wahre Osterlamm**

am Kreuzholze auf dem Golgotha blutete, die ewige Versöhnung stiftete, und damit alle vorbildlichen Opfer in der Juden- und Heidenwelt zu Ende gingen. All diese Opfer, auch das unblutige des Brodes und Weines, welches Melchisedek in Salem darbrachte, auf der Tenne Aravna, wo David später den Altar errichtete, da der Engel der verheerenden Seuche auf Moria Stillstand gebot, verbunden mit dem Opfer des Manna der Schaubrode in der Stiftshütte, welche zuerst auf dem Berge Sion aufgeschlagen ward, wo achtzehnhundert Jahre später der himmlische Hohepriester das wahre Himmelsbrod und den unvergänglichen Lebenswein im Sacramente des neuen Bundes eingesetzt hat, und schon im dritten Jahrhundert die Abendmahlsstätte eine ausgemachte Verehrung genoß, und seit dem vierten ein Kirchengebäude sich erhob — alle diese blutigen und unblutigen Oblationen mit ihrer successiven Folge auf den ewigen Hügeln der heiligen Stadt zielen auf das Eine vollgiltige Versöhnungsopfer des Menschensohnes auf Golgotha, und sind mit ihm relativ Eins!

Jerusalem, das nach Isaias (XXIX, 1, 2) mit seinem Brandopferaltare (Ezech. XLIII, 15, 16) auch Ariel oder Löwenstadt hieß, wie die Hauptstadt von Moab, trug eben den Namen Salem, der Friedensstadt, woraus die Griechen Solyma oder Salamis machten, weil es von seinem ersten Ursprunge an den Völkern zur Opferstätte diente. Dasselbe galt von allen anderen Orten mit diesem semitisch-priesterlichen Namen; wie namentlich von Salamis oder Salem auf Cypern, von dem darum geschrieben steht: hier habe Teuker seinen eingebornen Sohn dem Chronos zum Opfer gebracht, und so sei das blutige Opfer jährlich wieder erneuert worden.

Wenn aber nun die Christen überhaupt in den ersten vierzig Jahren nach dem Tode des Erlösers bis zu ihrer Auswanderung aus Jerusalem um die gottgeweihte Stelle wissen, und sie, so gut wie alle Späteren, namentlich seit Hieronymus, verehren mußten, so ist es undenkbar, daß sie denselben Golgotha nach der Zerstörung nicht wieder erkannt haben sollten, wo ihnen doch der Zutritt nicht ebenso, wie den Juden, verwehrt war. Die Verehrung erlitt also nur die Unterbrechung von ein paar Jahren; die von Pella zurückgekehrten oder in der Nachbarschaft, wie in Cäsarea,

dem neuen Metropolitansitze, wohnhaften Gläubigen mußten sich doch in den Ruinen noch wohl zurecht finden, und sehen, was ursprünglich inner und außer der Stadt gelegen, da ja selbst nach achtzehnhundert Jahren, wie wir uns orientirten, die Physiognomie des uralten Salem noch nicht ganz verwischt ist.

Von der Zerstörung Jerusalems bis auf die neue Empörung unter Bar Cocheba erlitt der Besuch der heiligen Stellen keine Unterbrechung, ja die Verehrung muß bestanden haben, weil Kaiser Hadrian, der die unter dem Namen Juden damals noch mitbegriffenen Christen als Mitbetheiligte an dem Kriege ansah, zumal weil der Lenker des ganzen Aufstandes von Cocheba, dem Mittelpunkte der Nazaräer-Secte, seinen Ausgang genommen hatte, im Jahre 135 auf Golgotha ein Marmorbild der Venus vulgivaga, und eine Jupiterstatue am Ort der Auferstehung, oder nach andern Berichten an der Stelle der Himmelfahrt am Oelberg zu errichten, die heilige Grotte zu Bethlehem aber zum Spott in ein Heiligthum des Adonis umzuwandeln sich veranlaßt sah.

Gewiß hätte später die Kaiserinmutter Helena nicht an der ersteren Stätte nachgraben lassen, wenn nicht die Tradition unter den Christen den Standort der Aphrodite geheiliget, und die fortwährende Verehrung der heidnischen Entweihung begegnet wäre. Und selbst ohne dieses Spottdenkmal wäre der Kreuzigungsort wohl noch hinreichend kenntlich gewesen. **Hactenus Golgatha monstrat, ubi propter Christum petrae scissae sunt,** schrieb damals der Bischof Cyrillus von Jerusalem in seinen Catechesen C. 13. Aber auch noch zur Stunde erweckt dieser Felsenriß, indem der Calvarienberg beim Tod des Welterlösers sich gespalten, von der Kreuzigungsstelle bis zur Adamskapelle in eine Tiefe von zwanzig Fuß durchgehend das Erstaunen aller Betrachter. Die heilige Grabkirche schließt, wie gesagt, einen Theil vom ehemaligen Garten des jüdischen Rathsherrn ein, die weiter östlich gelegene Cisterne im daranstoßenden Klosterhof, angeblich durch die Kaiserin Helena gegraben, ist gewiß älter, und wie die jetzige Grotte der Kreuzerfindung und die sogenannte Schatzkammer der Helena, offenbar ein jüdisches Werk, und diente wohl zur Bewässerung des Gartens, wie man dieß noch dort zu Lande findet.

Kaiser Constantin hatte also eigentlich gar keine Bestimmung

zu treffen, sondern beim Bau der ersten Grabeskirche sich einzig an die bestehende und seit Christi Tod bei der ganzen Reihe der fortlebenden Zeugen gar nie unterbrochene Ueberlieferung zu halten. Hiebei wollen wir nun gar nicht in Anschlag bringen, daß, auch abgesehen von allen vorhergehenden Beweisen, beiläufig gesagt, es doch immer noch mehr Verläßigkeit gewährt, an das seit fünfzehn Jahrhunderten unausgesetzt in der Verehrung der Völker bestehende Grab sich zu halten, als auf Gerathewohl nach einer anderen Stätte sich umzusehen, und statt einer besseren Auskunft, die man an Ort und Stelle erwartet, das prahlerische Geständniß der Unwissenheit und die Erklärung abzulegen, daß man auf alles weitere Suchen verzichten wolle.

Daß der Golgotha noch eine beträchtliche Anhöhe ausmacht, muß Jeder bemerken, der zwischen dem Hospital der Helena und dem der Johanniter zur heiligen Grabkirche hinaufsteigt, wenn ihm die beiden Felsenkapellen, die der Annaglung und die der Kreuzerhöhung im Innern der heiligen Grabkirche, und die Kapelle der Mutter Gottes, wozu der Aufgang von außen ist, nicht hoch genug ist. Der obere Flächenraum des Calvaria selbst nimmt eine Länge von zweiundvierzig und eine Breite von achtzehn Fuß noch zur Stunde ein. Achtzehn Stufen steigt man von da auf das Dompflaster, oder in den ehemaligen Garten nieder; dreißig weitere führen zur Kapelle der heiligen Helena, zwölf zum Ort der Kreuzerfindung nieder. Sechszig Stufen mithin beträgt noch jetzt die Höhe des Calvaria, und vollends erst vom Thale Tyropöon aus gesehen, war es immer ein ansehnlicher Hügel.

IX.

Ueber die ursprüngliche Form des heiligen Grabes.

Was das heilige Grab selbst für eine ursprüngliche Gestalt gehabt, und für nähere Kennzeichen an sich getragen habe, darüber fehlen uns zwar ausführlichere Nachrichten, doch muß das,

was uns die Evangelien darüber aufbehalten haben, uns auf die Analogie des noch Bestehenden führen. Wenn Eusebius schreibt, das heilige Grab habe in einer Höhle gelegen, so sagt er uns damit eigentlich nichts Neues. Wer je eine Klostergruft gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von diesen morgenländischen Gräbern und Nischen machen. Es waren entweder Schiebgräber, wenn der Todte in eine so quadratförmige, fünf bis sechs Fuß lange Vertiefung hineingeschoben, und diese sodann mit einem Steine geschlossen oder vermauert ward, der das Andenken des Verstorbenen enthielt. Oder es waren Leggräber, Seitenstellen nämlich, wie man dergleichen in solchen natürlichen Felsenrotunden noch an den Wänden ausgehauen sieht, die alsdann einen größern Stein nach der Länge des Sarges erforderten. Oder endlich es waren Seitengräber, Einlegstellen oder Bodengräber, wo man den Verblichenen, wie noch in die christlichen Grüfte, hinabließ, und die Stelle mit einem darüber gewälzten Steine schloß. Der ganz niedere Eingang zur Grufthöhle selbst war von außen eben so mit einem Steine verlegt oder mit einer ordentlichen Thüre geschlossen; zuweilen mochte eine solche Todtenkapelle wohl auch offen bleiben. Der eigentliche Grabstein hieß bei den Juden Golal.

Welchen vorgelegten Stein nun die Frauen vom Grabe des Herrn wegegewälzt wünschten, wird gleich ersichtlich seyn; bestimmter können wir uns von der Größe des Steines eine Vorstellung machen, wenn wir sehen, welche Riesenquadern noch hie und da vor den Häusern der Stadt liegen. In der Regel gelangt man bei ansehnlichen Todtengrüften, wie bei vielen der Richtergräber, von einer Kapelle in die andere, wobei man gebückt und ein Licht in der Hand seinen Weg schweißtriefend in den dumpfigschwülen Grotten fortsetzt und die Nischen zur Seite besichtigt. Es sind dieß die zerstreuten Katakomben von Jerusalem; einige bilden so ein förmliches Labyrinth, wie die sogenannten Prophetengräber am Oelberg. Die Leichtigkeit, das Kreidegestein in der ganzen Gegend umher auszuhöhlen, mußte zur Anlage solcher glockenförmigen Gräber führen, deren Jerusalem noch viele hunderte besitzt, welche die Stätten der Todten im Umkreise der Lebenden schätzen, und deren Andenken gleichsam auf ewig be-

wahrten, ohne die Menschen im weiteren Verkehre durch ihre Berührung zu verunreinigen.

Der Anblick dieser Grabhöhlen führt uns auf den Gedanken der Mithrasgrotten bei den Persern, oder der Druidenhöhlen im keltischen Norden, welche eigentlich ein Nachbild des Himmelgewölbes bildeten, und bei ihrer Eintheilung in sieben Kreise die sieben Planetenkreise oder die sieben Zonen der Welt symbolisch darstellten, und den göttlichen Sehern bei Erforschung der Offenbarungen des Himmels zur geheimnißvollen Wohnstätte dienten. Diese Höhlen (κοῖλον, coelum) waren die ältesten Tempel oder Stätten der Contemplation und Betrachtung der Vergänglichkeit und Wandels alles Irdischen. Sie bewahrten in der Krypte (Confessio) das Grab des Zeitgottes, mit welch immer einem Namen er bei den verschiedenen Nationen auch genannt seyn mochte; auf dem Altare aber lag in der mysteriösen Lade das Zeugniß des Lebens, der Frohnleichnam der Auferstehung, dessen Wandlung und Verklärung vorbildlich in allen Gottesdiensten begangen und gefeiert wurde. Ein Grab also stellt ursprünglich jede Kapelle, jede Kirche und jeder Dom in der Idee vor; das Grab Gottes in der menschlichen Wirklichkeit ist in Jerusalem. Von hier ist der Heiland verwandelt und verklärt auferstanden, um sich zur himmlischen Seligkeit zu erheben. Dieß gibt der hochheiligen Stätte die Bedeutung der Centralkirche für alle Zeiten und Räume, für alle Völker und Religionen, vor allen natürlich für die Christen, welche dieß Mysterium erkennen, und dasselbe reale Geheimniß noch täglich im Opfer auf den Altären des Bundes feiern, und den göttlichen Frohnleichnam im Tabernakel anbeten.

Es lag im frommen Interesse der Christen, das heilige Grab des Erlösers in seinem ursprünglichen Zustand zu erhalten. Betrachten wir nun die jetzige Gestalt der Grabkapelle, so besteht sie aus zwei kleinen Zellen hinter einander, nämlich der Eingangskammer, dem vestibulum der Alten, und der Todtenkammer mit der Grabstelle, zu welchen beiden die gewöhnliche, sehr niedrige Grabthüre führt. Die Vorkammer, welche den Namen Engelskapelle führt, ist hier die geräumigere und quadratförmig;

die Todtenkammer bildet ein Viereck von sechs Fuß Länge und Breite und acht Fuß Höhe, mit dem Unterschied von einem Zoll mehr oder weniger, erscheint aber wegen des Grabaltares oblong, und enthält kaum so viel Raum, daß vier Personen neben einander stehen können. Die östliche Hälfte des inneren Raumes nimmt nämlich der Sarkophag des Gottmenschen ein, aus dem Christus, als der Erstling von den Todten, auferstand. Vierzig silberne und goldene Leuchter mit immerbrennenden Lichtern hängen darüber herab. Dieß Grab ist bei der ganzen Länge der Gruft drei Fuß breit und zwei Fuß vier Zoll hoch; war also ursprünglich ein Leggrab, wie die oben beschriebenen, vergleichbar den Sarkophagen in den Königsgräbern, und bildet so den Hochaltar des heiligsten Domes der Christenheit, an dessen Eingangsportal noch der Name Dandolo geschrieben steht, und an Zeiten erinnert, die gewesen sind.

Diese so erhaltene Grabform stimmt genau zu den Angaben der Bibel, wenn es z. B. bei Matthäus XXVII, 69 f. heißt: „Joseph nahm den Leichnam, legte ihn, in Linnen gewickelt, in sein neues Grab, welches er in Felsen ausgehauen, und wälzte einen großen Stein vor die Thüre des Grabes, den darauf die Hohenpriester und Pharisäer versiegelten. Aber ein Engel des Herrn wälzte den Stein hinweg und setzte sich darauf." Und ferner bei Markus XV, 47 f.: „Die Frauen sahen zu, wo Er hingelegt wurde; nach dem Sabbathe aber gingen sie hin, um Ihn zu salben, und sprachen zu einander: wer wird uns wohl den Stein von der Thüre des Grabes wälzen. Wie sie aber hinblickten, sahen sie, daß er weggehoben war, und er war sehr groß. Sie gingen also in's Grab hinein, sahen zur Rechten einen Jüngling, und der sprach zu ihnen: Ihr suchet den Gekreuzigten? Er ist auferstanden und nicht hier. Sieh! hier ist die Stätte, wo sie ihn hingelegt haben! Sie gingen nun wieder heraus und flohen vom Grabe weg."

Der versiegelte Stein vor dem Eingange der ganzen Felsengruft; die Frauen gingen bis in das Vestibulum, so genannt, weil man hier den letzten Todtenanzug besorgte, und etwa noch die Salbung an dem Leichname vornahm, hinein, und trafen hier:

in der jetzt sogenannten Engelskapelle den Jüngling, der sie auf das leere Grab im Innern, oder auf die Seitennische zur Seite in der eigentlichen Todtenkammer hinwies. Eben so schildert es der Augenzeuge Johannes XX, 4, indem er schreibt: „Der andere Jünger kam vor Petrus zum Grabe, bückte sich hinein, und sah die Leintücher da liegen, ging aber nicht hinein. Simon Petrus aber ging hinein in das Grab, und sah die Leintücher daselbst liegen, wie auch das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gewunden war, aber nicht bei den Leintüchern, sondern an einem andern Orte besonders zusammengewickelt lag. Auf dieß ging auch der andere Jünger hinein, welcher zuerst zum Grabe kam, sah es, und glaubte. — Maria aber stund draußen vor dem Grabe und weinte; indem sie nun weinend sich bückte, und in das Grab hineinsah, erblickte sie zwei Engel in weißen Kleidern, den einen zu Haupten, den andern zu Füßen, da, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Als sie sich aber umwandte, sah sie Jesum stehen.“ Die Erwähnung der beiden Grabengel in dieser Stellung belehrt uns deutlich, daß wir an ein Leggrab oder eine Seitenstelle zu denken haben. Sie saßen in der inneren Todtenkapelle, wo auch das Hauptttuch lag; „die Leintücher dagegen, worein nach der Begräbnißsitte der Juden der Leichnam sammt den Spezereien gewickelt war“, fanden sich in der Vorkammer, vor welcher der Heiland der Magdalena erschien. Noch ist keiner in das heilige Grab hineingegangen, ohne sich zu bücken, so nieder ist die Eingangsthüre zum Vestibulum sowohl, als wenn man, etwa bei einer stattfindenden Messe, in's Mortuarium oder die eigentliche Todtenkammer im engern Sinne vorblickt. So gibt noch die Schrift von der Beschaffenheit der göttlichen Gruft, wie dieß Sanctuarium von der Wahrhaftigkeit des Testamentes Zeugniß.

Indeß existirt das natürliche Felsengrab Christi selbst nicht mehr. Zwar war es zwei Jahrhunderte nach Hadrians Entweihung unter Constantin von Schutt und Trümmern befreit, und im Verlaufe der zehn Jahre, von 326, wo die Kaiserin Helena selber dahin pilgerte, bis 335 die erste Basilika darüber erbaut wurde, worin wir schon, wie noch zur Stunde, die Anastasis oder Auferstehungskapelle von der großen Leidenskirche (Martyrion) unterschieden finden. Aber 280 Jahre später, nämlich



im Juni 614, ließ Cosroes II. bei seiner Erstürmung Jerusalems nicht bloß den Fanatismus der Anhänger Zoroasters, sondern noch mehr den Zorn der Juden wider die dortigen Christen los, und bei dieser Gelegenheit wurde die heilige Grabkirche, wie ausdrücklich erwähnt wird, mit Feuer zerstört. Indeß stellte schon Modestus, der Stellvertreter des in die Gefangenschaft abgeführten Patriarchen Zacharias noch während der Herrschaft der Perser unbehindert die Calvarienkirche nebst dem tegorium über dem heiligen Grabe auf den alten Grundmauern und über denselben Grabfelsen wieder her, so wie auch die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge; und bei der darauffolgenden Uebergabe der Stadt an die Muhammedaner 637 hielt der Chalife Omar sein Wort, die Sanctuarien der Christen zu schonen. Die Stadt Gottes blieb von nun an ein Wallfahrtsort für Juden, Moslimen und Christen. Beim Uebergang der Herrschaft an die Fatimiten, die über Syrien und Aegypten herrschten, ging die Grabkirche um das Jahr 969 neuerdings in Flammen auf, eine Verheerung jedoch von minderer Bedeutung. Aber der dritte Fatimite, der wahnsinnige Chalife und König aller Santos, Hakem Ibnrilla, derselbe, der bei den Drusen göttliche Verehrung genießt, und dessen prophetischer Schüler Drusi diesem Stamme eben den Namen gab, ließ die heilige Grabkirche, wie selbst christliche Geschichtschreiber melden, um das Jahr 1010 „von Grund aus zerstören", und mit solcher Wuth gegen das Allerheiligste verfahren, daß ja kein Ueberbleibsel mehr die ursprüngliche Stätte des christlichen Religionsdienstes verrathen sollte. Es war der Mutesellim von Ramla, der diesen Auftrag erhielt und vollzog; gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen: denn aus dem nämlichen Ramla, oder Arimathia, stammt ja auch Joseph, welcher den Heiland hier in seinem Garten bestattet hatte. Eine fromme und reiche Matrone errichtete später wieder ein nothdürftiges Bethaus (oratoria valde modica) an der Stelle, welches bis zum Jahre 1048 ausgebaut ward. In diesem traurigen Zustande fand Peter von Amiens das heilige Grab, und rief darum voll Entrüstung über die Verwüstungsgräuel in der gottgeweihten Stätte die Ehre und Begeisterung des Abendlandes auf, um das gelobte Land den Ungläubigen zu entreißen. Als die Kreuzfahrer am 7. Juni 1099 mit dem Zorne der

Kinder Israels wider die Kananäer Jerusalem eroberten, fanden sie die heiligen Stätten in dem beschriebenen Zustande, eine Rotunde mit offener Kuppel über dem Grabe, und eine kleine, für sich bestehende Kapelle auf dem Golgotha. Darüber erbauten sie nun, mit Einschluß der sämmtlichen Heiligthümer, den majestätischen Grabtempel, der noch jetzt steht, und eine Länge von hundert, eine Breite von siebenzig Fuß hat.

Im sechszehnten Jahrhundert ließ Bonifazius von Ragusa, unter Papst Julius dem Dritten, Guardian der Klöster der Terra santa, derselbe, der das Convent San Salvator von den Georgianern erkaufte, die Grabkapelle im Innern restauriren; es fand sich aber vom Naturfelsen, außer einem vorragenden Stück in der erwähnten Engelskapelle und der kaum zwei Fuß hohen natürlichen Bodenerhöhung unter dem marmornen Sargstein, wo jedoch das Felsgestein noch eine zolltiefe Einsenkung zeigte, nichts mehr, sondern die ganze Grabhöhle mit Eingang und Gewölbe war und ist gemauert, und dem früheren Grabe in der Form bloß nachgebildet. So stand das wiederholt erneute Sanctuarium bis zum großen Brande im Oktober 1808, den die griechischen Schismatiker mit so prophetischem Instincte vorausgesehen hatten, daß sie, wie Prokesch meldet, schon das Holz zum Neubau in Bereitschaft hatten. Bei dieser Gefährlichkeit war bloß ein Balken vom Gewölbe herabgestürzt, und hatte das Dach der Grabkapelle verletzt, aber nicht einmal die rückwärts hingeklebte hölzerne Kapelle der Kopten verbrannte. Ueberhaupt zerstörten die Griechen beim Wiederaufbaue mehr, als zuvor der Brand geschadet hatte.

So hieben sie ein Stück vom Naturfels in der Engelsgrotte ab, bauten ohne Noth die heilige Gruft um, nur um dieselbe im jetzigen Moskowitterstyle als ihr Eigenthum in Anspruch zu nehmen, und die abendländischen Christen allmählig aus ihrem letzten Besitzthume zu verdrängen. Noch jetzt kömmt jährlich am Charsamstage das heilige Feuer vom Himmel hernieder, und zündet die Osterkerzen zur Verherrlichung des Tages der Auferstehung an, wie die griechischen Papas vorgeben und die Pilger glauben. Aber verhielte es sich in der Wirklichkeit so damit, es könnte nur das

Zornfeuer des Elias von oben entbrennen, um die Frevler zu bestrafen. Sie sind jetzt neuerdings daran, die Grabkirche umzubauen, und geben bereits die Kuppel über dem Grabe dem Ruine preis; und die Monarchen der abendländischen Christenheit, die großen Protectoren des heiligen Landes und mächtigen Titularkönige von Jerusalem, werden sie wohl ihre Vertreter an Ort und Stelle nicht wie stumme Hunde schweigen, sondern auf eine ihrer würdige Weise gegen diese Uebergriffe einschreiten lassen, daß nicht Alles in der Stille geschehe? Doch es läßt sich nicht mehr reden! —

Noch erhebt sich im Centrum des Grabtempels, welches die Griechen zu einer Kapelle für sich abgemauert haben, ein Stein, um den Mittelpunkt der Erde anzuzeigen. Ist hier auch nicht die physische, so bleibt es doch die moralische Weltmitte, und die späten Jahrhunderte werden sich um diese hochwichtige Stätte streiten, und unsere Zeit der Vernachläßigung anklagen. So viel über die Aechtheit der Stätte des jetzigen heiligen Grabes. Wenn je, so möchten wir hier den freilich mit leichter Mühe und ganz wohlfeil aufgestellten Satz Chateaubriands unterschreiben: „Von keiner heiligen Stätte der Welt können wir so sicher überzeugt seyn, wie von der Aechtheit des heiligen Grabes und des Calvarienberges.“ — Fürwahr, es müßte Zweifel an aller und jeder Geschichte erregen, wenn wir bei so vielen sprechenden Zeugnissen noch im Glauben an die historische Wahrheit irren könnten!

LIII.

Die irische Hungersnoth.

Zweiter Artikel.

Wir haben in dem Vorhergehenden die Beschuldigung ausgesprochen: England, und zwar seine Könige wie seine Parlamente, hätten Jahrhunderte hindurch, bis zum amerikanischen Freiheitskriege, gegen Irland eine fast ununterbrochene Erbtyrannei bewiesen, die in der Geschichte ihres Gleichen suche. Sein egoistischer Unterdrückungsgeist und seine unersättliche Raubsucht hat die geknechtete Insel an den Bettelstab gebracht, und dort einen so heillosen, so verzweifelten Zustand herbeigeführt, daß kein Mensch, selbst nicht die vielgerühmte englische Erbweisheit in politischen Dingen, gegenwärtig irgend einen Rath zur gründlichen Abhülfe des Uebels weiß. Seit Jahren steht the danger of Ireland wie eine finstere Wolke an dem Himmel Englands, die ihm mit dem Fluche der Nemesis für die Sünden so vieler Jahrhunderte droht.

England ließ Irland von Geschlecht zu Geschlecht nach Recht und Gerechtigkeit hungern, es blieb taub gegen seine stets erneuten Bitten, oder brachte sie durch Feuer und Schwert, durch neue Confiscationen, Executionen und blutige Strafgesetze zum Schweigen. Allein die verletzte Gerechtigkeit hat sich an ihm selbst zuletzt furchtbar gerächt; denn was war die

Folge dieser machiavellistischen Politik des englischen Egoismus: eine hungernde, zerlumpte Bevölkerung von Millionen, die in zahllosen Schaaren nach England selbst hinüberfluthet, die, an Hunger und Entbehrung gewöhnt, dem englischen Arbeiter Verdienst und Lohn nimmt, alle Städte mit dem Krebs des Pauperism und irischen Elends ansteckt, als materia peccans das englische Blut vergiftet, und vom Morgen bis zum Abend in Irland und England um Brod schreit, ohne daß ihnen eine andere Hülfe als von heute auf morgen zu Theil würde.

Zur Begründung jener Beschuldigung einer Erbtyrannei, die mit taubem Ohr den Hungerschrei nach Recht und Gerechtigkeit vernommen, sei es uns hier gestattet, eine Reihe von Zeugnissen aus den verschiedenen Jahrhunderten neben einander zu stellen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welches die vorzüglichsten Beweggründe waren, die den Papst Hadrian IV., einen gebornen Engländer, bewogen, die berühmte Bulle an Heinrich II. von England auszustellen, worin er denselben ermächtigte, Irland seiner Herrschaft zu unterwerfen. Wir wollen es hier dahin gestellt seyn lassen, ob ihn das Interesse der Religion und des Landes, das sich in inneren Fehden, seinem alten Erbübel, aufrieb, vorzüglich zu diesem Schritte bestimmte, und ob nicht vielmehr bei ihm seine Vorurtheile als Engländer gegen die Schwesterinsel und die Aussicht auf vermehrte Einkünfte aus dem jährlichen Zins (ein Pfennig für jedes Haus) zur Ausstellung jener verhängnißvollen Bulle *), die an der

*) Beaumont beurtheilt diese Verleihung, den Charakter der Zeit zu ihrem Verständniß schildernd, in folgender Weise: „Es war dieß", sagt er, „die Zeit, da die Päpste geistliche und zeitliche Obergewalt verbanden, sie wetteiferten mit den Königen, sie machten die Tribunen der Völker im Mittelalter; es war die Zeit, wo die mächtigsten Fürsten dem Hofe von Rom Widerstand leisteten, wo der Nachfolger des heil. Petrus sie von ihrem Throne entsetzte, und seine Beschlüsse Gehorsam bei den Völkern fanden. In dieser Zeit war

Spitze der Eroberungsgeschichte Irlands steht, als Haupttriebfedern das Ihrige beitrugen.

Irland fromm, und der Ruf seiner Heiligkeit unter den christlichsten Nationen gefeiert. Seine Priester standen eben sowohl an der Spitze seiner politischen, wie seiner religiösen Ordnung. In diesem Lande, wo alle gesellschaftlichen Gewalten schwach, ungewiß und mangelhaft bestimmt waren, gab es nur eine einzige feste und unwandelbare Regel, nämlich die der Religion; nur eine einzige, Allen gemeinschaftliche und von Niemanden bestrittene Autorität, die des Priesters. Ich finde, wie im Jahre 1160, zehn Jahre vor der Eroberung, der Primas von Armagh als oberster Schiedsrichter den Streit mehrerer irländischen Fürsten schlichtet, unter denen nur er allein vermögend ist, die Eintracht herzustellen. Dieser Clerus nun, allmächtig in seinem Vaterlande, war seit einem viertel Jahrhundert der Autorität der römischen Kirche unterworfen. — Unter diesen Umständen nun erscheint Heinrich II. in Irland. Er stellt sich dem Lande dar als ein Fürst, der ein Freund ist des Friedens und der Gerechtigkeit, der da kömmt, nicht um die Irländer ihrer Rechte zu berauben, sondern sie in ihrem friedlichen Genusse zu versicheren: den Großen wird er ihre politische Macht lassen, den Grundbesitzern ihr Eigenthum, den Priestern ihr geistliches Ansehen, Allen ihr Vaterland, ihre Gesetze, ihre Sitten. Er will nur Eines, das ist: den Titel eines Herrn von Irland, dessen er sich nie anders bedienen wird, als um in diesem Lande die Religion und die guten Sitten blühen zu machen; und zwar geschieht dieß nicht von seiner eigenen Person aus, daß er sich diese große Mission beilegt, nein, er hat sie von Papst Hadrian IV. und Alexander III. empfangen; er bemächtigt sich Irlands nicht, um ehrgeizigen Gelüsten zu fröhnen, sondern um den Bullen zweier Päpste zu gehorchen. Das religiöse Irland, das zu dieser Zeit die Autorität des römischen Stuhles anerkannte, konnte einen Prinzen nicht übel empfangen, der sich ihm mit einem so feierlichen Mandat des obersten Priesters darstellte. Demgemäß konnte man auch sehen, wie die höchsten Würdeträger der katholischen Kirche Irlands das Recht des Königs von England verkündigten. Man begreift leicht, wie diese Unterstützung von Seiten des Clerus, die mächtigste, die man gegen Irland in Anwendung bringen konnte, einen Einfall begünstigen mußte, den schon so viele andere Umstände beförderten." (Beaumont T. I. P. 10.) Ein ungleich strengeres Verdammungsurtheil fällt Thomas Moore über die Bulle Hadrians. Hystory of Ireland. Vol. II. Chap. XXVI.

So viel ist aber jedenfalls gewiß, daß die Bedingungen, welche jene Bulle dem Eroberer als Richtschnur der künftigen Herrschaft auferlegte, hauptsächlich die Wohlfahrt der von endlosen inneren Parteikämpfen zerrissenen Insel im Auge hatten; nicht minder gewiß aber ist auch, daß keine von diesen Bedingungen von den englischen Herrschern erfüllt wurde, indem sie eine Herrschaft, die auf Gewalt gegründet war, stets nur durch Gewalt und durch gänzliche Unterdrückung der Einheimischen aufrecht erhielten, und einzig um ihr eigenes Interesse bekümmert, so viel Gewinn daraus zu erpressen suchten, als nur immer möglich, ohne dabei vor irgend einer Ungerechtigkeit zurückzuschrecken.

Der Papst belobt den König zuerst, daß er es sich angelegen seyn lasse, als Ziel seines Ruhmes: die Gränzen der Kirche zu erweitern, die Wahrheiten des christlichen Glaubens den Unwissenden und Rohen zu lehren, und die Wurzeln des Lasters aus dem Acker des Herren auszureuten, und wie er auch deßhalb sich entschlossen, Irland zu betreten, um das Volk den Gesetzen gehorsam zu machen. Er stimme daher gern seiner frommen und löblichen Absicht bei, daß er, zur Erweiterung der Gränzen der Kirche, das Wachsthum des Lasters einzuschränken, die Sitten zu verbessern, die Tugend zu pflanzen und zur Mehrung der Religion die Insel betrete, und dort vollführe, was zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt des Landes gereiche, und daß das Volk daselbst ihn ehrerbietig empfange und als Herrn verehre.

Das Schwankende in dem irischen Erbrecht, das den Besitz des Einzelnen immer neuen allgemeinen Theilungen unterwarf, eben so das Unbestimmte in der politischen Erbfolge von dem obersten bis zum untersten Häuptlinge, und die nicht minder schwankenden Begriffe über den Umfang des Gehorsams und der Gewalt in dem irischen Häuptlingswesen, alle diese Unbestimmtheiten, die ihren Grund in einem zu weit ausgedehnten Unabhängigkeitsgefühl hatten, waren die Ursache, daß Irland, vor dem Erscheinen der Engländer, unter zahllose, stets wech-

feinde Häuptlinge getheilt, von seiner frühern Blüthe gesunken war, in endlosen, vielfach verschlungenen Fehden verwilderte, und sich selbstmörderisch zerfleischte. War es ja ein Irländer selbst, Dermot Mac-Murchad, der entthronte König von Leinster, der die eroberungslustigen, beutegierigen Lords, in seinem Streit mit Tiernan O'Ruarc, Häuptling von Breffny, in sein gespaltenes Vaterland hinüberrief. Hätten nun die anglo-normannischen Eroberer unter Heinrich II. diesen ungebundenen, verwildernden Freiheitssinn des irischen Volkes durch germanischen Rechtssinn mit wohlthätigen Schranken umfriedigt: so wäre ihre Herrschaft, welche die irische Zwietracht selbst in's Land gerufen, nicht zu theuer erkauft gewesen; allein sie traten von Anfang an als Eroberer auf, die sich des Landes, so weit sie konnten, bemächtigten, den Einheimischen aber als einer niederen, verhaßten Race, einer Art von Wilden, sich feindlich entgegenstellten, um ihnen nach und nach Alles zu entreißen, und sie, wenn nicht auszurotten, doch gänzlich zu unterdrücken. Von der Erweiterung der Gränzen der Kirche, von der Ausrottung des Lasters und der Pflegung der Tugend, von dem Unterricht des Rohen und Unwissenden und der Verbreitung des Gehorsams unter die Gesetze war da nicht weiter viel die Rede, denn die Herren, die Irland und sein Volk Jahrhunderte hindurch als ein erobertes, oder noch zu eroberndes Land behandelten, hatten nur ihren Eigennutz im Auge, und gingen den Unterdrückten, von Stammhaß gegen dieselben erfüllt, mit Ungerechtigkeit und Laster in jeder Weise voraus.

Gleich im Beginne jener unglücklichen Epoche des englischen Einfalles, als Irland zu den wilden Fehden seiner einheimischen Fürsten und Häuptlinge nun auch die fremden Verwüster und Unterdrücker auf seinem Boden sah, als dem Erscheinen Heinrichs II. voraus die beutegierigen englischen Abentheurer unter Fitz-Stephen, unter Maurice-Fitz-Gerald, Raymond le Gros und Strongbow die Flamme des Kriegs auf den Ufern der grünen Insel anzündeten, da erkannte der religiöse

Sinn des Volkes hierin eine Strafe der züchtigenden Hand Gottes, und entschlossen durch einen öffentlichen Act der Buße und Genugthuung die göttliche Gnade wieder zu gewinnen, versammelte sich die Synode seiner Priester zu Armagh. „Die Versammelten erklärten hier", so berichtet die Chronik, „das Unglück der Zeit sei als ein Strafgericht der göttlichen Gerechtigkeit wegen der Sünden des irischen Volkes anzusehen; und ganz insbesondere, weil in frühern Zeiten es bei ihnen üblich gewesen, Engländer (Anglos), die sie von Kaufleuten, oder von Räubern und Piraten gekauft, zu Sclaven zu machen; — ein Verbrechen, für welches Gott nun Rache an ihnen nehme, indem er sie der gleichen Knechtschaft anheimgebe. Denn das englische Volk (Anglorum populus)", so heißt es weiter, „da sein Königreich noch aufrecht stand, hatte den Brauch, durch ein seinem Stamme gemeinschaftliches Laster, seine freigebornen Kinder feilzubieten, und, bevor sie irgend einen Mangel oder Hungersnoth litten, seine Söhne und Angehörigen nach Irland zu verkaufen. Daher denn mit Recht zu glauben ist, daß, wie einst die Verkäufer, so nun auch die Käufer durch ein so ungeheures Verbrechen das Joch der Knechtschaft verdient haben *). Dem Geiste dieser menschlichen und christlichen Ansicht

*) Die Worte bei **Girald. Cambrens: Hib. Expug. lib. I. c. 18** lauten: **Unde et probabiliter credi potest, sicut venditores olim, ita et emptores tam enormi delicto juga servitutis jam meruisse.** Solchen Thatsachen gegenüber, deren die Geschichte der katholischen Jahrhunderte voll ist, kann es nur lächerlich seyn, wenn die Allgemeine Zeitung jüngst ihren Lesern einen Artikel über Sclaverei mittheilte, worin sie ihnen vordemonstrirt, daß es erst der Reformation bedurft habe, damit die Menschheit zur rechten Idee der wahren Sclaven-Emancipation gekommen sei. Das katholische Irland gab im zwölften Jahrhundert die Sclaven frei, welche ihm die Engländer freiwillig verkauft hatten, und das von der Reformation erleuchtete England hielt die Irländer, nachdem sie es ihres Erbes beraubt, gegen ihren Willen im Joche der härtesten Dienstbarkeit. Diese Betrachtungen sollten, dünkt uns, die ehrenwerthen Mitglieder auf der Gegenseite des Hauses doch etwas bescheidener machen.

gemäß handelnd, beschloß daher die Synode einstimmig, und verordnete: alle Engländer auf der irischen Insel, welche sich im Stande der Knechtschaft befänden, sollten ihrer früheren Freiheit zurückgegeben werden."

Unter denen, welche mit einem für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes begeisterten Herzen die Volkskraft wider die eingedrungenen Fremden zum Kampfe aufriefen, steht der Erzbischof Laurence O'Toole von Dublin, ein Sohn des Murchertach O'Tuathal, Fürsten von Imail (nun Grafschaft Wicklow), als leuchtendes Beispiel voran. Er beschwor die zwistigen Fürsten zur Eintracht; seinem begeisternden Aufruf gelang es auch, ein mächtiges Heer zusammenzubringen, welches den Strongbow in Dublin einschloß. Allein die Zerrissenheit des unter so vielen zwieträchtigen kleinen und großen Wahlfürsten und Häuptlingen gespaltenen Landes war allzu groß, als daß auf die Dauer ein einmüthiger Bund zu Stande gekommen wäre, der, ungebeugt durch vorübergehende Unfälle, nicht geruht hätte, bis der letzte Fremdling den Boden der Insel verlassen. Der Erzbischof mußte sehen, wie die Feinde sich im Herzen seines Landes festsetzten, und seinen erzbischöflichen Sitz, Dublin, zum Mittelpunkte ihrer Macht machten. Allein, hatten ihm seine Liebe zu seinem Vaterlande, seine Mildthätigkeit, seine fürstliche Freigebigkeit und seine priesterlichen Tugenden die Verehrung seiner Landsleute gewonnen, so erwarb ihm sein Charakter, seine Gerechtigkeitsliebe und Ehrenhaftigkeit auch die Achtung der Fremden, so zwar, daß ihm später, unter der englischen Herrschaft, die wichtigsten Staatsmissionen anvertraut wurden. Von Papst Alexander III. 1175 auf dem lateranischen Concil in Rom ausgezeichnet, starb er 1180, auf seinem Todesbette noch die unglückliche Zukunft seines armen zerrissenen Vaterlandes beseufzend: „Wehe!" soll er in irischer Sprache gerufen haben, „Wehe! du thörichtes, du unverständiges Volk! was wird nun aus dir werden? Wer wird sich deiner in deinen Leiden annehmen? wer wird dich retten?" Und als sie den sterbenden Erzbischof daran erinnerten, seine

letztwilligen Verfügungen zu treffen, erwiderte er, der nach dem Zeugniß des heiligen Bernhard's ein Vater des Vaterlandes genannt wurde: „Gott weiß es, ich besitze in diesem Augenblick nicht so viel, als ein Pfennig unter der Sonne." Wie denn auch seine Lebensgeschichte von ihm meldet, daß er in der Zeit einer dreijährigen Hungersnoth fünfhundert Personen täglich Almosen gereicht, während er dreihundert andere in seiner Diöcese mit Kleidern und Lebensmitteln versehen, und überdieß zweihundert armer Kinder, die vor das Thor seines Wohnsitzes ausgesetzt wurden, sich väterlich angenommen. Eine Zierde der irischen Kirche jener Zeit wurde er von Honorius IV. 1226 mit großer Feierlichkeit heilig gesprochen, und seine Reliquien nach Dublin und Frankreich gesandt. Auf des Königs Empfehlung ward ein Engländer als sein Nachfolger für den Sitz von Dublin erwählt.

Heinrich II. hatte die Bulle Papst Hadrians IV. vom Jahre 1151 lange Zeit bei Seite gelegt und geheim gehalten; ohne Zweifel hatte er gehofft, das Land durch sein siegreiches Schwert ohne anderen Beistand sich zu gewinnen; allein, als er den hartnäckigen Widerwillen des seine Freiheit liebenden Volkes kennen lernte, der das bereits Eroberte stets wieder in Frage stellte, und ihm beim Vordringen jeden Fußbreit Landes streitig machte, erst da ließ er die Bulle, um 1175, veröffentlichen, um sich auf das Ansehen der Geistlichkeit zu stützen.

Auch eine Synode, die von Cashel, hatte er (1172) abhalten lassen. Sie faßte allerdings eine Reihe von Beschlüssen zur kirchlichen Reform, die indessen keineswegs so eingreifender Natur sind, daß die Irländer darin einen Trost für den fremden Einbruch hätten finden können. Sie betrafen: die ehelichen Verwandtschaftsgrade; den Unterricht der Kinder vor den Kirchenthüren und ihre Taufe in der Kirche; Einführung des Kirchenzehnten; Befreiung des geistlichen Besitzes von aller Besteurung von Seiten der Laien, und von Beherbergung, Verproviantirung und Kriegscontributionen der Großen u. s. w.

So weit sein Schwert reichte, ließ sich Heinrich als König

anerkennen, und vertheilte, mit Ausnahme dessen, was er den mit ihm verbündeten und ihn als Herrn anerkennenden Häuptlingen ließ, das irische Erbe als Kronlehen an die Barone und Krieger seines Gefolges gegen Vasallendienste. Die Engländer, die sich in Irland niederließen, verfügte er, sollten fortdauernd dort des englischen Rechtes, als Lehensmänner von England, genießen. Die Irländer, die ihren alten Besitz zur Ausstattung dieser Kronvasallen hergeben mußten, kamen hiebei nicht im mindesten in Betracht.

So wurde im Herzen von Irland, auf der Küste, die nach England hinüberschaut, jene englische Feudalcolonie gegründet, die Jahrhunderte lang wie eine belagerte Festung, in ihren Pfahlwall eingehegt, kaum den dritten Theil der Insel befaßte, während sie das ganze Land als ihre Beute ansahen, deren sie sich in fortdauernden Kriegszügen durch Gewalt und List zu bemächtigen trachteten. Die alten Besitzer, zu deren Besten sie angeblich gekommen, galten ihnen als rechtlose Feinde, als Rebellen, die sie in die Moräste, in die Wälder, Schluchten und Höhlen trieben, wo sie konnten. Sie sahen auf diese mere Irish, auf die bloßen Irländer, mit Haß und Verachtung, wie auf eine niedere Kaste herab, gegen die Alles erlaubt sei. The enemie und rebels ist der gewöhnliche Name dieser alten Besitzer des Landes in den Acten seiner neuen Herrscher.

So traten beide Volksstämme, Iren und Engländer, mit verschiedener Sprache und verschiedenen Sitten und Gesetzen in tödlichem Haße, der in jahrhundertjährigen Kämpfen sich stets steigerte und verbitterte, einander gegenüber. England gab seinen Söhnen, die sich als Kronvasallen der irischen Besitzungen bemächtigt hatten, oder ihm zur Ausbreitung seines Joches Dienste leisteten, volle Gewalt über die Iren, vorausgesetzt, daß sie ihm selbst zu Dienst bereit blieben. Sie konnten das Volk bedrücken und das Land aussaugen, wenn sie nur seine Oberhoheit als Vasallen anerkannten. Damit die Interessen dieser seiner Feudalcolonie sich nicht mit denen der Eingebornen verschmelzen möchten, hält es sie mit eifersüchtiger Strenge ge-

trennt; wer sich von den Kronbeamten und großen Vasallen den Eingebornen geneigter zeigte, erschien verdächtig und wurde beseitigt. Die Vasallen und Kronbeamten Englands ließen sich ihrerseits die friedliche Unterwerfung des Volkes und eine gütliche Ausgleichung um so weniger angelegen seyn, da ihnen, denen die Macht Englands im Hinterhalt zu Gebote stand, jede neue Rebellion der bereits Unterworfenen, jeder Kriegszug gegen die noch unabhängigen Häuptlinge Gelegenheit zu neuen Confiscationen gab, womit sie ihre Lehenbesitzungen vermehrten und das englische Joch immer weiter über die Insel ausbreiteten.

Allein andererseits konnte es dennoch nicht fehlen, daß sie in dem Maße, als sie in ihrem neuen Vaterlande tiefere Wurzeln schlugen und in Folge der Geschlechter mit den unendlich zahlreicheren Eingebornen in nähere Berührung traten, trotz allen Strafgesetzen dennoch in ihrer Denkweise und ihren Sitten England entfremdeter wurden. Allgemach mußte auch in ihnen ein Verlangen erwachen nach größerer Unabhängigkeit, dem Egoismus Englands gegenüber, das jederzeit von ihnen verlangte, das Interesse Irlands dem von England zu opfern, wo beide einander begegneten. So erwuchs eine neue Scheidewand zwischen den Engländern von Blut und den Engländern von Geburt, und England, allem Irischen mißtrauend und feindlich, warf den Uebersiedelten vor, sie seien irischer, als die Irländer selbst; das irische Volk selbst aber hatte so zwei Herren, die Landlords auf seiner Insel und die Oberherren in England, zwischen denen es zerrieben wurde, so daß der Rebellionszustand fast als die alltägliche Ordnung erschien. Wurde indessen die Macht dieser begünstigten englisch-irischen Feudalherren allzu drohend, dann nahm ihnen von Zeit zu Zeit dieselbe Hand, die sie erhoben, den Raub wieder ab, was eine Unsicherheit des Besitzes in Irland bewirkte, die nur dazu diente, die Verwirrung des unglücklichen Landes noch größer zu machen.

Der Grundgedanke, den die englische Politik im Großen,

Irland gegenüber, Jahrhunderte lange verfolgte, war in wenig Worten ausgedrückt: Die alten Eingebornen sollten, von den englischen Gesetzen ausgeschlossen, ja keine Engländer werden, sondern sich am liebsten in ihren inneren Fehden aufreiben; die angesiedelten, mit den großen Landbesitzungen belehnten Engländer dagegen sollten ja keine Irländer werden, sondern, dem Volke und den Interessen des Landes fremd, wahre absentees, als englische Vasallen Englands Reichthum und Macht mehren; thaten sie dieses, so konnten sie ihrerseits nach Wohlgefallen auf der Insel schalten, deren Eingebornen zu allerletzt in Betracht kamen. Dieser Zustand aber sollte, aus den engen Gränzen des Pfahles sich verbreitend, der der ganzen Insel werden. Und mit solcher Zähigkeit haben die Eroberer an den Grundsätzen dieser hartherzigen Politik, welche den früheren Besitzern auch nicht den geringsten Rechtsschutz gewähren mochte, bis auf den heutigen Tag festgehalten, daß der irische Bauer auf den Gütern, die seine Vorfahren besaßen, meist nur ein armseliger Pächter auf Widerruf ist, den sein Herr, wenn er sich nach seinen gemachten Verbesserungen nicht jede Erhöhung seines Pachtes gefallen lassen will, ganz nach seiner Willkühr mit Weib und Kind in's Elend hinaustreiben kann.

Nehmen wir nun zu allen diesen Mißständen noch hinzu, daß die englischen Könige fern von den mächtigen Baronen dieser irischen Feudalcolonie und ihren unterdrückten Eingebornen weilten, daß ihre ganze Aufmerksamkeit und ihre Kräfte auf Jahrhunderte hin durch ihre Kriege zur Behauptung ihrer Ansprüche auf die französische Krone in dem fernen Frankreich in Anspruch genommen wurden: so können wir uns leicht denken, welch neue Quelle von Unheil und Verwirrung hierin für das unglückliche Land lag. Schon Heinrich II. hatte die Insel verlassen müssen, ehe er auch nur nothdürftig die ersten Grundlagen der neuen Ordnung hatte legen können; er starb vor Vollendung des Werkes fern auf dem Schloß Chinon in der Normandie 1189. Und wie ihm, eben so erging es vielen seiner Nachfolger. Oft sahen sie sich genöthigt, ihren großen

Baronen in Irland Alles nachzusehen, da ihre Kräfte kaum für Frankreich genügten; sie mußten ruhig zusehen, wenn die Eifersucht dieser Vasallen sich in Parteien spaltete; wenn sie theilnehmend an den inneren Fehden der einheimischen irischen Fürsten sich einander selbst befehdeten, und alle Gerechtigkeit in diesem wilden Parteiwesen von den Leidenschaften niedergestampft ward. Wie hätten sie da die Klagen der Irländer auch nur hören können? Zuweilen begnügten sie sich damit, die stolzen Barone zu bitten, wenigstens unter sich selbst dem englischen Gesetze seinen Lauf zu lassen; zuweilen aber auch, wenn der Sieg oder Friede eine günstigere Gelegenheit bot, sandten sie Stellvertreter hinüber, die ihrerseits durch die Macht des Schwertes, was der Despotismus versäumt und eingebüßt hatte, wieder nachholten, und die Uebermüthigen und Uebermächtigen von der Höhe in den Staub warfen. Sie konnten ihrerseits hierin gleichfalls das Aeußerste wagen, denn die Eifersucht und der Haß Englands gegen Irland und gegen Alles, was damit zusammenhing, stimmte ihnen bei und gab ihnen freie Gewalt.

Alle diese Umstände vereinigten sich, um auf Jahrhunderte hin, seit die Engländer ihren Fuß auf die Insel gesetzt, aus der irischen Geschichte eine der verwirrungsreichsten und traurigsten zu machen; es ist ein unseliger, mit steigender Erbitterung in's Endlose sich hinausspinnender Kampf zweier, sich die Wage haltender Stämme. Die Irländer, die das Unglück nicht einiger machte, erscheinen darin niedergeschmettert und niedergedrückt, ohne wirklich unterworfen zu seyn; die Engländer zeigen sich als die Herrscher, aber nicht als die Meister; die Einen scheinen verdammt zu Allem, was die Unabhängigkeit an Verwirrung hat, ohne die Freiheit; die Andern dagegen ausgerüstet mit allen Gaben und Eigenschaften des Despotismus, nur nicht mit seiner Macht.

Um das Maß des Unglückes aber über und über voll zu machen, fehlte nur noch die Reformation, die nun ihrerseits das Feuer des glühendsten Glaubenshasses zwischen beide feind-

liche Stämme in die Mitte warf. Hatten die Eroberer die Eingebornen früher als eine niedere Klasse von Menschen gehaßt und verachtet, hatten sie ihnen ihr irdisches Gut abgenommen: so hatten die Iren jetzt, da sie sich weigerten, die Suprematie ihrer zeitlichen Bedränger auch in geistlichen und ewigen Dingen anzuerkennen, auch ihren Antheil am Himmel verloren; als Götzendiener die dem Teufel verfallen, mußten sie ihnen nun als eine verdammte Kaste erscheinen, gegen die keine Tortur zu scharf, kein Strafgesetz zu streng seyn könnte. So eröffnete die Reformation hier mit ihren Verfolgungen ein unermeßliches Feld neuer Beraubung und Tyrannei; denn der bei weitem größere Theil irischer Confiscationen datirt erst seit den Zeiten nach der Reformation, und die Nachkommen kennen nur allzu gut noch die Besitzungen, die ihren Vätern entrissen wurden, auf denen sie nun die armseligen Pächter machen müssen und einen Zehnten einer Kirche zahlen, mit der sie nur die Erinnerung an erlittene Verfolgungen und Beraubungen verknüpft.

Früher hatte das gemeinsame Band des Glaubens die feindlichen Brüder doch noch vor demselben Altar bei dem gleichen heiligen Opfer vereinigt; die eroberungssüchtigen, raublustigen Barone, die mit Feuer und Schwert gewüthet und des Erbes der alten Fürsten sich bemächtigt, hatten doch zum wenigsten, zur Sühne ihrer Frevel und um das Heil ihrer Seele besorgt, einen Theil ihrer Beute dazu verwendet, auf dem Schauplatz ihrer Verwüstung Kirchen zu bauen, Klöster zu gründen und wohlthätige Stiftungen zu errichten. Diese wurden nun, in so weit sie dem alten Glauben dienten, nicht nur aufgehoben und eingezogen, sondern was früher noch das einzige Band gebildet, diente nun dazu, in die weit klaffende und seit Jahrhunderten blutende Wunde, die beide Stämme von einander schied, fort und fort das tödtlichste Gift zu träufeln. Dem neu eingewanderten Baron, der diesseits auf Erden in seinem Schloße, vom Park umgeben, in allen Genüßen schwelgt, die ihm Reichthum, Bildung, Macht und Ansehen gewähren können, und der

jenseits sich seines privilegirten Sitzes im Himmel für versichert hält, stehen die verfallenen Hütten der Armen gegenüber, die nichts als Armuth und Noth auf Erden besitzen und die durch ihren götzendienerischen Aberglauben nicht würdig sind, jenseits im Himmel die Gesellschaft der reinen und erleuchteten hochkirchlichen Himmelsaristokratie oder die Versammlung puritanischer Eiferer zu genießen.

Diesen Charakter nahm die Geschichte und der Zustand des Landes in den jüngsten Jahrhunderten an. Und wenn sich seit dem nordamerikanischen Freiheitskriege und der französischen Revolution auch Manches gemildert und zum Besseren gewendet hat, so hat die versöhnende Ausgleichung der Zeit dennoch im Ganzen und Großen hinsichtlich der Verhältnisse des Besitzers und des Besitzlosen die Wunden vergangener Sünden nichts weniger als geheilt. Betrachten wir diese Eigenthumsverhältnisse im Allgemeinen, so ist es eben das Lehenswesen des Mittelalters, aber durch und durch verfälscht und vergiftet durch National- und Religionshaß; durch das böse mißtrauische Gewissen des fremden Eindringlings, der als Oberherr alle Vortheile an sich gerissen, die er nur zu oft noch im Ausland verzehrt, und durch das Rachgefühl des Eingebornen, auf dem die Last des vielgegliederten Baues ruht, und der zwar äußerlich ein freier Mann scheint, aber schlimmer als der polnische und russische Bauer nach dem Gutdünken des Herren als Zeitpächter oder Taglöhner jeder Zeit von Haus und Hof fortgejagt werden kann. Der Nationalkrieg spinnt sich auf diese Weise zerstörend in den innersten Lebensverhältnissen der Gesellschaft fort, bis unvorhergesehene Unglücksfälle von Zeit zu Zeit eine Krise wie die gegenwärtige Hungersnoth eintreten lassen, die den Schleier von dem Abgrund dieses seit Jahrhunderten angehäuften Jammers und Elendes für eine Weile hinwegzieht und den Augen der Welt blos stellt.

Um unsern Lesern einen anschaulicheren Begriff hievon zu geben, wollen wir ihnen die Schilderung der Eigenthumsverhältnisse einer irischen Insel, Rathlin, nach Kohl mittheilen.

Die Gegend weit umher gehört der Antrim-Familie, deren Vorfahre sie am 8. Sept. 1630 von König Karl I. als Geschenk erhalten hatte, um sie als des Königs Ritter zu halten (to be held by Knighls service) und dem Vicekönig von Irland dafür einen Wurf guter Falken am Tage der Geburt des heiligen Johannes des Täufers zu überreichen. Ein Mr. Gage, ein Protestant, dessen Familie seit dem Jahr 1740 die Insel durch Erbpacht auf ewige Zeiten inne hat, bewohnt dieselbe als ihr geistliches Oberhaupt, ihr Rector, ihre oberste Magistratsperson und ihr Bodenbesitzer. Kohl, selbst Protestant, fährt nun in seiner Schilderung ihrer Verhältnisse also fort:

„Das jeweilige Haupt der Antrim-Family wird noch jetzt der „„Chief““ (der Häuptling) von Rathlin genannt. „„The Antrim-family holds the chiefry or the chiefdom,““ so drückten sich die Leute aus, was ohngefähr so viel heißt als: die Antrims haben die Oberherrschaft. Aber Mr. Gage wurde der „„proprietor““ (der Eigenthümer) genannt, und obgleich er noch an seinen Chieftain eine „„chief-rent““ (ein Häuptlingsgeld), das aber sehr unbedeutend ist, bezahlen muß, so hat sich doch dieser in gar nichts, was die innere Regierung der Insel betrifft, zu mischen. Die Tenants des Rectors sind alle nur „„at will,““ d. h. sie können sofort und ohne Weiteres von ihm ihres Grundes und Bodens beraubt, und von der Insel vertrieben werden.“

„Mr. Gage könnte, wenn er wollte, seine Residenz nach Dublin oder nach einem andern Orte verlegen, und dann die ganzen Einkünfte seiner ihm erblich zukommenden Insel an einen andern Mann überlassen, der ihm einen Pachtzins bezahlte und dann die Mühe der Verwaltung der Insel übernähme. Ein solcher Mann würde nach irischer Weise ein „„Middleman““ genannt werden. Dieser Middleman, dem die ganze Insel verpachtet wäre, hätte es nun in seiner Gewalt, wieder einzelne Theile der Insel an Unter-Mittelsmänner zu verpachten, die dann den Tenants unmittelbar auf dem Nacken säßen, und wir hätten sonach hier von dem Könige herab bis zu den Tenants

eine Reihe von Bodeneigenthümern oder wenigstens von Bodenberechtigten übereinander geschichtet, wie sie in außerordentlich vielen Fällen in Irland wirklich vorkommt."

„Erstlich die Oberherrscherin alles Grundes und Bodens, die Königin, an welche unter gewissen Umständen, z. B. beim Erlöschen der Antrim-Family, oder wenn dieselbe am Geburtsfeste des heiligen Johannes des Täufers dem Vicekönig von Irland die gehörige Anzahl von Falken nicht überreichte, alle Besitzungen der Antrim-Family zurückfallen."

„Alsdann die Antrim-Family, welche die Insel Rathlin zu ihren Earldom rechnet und sie wieder in Besitz nimmt, wenn ihr Vasall nicht die Chiefrente richtig bezahlt."

„Ferner der sogenannte Proprietor Mr. Gage, der hier herrscht, anordnet und schaltet und waltet, wie es ihm gefällt."

„Darauf der oberste Middleman, der die Insel unter den Bedingungen und Vorschriften, die ihm vom Proprietor gemacht worden, in Pacht genommen hat."

„Nachher die Untermiddlemen, welche mit dem obersten Middleman in Verbindung stehen und von ihm Theile halten, so wie er vom Proprietor das Ganze hält. Natürlich kann es unter diesen ersten Middlemen noch wieder zweite Middlemen geben. Und bei sehr ausgedehnten Besitzungen kommen dieselben vor."

„Zu guter Letzt die armen Tenants selbst, welche das ganze große, über ihnen aufgethürmte Lehensgebäude schließlich als Basis tragen müssen, und aus deren zusammengeschossenen und zusammengekratzten Pennys und Schillings dann die Pfunde entstehen, welche die Undermiddlemen in Stand setzen, die Middlemen zu befriedigen, und noch außerdem sich selbst etwas in die Tasche zu stecken, welche weiterhin den Middleman befähigen, den Proprietor zu bezahlen, und auch für sich selbst etwas zurückzulegen, welche darauf den Proprietor sorgenlos und in Freude leben lassen, welche den Glanz der Earls-Familie verherrlichen, und am Ende auch noch zu der Pracht der Edelsteine der englischen Königskrone etwas Schimmer hinzu-

fügen. Blickt man von dem hier auf dem Gipfel zusammenstrahlenden Glanze auf die niedrigen Tenants herab, so kann man auf ihre Armuth und ihre traurige Comfortlosigkeit schließen."

„Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 1100. Diese Summe wurde zuerst im Jahre 1785 genau bestimmt, in welchem Jahre das geistliche Oberhaupt und der Beherrscher der Insel jedem Kopfe eine Taxe von einem Schillinge auflegte, um mit dem Ergebnisse dieser Taxe ein neues Meß-Haus (Mass-house, dieß ist eine andere Art von Umschreibung für das, was man anderer Orten eine katholische Kirche nennt) zu erbauen. Die Zahl wurde mit großer Mühe herausgebracht, denn die Insulaner widersetzten sich der Zählung, weil sie glaubten, daß aus jeder der gezählten Familien einer sterben müsse."

„Auch über diese Insel breitet sich das große Unrecht aus, das in der Stellung der herrschenden Protestanten und der beherrschten Katholiken in ganz Irland sich kund gibt. Denn der Rector und Eigener der Insel, der hier das ganze Jahr hindurch mit seiner Familie residirt, herrliche Einkünfte bezieht und im Genusse alles erdenklichen Comforts lebt, ist ein Protestant. Seine armen Tenants und Vasallen aber, von denen er die Einkünfte bezieht, und die, um ihm die Renten bezahlen zu können, fischen, Hafer bauen, die stürmische See befahren und „„Sea-Weed"" (Seeunkraut) essen, sind arme besteuerte Katholiken. Nur 60 bis 80 unter ihnen sollen Protestanten seyn. Für die Katholiken hält der protestantische Rector einen katholischen Priester, und läßt auch für sie, wie gesagt, ein „„Mass-house"" im Stande erhalten. Ein irischer Protestant, der die Regierung des jetzigen Rectors lobte, drückte sich so aus: „„he keeps them (nämlich die Katholiken) in very good order"" (er hält sie in sehr guter Ordnung.)"

„Im Winter lebt er natürlich wohl ziemlich einsam und geschieden von der übrigen Welt, im Sommer aber empfängt er, da er gastfreundlich ist, viele Besuche von seinen Freunden und Verwandten von Irland und Schottland aus. Sein äl-

tester Sohn wird wiederum einmal Rector und Besitzer der Insel werden. Seinen jüngern Sohn wird er zu irgend einer Pfründe in der Kirche durch seinen Einfluß zu befördern wissen. Dieß ist so der Gang der Dinge in der „„established episcopal church of Ireland.““

Im Hinblick auf diese Verhältnisse sagt Kohl an einer andern Stelle:

„Die Katholiken haben noch so unendlich Vieles von den Protestanten zurückzufordern, und diese üben noch in diesem Augenblicke so craß ungerechte Privilegien, und sind im Besitze einer so gewaltigen, den Katholiken geraubten Beute, daß es noch lange dauern wird, bis sie sich gutwillig in den Verlust derselben fügen. Die großen Landbesitzer haben noch nicht einmal einen Schritt gethan, um von ihren ungerechten Rechten gegen ihre Tenants das Geringste aufzugeben, und an eine wohlthätige Zerstückelung und Vertheilung der großen Gutsbesitzungen ist noch nicht einmal im Traume gedacht worden. Kurz, eine Ausgleichung ist noch so weit, daß man fast verzweifelnd in Thomas Moore's Worte einstimmen möchte:

When will this end, ye Towers of God?
She weeping asks for ever,
But only hears from out that flood
The Demon answer, „„Never!““

Diese Schilderung Kohl's stellt inzwischen nur eine einzige Seite der unheilvollen Gestaltung der Verhältnisse Irlands durch die englische Erbtyrannei dar; wir werden im Verfolge dieser Betrachtungen sehen, wie unendlich Vieles noch hinzukömmt, um diese Beziehungen zwischen den Aussaugern und den Ausgesaugten zu den drückendsten und verderblichsten zu machen, so daß man sich anderwärts vergeblich nach einem Beispiel umsieht.

Wie oft wird der, welcher die Geschichte Irlands durchgeht und sich mit seinen trostlosen Zuständen beschäftigt, nicht an die Worte erinnert, die der englische Generalgouverneur Suffex unter Karl II. sprach, als jene gewissenlose engli-

sche Politik das Land zu neuer Rebellion trieb, um eine neue Beute für seine Raubsucht und seinen Haß zu gewinnen, als das Parlament Aufhebung der bisher bestandenen Toleranz gegen die Katholiken, ihre Ausschließung aus den Gemeinden und die Verbannung ihrer Geistlichen von dem König verlangte: daß er die Leiden dieses Landes mit Nichts vergleichen könne, als mit denen eines Hirsches, der, abgerannt, den Hunden zum Lohne hingeworfen werde, und von dem Jeder sich sein Stück abreiße. Oder an den Ausspruch Burkes, der da von dem Strafcoder, mit dem England die Schwesterinsel heimgesucht, sagte: „Er ist so schön eingerichtet zur Unterdrückung des Volkes und der Entartung der menschlichen Natur selbst in ihm, als je etwas von der verderbtesten List des Menschen erdacht wurde."

In diesem Augenblicke trauert das hungernde Land an dem Grabe seines treuesten Vertreters, der sein ganzes Leben hindurch, die Kräfte einer gewaltigen Natur mit rastlosem Eifer aufgezehrt, um sein unglückliches Vaterland von einem Theile der Bürde, die auf ihm gelastet, zu befreien; von diesem Kampfe erschöpft und entkräftet, und von Millionen beweint und gesegnet, ist er ruhmvoll in das Grab gesunken. Möge aber sein Geist, der Geist gesetzlichen Widerstandes gegen ein gesetzlich gewordenes Unterdrückungssystem, das der Stammhaß und der Religionshaß geboren, in seinem Volke fortleben und ihm ein würdiger Nachfolger erstehen, der seine hungersterbenden Brüder mit dem Brode des Rechtes und der Gerechtigkeit sättigt. Möge Rom aber dem Herzen Daniel O'Connells, dem es nicht mehr vergönnt war, sterbend den Segen Pius IX. zu empfangen, eine Stätte in St. Peter gönnen, wo auch, als in einem heiligen Friedenstempel, fern von den Stürmen und Leidenschaften der Welt, die Gebeine der letzten Stuarte ruhen. England aber, das sein neues Parlamentshaus mit den Baronen der Magna Charta geschmückt, wird den großen Agitator gewiß lieber in St. Peter, als lebend auf dem Meeting von Tarahill sehen.

LIV.

Ueber den Einfluß der Kirchentrennung auf die Literatur.

Schluß des dritten und letzten Artikels.

Zusammenhang des Verfalles der Wissenschaften mit den antikirchlichen Bewegungen im sechszehnten Jahrhunderte.

Mußte durch diese von der Bewegungspartei hervorgerufenen Erscheinungen die öffentliche Meinung auf indirecte Weise gegen die Wissenschaften eingenommen werden, so fehlte es auch nicht an directen Operationen, deren Ziel kein anderes seyn konnte, als die von dem Pabstthume hervorgerufene und sorgfältig gepflegte Werthschätzung der Wissenschaften zu schwächen. Die ersten Prediger der „reinen Lehre" waren zum Theil der Abschaum der Klöster und Domcapitel und meist aller Bildung baar, weil sie ohne Sinn für die Wissenschaften die ihnen dargebotenen Gelegenheiten, den Geist mit Kenntnissen zu schmücken, nicht hatten benutzen mögen. Da sie auch in ihrem neuen Wirkungskreise keine besondere Lust empfanden; die Lücken auszufüllen, um den „dem römischen Antichrist" treu gebliebenen Priestern und Gläubigen, mit denen sie oft genug zusammenkamen, die Spitze bieten zu können; so lag für diese Cyclopen-

naturen die Versuchung nahe, die Studien als eine unnütze Beschäftigung zu bezeichnen, den Wissenschaften allen Werth abzusprechen. Und in der That berichten uns Männer, wie Erasmus, Glareanus und Melanchthon, daß diese Prediger der neuen Lehre die Wissenschaften als Erfindungen des Teufels ausgeschrieen und vor der Beschäftigung mit denselben gewarnt haben *). Einer directen Kriegserklärung gegen die Wissenschaften machte sich Luther schuldig, wenn er Alles, was außer der Schrift sich befinde, vom Teufel ableitete, indem er **) sagte: „Was seine Ankunft aus der Schrift nicht hat, daß ist gewißlich vom Teufel selbs, alle werk Gottes, sonderlich, die zur Seligkeit gehören, sind in der Schrift ordentlich gesetzt und anzeigt.“ Die Wissenschaften, an denen sich aber der lichtscheue Ingrimm der Bewegungsmänner vorzüglich entlud, waren die humanistischen Studien und die Philosophie. Welche Stellung die „Reformation“ zu den humanistischen Studien eingenommen habe, geht schon daraus hervor, daß ihr die Freunde derselben den Rücken wendeten. Ego video multos schrieb Erasmus ***), antehac Luthero deditissimos nunc partim taedere lutherani nominis, partim damnare, quod prius approbabant. Unter diese gehören: Peutinger, Johann Botzheim, Bernhard und Konrad von Adelmannsfelden, Brassikanus, Georg Agricola, der Plinius seiner Zeit genannt, Pirkheimer, die Juristen Schurff, Kling, Dick, Omphalius, die Philologen Camers, Timann Camener, Beatus Rhenanus ****).

---

*) Döllinger S. 437 ff. Galle: Versuch S. 118 ff. Wie es in sittlicher Beziehung um den neuen Predigerstand aussah, geht daraus hervor, daß man später für nöthig fand, von den Ordinanden sich darüber einen Revers ausstellen zu lassen, daß sie „des Vollsaufens, Hurens, Ehebrechens, Wucherns und anderer öffentlichen Laster“ sich enthalten würden. Sarcerius a. a. O. f. 302 a.

**) Vom Mißbrauch der Messen, Witteb. A. 1561. Th. 7. f. 264 b.

***) Opp. Hutteni ed. Munch. T. IV. p. 443.

****) Döllinger S. 517—538, Hagen B. 3. S. 1 ff.

Alle diese und noch viele Andere sagten sich von der Partei Luthers los, obwohl damals der Wahn herrschte *), und von Luthers Parteigängern auch wohl begünstigt wurde **), daß

*) Döllinger a. a. O. S. 512.

) Hahn: Theologisch-kirchliche Annalen B. 1. Breslau 1842. S. 5. So heißt es am Schluße der Lehrartikel der Augsburger Confession. **Haec vere summa est doctrinae apud nos, in qua cerni potest, nihil inesse, quod discrepet a *scripturis vel ab ecclesia catholica vel ab ecclesia Romana*. Quod cum ita sit, inclementer judicant isti, qui nostros pro haereticis haberi postulant. Sed dissensio est de quibusdam abusibus. In dem Eingange zu dem zweiten Theile **de abusib.** heißt es: **Cum ecclesiae apud nos de nullo articulo fidei *dissentiant ab ecclesia catholica*, *tantum quosdum abusus omittant*, qui novi sunt et contra voluntatem canonum.** Dieselbe Erscheinung zeigt sich bei den Reformirten. Hahn a. a. O. S. 10 ff. Die pfiffige Abläugnung vieler lutherischen Lehren mag wohl allerdings aus der Besorgniß hervorgegangen seyn, durch offene Darlegung der mitunter unsinnigen Behauptungen Luthers der protestantischen Sache zu schaden; vorzüglich aber mag man zu dieser Kriegslist darum seine Zuflucht genommen haben, weil sie ein vortreffliches Mittel war, die katholischen Theologen, da man sie nicht widerlegen konnte, um ihr Vertrauen zu bringen und sie als unredliche Leute darzustellen. Dieses wurde auch erreicht: denn schon auf dem Reichstage zu Augsburg stellten, wie Matthesius in der zehnten Predigt über Luthers Leben berichtet (Stettin 1663 f. 84b), mehrere katholische Fürsten ihre Theologen, und namentlich Dr. Eck zur Rede, und beschuldigten sie falscher Berichte über die lutherische Doctrin. Daß die Protestanten, wenn sie nicht „vor Kaiser und Reich ein gut Bekenntniß thaten“, eine ganz andere Sprache führten, als zu Augsburg, ist zwar zur Genüge bekannt; wir wollen aber einige Belege hierfür anführen. In der Schrift gegen Erasmus bezeichnete Luther nicht die Ceremonien, sondern die wichtige Frage über den freien Willen als den „Heubtartikel“, und derselbe Melanchthon, der zu Augsburg den ganzen **dissensus** auf ein paar **abusus** reducirte, schrieb in einem Briefe **de doctrina Lutheri ad amicum quendam** (abgedr. in den **Consiliis theol. Witebergensibus T. I. p. 51**): **Fallitur mundus cum**

man Protestant und Mitglied der katholischen Kirche zu glei-

---

unum hoc agi a Luthero judicat, ut publice ceremoniae aboleantur, quam ob causam multitudo pertaesa tot rituum videtur impensius favere Luthero, tanquam libertatis auctori . . . . *Verum non de ceremoniis dimicat Lutherus, majus quoddam docet*, quid intersit inter hominum justitiam et Dei justitiam . . . . In gleichem Sinne heißt es in einer Warnungsschrift „an die evangelischen Christen, so in Böheimb und andern Orten Verfolgung leiden (Witeberg. Consil. theol. T. I. p. 104): Es pflegen etliche Politici die Streitigkeiten des Glaubens, so zwischen uns und den Papisten erreget, aufs eußerste zu verkleinern fürgebende, als were an denselben nicht viel gelegen und würde meistens von äußerlichen Kirchengebräuchen und Ceremonien gestritten, welche allesampt der Wichtigkeit nicht, daß man darum des Kaysers Gnad sollt hindan setzen. Aber bedenket ihr lieben Brüder, daß dieß ein alter Fund und leidiger Fallstrick des Teufels ist, welcher die Sünden vor der That zu Sandstäublein, nach der That zu großen Felsen und Bergen macht. Eben also hat er die Evam verfüret, als were es nicht eben mächtig verboten, noch so mächtig verfänglich, wenn sie schon vom Baume des Erkenntniß essen würde . . . . Die Exempel vieler Leute, die aus Unbedachtsamkeit und großer Liebe zu zeitlichen Gütern vom Evangelio zum Papstthumb gefallen, bezeugens vielfältig, was sie hernachmals für ein böses und unruhiges Gewissen gehabt, welches sie genugsam überwiesen, daß solcher Abfall mächtig viel auf sich habe und nicht etwa geringe liederliche Sachen, nicht allein die bloßen Ceremonien und Kirchengebräuche, sondern vielmehr die gantze Macht der Seligkeit und die innerliche Ruhe des Gewissens angehe." Auf dem Reichstag zu Augsburg hatten die katholischen Theologen sich der Unredlichkeit beschuldigen lassen müssen, weil sie stets dahin sich geäußert hatten, daß es sich bei dem Lutheranismus um etwas mehr, als um ein paar rituelle Differenzen handle. Unsere Warnungsschrift beruft sich nun auf die katholischen Theologen, indem sie (a. a. O. S. 105) fortfährt: „Wenn allein über den äußerlichen Kirchengebräuchen gestritten wird, warum verketzern sie denn unsere Kirche zum heftigsten? . . . Weit anders bekennen ihre (der Katholiken) Lehrer, gestehns auch offen, daß hier nicht allein von äußerlichen Ceremonien, sondern vielmehr von dem Grund und Wahrheit des Glaubens gestritten werde.....

cher Zeit seyn könne. Andere, wie Erasmus, Wicelius und

Es wird demnach zwischen uns und den Papisten keineswegs allein über Mitteldinge, sondern von dem rechten Grund und Hauptartikeln des christlichen Glaubens gestritten . . . also gar, daß zwischen Uns und den Papisten ein so großer Unterschied ist, als zwischen den rechten und falschen Kirchen, zwischen dem Reiche Christi und des Antichrists. Wer zum Papstthumb fället, der muß den Römischen Pabst stracks für den unfehlbaren Richter in Glaubenssachen erkennen, . . . er darf nicht mehr Gottes Wort lesen, . . . er muß zur Messe gehen, er muß die Hoffnung seiner Seligkeit auf sein eigen Verdienst stellen, . . . sich immerdar vor dem Fegfeuer fürchten, ... die heillosen Ablaßbriefe theuer genug bezahlen, zu gewisser Zeit von gewisser Speise sich enthalten . . . . und macht sich theilhaft aller Sünden, welche im Papsttumb durch Drangsal und Verfolgung der Frommen, ... durch Simonitische und Sodomitische Sünden und allerhand Menschensatzungen begangen werden, woher denn nichts Anders folgen kann, als zeitliches und ewiges Verderben: denn so Jemand das Thier anbetet und sein Bild, und nimmt das Mahlzeichen an seine Stirn oder an seine Hand, der wird vom Wein des Zorn Gottes trinken . . . und gequält werden mit Feuer und Schwefel für den heiligen Engeln und für dem Lamb und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit: darumb so gehet aus von Babylon, der falschen und ehebrecherischen Kirchen der Papisten, damit ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht etwas empfahet von ihren Plagen." In gleicher Weise ermahnt Andreas Fabricius von Chemnitz im Heiligen Teufel (Theatrum diabol. Frankfurt 1569. fol. 174b ff.) die „Evangelischen." „Man neme nur", sagt er, „das einige Exempel, das wir erlebet, gesehen und gehöret haben zu dieser letzten Zeit nehmlich, das vermaledeyte, verfluchte, verdampte, verzweifelte, durchteufelte Bapstthumb, das jetzt durch Gottes allmechtige Barmherzigkeit also offenbaret ist, daß es die Kinder auf der Gassen kennen, und verlachen und die Papisten selbst leugnen wöllen ihre römische, lose, lame zoten und fratzen, die in der vorigen Babylonischen Gefengniß und egyptischen Finsterniß von allen Potentaten, allen hohen Schulen, aller Welt sein gegleubet und angebetet worden, da die Menschen nicht allein auß Gottes großen Zorn, Gut, Ehre, Leib, Seele, Gott, Christum, die Seligkeit

Staphylus *) traten sogar in Schriften gegen die neue Partei

verloren haben, sondern haben auch die gemeine Menschen-Vernunft, wie wilde Thiere verloren, Alles zu glauben, Alles anzunemen, was nur einem jeden lausigten München getreumet und heimlich entfaren ist mit großem eyfer, ernst, andacht und unkosten. Es habens die Jüden wohl auch grob gemacht mit Abgötterei; .... es ist aber Alles ein Kinderspiel gegen Bapstthumb, welches ist der ungeheuere, letzte Gräul, die hellische Grundsuppe aller Ketzereyen und Lesterung Gottes, der ewigen Verdammniß anfang, ein gemein (gemeinsames) Werk aller Teufel, welches zu stiften, und zu unterhalten sie alle Hende, Rath, Gedanken, Bosheit und Schalkheit zusammen geschlagen .... bis endlich Lutherus auftritt und ihn angreift am rechten Ort, ... der darumb wahrhaftig der Engel gewesen, der da fleucht mitten durch den Himmel und ein ewiges Evangelium verkündigt allen Heiden, Geschlechten, Sprachen, Völkern mit großer Stimme, wiewohl dieß Werk unkenntlich und gelestert ist, auch bei den Evangelischen, die es seltsam deuten ... und hoffen noch der lieben zeit, da Papisten und Lütherischen einmal vollend gar zusammen rücken werden, da wölle uns ja der liebe Gott gewißlich für hüten." Um zur Erreichung dieses Wunsches nach Kreften mitzuwirken, führt Fabricius die „Possen" an, die in dem Papstthume zu glauben gewesen, ungefähr wie sie in dem bekannten Fluchformulare stehen, eine Schrift, die bezüglich der Art der Entstehung und ihres Zweckes mit den **epistolis virorum obscurorum** zu vergleichen seyn dürfte, und fährt dann fort: „Wer will nu erzelen dieses Hauptes alle Gliedmaß, die unzehligen Orden, Rotten, Este, Nester dieses Cörpers? Wer wil erzelen derselben Orden Reichthumb, Paläste, Kirchen, hohe Schulen? Unter diesen groben Stücken ist die einige Opfermesse der grundt und boden, der rechte Höllenschlundt darauf das gantze Bapstgeschwürme steht, also daß die andern beileuftigen Stücke als das Hofgesinde zu achten sein. Hier gilt es dem groben Bapst, ... da Doctor Martinus seine Cartaunen gehen ließ in die Messe des Bapsts und

*) Döllinger a. a. O. über Erasmus S. 1 ff.; Wicelius S. 20 ff.; über Staphylus s. Strobel Miscellanen, erste Sammlung S. 1 ff. Nach einem von Melanchthon über ihn gefällten Urtheile (Strobel a. a. O. S. 8) war er ein **homo ingeniosus et grecae et latine praeclare doctus.**

auf, obwohl diese dergleichen Attentate schwer zu rügen pflegte *). Nur Hutten und Melanchthon blieben ihr treu. Daß wissenschaftliches Interesse den Ersteren zur Ausdauer vermocht habe, möchte wohl nicht leicht behauptet werden. Melanchthon hatte ein für alle Mal beschlossen, seiner Partei treu zu bleiben, und hatte es schon 1523 zu jenem Grade von Selbstverläugnung gebracht, daß er dem Spalatin die Erklärung abgeben konnte **): Ich weigere mich nicht, zu folgen, wohin ihr mich nun rufen möget; auch lehne ich mich gegen Eure Autorität nicht auf, solltet ihr mich selbst zum Ochsenhirten machen; doch wünsche ich wohl, daß mir die theologischen Vorlesungen genommen würden." Und in der That

---

in den freien Willen Erasmi, da erregt sich die gantze Welt wider diesen Mann .... Die unerhörte Lesterung Gottes hat viel hundert Jar gewehret und wehret noch da Bapsttumb ist, da alle tage solche Gräuel in der Welt mehr denn hunderttausend Mal getrieben werden und so viel unzehlige hauffen Seelen ewiglich verloren: denn was nicht in der wiegen oder in seinen jungen tagen gestorben ist oder am Todbette wunderbarlich von Gott erhalten, ist Alles in der Blindheit dahin gangen, also daß die Sündflut ein Schertz ist gegen diesen großen Höllenschlundt." So erklärte man sich protestantischer Seits über den Dissensus, wenn man nicht vor „Kaiser und Reich" stand.

**) Was von den Verehrern und Verfechtern der Gewissensfreiheit diejenigen zu befahren hatten, die sich im Gewissen gedrungen fühlten, zur alten Religion zurück zu kehren und sie gegen die maßlosen Angriffe der Neuerer zu vertheidigen, beweist das Schicksal des Rathsmeisters Querhammer, „der fadennacket ausgezogen und fune ad virilia ligato in einen Brunnen gehänkt wurde." Döllinger a. a. O. S. 532. In welcher Weise durch Pamphlete für das „Evangelium" gewirkt wurde, kann der „gehobelte Eck" bezeugen, eine Schmähschrift, aus welcher Hagen (Deutschlands literär- und religiöse Verhältnisse, Erlangen 1843. B. 2, S. 60 ff.) Auszüge geliefert hat.

**) Corpus ref. Vol. I. p. 607, bei Galle S. 114.

zeigen die Schriften der Stimmführer, daß Männer, die Huttens Lüderlichkeit und Melanchthons demuthsvolle Unterwerfung nicht besaßen, alle Ursache hatten, mit der Partei Luthers unzufrieden zu seyn. In einem Briefe vom 1. März 1517 spricht dieser in einem ziemlich geringschätzigen Tone von den klassischen Studien *). Nach seiner Schilderhebung sprach er sich allerdings günstiger für dieselben aus, weil er des Beistandes der Humanisten bedurfte; seine Ansicht aber hatte sich so wenig geändert, daß Luther sogar in einem Briefe an den Kurfürsten „die griechischen Vorlesungen, die Melanchthon zu halten hatte, eine kindische Lection nannte **). Diese Ansicht war die herrschende unter den Protestanten, wie die von Döllinger und Hagen gesammelten Zeugnisse beweisen ***). Melanchthon vermochte es nicht, bei der lutherischen Fraction diese den klassischen Studien ungünstige Stimmung zu beseitigen. Da man seine Hinneigung zu dem Calvinismus von denselben ableitete, so ging die Abneigung gegen sie in einen förmlichen Abscheu über, so daß Jeder der Heterodoxie verdächtig wurde, welcher die klassischen Studien liebte. Obwohl dieselben auf der Universität zu Helmstädt offenbar vom Hofe begünstigt wurden, so mußten die Philologen doch erst manchen harten Kampf mit den Theologen bestehen, ehe sie ungehindert ihren Studien obliegen konnten ****).

Wohl lag in der Bekämpfung der philologischen Studien ein Funke von richtiger Empfindung; denn wir sind weit entfernt, zu läugnen, daß, zwar nicht die katholische Kirche, wohl

*) De Wette Th. I. S. 52.

**) De Wette Th. II. S. 491.

***) Döllinger S. 440. Hagen Th. III. S. 27.

****) Schmid: Geschichte der syncretischen Streitigkeiten, Erlangen 1846. S. 9 ff.

aber die gelehrte Welt sich von den Schätzen des klassischen Alterthumes theilweise hatte blenden lassen (der Kunst erging es nicht anders), und daß man namentlich den Aristoteles nicht hatte zu bemeistern gewußt, sondern ihm einen übertriebenen Cultus gewidmet. Allein die Reaction gegen dieß Extrem schlug in das entgegengesetzte um; die Reformatoren schütteten, wie wir gesehen, das Kind mit dem Bade aus. Dem Gebrauch der denkenden Vernunft in Glaubenssachen, der Philosophie, erging es nicht anders. Statt die Gränzen zwischen Glauben und Wissen, zwischen Offenbarung und Philosophie auszustecken und jede in ihrem Gebiete anzuerkennen, wurde der letzteren als „einer vom Teufel besessenen, einer tollen Närrin, einer starrblinden Teufelsbraut" u. s. w. förmlich der Krieg erklärt. Wir wollen hier nicht die Stellen wiederholen, in denen Luther und die Reformatoren in ihrer „kräftigen Sprache" mit ihren derben Schimpfwörtern dieselbe der Verachtung preisgeben *). Sie sind hinlänglich bekannt. Nur Einiges wollen wir aus der Schule ihrer Nachfolger anführen, nicht aus Lust und Schadenfreude; denn eine solche Blüthenlese von Stinkblumen ist uns ekelhaft und peinlich zugleich; sondern einzig im Interesse der Wissenschaft und aus Nothwehr, da man uns immer die Reformation als die Zeit darstellt, da das neue Licht über dem Meere der alten katholi-

*) Döllinger a. a. O. 443. — Die Leipziger allg. Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte, Mainz 1842. S. 78. — Staudenmaier a. a. O. Th. 2, S. 53. — Erasmus Pfeffer: Luther war vollkommen Heft 1, S. 1 ff. Leipzig bei Götz 1845. — Feuerbach: das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers, Leipzig 1844. — Neue Sion Jahrg. 1845, No. 49. Am vollständigsten aber findet man Luthers Aeußerungen über die Vernunft, gesammelt von Bertram (Kirchenrathe und Hofprediger) in der Schrift: **theses de ratione humana e scriptis B. Lutheri depromptae** in dessen **Meletemata literaria Fasc. I. Brunsuigae 1731.** S. 274—302.

schen Finsterniß aufging. Die, welche immer von freier Forschung reden, werden uns dieses nicht zum Vorwurf machen.

Sarcerius, der sonst so gemäßigt sich ausdrückte, als es die damaligen Zeitumstände nur irgend erlaubten, weist*) der Vernunft nur das äußerliche, weltliche Regiment als Wirkungskreis zu; schließt sie aber von dem geistlichen Reiche, dem Reiche Christi aus. „In diesem Reiche", sagt er, „hat Vernunft und menschliche Weisheit Nichts zu thun; es ist auch diesen nicht unterworfen, und ist nicht allein die größte Thorheit und Narrheit, sondern auch eine Vermessenheit und frevelmut solche Vernunft und menschliche Weisheit zu dem geistlichen Reiche zu bringen, daher denn aller Unrath entsteht, irrthumb und falsche leren .... Denn das mal war ist, daß Vernunft und menschliche Weisheit nicht eines Fliegenfußes breit verstehen von dem geistlichen Reiche Christi und von allen Dingen, so darzu gehörig." Sarcerius betrachtet die Worte Pauli Mortificate sensum carnis vestrae als Warnung vor dem Vernumftgebrauche, „weil der fleischliche Sinn in Gottes Sachen nichts versteht und eine Frucht der Vernunft ist." Dann fährt er fort: „Menschliche Weisheit und Vernunft vermögen, wenn sie zum geistlichen Reiche gezogen werden, nichts Anderes, als Irrthumb und Ketzerei anzurichten; ja sie sind die höchsten Feinde und Zerstörer des Reiches Christi und der rechten (lutherischen) Religion ... Je mehr nu die Weltweisen und Klugen mit der Vernunft und menschlichen Weisheit umgehen in Sachen des Reiches Christi und der rechten Religion, je weniger sie davon verstehen, und daher kömpt es, daß die allergelertesten, weisesten und klügsten, verstendigsten und geschicktesten Leute, so in der Welt sein nach Vernunft und menschlichen Weisheit die größten Feinde sein des Reiches Christi und

*) A. a. O. fol. 337—340.

der rechten Religion, ja die größten, Stocknaren... Wo nu vernünftige und weltweise Leute die Vernunft und menschliche Weisheit zum Reiche Christi bringen und hierdurch die rechte Religion fassen wollen, da kann nicht anders denn Irrthumb, Ketzerei und allerlei schwermerey folgen, wie denn von Anbeginn der Welt her bis auf den heutigen Tag zu sehen ist, wie in Cain, Ismael, Esau item in Philosophischen Schulschreibern der Religion im Bapstthumb, item in allen Papisten gemein, item in unsern neuen philosophischen und spitzigen Leuten, in welchen Vernunft und menschliche Weisheit regieren und herrschen . . . Und es ist mein Glaube und gäntzliche Meinung, daß die Vernunft und menschliche Weisheit die größten Ketzer sein auf Erden, dazu gericht, wo man sie bringt in's geistliche Reich Christi, daß sie die wahre (lutherische) Religion umstürzen und zerstören sollen: denn das sein die Ketzer, die da etliche fleischliche Leute für dem Gesetz Mosis geleret haben, daß sie für Gott die Gerechtigkeit durch Werke und Verdienste suchen sollen. Diese haben den Cain verursacht, ... den Abel umzubringen . . . . Diese haben das gottlose Bapstthumb erregt, Ketzerei, falsche Lehre, ertichte Sacramente eingefüret . . Diese elenden Ketzer, Vernunft und menschliche Weisheit . . . werden noch der Religion den grösten Stoß geben und fürchte ich mich nicht für diesen oder jenen Tyrannen, sondern allein für den Schülern der Vernunft und menschlichen Weisheit." Diese und ähnliche Aeußerungen genügten, um die Wissenschaften überhaupt, vorzüglich aber die Philosophie, „in der man das erste Leuchten der ewigen Wahrheit entdeckt", wie Innocenz IV. sich ausdrückt, in Mißcredit zu bringen, da sie die Vernunft als Werkzeug des Teufels und die Resultate der Vernunftthätigkeit als zum Verderben führend erscheinen lassen. Indessen hielt man es für nöthig, noch besonders gegen die aus dem Papstthume herüber gekommene Liebhaberei zu operiren. Schon 1515 gab Luther sein Gutachten an Spalatin dahin ab, daß dem wahren Theologen

die Dialectik nur schädlich seyn könne, indem von der Theologie der Syllogismus fern bleiben müsse, so wie Abraham, als er opfern wollte, Knechte und Esel zurückließ *). Daß auch hier Luthers Ansicht normgebend für die Theologen der protestirenden Partei gewesen war, zeigt die Aeußerung Melanchthons in einem Briefe vom Jahre 1524 an Spalatin: „Wie du theologischer Mann, hast du philosophiren angefangen? Weißt du nicht, wie heut zu Tage die Theologen gegen die Philosophie im Kampfe begriffen sind **)?“ Melanchthon selbst sprach sich auch bisweilen sehr ungünstig über die Philosophie aus. Aristoteles ist ihm ein impurus homo ***); die bekannten Aussprüche des Apostels bezog er auf die Philosophie, und erklärte die Wolken von Aristophanes, um die Philosophie lächerlich zu machen ****), die er sogar in einer Rede die Vettel des geilen Griechenlands nannte †). Die Früchte dieser Bestrebungen sind im vorigen Artikel beschrieben worden. Es scheint aber doch im Stillen hie und da einige Neigung zum Denken über Glaubenssachen sich erhalten zu haben, da noch Sarcerius unter den Mitteln, die lutherische Religion zu erhalten, die Fernhaltung der Philosophie

---

*) De Wette B. 1, S. 127.

**) Corpus ref. vol. I. p. 695.

***) Ibid. p. 405.

****) An Amsdorf: Jam olim divus Paulus praevidit, rem christianam philosophicis traditionibus labefactandam esse, quare cum alias hominum doctrinas acer insectetur, tum ad Colossenses scribens pleno ore ac palam cavendum praecipit, ne quis nos per *philosophiam* depraedetur ..... Ne ignoret juventus nostra, quo illam loco habuerit vetustas, visum est mihi Aristophanis Nubes, quibus Socrates exagitatur, publicare et enarrare. Corp. Ref. Vol. I. p. 279. Galle a. a. O. S. 111 ff.

†) Scholastici Doctores e Theologia nobis non aliud fecere, quam illam Graeciae hircissantis anum, Philosophiam. Melanchth. Declam. Tom. I. p. 16.



von der Theologie zu empfehlen für nöthig erachtete *). Seine Ansicht geht dahin: „So weit als Himmel und Erde von einander zu scheiden sein, also ferne muß man auch die rechte und wahre Religion von der Philosophie scheiden.“ „Das haben aber“, fährt er fort, „die Bepstler nicht gethan, sondern wie das von den Schulschreibern kund ist, haben sie die rechte und wahre Religion in die Philosophiam also verwickelt und eingekleibt, daß bei ihnen beide lehren sein für eine gehalten worden, und es lautet ihr Sprichwort: ubi definit Philosophus, ibi incipit Theologus; item: es ist nicht möglich, daß man Theologiam ohne die Philosophie verstehen kann.... Hieraus aber ist endlich erfolgt, daß also die rechte und wahre Theologia im Bapstumb ist verloren worden, und allein eine falsche, ertichte und philosophische verblieben mit zeitlichem und ewigem Nachtheil so viel hundert tausent Menschen, deren Seelen hierüber übel gefahren seyn, und noch an denen Orten fahren, da das Bapstumb grünet .... Derhalben wehre hierinnen, der da kann, denn es thut wehren von nöten, will man anders die rechte und wahre Religion nicht widerumb durch die philosophischen Lehren verliren: denn ja gewißlich ist, daß keine Lehre auf Erden der rechten und wahren Religion größern Schaden zufügen mag, als die Philosophia ... und fürchte ich mich der wahren Religion halben weder für Papisten, noch Tyrannen, sondern allein für der Philosophia.“ Um dieser „reinen“ Religion willen, fanden sich 1656 in den Niederlanden die Generalstaaten bewogen, die Cartesianische Philosophie zu verbieten **).

Nach solchen Bemühungen hätten Wunder geschehen müssen, wenn sich die Achtung, in der die Wissenschaften beim Ausbruche der Kirchenspaltung in der öffentlichen Meinung standen, hätte erhalten sollen. Daß sie größtentheils verschwand

*) A. a. O. fol. 335 ff.

**) Walch: Geschichte der Religionsstreitigkeiten außerhalb der lutherischen Kirche. Th. 3. Jena 1734. S. 777.

und sogar in Verachtung der Wissenschaften überging, war eine natürliche Folge der Ideen, welche die Leiter der antikirchlichen Bewegungen in die Massen geschleudert hatten. Aus dieser Verachtung gingen die an die Zeiten der Barbarei erinnernden Erscheinungen hervor, die bei dem Ausbruche der Kirchenspaltung längst beseitigt waren, nach demselben aber wieder auftauchten, die Vernachlässigung der Wissenschaften und die Sorglosigkeit, mit der man die Schulen theils ganz ihrem Schicksal überließ, theils so spärlich mit dem Gnadenbrode bedachte, daß eine große Resignation dazu gehörte, um in jener Zeit ein Schulamt zu übernehmen. Melanchthon beklagte sich 1524 in einem Briefe an Spalatin*), daß er seinen Kindern Nichts als Elend hinterlassen könne, und noch nicht im Stande gewesen sei, seiner Frau seit der Verheurathung (25. Novbr. 1520) ein neues Kleid zu kaufen. Luthers pecuniäre Lage war auch nichts weniger als glänzend; Herrmann Dulichius, der Professor der lateinischen Literatur an der Universität zu Wittenberg, bekam gar keine Besoldung **). Wenn aber Männer, wie Luther und Melanchthon, die mit Rücksicht auf ihre Bestrebungen und Rathschläge wegen der Klostergüter in Wahrheit sagen konnten, daß sie viele arme Fürsten reich gemacht hätten, in dieser Weise vernachläßigt wurden, so kann man sich leicht denken, wie knapp Schulmänner mögen gehalten worden seyn, denen so große Verdienste um die fürstlichen Finanzen nicht zur Seite standen. Bei dieser Knickerei hinsichtlich des Schulwesens kam Alles auf die Communen an. Diesen aber hatten entkuttete Mönche, deren Dummheit eben so groß war als ihre Ausgelassenheit, so viel von dem Verderben, das die Schulen angerichtet hätten, vorgesagt und ihnen so gründlich die Achtung, die sie Studirenden zu erweisen gewohnt gewesen waren, ausgeredet, daß sie am liebsten die wenigen Schulen,

---

*) Corpus Ref. Vol. I. p. 697.

**) Hagen B. 3. S. 183.

die den Secularisationssturm überlebt hatten, hätten zu andern Zwecken verwenden mögen. Dieses ließ sich nun allerdings nicht überall so leicht durchführen, als in Wittenberg, wo die Schule in einen Brodladen verwandelt wurde. Indessen war mit den übrig gebliebenen und neu errichteten Schulen den Wissenschaften im Ganzen wenig gedient, da das Mißtrauen, das man gegen dieselben hegte, von der Benutzung derselben abhielt, und den im vorigen Artikel beschriebenen Ruin der Wissenschaften vollenden half. Dieses Mißtrauen ging aus der Verkommenheit hervor, in welcher die Bildungsanstalten in wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht sich befanden. Die nahmhaften Gelehrten blieben entweder der Kirche treu, oder traten zu derselben zurück, so daß wenige Jahre nach dem Ausbruche der kirchlich-revolutionären Bewegungen außer Melanchthon kein Mann von gründlichen Kenntnissen der protestirenden Partei angehörte, und es trat daher Mangel an tüchtigen Lehrern ein. Je mehr sich nun die eben geschilderten Uebelstände entwickelten, desto mehr mußte die Geringschätzung der Wissenschaften zunehmen und den Mangel an tüchtigen Docenten vergrößern. Ganz besonders nachtheilig mußte der schmutzige Geiz auf die Wissenschaften wirken, der die Lehrer nicht knapp genug halten zu können meinte. Die Folgen dieser Uebelstände machten sich bald fühlbar, und die Klagen über untüchtige Professoren nahmen zu*) und waren nur zu begründet. Interessant ist in dieser Beziehung der Bericht Ratzebergers, nach welchem selbst in Wittenberg die meisten Professoren sich ihre Hefte von Melanchthon machen ließen**). Ganze Facultäten mußten unbesetzt bleiben, wie denn

*) Sarcerius a. a. O. fol. 12.

**) Es hatten aber, sagt er, dazumal der Mehrtheil der Professoren den Gebrauch, daß keiner einige Lection im Collegio hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus vorgeschrieben und auf's Papier disponiret materiam, welche er lesen sollte. Auf solche Philippi Gutwilligkeit verließen sich viele Magistri und Professores, de-

unter Anderen von der Königsberger Universität berichtet wird, daß sie deßhalb die Concordienformel nicht habe unterschreiben können, weil die theologische Facultät nicht besetzt war *). Daß die Unsitte, die Berufspflichten zu vernachläßigen, unter den Professoren ziemlich stark eingerissen war, bezeugen die Klagen des Sarcerius. „Es ist nothwendig", sagt er **), „daß auch das fleißige Lesen und arbeiten bei den Professoribus im schwange gehe, welches doch heutiges tages an vielen orten sehr läßlich und träglich geschieht . . . und wie man mich berichtet und auch zum teil selbst gesehen, so findet man wol Universitäten, da die Professores das gantze Jahr über nicht ein halbes lesen oder profitiren und da es die gewohnheit ist, daß ein jeder Professor spaciren zeucht, wenn es ihn gelüstet, und bestellen auch keine andere Professores in ihre statte, so daß die Studenten verdrossen werden, und unlustig zu allem Studiren." Melanchthon, Camerarius und Trotzendorf sind ruhmvolle Namen; aber diese Männer standen allein — rari nantes in gurgite vasto — ohne Nachahmer. Und wer hätte auch Lust haben sollen, dem Lehrstande sich zu widmen, der so wenig vor Nahrungssorgen schützte, daß viele Lehrer, um nicht zu verhungern, genöthigt waren, noch ein bürgerliches Geschäft zu betreiben, und so wenig Achtung genoß, daß an manchen Orten die Lehrer an den höhern Schulen die auf sie fallenden Wall- und Wachtposten selbst beziehen, ja Doctoren und Professoren sogar mit körperlicher Züchtigung und Karzerstrafe, wie in Königsberg, bedroht wurden ***)? Luther hatte von Eselsställen gesprochen und die

---

nen es sonsten nicht so sauer ward, als wenn sie selbsten hätten auf ihre lectiones studiren müssen. Corpus Ref. Vol. IV. Supplem. p. 1037.

*) Löschke a. a. O. 191.

**) A. a. O. fol. 14a.

***) Löschke a. a. O. S. 191 u. 210.

Schulen des Papstthums damit gemeint, „in denen man nur lerne Esel und Klötze werden." Diese Schilderung war eine Verläumdung; aber wo die Grundsätze, die er als Gottes Wort vorgetragen hatte, mit Beifall aufgenommen worden waren, war sie zur — Wahrheit geworden. Und ach, wären sie nur Eselsställe gewesen, die auf der Basis protestantischer Principien gegründeten Schulen! Aber sie waren noch etwas Anderes; sie waren, um Luthers Ausdrucksweise beizubehalten, nebenbei auch noch „Sauställe." Vor Zeiten, da noch das Papstthum gewaltig herrschte und die Immunitäten blühten, welche den Professoren äußere Achtung verschafften und von Karzer- und Prügelstrafe Nichts wußten, waren, wie Sarcerius sagt *), die Universitäten Anstalten, „darinnen die junge Studenten zu aller erbarkeit erzogen wurden. „Die Schulen waren nun Zuchthäuser der gröbsten Unsittlichkeit **). Hegendorfinus beschreibt 1529 die Sitten der studirenden Jugend also ***): „Wann hing wohl je die Jugend mehr an Würfelspiel? Wann war sie der Unzucht, der Hurerei, dem Ehebruch und allen Wollüsten mehr hingegeben? ..... Wann war sie halsstarriger gegen ihre Lehrer? Wann ruchloser gegen Gott, wann mehr voll Lästerung gegen Jesum?" Nachdem er weiter gesagt hat, daß ein Jüngling sich züchtig kleiden müsse, rügt er eine schamlose Unfläthereì, von der wir keinen Begriff haben. Cammerarius gesteht, es habe sich ihm oft der Gedanke aufgedrungen, „ob es nicht besser wäre, wenn es gar keine öffentlichen Schulen gäbe, als solche

*) A. a. O. fol. 18b.

**) Sehr ausführlich ist dieser Gegenstand von Löschke a. a. O. S. 178—244 behandelt worden. Vergl. auch Döllinger S. 472 ff.

***) De instituenda vita et corrigendis moribus juventutis zu finden in der Sammlung de ratione studii opuscula diversorum Auctorum. Bas. 1741. p. 477, bei Löschke S. 197.

Anstalten, die nur zur Freiheit für Sünde und Laster dienen *)."
Man sang damals:

Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib,
Von Leipzig und von Tübingen ohne Weib,
Von Jena und Helmstädt ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen **).

In Wittenberg sah sich Luther genöthigt, durch einen Anschlag am schwarzen Brette vor liederlichen Weibspersonen zu warnen, die in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Wäldchen, der Spekt genannt, ihre Reize feil boten ***). Wie weit die Roheit ging, kann man daraus entnehmen, daß selbst Melanchthon von bewaffneten Studenten angefallen wurde ****). Unter solchen Umständen darf es nicht befremden, wenn Joseph Scaliger sagt †): „Wenn einer etwas Großes verbrochen hätte, wäre es nicht nöthig, daß man ihn auf den Bau oder in's Zuchthaus setzte; man soll ihm nur Knaben zu unterrichten geben, das wäre Strafe und Plage genug." Konnte doch selbst Trotzendorf die Schüler nicht mehr bändigen, worüber er sich dergestalt grämte, daß sein Haar vor der Zeit bleichte ††). Daß diese Unsittlichkeit auf die Frequenz der Schüler nicht ohne Einfluß war, bezeugt Sarcerius. „Es nemen", sagt er †††), „die Eltern Ursache, daß sie eine Scheu tragen, die Kinder auf die Universitäten zu senden, auf daß sie nicht auch verderbt werden und ein ruchloses Leben anfangen", und er ist offenherzig genug, hinzuzufügen, daß auf den Universitäten der Mißbräuche so viele seien, daß die Eltern manchmal besser thäten, die Kinder daheim zu behalten. In welchem

*) Döllinger S. 484.
**) Berkenmeyer: Antiquarium. pag. 210. Hamburg 1708.
***) Löschke S. 185.
****) Schellhorn: Ergötzlichkeiten B. 2, S. 62.
†) Bei Löschke S. 238.
††) Löschke S. 200.
†††) A. a. O. fol. 10b, 19a.

Zusammenhange aber diese Entsittlichung mit der Reformation stand, darüber kann kein Zweifel obwalten. Hat doch selbst Hagen *) keinen Anstand genommen, sich dahin auszusprechen, daß die protestantischen Dogmen von der Art gewesen seien, daß sie jeder Leidenschaft Thür und Thor öffneten. War ja noch ein Restchen von Vertrauen übrig; so trugen die Händel, in welche die Universitäten mit einander geriethen, bei, dasselbe zu zerstören, indem die Gegner der religiösen Fraction, der eine Universität sich anschloß, dieselbe aus allen Kräften verdächtig zu machen suchten. Selbst Wittenberg, die Geburtsstätte „des reinen Evangelii" wurde nicht verschont. Man trug kein Bedenken, diese Universität eine Kloake des Teufels zu nennen, und die Eltern zu belehren, daß es weit besser wäre, die Kinder in's Hurenhaus zu thun oder todt zu stechen, als sie nach Wittenberg zu geben **). Sonach blieb den Protestanten keine andere Wahl, als ihre Söhne katholischen Schulen anzuvertrauen, die zwar von den „reformatorischen" Ideen auch nicht ganz unberührt geblieben waren, aber sich unter der Fürsorge der Fürsten bald wieder erholt hatten. Dieses geschah nun auch wirklich, wurde aber von den Predigern stark gemißbilligt. „Ich will hie", sagt Sarcerius ***), „gewarnt haben die lieben Eltern, dieweil etliche Bischöfe auch Particularschulen anrichten, darein sie Stipendiaten nehmen, dieselben zur Beförderung des Antichristischen Reichs darinnen unterweisen lassen, daß sie ja ihre lieben Kinder dahin und darzu nicht geben wollen und also jemmerlich und erbermlich sie den Göttern Moloch und Asteroth zum höllischen Brandopfer aufopfern, wie ich denn leider höre und an vielen orten bereits geschehen ist und noch täglich geschieht." „Gottes Wort zu hören hindern", galt als ein Delict, das mit dem Banne

*) A. a. O. B. 3. S. 185.

**) Döllinger S. 470.

***) A. a. O. fol. 28a.

bestraft wurde *), der nach Luthers Erklärung von der ewigen Seligkeit ausschloß **). Konnten auch die Eltern, welche vom Prädicanten gebannt wurden, weil sie ihre Kinder einer katholischen Bildungsanstalt übergeben hatten, den Erfolg des über sie ergangenen Verdammungsurtheils ruhig abwarten; so waren doch nicht alle Familien in der Lage, die bürgerlichen Folgen, die innerhalb des Protestantismus mit dem Banne verbunden waren, über sich zu nehmen, da sie von der Art waren, daß die Subsistenz des Gebannten, besonders wenn er nicht bemittelt war, in Frage gestellt wurde ***). Dessenungeachtet riskirten Eltern diesen verpönten Schritt, und schickten ihre Söhne sogar in die Collegien der Jesuiten. Dieses geschah unter Anderen in der Mark Brandenburg, wurde aber vom Hofe streng untersagt ****). Hiernach kann es nun wohl keinem Zweifel unterliegen, welchen Antheil die „Reformation" an dem nach ihr eingetretenen Verfalle der Wissenschaften gehabt habe.

---

*) Sarcerius a. a. O. fol. 310a.

**) „Hüte dich" sagt Luther (Tischreden, Leipzig 1621. fol. 287b), „daß du der Kirche Bann, so ordentlicher und rechtmäßiger Weise geschehen, bei leibe nicht verachtest, denn er bringt mit sich ein gewiß Urtheil Gottes Zorns und der ewigen Verdammniß." So lange ihm aber der Bann noch schaden konnte, hatte er (Wit. Th. 7. fol. 37b) gelehrt, daß die Christen den Bann mehr lieben, als fürchten möchten.

***) Buchmann: Populärsymbolik, Mainz 1845. Th. II. S. 424.

****) Döllinger S. 425.

LV.

Möhler über katholische und protestantische Wissenschaft.

Die vorhergehenden Betrachtungen haben die Einwirkung des jungen Protestantismus auf die Wissenschaft seiner Zeit erörtert; wir sehen darin Luther im Kampf mit seinem eigenen Princip; er hatte die Vernunft von der auf den Stein von Ewigkeit gegründeten lebendigen Autorität losgerissen, und mühte sich nun ab, dieselbe an den Buchstaben und an Formeln, unter Androhung seines Bannes, zu fesseln. Seine Nachfolger sahen hierin eine tyrannische Anmaßung, die eben so groß sei, wie die päpstliche, und überdieß noch mit sich selbst in Widerspruch; sie rissen sich von ihm los, und schlugen ihre Thesen gegen die seinen an, wie er vor ihnen gegen den Papst gethan. Das Princip der Vereinzelung entwickelte sich fort und fort, und schuf seine eigene Wissenschaft und Literatur. Unser unvergeßlicher Möhler hat in seiner „Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibats" (Möhlers Schriften und Aufsätze, herausgegeben von Döllinger, I. Bd. S. 259) auf diesen Unterschied zwischen katholischem und protestantischem

wissenschaftlichen Leben aufmerksam gemacht, und zu zeigen gesucht, wie in der katholischen Kirche, als einem großen lebendigen Ganzen, die schaffende Kraft des Einzelnen von der Blüthe und Wohlfahrt des Ganzen bedingt wird, während umgekehrt beim Protestanten der Einzelne vom Ganzen getrennt schafft und wirkt, und sein rein menschliches Wissen einen hohen Grad der Blüthe und Bildung erreichen kann, während das Ganze in gänzlicher Zerrissenheit und Auflösung begriffen ist. Es sei uns daher gestattet, als Nachwort der vorangehenden Betrachtungen hier die Worte Möhlers folgen zu lassen. Er beginnt zu zeigen, wie die katholische Kirche von Seite des Staates Anerkennung ihrer innern Freiheit und Selbstständigkeit bedürfe, um nicht als verachtetete Magd aller lebenskräftigen Wirksamkeit beraubt zu werden. Er sagt:

„Keine gesellschaftliche Verbindung, die diesen Namen verdient, vermag sich zu halten ohne Selbstgefühl, ohne das klar gewordene Bewußtseyn ihres Werthes und ihrer Würde als Ganzes. Wo dieses Bewußtseyn sich nicht findet, fehlt es nicht so fast am Vermögen zu wissen, sondern an eigenem Werthe und eigener Würde, um die man wissen könnte. Dieses Bewußtseyn schließt sich aber nur im Gegensatze mit andern Verbindungen recht auf, und stellt sich dann zugleich als Gemeingeist dar. Seit geraumer Zeit geschah jedoch Alles, um dieß zur würdigen und ehrenvollen Existenz so nothwendige Selbst- und Gemeingefühl in unserer Kirche zu ersticken und in seinen Mängeln zu ertödten. Viele in mancher Beziehung ehrenwerthe Männer boten alle Kräfte auf, um die Selbstständigkeit der Kirche und die Freiheit in ihrer eigenen innern Verwaltung als einen bloßen Namen hinzustellen, in alle Zweige ihrer Administration die Hände der Staatsbeamten einzuführen, gar nichts mehr ihrer eigenen Erkenntniß-, Willens- und Thatkraft zu überlassen, mit einem Worte: das Verhältniß der Regierungen zu den Kirchenbehörden wie das eines Vormundes zu einem Mündel zu betrachten und diese Betrachtungsweise

im Leben geltend zu machen. Man beachtet nicht, daß dadurch eine für die Kirche lebensgefährliche Ansicht sich verbreiten, und in den Gemüthern allmählig befestigen müßte, die Ansicht: daß die Kirche kraftlos und geistesschwach geworden, daß sie wie eine abgelebte, stumpfe und blödsinnige, ihrer selbst unmächtige, mit ihrem eigenen Wohle und wahren Bedürfnisse unbekannte Frau unter Administration gesetzt werden müsse. Wie sehr eine solche Ansicht alles Selbst-Vertrauen in der Kirche schwächen, alles freudige, heitere, zu tüchtiger Thätigkeit ermunternde Lebensgefühl untergraben, den kühnen Muth zu tüchtigen, wissenschaftlichen Unternehmungen, der nur aus dem Bewußtseyn der einwohnenden Kraft hervorströmt, lähmen, und nach und nach Alles in eine dumpfe, lahme, erstarrte Unthätigkeit versetzen mußte, bedarf wohl keiner andern Erörterung. Mit der katholischen Kirche verhält es sich ganz anders, als mit der protestantischen. Da in jener als einer wahrhaften Gemeinschaft alles Selbstgefühl, alle Kraft, aller Thätigkeitstrieb, alles Bewußtseyn von Werth und Würde der Einzelnen, von der Blüthe und Schöne, von der innern Lebensfülle, Majestät und Herrlichkeit des Ganzen abhängt, so entwickeln sie, wenn die Kirche als Ganzes nach der beschriebenen Weise sich verhält, einen bewundernswerthen Reichthum von Ideen; die Wissenschaften und Künste blühen, und die großartigsten Erscheinungen im Leben und Handeln treten aus dem innern Heiligthume an das Licht des Tages. In solchen Zeiten wurden Augustin, Chrysostomus, Thomas von Aquin, Erwin von Steinbach, Dante, Michael Angelo, Raphael, Bossuet, Fenelon, Bourdaloue, Massilon, Descartes, Malbranche, Racine und eine glänzende Menge anderer Heroen in allem Vortrefflichen erzeugt. Wenn aber das Ganze als solches trauert, dann versiegt alle Kraft im Einzelnen, alle Glieder erstarren, alle Freudigkeit verschwindet, aller Aufschwung und alle Begeisterung erlischt. Anders wirkt der Protestantismus. So lange Luthers und Calvins Lehre treu geglaubt wurde, gab

es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie, keine Philosophie u. s. w.; ja gewiß ist es, so lange die protestantische Gemeinde noch lutherisch war, hatte sie keine Philosophie, und als sie eine Philosophie erhielt, war sie nicht mehr lutherisch. So flieht ihr Glaube die Philosophie, und ihre Philosophie den Glauben. Sobald der Alle verbindende Glaube beseitigt war, und nichts Gemeinsames mehr alle Glieder vereinigte, dann blühte Kant, der alle positive Religion aus seiner Kirche vollends vertilgte, Fichte, der wegen Gotteslängnung vor einem ordentlichen Gerichtshof zur Rede stund, Schelling, der Gott nicht längnete, aber Alles für Gott hielt; dann stund Göthe auf, der mit unnachahmlicher Schönheit das Leben malt, wie es ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe ist; der, ganz Hellene, die Iphigenie in Aulis mit Sophocles und Euripides wetteifernd schreiben, und zugleich als Christ die Bekenntnisse einer schönen Seele ablegen konnte; Göthe, in dem sich die protestantische Kirche seiner Zeit so recht abspiegelt, in ihrer vielseitigen Bildung, in ihrer hohen, äußern Cultur, in feinem Geschmacke und Streben nach Schönheit der Formen, mit ihrer Unentschiedenheit, ob und was sie glauben oder nicht glauben sollte, in ihrem Schweben zwischen Christianismus und Hellenismus, zwischen Himmel und Erde, mit völlig vorwaltender Hinneigung zum Letztern. Das ist die Blüthezeit der protestantischen Literatur, und sie mußte in ihrer vollen Entwickelung gesehen werden, um das Wesen des Protestantismus ganz zu erkennen. Dieses Wesen ist nun nach allen Seiten in die Erscheinungswelt herausgetreten, und kann nun Niemand mehr verborgen bleiben. Die protestantische Literatur ist eine große Erscheinung in der Geschichte der Menschen, aber ein höchst dunkler Fleck in der Geschichte des Christenthums. In der katholischen Kirche war stets Wissenschaft und Kunst christlich, und wenn sie diesen Charakter nicht geltend machen konnte, verstummte sie lieber ganz; und mit unerschütterlicher Gewißheit steht der Satz fest: Je mehr das Princip der Ver-

einzelung im Protestantismus durchgeführt wird, desto glänzendere Erscheinungen bringt er nach seiner Weise hervor; und umgekehrt: Je einiger und lebendiger die Gemeinschaft im Katholicismus, desto mehr blühen in seinem Schooße die Künste und die Wissenschaften. Die Protestanten sind Alles, was sie seyn können, wenn sie allen gemeinsamen Glauben vernichten und alles Kirchenthum zerstören; wir, wenn mit aller Kraft der gemeinsame Glaube uns ergreift und in uns wirkt. Je schwächer der kirchliche Sinn im Protestanten, je stärker im Katholiken, desto mehr ist jener, desto mehr dieser in seinem Elemente."

LVI.

Kabinetsstücke.

Letzterer Zeit ist in dem Verfassungsrath von Genf die künftige Gestaltung der protestantischen Kirche zur Sprache gekommen. Seit ihr Vetter zur Herrschaft gelangt ist, will er sie mit mancherlei begnadigen, was von dem Bisherigen abweicht und nicht Jedermann gefallen will. Die zahlreichen Katholiken, die in jener Versammlung sitzen, hätten, dieser ihrer politischen Stellung wegen, das volle Recht gehabt, mit zu deliberiren, mit zu reformiren und mit zu reglementiren. Allein nicht bloß enthielten sie sich dessen, sondern erschienen nicht einmal in den Sitzungen, in welchen von einem Gegenstand die Sprache war, von welchem das eigene Zartgefühl ihnen sagte, sie besäßen eigentlich doch kein Recht mitzusprechen. Lassen die Protestanten in den deutschen Ständeversammlungen von einem ähnlichen Zartgefühl sich anwandeln. Schlaget die

Protokolle und die Landtagsblätter nach, oder fraget den großen Rath von St. Gallen? um von Aargau und seinem colossalen Diebstahl nicht zu sprechen!

Einen liebreicheren Ausdruck wahren, festen, ungezweifelten Glaubens kann man wohl kaum lesen, als den Anfang eines Testamentes eines katholischen Fürsten aus der letzten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts. Wir theilen dieses Bekenntniß aus der Urschrift ohne alle Veränderung als derjenigen der Rechtschreibung mit. „Wir ꝛc. bekennen, daß wir vor Uns genommen und betrachtet haben das schlüpferig, vergänglich Leben dieser Welt, darin nichts gewisseres denn der Tod und nichts ungewisseres denn die Stunde des Sterbens, wann und wie uns Gott der Allmächtige aus diesem Elend abfordert. Demnach, auch in Bedacht, daß wir nunmehr aus göttlicher Gnade die beste Zeit unseres Lebens hindurchgebracht und das Stündlein, darin wir als Menschen aus göttlicher Fürsehung die Schuld der Natur bezahlen sollen, herzunähern werde, zumal weil wir allhie keine bleibende Stätte haben, sondern als Pilgrime und Wanderer einen andern ewigwährenden zuziehen, wir nicht unbillig bewegt werden, zugleich Gott und der Natur zu gehorchen und Uns aus den Mühseligkeiten dieses Jammerthals ganz willig und gerne zu der von Gott angebotenen ewigen Ruhe einsmals zu begeben, auch der Natur das Ihrige widerfahren zu lassen, ja zugleich als ein satter, müder Gast dieses elenden Lebens unsern Abzug von dannen mit fröhlichen Gemüth zu nehmen."

„Damit aber solches desto bequemer geschehen möge, haben wir für nothwendig erachtet, bei guter Zeit und Weil den Wanderbündel zu richten und nämlich dasjenige, so wir nach unserem Hinscheid Unserer unsterblichen Seele, des verweslichen Körpers und zeitlichen Güter halber zu statuiren und zu be-

schließen vermeinen, zuvor anzuordnen und Uns also wie ein Wanderer aller Dings auf die Reis zu staffiren und fertig zu machen."

„Nachdem aber ohne göttliche Hülfe nichts recht angefangen noch vollendet werden kann, so bitten wir sein Allmacht hiemit ganz demüthiglich, anjetzo als gütiger und gerechter Gott mit seiner Gnade dermaßen Uns gegenwärtig zu seyn, damit Wir in diesem Unseren vorhabenden Testament und letzten Willen recht und ordentlich disponiren, auch nichts schreiben oder verordnen, so der Billigkeit zuwider, oder jemand zu Krieg oder Rechtsführung Ursach werde."

„Vor allem aber, weil nach Absterben des Menschen, sonderlich bei diesen verwirrten, leidigen Zeiten allerlei von desselben Religion und Glauben geredet, also, daß zu mehrmalen auch die bewußten, wohlbekannten katholischen und höchsten Häupter der Christenheit, wie gottselig und christlich dieselben immer abgeleibt, bei den Secten und Irrlehrer dennoch dahin, als ob sie zur Zeit ihres Abscheidens von ihrem hievor bekannten katholischen Glauben abgefallen und sich zu der neuen vermeinten Religion begeben, fälschlich und nicht sonder Schmach der frommen Abgestorbenen nachgeschrieen worden *), sind Wir zu Verhütung desselben, auch damit männiglich Unserer Religion und Glaubensbekenntnisses wahren Grund auch lautern Bericht haben möge, höchlich verursacht und gedrungen, Uns folgender Gestalt hiemit öffentlich zu erklären:

„„Allervörderst bekennen Wir und glauben Wir von Grund Unseres Herzens alles das, so, in dem heiligen katholischen und apostolischen Symbolo begriffen ist und die heilige römische Kirche allenthalben implicite und explicite befiehlt zu glau-

*) Anspielung auf die Gerüchte, welche nach Kaiser Maximilians II. Tod durch die Protestanten verbreitet wurden.

den, zumal auch alles dasjenige, so von den heiligen Canonen und allgemeinen Concilien, bevorab von dem jüngst gehaltenen Concilio zu Trient zu glauben fürgehalten, geboten, beschlossen und erklärt ist, mit Verwerf- und Verdammung zugleich aller Lehren, Secten und Opinionen, wes Namens und Condition sie immer seien, die den obgeschriebenen Stücken entgegen und zuwider wären. Diesen wahren katholischen Glauben (außerhalb dessen einige Seligkeit nicht zu gewarten), den Wir allhie zugegen freiwillig und standhaft bekennen, denselben wollen Wir, wills Gott! bis an Unser letztes Ende festiglich halten und bekennen; also, obschon zur Zeit Unseres Sterbstündleins die Anfechtung so groß, daß Wir bei Unserem Verstand nimmer wären, und aus Schwächung oder Mangel der Vernunft wider den jetzbemeldten Glauben handeln würden, doch solches Alles zugleich cassirt, annullirt und für unkräftig erkannt werden soll. Neben dem wissen und erkennen Wir uns auch mit allen Menschen einen armen, preßhaftigen Sünder, der Wir wider die Gebote Gottes und die Liebe Unseres Nächsten vielfältig gehandelt und damit nach dem gerechten Urtheil Gottes nicht allein den zeitlichen, sondern ewigen Tod und Zorn Gottes wohl verschuldet hätten.""

„„Dieweil Wir aber, aus Gottes Wort unterrichtet, entgegen auch wissen, daß der allmächtige Gott uns arme Sünder so hoch und also geliebet, daß er seines eingebornen Sohn und Heiland Jesu Christi nicht verschont, sondern denselben bis in den Tod, ja den Tod des Kreuzes dargegeben, auf daß alle, die in Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben sollen; so bekennen Wir hiemit vor Gott dem Allmächtigen, alles dasjenige, so Wir die Zeit Unseres Lebens wider seinen göttlichen Willen vielfältig und sündlich mit Gedanken, Worten und Werken, auch Unterlassung des Guten begangen haben, Uns herzlich reu und leid zu seyn, mit inbrünstigem Wunsch und Verlangen, daß Wir dieselben alle durch ordentliche katholische Ohrenbeicht, auch wahre christ-

liche Reue und Buſſe allhie ablegen und die übrige Zeit Unſeres Lebens, ſo Uns aus göttlichen Gnaden verliehen wird, alſo chriſtlich und gottſelig zubringen, damit Wir alsdann aus dieſem Jammerthal rein von Sünden abſcheiden und in jener Welt vor dem ſtrengen Richterſtuhl Chriſti in dem Chriſamhemdlein, welches Uns im heiligen Tauf iſt gegeben worden, als ein unbeflecktes Kindlein erſcheinen, und ſowohl der zeitlichen als der ewigen Strafe überhoben ſeien, auch mit clarificirtem Leib die ewige Gottheit mit allen Auserwählten loben und preiſen mögen. Wie Wir uns dann und beinebens in allweg des bittern Leidens und Sterbens unſeres Heiland und Erlöſers *), auch der werthen Mutter und immerwährenden reinen, keuſchen Jungfrau Maria und aller lieben Heiligen Gottes Fürbitte tröſten, zu genießen und durch daſſelbe ſelig zu werden verhoffen. Befehlen auch auf dieſe feſte Zuverſicht und Hoffnung dem Allmächtigen Gott jetzt und allezeit im Leben und im Sterben unſere arme Seele in ſeine grundloſe Barmherzigkeit. Amen!""

Dem Biſchof einer Diöceſe war es durch jahrelange Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe gelungen, ein Seminarium puerorum zu gründen, und dieſes durch das gleiche Mittel, wodurch er es zu Stande gebracht, unter Mitwirkung ſeiner Geiſtlichen durchzubringen. Aber doch hätte er, um feſten Beſtand zu gewinnen, und namentlich durch die gegenwärtige Theurung ohne Nachwehen ſich durchzuhelfen, noch anderer Beihülfen bedurft. Die Frage war: wie dergleichen erhalten, da von dem Beſtehen der Anſtalt kaum Jemand etwas wußte? Ein wohlgeſinnter Mann unternahm es, zu jenem Endzweck

*) Der Pelagianismus der katholiſchen Kirche!

von derselben Kunde zu geben. Da er aber sein Publikum kannte, hütete er sich, deren kirchliche Bedeutung hervorzuheben, sondern stellte sich mehr auf den vielbeliebten Standpunkt der Bildung, der Verbreitung von Kenntnissen u. dgl. Er übergab seinen Aufsatz dem Redacteur eines Unterhaltungsblattes, da ein anderes Organ in loco nicht zu finden ist. Am folgenden Tag erhielt er denselben mit der Bemerkung zurück: „Da der Redacteur von dem gebildeten Publikum abhänge, würde die Aufnahme des Aufsatzes dem Blatt das Todesurtheil sprechen.“ Hätte es der Verfasser bei einem andern Blatte versucht, er würde wahrscheinlich die gleiche Weigerung aus gleichen Gründen erfahren haben. Ein paar Dutzend solcher Blätter sorgen dort dafür, daß diese Art von Bildung nicht ausgehe; an die Vielen, die noch eine andere Bildung kennen, darf Niemand denken, zu diesen Niemand sprechen, diese von dem, was in andern Kreisen vorgeht, die mit dieser Art Bildung wenig gemein haben, Niemand unterrichten. Kirchen bauen ist eine gefährliche Sache, weil der Teufel alsbald seine Kapelle aufführen könnte; des Teufels Kapelle angreifen darf man bei Leibe nicht, denn er könnte einen Mordspektakel anfangen. Laissez aller!

LVII.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

X.

Die Siebenhügelstadt des Orients und ihre Zukunft.

Auf dem Moria, wo ein volles Jahrtausend hindurch Salomons weltberühmter Tempel, das Heiligthum des Judenvolkes gestanden, erhebt sich jetzt bereits ein anderes Jahrtausend lang die große Moschee des Islam. Wird derselbe Dienst noch ein weiteres Jahrtausend an derselben Stätte bestehen, und wo einst Tankred siegreich geschaltet, noch ferner jeder Christ mit Schmach und Gewalt aus den Vorhöfen hinausgetrieben werden? Gegenüber auf dem Golgotha steht der Münster der Christen mit dem Grabe des Erlösers, zwar weit die Moschee des Islam überragend, aber doch erniedrigt über alles. Die Türken sind dessen Pfortenhüter; scheint es nicht, als ob alle abendländischen Häupter ausgestorben wären, daß wir uns glücklich schätzen müssen, bei den Osmanli einen Schutz für unser Gotteshaus wider die unablässigen Insulte der Byzantiner, dieses allzeit treulosen Volkes zu finden? Nur die Juden haben seit jenem mißglückten Versuche unter Kaiser Julian keinen neuen Tempel mehr zu gründen unternommen, sie lagern in der Mitte zwischen Muhammedanern und Christen in schmutzigen Gassen und vor der Thüre von

elenden Synagogen, mit dem Kainstempel an der Stirne bezeichnet.

So wechselten die herrschenden Nationen in der heiligen Stadt, und nur die Ruinen der vergangenen Geschlechter blieben zurück. Oder ob man auch weite Länder durchreise, so findet man wohl in keiner Stadt der Welt alle Nationen so durchgängig und so charakteristisch repräsentirt, wie in Jerusalem. Hier tummeln sich, aus allen Himmelsstrichen her versammelt, von Semiten zuvörderst die Hebräer umher, die den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, Greise wie Jungen, alle mit dem Gesichtsgepräge, das sie von allen andern Menschen unterscheidet, mit den ihnen eigenen Leidenschaften, der Habsucht und unersättlichen Gier in ihren Zügen ausgeprägt, mitunter aber auch mit Physiognomien von so edlem Schnitt und erhabenem Ausdruck, daß man daran erkennen kann, was dieses Volk einst gewesen, da es noch den höchsten Weltberuf zu erfüllen hatte, und was aus ihm hätte werden können. An sie schließen sich als Blutsverwandte, und der Zahl nach am meisten vertreten die Kinder Ismaels oder die Araber an, die theils als Stadtbewohner hier seßhaft sind, theils als Fellachen oder Landbauer hereinkommen und ihre Produkte absetzen, theils als Beduinen mit schwarzgestreiften Mänteln und das Kopftuch mit einem runden Stricke befestigt, unruhig in Gang und Blick die Straßen durchschreiten, und sich als geborne Rationalisten und Deisten weder um Allah, noch um den Satan oder Pascha bekümmern. Dann folgen, auch semitischen Geblütes, die Maroniten mit ein paar Klöstern, sie die letzten Repräsentanten der Syrer oder Armanäer, und endlich noch die Chaldäer aus Mesopotamien, welche als eifrige Christen gern nach der heiligen Gottesstadt pilgern. So ist der Semitenstamm nach allen drei monotheistischen Religionen hier gespalten.

Von den Japhetiden dominiren zu Jerusalem vor allen die Osmanli-Türken, die allenthalben schon durch ihre gravitätische Haltung und ihren würdevollen Ernst bezeugen, daß sie die Herren im Lande sind. Hieran reihen sich die Armenier mit ihren listigen, weltklugen Augen und ihren gesetzten Habichtsnasen. Dann die Perser in ihren spitzen, schwarzen Mützen, die allzeit verlogenen Krämer von Tiflis; endlich die jetzt mehr zurückgedräng-

ten Georgier. Sie alle werden der Zahl nach von den Griechen überwogen, welche selber wieder in Anatolier oder Asiaten und Inselgriechen, und Römäer oder europäischen Griechen zerfallen, wozu die Serben, Bulgaren, Moldowlachen und Illyrier, und überdieß die Moskowiter oder Russen gehören, die sämmtlich ihr Ziel, das heilige Grab, mit fanatischem Eifer zu bewältigen suchen, aber wegen der Anwendung der Mittel bei Türken und Lateinern im schlimmsten Credite stehen. Zu diesen kommen noch die Franken, aus allen Reichen Europas, besonders Italiener, dann Spaniolen, Deutsche, Britten und Franzosen und einzelne Amerikaner.

Von Afrika her wandern, als Kinder Chams, zunächst die Kopten, die Nachkommen der alten Aegyptier, welche ein paar Klöster in Jerusalem besitzen und Mitantheil am heiligen Grabe haben; dann die sonnenverbrannten Abessinier nebst den Aethiopen, wozu noch Nubische Sklaven und Sklavinnen in einzelnen Haushaltungen bedienstet sind. So ist es ein verwunderliches Drängen und Treiben dieser verschiedensten Nationalitäten, die alle ihre markirtesten Vertreter hieher gesendet zu haben scheinen, so daß der Fremde gern Stunden lang am Bazar steht, und die ausdrucksvollen orientalischen Antlitze mit ihren langen Bärten, die lärmhaften Aufzüge und die bunten Costüme durch einander in's Auge faßt, um einen unauslöschlichen Eindruck davon zu behalten. Wann wird wohl für alle diese Völker ein neuer Pfingsttag anbrechen? —

So ist Jerusalem zwar die Mutter aller monotheistischen Religionen, aber keine von ihnen ist daselbst würdig repräsentirt. Sie ist die Capitale aller Nationen, aber nur der Pöbel von allen wohnt in ihr. Sie ist die Stadt Gottes, die auf dem Berge liegt, und schon wegen ihrer ausnehmenden natürlichen Lage unvergleichlich unter den Städten der Erde; aber sie steht wie verlassen in der Wüste, und Niemand will ihrer Schönheit Preis zollen. Jerusalem hat nun bald eine viertausendjährige Geschichte durchlebt, während welches Zeitraums eigentlich die Grundfäden der ganzen Weltgeschichte von dieser Spindel abgelaufen; aber jetzt schmachtet sie in Sklaverei, und Niemand will sie befreien. Fort

und fort und immer dringender stellt sie an die Fürsten der Christenheit die Frage: „wie lange noch werde ich Sions Harfe an die Thränenweide hängen, wie lange noch in Wittwentrauer sitzen, bis endlich ein neuer, würdiger Freier und Befreier erscheint?“ Soll die Erniedrigung der Tochter Sion nie mehr ein Ende nehmen? Wird ihr nie mehr ein Abglanz der Krone zu Theil werden, die sie dadurch verscherzte, weil sie ihren gebornen Herrscher und Gottkönig mit einer Dornenkrone bediente? Vom Golgotha, dem Hügel von Westen, warf der Heiland am Kreuze den erbarmenden Blick nach Abend, als er die ewige Erlösung stiftete: aber werden die Erben des Reiches, der Stadt des Bundes auch noch die zeitliche Erlösung erwirken?

Zwar ist nach der Fügung der ewigen Himmelsmächte die Siebenhügelstadt am Euphrat, Babylon, die Weltstadt der Chamiten und des ältesten Heidenthums untergegangen, weil ihr erster Gründer sich am Stammvater des neuen Geschlechtes versündigt, und die Scham des Vaters aufgedeckt, d. h. gleich Ruben und Absalom nach ihm das Bett seiner Mutter bestiegen, und den Fluch auf Kanaan, seinen Sohn herabgezogen hatte. Jerusalem, die Siebenhügelstadt der Semiten, und die Metropole des Mosaismus ist gefallen, und hat ihren Scepter an Rom, die Siebenhügelstadt der Japhetiden im Abendlande abgegeben, die nun zum Weltsitz des Christenthums geworden, weil ihre morgenländische Schwester sich an dem andern Stammvater, Christus, sich tödtlich vergangen, und darum des Rechts der Erstgeburt verlustig geworden. Aber Babylon ist wieder aufgefunden, Jerusalem ist herrenlos geworden, wird die Römerwelt, wird Europa noch immer der Wiege seiner religiösen Bildung sich anzunehmen vergessen? Es ist eine Weltstadt, um deren Befreiung es sich handelt, eine Weltstadt, von deren Besitz die Geschicke der Völker für die Zukunft abhangen werden.

Eine neue Welt zu entdecken, ist für Europa ferner nicht mehr möglich, darum dreht sich die große Frage und der beginnende Kampf der Neuzeit um die neue Besitznahme der alten Welttheile, Asiens und Afrikas. Der unheilvolle dreihundertjährige

Zwist zwischen Protestantismus und Kirche, der so lang alle Kräfte des Occidents aufgezehrt, wird einem andern, dem zwischen der morgen- und abendländischen Christenheit weichen. Neue Kreuzzüge werden sich entzünden, nachdem die Früchte der ersten durch die noch junge und ungebrochene Kraft der Islamitischen Völker, wie durch den Neid und die Hinterlist der Griechen zu Verluste gegangen. Kreuzzüge, nicht sowohl aus religiösen, als politischen Principien von Seite der Mächte geführt, doch von den Völkern gewiß im religiösen Sinne verstanden. Es wird sich darum handeln, ob der Genius Europas seine alte Herrschaft zu behaupten im Stande sei, oder ob die morgenländische Barbarei und der gränzenlose Pharisäismus dem Geiste der Bildung und Civilisation überlegen sei? Bereits rüsten sich im Stillen beide Mächte, die Könige des weströmischen Reiches, und der, welcher als Nachfolger Constantins, den Scepter des oströmischen in seine Hand zu bringen sich berufen fühlt, und suchen ihre Posten zu verstärken, so wie in der Besitznahme der wichtigsten Punkte sich zuvorzukommen. Das Ziel des Kampfes ist aber nicht bloß Constantinopel, sondern in gleichem Maße Jerusalem.

Der äußerste, letzte, allgemeinste und immanenteste Gedanke der byzantinischen Kirche, versichert uns ein Publicist der neuesten Zeit, ist das heilige Grab. Man sammelt, wirkt und speculirt in der griechischen Kirche nur um das heilige Grab vollends den „abgöttischen“ Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Baares wird angenommen, auch seidene Stoffe, Teppiche, kostbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenschnüre und diamantengeschmückte Heiligthümer werden bei den Kirchen hinterlegt, und als „Heiliggrab-Gut“ aller Reclamation, ja nicht selten den Ansprüchen legitimer Erben entzogen. Nichts, sagen sie, sei Gott gefälliger und führe sicherer zum Himmel, als Bereicherung des heiligen Grabes, selbst auf Kosten der eigenen Kinder. Die abentheuerlichsten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Bischöfe in der heiligen Stadt wider den abendländischen Erbfeind cirkuliren, und der Titel eines Heiliggrab-Pilgers verleiht den orientalischen Christen nicht geringeren Ruhm, als die Wallfahrt nach Mekka den Muhammedanern gibt. „Ein byzantinischer

Tasso würde die Befreiung Jerusalems von den Lateinern zum Thema seiner Gesänge wählen."

Rom ist die Stadt der Heiligen, aber Jerusalem ist die Stadt Gottes. Wir haben unseren Tasso: aber zu welchen Thaten haben sich die Abendländer an seinen wunderherrlichen Gesängen begeistert? warten sie etwa darauf, ob den Byzantinern ein Tasso erstehe? Einstweilen, wie die Zustände liegen, ist es der einzige Trost der Christen des heiligen Landes, daß es ihnen nicht schlimmer mehr als gegenwärtig ergehen könne.

LVIII.

Literatur.

Grundlagen einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christliche Principien von Dr. M. Deutinger. Regensburg bei Manz 1843 — 45.

Diese Grundlinien geben die Absicht zu erkennen, die einzelnen philosophischen Lehrfächer, die bisher an allen Universitäten und Lyceen als wesentliche Theile der Philosophie vorgetragen worden sind, von einem gleichen und zwar christlichen, zugleich aber auch wissenschaftlichen Standpunkt aus zu behandeln, und die Ankündigung derselben „als vorläufiger Versuch" dürfte, wie wir sehen werden, fast als zu bescheiden erscheinen. Es hilft nichts, die Resultate der Philosophie zu widerstreiten, in wie fern sie unchristlich sind, denn dadurch wird nichts weiter gewonnen, als daß man die Meinung hervorruft, der Glaube an das Christenthum und das Wissen widersprächen sich. Man muß beweisen können, daß eine bestimmte wissenschaftliche Entwicklung nicht bloß dem Christenthume widerspricht, sondern daß sie auch mit ihren eigenen Voraussetzungen in Widerspruch steht, daß sie also nicht bloß objectiv, sondern auch subjectiv unwahr sei. Dagegen aber wird eine christliche Philosophie, welche dieß im vollsten Sinne des

Wortes seyn will, zu beweisen haben, daß es gar keine Voraussetzung für das wahre Wissen geben könne, die nicht im Christenthum gegeben ist. Hat nun der Verfasser nicht bloß die Einheit aller philosophischen Lehrfächer und ihre Begründung auf christlichen Principien, sondern auch eine consequent durchgeführte wissenschaftliche Behandlung der Philosophie und den möglichen Beweis, daß jeder Versuch einer in sich consequenten Philosophie außerhalb des Christenthums zum Widerspruche mit sich selber führen müsse, im Auge, so ist ein solches Streben allerdings der Aufmerksamkeit einer Zeit werth, die so großen Mangel, sowohl an Einheit des Studiums, als an positiver Richtung und wissenschaftlicher Gründlichkeit desselben allerorts zu erkennen gibt. — Die bisher von den Grundlinien erschienenen Theile fassen die Propädeutik, die Seelenlehre, die Denklehre und die Kunstlehre, von letzterer aber nur den ersten und zweiten Theil in sich. Der erste Theil, der die philosophische Propädeutik in dem beschränkten Raume von etwa acht Druckbogen behandelt, geht von der Nothwendigkeit aus, von den ohne Rechenschaft über den letzten Grund und Zweck alles Wissens betriebenen Erkenntnissen aus zu einer Wissenschaft zu gelangen, die allen übrigen zum gemeinschaftlichen Eingangspunkt dienen kann, und ganz eigentlich Philosophie genannt wird. Um zu ihr zu kommen, wird eine dreifache Untersuchung gefordert, nämlich die Untersuchung über die in dem strebenden Subjekt liegenden Bedingungen, Etwas wissen zu können, die Untersuchung über den objectiven Umfang der Erkenntniß, und die Untersuchung über die organische Verbindung des Erkennbaren mit dem Erkennenden in der wissenschaftlichen Methode, die zur Erkenntniß führt. Auf diese Weise entstehen drei Theile der philosophischen Propädeutik, ein subjectiver, die Einleitung, ein objectiver, die Encyclopädie, und ein subjectiv-objectiver, die Methodologie des philosophischen Studiums. Jede Erkenntniß hat etwas Freies und etwas Nothwendiges, und in ihrer wahren Bestimmtheit die vollkommene Uebereinstimmung der freien Thätigkeit mit dem nothwendigen Naturgesetze in sich. Sie besteht aus drei Relationen. Die erste ist die der allgemeinen, im Begriff des Daseyns wurzelnden Uebereinstimmung aller Erkenntniß mit der menschlichen Natur, ohne welche eine menschliche, d. h. allen Menschen gleichförmig nothwendige und daher mittheilbare Erkenntniß gar

nicht möglich wäre. Die zweite Relation ist die des Ausgangs von jener Nothwendigkeit durch die subjective freie Thätigkeit der eigenen Bemühung, ohne die alle Menschen gleichviel oder gleichwenig wissen müßten, oder ohne die das Wissen aufhören würde, ein zu erwerbendes und erworbenes, also überhaupt ein Wissen zu seyn. Die dritte Relation ist die der nothwendigen Wechselwirkung, in der Freiheit und Nothwendigkeit zusammenfallen müssen, weil keines von beiden für sich bestehen kann, sondern die Erkenntniß schon der Möglichkeit nach aufhören müßte, sobald man eine der Relationen wegnehmen wollte.

Nachdem mit der Bestimmung der drei Relationen des Erkenntnißvermögens die subjective Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntniß ausgemittelt ist, wendet sich der Verfasser in der Encyclopädie der objectiven Bestimmung des mittelst jener Kräfte Wißbaren zu. Durch diese Aneinanderreihung gewinnt er einfach den Begriff der Encyclopädie als einer organischen Darstellung alles Wißbaren im Verhältnisse zu einer bestimmten Einheit. Da ich aber nicht mehr erkennen kann und nichts Anderes erkennen kann, als wozu ich mittels der Relationen des Erkenntnißvermögens die Fähigkeit habe, so ist damit im Allgemeinen der mögliche Umfang des Erkennbaren bestimmt; die weitere Bestimmung geht dann aus der Gleichartigkeit und aus der Ungleichartigkeit des Erkennbaren mit dem Erkennenden zugleich hervor. Nun erscheint Gott als Object des Erkenntnißvermögens, in wiefern in ihm die bloße Freiheit ohne alle Nothwendigkeit ist; die Natur erscheint als Object, in wie fern sie als das bloß Nothwendige ohne Freiheit dem Subjecte gegenüber steht, und zwischen beiden finden wir den Menschen mit natürlicher Freiheit oder freier Natur. Diese drei Objecte stehen aber zu dem Erkenntnißvermögen nicht in gleichem Verhältniß, indem dasselbe, zwischen der Freiheit und Natur in der Mitte stehend, weder mit dem bloß Freien, noch mit dem bloß Unfreien in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen kann, sondern erst mittelbar mit Gott und Natur zusammenhängt; als nächstes und mittelbares Object des Erkenntnißvermögens kann daher der Mensch betrachtet werden. Die Encyclopädie wendet sich daher der Objectivität des Menschen, die zugleich Subject ist, als dem Mittelpunkte des philosophischen Wissens zu, und sucht zuerst die wesentlichen Kräfte des Menschen, in wiefern er zwischen Gott

und Natur in der Mitte steht, auszumitteln. Als diese unterscheidenden Kräfte bieten sich dar das Denken, Können und Thun, ein Reflex des schon oben bezeichneten Ternars, dem man zwar einigermaßen schon bei Baader begegnet, den aber erst der Verfasser zum klaren Bewußtseyn gebracht hat, und durch den er sich gegenüber allen neuern Bemühungen für eine positive Philosophie vortheilhaft und mit begründeter Aussicht auf endlichen Erfolg unterscheidet. Diesen Kräften gemäß erkennt die Encyclopädie als die subjectiv unmittelbarsten Theile der Philosophie die Lehre vom Denken, die Denklehre mit Einschluß der Logik, Dialectik und Metaphysik, die Kunstlehre oder Aesthetik, und die Lehre vom freien Handeln als Moralphilosophie. Als weitere Forderung der wissenschaftlichen Entwicklung ergibt sich dann die Zurückführung der drei Grundkräfte des menschlichen Wesens auf einen allgemeinen Naturgrund in der Anthropologie, und die Bestimmung des in der Einheit der Persönlichkeit zusammentreffenden Verhältnisses dieser drei Kräfte zu andern Persönlichkeiten, in wiefern diese eine historisch bestimmte Stellung der einzelnen Persönlichkeit gegenüber einnehmen, in der Rechtsphilosophie. Mit dieser Fünfzahl ist der Umkreis der rein anthropologischen Wissenschaften erschöpft, und es treten die beiden andern verwandten und auf den beiden Seiten angränzenden Objecte mit in den Kreis der wissenschaftlichen Erkenntniß der Subjectivität ein, und die Philosophie erzeugt die Natur- und Religionsphilosophie in ihren nothwendigen Verhältnissen zu jener erstbestimmten Einheit. Als Schlußstein der ganzen sonderheitlichen Entwicklung der einzelnen philosophischen Wissenschaften wird dann die Geschichte der Philosophie wieder den einheitlichen Ausgangspunkt und den nothwendigen Fortschritt des speculativen und philosophischen Wissens zu einem geschlossenen Ganzen abschließen. Die Wissenschaft selbst aber ist ein allgemeiner Begriff, der zwar in seiner qualitativen Tiefe durch die Philosophie bestimmt, keineswegs aber in seinem äußern quantitativen Umfang mit der Philosophie beendet ist. Die Wissenschaft in dieser allgemeinen Bedeutung begreift alle auf dem allgemeinen Boden der nothwendigen Denkkraft erworbenen Erkenntnisse. In dieser Hinsicht ist die Philosophie die mittlere Einheit aller Wissenschaften, an die sich die bloß vorläufigen Erkenntnisse, wie sie dem philosophischen und speculativen Wissen zur materiellen Grund-

lage dienen, und als mathematische, philologische und historische erscheinen, im äußerlich begründenden Verhältnisse anschließen, während die Fachwissenschaften aus der positiven Eintragung der speculativen Wissenseinheit in die äußerlichen historischen Kenntnisse in ihrer gesonderten auf die Offenbarung Gottes, die Ausgleichung der Natur und die Bestimmung der historischen Rechte der Menschen untereinander gerichteten Bestrebungen als Theologie, Medizin und Staatswissenschaft der Philosophie sich anschließen, und mit ihr und den didactischen Vorwissenschaften das ganze Gebiet der Wissenschaft abschließen. Wie diese durchgreifende Einheit alle Wissenschaften beherrscht, so wird schlüßlich denn auch die Wissenschaft selbst in einem wesentlichen und nothwendigen Verhältniß zum Leben stehen müssen, und mit dieser Erörterung schließt der Verfasser die wissenschaftliche Encyclopädie, in der er unseres Bedünkens nur auf die Philosophie der Geschichte zu wenig Gewicht gelegt hat. Ist der Umfang der Wissenschaften und ihrer Beziehung zu einander und zum erkennenden Subjecte bestimmt, so wird sich nun auch der kürzeste und sicherste Weg von dem einen Gebiete in's andere zu gelangen bestimmen lassen, und diese Bestimmung erzeugt die philosophische Methodologie. Diese, wenn sie ihre Aufgabe vollständig erfüllen will, muß zuerst den Weg des Studiums, abgesehen von dem Gegenstande desselben überhaupt, bestimmen können, in wie weit dieser Weg von dem Bedürfniß und der Fähigkeit des Subjectes abhängt. Diese allgemeine Methode wird dann zunächst eine philosophische seyn, indem das philosophische Wissen die Subjectivität selbst zum Gegenstand ihres Wissens macht, und aus dieser Vergleichung des allgemeinen Wissensverhältnisses mit dem bestimmten philosophischen geht dann die Anwendbarkeit der philosophischen Methode auf alle übrigen Wissenschaften von selbst hervor, indem alle Wissenschaften nur als Wissenschaften betrachtet werden können, in wie fern der objective Inhalt derselben in die subjectiv-nothwendige und philosophische Form gebracht werden kann. — Nachdem in der Propädeutik das philosophische Studium geordnet ist, schreitet sofort der Verfasser zu den objectiven Disciplinen dieser Wissenschaft, und wendet sich zunächst zur Anthropologie oder zur Seelenlehre, wie er dieselbe, ihr einen ausgedehntern Sinn unterlegend, nennt. Systematischer würde sie wohl später eingefügt worden seyn; allein der vorgeschriebene, das Verständniß

manchmal erleichternde Gang der Studien erheischte diese Ordnung und Zusammenstellung, und der Verfasser mußte wohl aus der Noth eine Tugend machen, und seinen Hörern und Lesern dieselbe so gut als möglich annehmbar machen. Durch diese Ordnung wird er genöthigt, auf die subjectiv-synthetische Entwicklung fast ganz zu verzichten, um gleichsam im Sturme sich die christlichen Voraussetzungen und urkundlichen Aussagen über die menschliche Natur als leitende Vordersätze zu erobern. Von diesen aus muß er dann vorzugsweise analytisch zu Werke gehen, und kann nur die Widerspruchlosigkeit seiner Analyse als wissenschaftlichen Beweis seiner Ansichten geltend machen; die subjective Nothwendigkeit seiner Behauptungen muß er erst der darauffolgenden Entwicklung, der Denk- und Kunstlehre und der Moralphilosophie überlassen. Bei dieser üblen Lage tritt dafür der objective Anhaltspunkt an die christlichen Grundlehren über die menschliche Natur um so deutlicher hervor, und ist man über diesen Anhaltspunkt mit dem Verfasser einverstanden, so wird man mit den gewonnenen Resultaten im Allgemeinen zufrieden seyn, wenn man auch einige Aenderungen im Einzelnen, die der Verfasser wohl bei einer Ueberarbeitung seines Buches selbst vornehmen möchte, zu wünschen hat, namentlich auch, daß derselbe das historische und materielle Moment im Verhältniß zur Form und Abstraction mehr berücksichtige.

Die Eintheilung der ganzen Seelenlehre ist nach den drei Elementen der menschlichen Natur, Somatologie, Pneumatologie und Psychologie gebildet. Die Somatologie geht von einer allgemeinen Eintheilung der Natur in Gegensätze überhaupt aus; führt diese Gegensätze durch die vier Reiche der Natur hindurch, und weiset zuletzt auf eine höhere Einheit hin, die im Menschen schon dem Leibe nach, und zunächst in der Sprache gegeben ist. Von der Stufe des leiblichen individuellen Lebens geht dann der Verfasser zur Darstellung des geistig bestimmten, persönlichen, also für sich erkennbaren Lebens des Menschen über. Hier tritt die Nothwendigkeit sonderheitlich bestimmter geistiger Thatsachen der unterscheidenden Kräfte des Menschen immer mehr hervor, und die Entwicklung muß daher unmittelbar an die Dreieinigkeitslehre anknüpfen, und aus der Gottähnlichkeit des Menschen die Attribute des menschlichen Geistes, der einfach in der Persönlichkeit, aber dreifach in den Elementen seines Wesens nach Seyn, Erkennen

und Wollen erscheint. Als Kräfte der Subjectivität, die ihrer erst an der Objectivität eines außer ihr liegenden Andern oder Nicht-ich in der Wechselbeziehung mit diesem bewußt wird, erscheinen nun das Vermögen zu denken, zu können und zu wollen. Das Erkenntnißvermögen theilt der Verfasser sofort wieder nach dem bisher befolgten Theilungsgrund in Gefühl, Verstand und Vernunft ab. Als Vermögen des Geistes, welches das Können zu vermitteln hat, wird dann die Phantasie in ihrer Allgemeinheit als geistiger Sinn, in ihrer Beweglichkeit der Laune, des Witzes und Humors, und in ihrer Stabilität näher ausgeführt. Als letzte und höchste Einheit tritt der Wille hervor, durch den die Subjectivität mit der Persönlichkeit eins ist, und in dessen natürlicher Einheit bloß der Widerspruch außen hin als guter und böser Wille sich einträgt.

Als dritter Theil der Seelenlehre wird endlich die Psychologie im Gegensatze von Somatologie und Pneumatologie, wenn gleich zwischen beiden stehend, zuletzt behandelt, weil sie erst nach der Durchforschung dieser zwei an sich bestimmenden Glieder der menschlichen Wesenheit als beide vermittelndes, gewissermaßen neutrales Gebiet nur mittels derselben, und also auch nach denselben zugänglich ist. Nach einer vorläufigen Abweisung des Dualismus in der Seelenlehre wird dann zur Bestimmung der einzelnen Eigenschaften der Seele übergegangen, was zuerst eine negative Bestimmung hervorruft, indem die Individualität des Leibes, und alles, was mit derselben unmittelbar eines ist, und zugleich die Persönlichkeit des Geistes von der Seele ausgeschlossen erscheint. Zu den Eigenschaften des Seelenvermögens rechnet der Verfasser in aufsteigender Stufenreihe: das Empfindungs-, das Begehrungs- und das Vorstellungsvermögen, die sich zunächst auf der Sinnlichkeit der Leiblichkeit auferbauen. Von oben herab zählend rechnet er das Gewissen, die Neigung und die Einbildungskraft zu dem höhern Seelenvermögen, und zwischen den drei niedern und den drei höhern setzt er das Gedächtniß als das alle einzelne unter sich und mit den geistigen Kräften vermittelnde allgemeinste Vermögen der Seele. Wenn nun aber der Verfasser neben den Temperamenten auch die Erscheinungen des Somnambulismus und der Ekstase als wirkliche Seelenkräfte besprochen haben wollte, so könnten wir damit nicht übereinstimmen, indem diese Erscheinungen

mehr zufälliger und von außen herstammender Natur sind, und eben hiedurch besondere Bedeutung erlangen.

Im dritten Theile seines Werkes, in der Denklehre, wird dem Verfasser endlich die Gelegenheit, das Ziel der Nachweisung einer innerlichen Einheit zwischen Erkennen und Wollen, Wissen und Glauben, Nothwendigkeit und Freiheit näher zu bezeichnen, und genauer den Weg, auf dem eine solche Ausgleichung der bisher in allen philosophischen Untersuchungen entweder nur scheinbar gelösten, oder wirklich obschwebenden Widersprüche möglich ist, zu zeigen. Er geht, wie aus allen einzelnen Untersuchungen hervorleuchtet, von der Voraussetzung aus, die ihm natürlich nicht schwer wird, zu beweisen, daß der Gang der bisherigen Philosophie seit Descartes auf antichristliche Resultate gestoßen ist, und nach den wissenschaftlichen Voraussetzungen, auf denen er fortbaute, auch auf die Resultate nothwendig kommen mußte, auf welche er wirklich gekommen ist. Leider fiel auch die Emancipation des Willens der gegebenen Offenbarung gegenüber in diese Epoche der wissenschaftlichen Entwicklung, und so unterstützen sich beide gegenseitig in ihrer Abweichung vom historisch Positiven, so daß dadurch die Philosophie bei allen denen, welche eine strenge Orthodoxie verlangten, völlig in Mißcredit gekommen ist. Der Verfasser ist der richtigen Ansicht, daß jedes wissenschaftliche Resultat, welches der Offenbarung widerspricht, auch einen mehr oder minder verborgenen Widerspruch gegen die Denkgesetze in sich schließen müsse, und daß dieser Widerspruch aufgedeckt werden müsse, wenn ein wissenschaftlicher Beweis und ein wissenschaftlicher Fortschritt gewonnen werden soll. Dieser Fortschritt ist als höhere Entwicklung der menschlichen Kraft, die dadurch aus dem Mißverständniß ihrer eigenen Natur herausgerissen wird, und für das richtige Verständniß der Katholicität der Offenbarung von der höchsten Bedeutung. Die Lösung jenes alle Wissenschaften in ihrem bisherigen höchsten Principe beherrschenden Widerspruches will nun die vorliegende Denklehre in formaler Weise dadurch gewinnen, daß sie überall nachweiset, wie alle bisherigen Entwickelungen der Philosophie, so wie sie geschichtlich hervorgetreten sind, auf die ersten beiden Denkgesetze sich basirt, ohne daß das dritte Denkgesetz, das die beiden vorausgehenden in eine Einheit zusammenfaßt, weder wirklich angewendet, noch in seiner vollen Bedeutung überhaupt, auch nur verstanden worden

wäre. Wenden wir uns nun der Denklehre im Besonderen zu, um zu sehen, wie sich diese Voraussetzung, von der die Zukunft aller spekulativen Wissenschaften abhängig werden muß, im Einzelnen gestaltet. Zuerst geht der Verfasser an die Bestimmung des Begriffes vom Denken selbst, das im Gegensatze zum überspringenden Absolutismus, wie zur ununterschiedenen und unvermittelten Identität der neueren Philosophie, nur aus der relativen Natur des Menschen hervorbrechen kann, nur in dem von Vielen schon hervorgehobenen, jedoch nie hinlänglich gewürdigten Selbstbewußtseyn seine Begründung finden kann. Nach einigen andern Erörterungen über die Mittelbarkeit des Denkens, sucht er dann aus dieser die Gesetze des Denkens zu deduciren, die er in regelmäßiger Reihenfolge in ihrer Ableitung, Form und Bedeutung behandelt. Dabei wird nun das dritte Denkgesetz nothwendig die vorzüglichste Aufgabe zu lösen haben, und vielleicht hätte der Verfasser in der Ausführung desselben die Gleichförmigkeit der Darstellung etwas verlassen, und um des Gewichtes willen, welches er selbst auf dasselbe legt, etwas ausführlicher dabei verfahren sollen. Indeß erfahren wir doch, wie er es meint, indem er behauptet, das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten sollte eben sowohl das Gesetz des eingeschlossenen Dritten genannt werden, indem die wahre Disjunction als einzig wirkliche Conjunction erscheine, und jeder Gegensatz entweder gar nicht, oder nur vermöge eines Mittelgliedes gelöst werden könne, welches die entgegengesetzten Glieder dis- und conjungire. In der Darstellung des Uebergangs zur wirklichen That des Gedankens erhält nun die Denklehre für den Verfasser drei Theile, die er als Logik, Dialectik und Metaphysik von einander ausscheidet. Die Logik wird von ihm nicht als bloß formale Wissenschaft betrachtet, sondern wie es durch Hegel geschehen ist, in ihrem wesentlichen Zusammenhange mit der menschlichen Subjectivität und dem daraus hervorgehenden nothwendigen Zusammenhange mit der Objectivität, nur mit dem Unterschiede, daß sie darum noch nicht als Universalwissenschaft, die das Denken in den Gesetzen desselben, den Stoff in der Form, Seyn und Wollen im Denken verschlingt, sondern nur in ihrem bestimmten und unzertrennlichen Verhältnisse zur Universalität alles Wissens, von der sie als wesentliches Glied erscheint, betrachtet wird. In der Lehre vom Begriff wird zuerst die bisherige Unterscheidung

zwischen Inhalt und Form als eine zu unbestimmte aufgehoben, und statt demselben die Dreigliedrigkeit von Quantität, Qualität und Form der Begriffe entwickelt. Hier tritt dann schon die Bedeutung des dritten Denkgesetzes hervor, indem alle Begriffe, in wiefern sie als positiv oder negativ einander einschließen, da die Ausschließung entweder nach außen gerichtet ist, und dadurch den an sich positiven Begriff nur negativ bestimmt, oder nach innen gerichtet wird, und dann unter einer höhern Einheit eine positive und negative Bestimmung zuläßt. Dieselbe Vereinigung von Conjunction und Disjunction geht durch die ganze Lehre vom Begriff hindurch, und tritt in der Qualität des Begriffes durch die Bestimmung des Zusammengehörens von zwei entgegengesetzten, aber gleich wesentlichen Merkmalen, und in der Quantität durch die Bestimmung der zwischen beiden sich in die Mitte stellenden Differenz hervor. An die Lehre vom Begriff schließt sich alsdann die Lehre vom Urtheil auf's genaueste an. Nach den allgemeinen Bestimmungen desselben, aus denen sich die Ansicht des Verfassers von der richtigen philosophischen Methode ziemlich klar herausstellt, geht derselbe zu den formellen Bestimmungen vor, und führt die einzelnen Urtheilsformen des kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Urtheils durch ihre Quantitäts-, Qualitäts- und Formverhältnisse hindurch. Als Schluß der Lehre vom Urtheil wird dann die Wirklichkeit oder Wahrheit des Urtheiles, nachdem aus der Ableitung desselben seine Möglichkeit, in den formalen Bestimmungen seine Nothwendigkeit nachgewiesen, im Besonderen ausgeführt. Diese Wahrheit muß nun wieder eine dreifache Prüfung bestehen, und führt in der dritten Reihe, wo die Wahrheit nicht mehr bloß aus der Möglichkeit und der formalen Nothwendigkeit der logischen Eigenschaften der verbundenen Begriffe, sondern aus der Vergleichung der Urtheile untereinander dargethan wird, auf einige Erörterungen, die insbesonders bei den einzelnen Verhältnissen der Opposition der Urtheile, die theils auf die bisherigen logischen Untersuchungen ein sehr ungünstiges Licht zu werfen, theils die oben angeführte Methode im einzelnen Falle als probehaltig zu erweisen, geeignet scheinen dürften. Die Lehre vom Schluß geht durch dieselbe organische Gliederung hindurch, wie die Lehre vom Urtheil. Bei der Auseinandersetzung des Schlußsatzes im Verhältnisse zum Ober- und Untersatze kömmt gleichfalls wie-

der die Bedeutung des dritten Denkgesetzes zur Sprache, und es wird behauptet, die bisherigen philosophischen Entwickelungen hätten es noch nie bis zum eigentlichen Schluße gebracht, sondern seien immer in der bloßen analytischen Behandlung der Begriffe, oder in der synthetischen Zusammenfügung der Urtheile stehen geblieben.

An die Logik reiht sich dann die Dialectik im wesentlichen Zusammenhange von selbst an. Sie ist gewissermaßen eine neue Wissenschaft, die bisher unter dem unbedeutenden Namen einer logischen Methodenlehre ihre Aufgabe keineswegs erfüllte. Schelling hat bekanntlich eine Lehre von der Kunst des Denkens verheißen, dieses Versprechen aber noch nicht erfüllt. Am Anfange dieses Theiles hat sich der Verfasser zu sehr an die herkömmlichen Ausdrücke einer ungenügenden aristotelischen Abstraction gehalten; dagegen ist der Schluß dieser Disciplin, wo er von dem allgemeinen Ausgangs- und Endepunkte aller wissenschaftlichen Kunst des Gedankens und der beide vermittelnden Consequenz der Form redet, und auf die synthetische Form der cartesischen Richtung, wie auf die analytische der scholastischen Philosophie zu sprechen kömmt, und einige Anmerkungen hinsichtlich eines positiven Systems oder Philosophie gibt, schon näher zum Ziele führend.

Mit dem dritten Theile der Denklehre, mit der Metaphysik, gibt das Buch nothwendig die letzten Aufschlüße über sich selbst. Indessen würde man sich wohl irren, wenn man aus diesen ohne Kenntniß der vorausgehenden Theile den Werth des Ganzen bestimmen wollte. Abgesehen davon, daß hier ganz neue Glieder gebildet werden mußten, die als neu nie die letzte Ausbildung gleich bei einem ersten Auftreten eines solchen Versuches gewinnen, sind eben die Bestimmungen der Metaphysik selbst stets an so feine Distinctionen gebunden, daß sie in ihrer unterscheidenden Eigenthümlichkeit nur von demjenigen verstanden werden können, der auf ihr geschichtliches Entstehen zurückgeht. Die Metaphysik, wie sie hier vorliegt, geht von der bisher durchgeführten Voraussetzung der Mittelbarkeit alles Denkens aus, und sucht die daraus hervorgehenden nothwendigen Thatsachen des menschlichen Bewußtseyns, wie sie aus der nothwendigen Consequenz des denkenden Subjectes der zu erkennenden Objectivität gegenüber als allgemeine Grundlage aller Erkenntniß, so weit diese im Denken ihren Grund hat,

betrachtet werden müssen, in drei Theilen zu erledigen. Der erste Theil nennt sich Phänomenologie, und geht von dem negativen Grunde der Mittelbarkeit in der Erkenntniß aus, geht dann zur Bestimmung der äußersten Negativität des Erkennbaren in Raum und Zeit über, um in der weitern Entwicklung der Gesetze der Materie den Grund des beschränkten Daseyns zu finden. Dieser negative Grund führt dann zur Erkenntniß der Endlichkeit, des Werdens und Daseyns im Gegensatze vom Seyn und von der Aussage eines absoluten Seyns und Denkens und einer absoluten Einheit beider im Werden, wie diese in der hegel'schen Philosophie als letzte philosophische Wahrheit behauptet wird. Der zweite Theil der Metaphysik begreift die Lehre von den Eigenschaften der Dinge in ihrem Verhältniß zu dem in der Einheit der Persönlichkeit bestimmten Erkenntnißvermögen in sich, gibt dann noch die aus den vorausgehenden Voraussetzungen der ganzen Methode des Verfassers hervorgehende Kategorientafel, und gelangt in letzter Einheit zur Bestimmung des menschlichen Bewußtseyns so, wie es als ein inneres und mit der Nothwendigkeit zugleich freies, über den Kategorien stehen muß, und durch dieselben der freien Einheit, die in den Kategorien nur die Verhältnisse der Außenwelt zurückspiegelt, sich bewußt werden muß, und zugleich eine persönliche Wesenheit, die über seiner eigenen Freiheit und Nothwendigkeit steht, als höchsten aber freien Grund aller Subjectivität und Objectivität erkennen lernt. An diese Erörterung reiht sich von selbst die Bestimmung des Begriffes der menschlichen Freiheit an, mit der dann ein, wie Referent zu glauben Ursache hat, bisher noch nicht versuchter Beweis über die Unsterblichkeit des Menschen sich verbindet. Jener vorausgesetzte Grund von Phänomenon und Noumenon, woraus das menschliche Bewußtseyn seine Einheit vermittelt, wird dann zum Inhalt des dritten Theiles der Metaphysik gemacht. Dieser Theil erscheint im Verhältniß zu den beiden übrigen etwas zu kurz abgethan, und doch hätte sich gerade hierin die Gesinnung des Verfassers in Beziehung auf die letzten Gründe alles Wissens, in Beziehung zur Erkenntniß Gottes erst recht deutlich offenbaren können. Fast möchte es scheinen, als habe sich der Verfasser gescheut, in einem Gebiete, das dem Widerspruche und dem Kampfe so sehr ausgesetzt ist, entschiedener aufzutreten, bevor er sich überzeugt, welche Aufmerksamkeit seine eingeschlagene Me-

thode selbst finden würde. Was diese Aufmerksamkeit betrifft, die der Verfasser sich wohl erwartet haben mag, so muß man gestehen, daß dem originellen, tüchtigen Inhalte, der in dem Buche geboten ist, und der eigenthümlichen Frische und Klarheit nach, die in demselben waltet, vorzüglich die Denklehre, eine größere Beachtung verdiente, als sie bisher gefunden hat, indem mit diesem Werke, wir behaupten es frei, ein neuer bedeutender Fortschritt und Umschwung in der Philosophie eingeleitet, dem christlichen Principe Bahn gebrochen, und der bisherigen Hegelei der Todesstoß versetzt wird. Indeß, wer macht sich gleich über ein so ausgebreitetes Buch, um es auch nur zu lesen, wenn er nicht vorher schon das günstigste Vorurtheil für den Verfasser hat. Auch ist die Form selbst zu sehr methodisch, als daß man ohne weiters Jemand zumuthen dürfte, ein so trockenes Buch, als welches es wenigstens durch seinen methodischen Gang den Meisten erscheinen muß, ganz zu durchgehen; und jedes methodische Werk macht Anspruch, entweder ganz — oder gar nicht gelesen zu werden, ohne Garantie, für eine solche Mühe sich belohnt zu sehen. Ja man erwartet großentheils von der Philosophie überhaupt nichts Gutes, und meidet es daher so viel möglich, mit dieser für unfruchtbar gehaltenen Literatur sich weiter zu beschweren; und im Gegentheil erwarten Manche so viel von der Philosophie, daß sie durch die Hinweisung auf christliche Principien, die schon der Titel ausspricht, abgehalten werden, ein solches Buch zur Hand zu nehmen. Dazu kömmt noch, daß ein süddeutsches Buch in nordischer Region stets die dummdreiste Frage hervorruft: kann denn aus Nazareth auch was Gutes kommen? und endlich steht es noch dahin, wie beliebt sich der Prophet in der eignen Heimath wird machen können? Auch dieses mag man wohl zugeben, daß der Verfasser sich bisweilen mehr, als wohl gerade nothwendig wäre, von dem Reichthume des Inhaltes hinreißen ließ; allein gerade dadurch dürfte seine Methode an Ansehen gewinnen, da sie zuletzt, wenn sie auch eine zeitlang von der Wucht des Gegenstandes fortgerissen erscheint, wieder von ihm sich losmacht und frei über ihm steht, so daß es scheint, als hätte sie das, was sich aus ihrer Nothwendigkeit gerade so gemacht hat, wie es geworden ist, auch zum voraus gerade so gewollt. Möge uns nun der Verfasser auch durch die Vollendung seiner Aesthetik, und seiner Moral- und Religionsphilosophie erfreuen; einmal

über das Ganze Herr geworden, wird er dann bei einer zweiten Bearbeitung, wenn der Himmel ihm Kraft und Gesundheit verleiht, um so leichter und sicherer ein formell bestimmtes und gerundetes System der Philosophie in positiver und christlicher Richtung herstellen können, was, wie alle Einsichtsvollen bekennen werden, für die Wissenschaft und für das Leben in alle Zukunft von ausnehmender Wichtigkeit ist. Schon wie es vorliegt indeß gereicht das Werk Deutschland zur Ehre, und künftigen Geschlechtern zur hellen Leuchte in den tiefen Schachten philosophischen Wissens.

LXIX.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Proletarieraufstände und ihre Beurtheilung in der deutschen Presse.— Das moderne Griechenthum. — Stuttgarter Geständniß. — Illusionen des Liberalismus.— Die Gespräche über Staat und Kirche und die Allgemeine Zeitung. — Mittelstand und Volk. — Der vierte Stand und die Privilegirten. — Sozialer Umsturz. — Der Liberalismus in den hungrigen Massen. — Brandstifterische Gedankenlosigkeit der Gebildeten. Menzels Urtheil. — Errichtung einer Nationalgarde. — Der französische Communism und sein: Nieder mit den Bürgern. — Der subventionirte Rheinische Beobachter. — Die Kirche.

Wenn die Proletarieraufstände, die zuerst in Frankreich aufflammten, und dann wie das Springen einer Flattermine über Preußen und Würtemberg hinfuhren, wenigstens den Nutzen hätten: die „Gebildeten“, oder einen großen Theil derselben über die heutige Lage der Welt und ihre eigene aufzuklären, so wollten wir sie als die allernützlichsten und vortrefflichsten Begebenheiten segnen. Denn der größte und gefährlichste Theil unsers Unglücks liegt immer darin, daß die unermeßliche

Mehrheit der lesenden und schreibenden Deutschen geworden ist wie jene gebildeten und überbildeten Griechen, deren geistigen Kräften der Apostel, trotz ihres Weisheitsdranges, ein so ungünstiges Zeugniß ausstellt. Wir sind unerschöpflich darin, uns Illusionen über uns selbst zu machen; wir durchforschen die große und kleine Welt, wir spekuliren nach dem Urgrunde aller Dinge. Aber weil wir den schlichten Faden der überlieferten Wahrheit verloren haben, sind wir unfähig geworden, die einfache Wirklichkeit zu fassen, auf die der gesunde Augenschein jeden natürlichen Menschen stößt. Wir ersticken in der ungeheuern Masse einzelner, sich widersprechender Kenntnisse und Reflexionen, — aber die Magnetnadel fehlt, die Richtung ist verloren.

Bei Gelegenheit der jüngsten Aufstände scheint den modernen Griechen nun doch hin und wieder eine Ahnung aufsteigen zu wollen, wo sie stehen und wohin sie gehen. Sogar der große Moniteur des deutschen Liberalismus hat in einzelnen, unbewachten Momenten Naturlaute der Wahrheit ausgestoßen. „Vorgestern Nachts", schreibt einer seiner Correspondenten aus Stuttgart, „war uns, als hätten wir bei einem Blitzstrahl einen Blick in die Zukunft gethan; aber erschreckt und geblendet wußten wir selbst nicht recht, was wir gesehen, und beim Schein der Frühlingssonne, welche die Saaten treibt, glauben wir nicht mehr an die Phantome, die uns damals im kurzen, unruhigen Schlummer erschienen sind." Unvergleichliches Geständniß! Die brüllenden Wogen der Zeit wollen sie erwecken. Aber es träumt sich so süß! Sie hüllen sich nur um so fester in ihre optimistischen Decken, sie stecken den Kopf nur um so tiefer in die Kissen ihres liberalen Systems. So hat es freilich gute Wege mit dem Erwachen. Der deutsche Liberalismus wird erst munter werden, wenn es zu spät ist; bis dahin wird sein Moniteur dafür sorgen, daß jeder störende Lichtstrahl fern gehalten werde. — Gebt uns Aussicht auf eine erträgliche Aerndte und sechs Wochen Ruhe, — und nichts gleicht dann dem übermüthigen Hohne, mit welchem die Stimmführer

der Toleranz Jedweden als Jesuiten und Kryptoaristokraten wegen böslicher Unruhstiftung vor dem Forum der liberalen Tagesmeinung anklagen wird, der in den Tagen des Aufstandes an ernstliche Gefahren glaubte, und aus den Zuckungen der Oberfläche auf grimmige Schmerzen in den Eingeweiden der Gesellschaft schloß. Wer unsere Liberalen und ihre Führer nicht kennte!

Einstweilen ist aber jedenfalls eine Pause eingetreten und das Tirailleurfeuer, welches von Nordosten nach Südwesten durch Deutschland lief, ist für den Augenblick wenigstens verstummt. Suchen auch wir jetzt aus der Masse der Thatsachen eine bestimmte Ausbeute von socialen und politischen Anschauungen zu gewinnen, und Licht und Ordnung in die Masse der Einzelnheiten zu bringen!

Vor wenigen Monaten theilte die Allgemeine Zeitung einen polemischen Artikel *) gegen die bekannten „Gespräche aus der Gegenwart" mit, der von unsern Lesern, die sich für diese Seite der Tagesgeschichte interessiren, nachgelesen zu werden verdient. Das Interessante daran war dieser, der Allgemeinen eigene Ton der unerschütterten Zuversicht, diese Miene der beleidigten Würde, mit der selbst der leiseste Zweifel an der Vortrefflichkeit, Weisheit und allseitigen Zuträglichkeit der liberalen Herrschaft des Mittelstandes, wie ein Attentat gegen die Vernunft des Jahrhunderts von oben herab zur Ruhe beschieden, wie ein unbefugtes Queruliren gegen ein längst rechtskräftiges Urtheil für alle Zukunft untersagt wurde. Darüber wollen wir nun auch mit ihr (der Allgemeinen Zeitung nämlich) nicht rechten. Denn erstens ist falsche Sicherheit die Erbsünde Aller, die sich im ungestörten Besitze wissen oder wähnen, und die alten Aristokraten vor 1789 haben eben so wenig, wie die Royalisten der Restauration den heutigen liberalen Banquiers, Fabrikanten, Zeitungsschreibern und Bureauherrschern in diesem Punkte etwas vorzuwerfen. Zweitens ist es unsere Ab-

*) In der Beilage zur Nummer vom 11. December 1846.

ficht wahrlich nicht: altaristokratischen Täuschungen und Fictionen, oder wirklich obsolet gewordenen Zuständen früherer Jahrhunderte, welche der gegenwärtigen Wirklichkeit nicht mehr entsprechen, hier das Wort reden zu wollen. Nur dagegen erlauben wir uns eine Einrede, daß die Allgemeine Zeitung, gleichsam als wenn es so seyn müßte und sich von selbst verstünde, Vertretung des Mittelstandes und Volksvertretung, folglich Mittelstand und Volk für schlechthin gleichbedeutend nimmt. In diesem Punkte lebt das berühmte Journal des mittelständischen deutschen Liberalismus in einer großen, und wie uns scheint, hartnäckigen Täuschung. Der Mittelstand, der gebildete geldreiche bureaugewaltige, ist durchaus nicht das „Volk"; die von ihm erwählten Repräsentanten, welche in den Ständeversammlungen mit unzeitiger Ueberhebung gegen die „privilegirten Stände" declamiren, sind nichts weniger als Volksvertreter. Sie sprechen auch nicht im Namen aller Landeseinwohner; ein vierter Stand, der unvermerkt hinter ihnen aus dem Boden hervorgewachsen ist, protestirt auf das energischste dagegen sie als seine Wortführer gelten zu lassen. Diesem gegenüber sind auch sie „Privilegirte", gerade wie meist die Grundherren und Corporationen im Gegensatze zum dritten Stande. Sagte damals jener: er sei Alles, er sei das Volk; Adel und Geistlichkeit eine überflüssige und schädliche Schmarotzerpflanze, — so mißt heute der Proletarier den neuen Geldadel und die heutige Bildung mit demselben Maße. Das ist der Weltlauf. Uebrigens wollen wir hier kein Urtheil aussprechen, sondern lediglich ein Factum feststellen. Jene Klasse der Gesellschaft, welche sich selbst das Volk nennt, und heute von dem Gebildeten aller Länder Volk genannt wird, fühlt sich durch die Deputirten, Journalisten und sonstige Leiter des liberalen Mittelstandes nicht nur nicht vertreten, sondern haßt und verachtet vorzugsweise eben diesen Liberalismus als seinen natürlichen Feind. Bemerkenswerth ist, daß der Berliner Pöbel, weit entfernt für den versammelten Landtag irgend ein Interesse an den Tag zu legen, sich allgemein mit der Sage trug: gerade die

Abgeordneten seien die, welche wider den Wunsch und Willen des Königs die Kartoffeln theuer machten. In Tübingen wurde der freisinnige Deputirte der Stadt von den Aufständischen stark mißhandelt, seine Kunstmühle zerstört; in Stuttgart einer der mächtigsten Schutzherren der liberalen Tendenzen in Deutschland, als er sich öffentlich zeigte, mit Steinwürfen und Hohngeschrei verfolgt.

Hat uns die liberale Presse in jenen Tagen unaufhörlich versichert: es sei in allen diesen Unruhen von politischen Principien und Bestrebungen keine Spur zu entdecken gewesen, so hat dieß seine volle Richtigkeit. Die Emeute trug allerdings nirgends einen politischen Charakter; — aber sie war, was hundertmal gefährlicher ist, socialer Natur. Unverkennbar lag dem Aufstande überall die Idee einer beginnenden, totalen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft und des Eigenthums zum Grunde. Denn nirgends war es die eigentliche verzweifelte Noth, die zur Auflockerung der bürgerlichen Ordnung trieb; es war der böse Sinn des Pöbels, es waren Haß, Neid, Zorn und Grimm der Dürftigen, die sich gegen die Höhergestellten und Wohlhabendern in brutaler Zerstörung Luft machten. So namentlich in Berlin und Ulm, wie im nordwestlichen Frankreich. In Buzançais waren es die, aus reiner Barmherzigkeit in einer wohlthätigen Anstalt Beschäftigten und Ernährten, welche zuerst mit Sense und Keule in der Faust einen Zwangspreis des Getreides vorschrieben, und einen Taglohn nach ihrer Einsicht und Bequemlichkeit verordneten. In Stuttgart wurden vorzugsweise einem, als Bürgerfreund und Wohlthäter des Volkes bekannten Kaufmanne die Fenster eingeworfen. Man sieht deutlich: es ist, dem Wesen nach, die liberale Opposition und Gesinnungstüchtigkeit des Mittelstandes, nur hinabgestiegen in das Erd- und Kellergeschoß und in's Plumpe und Handgreifliche übersetzt; es ist die Freisinnigkeit der „Gebildeten“, aber bis in die Proletariersphäre vorgedrungen. Dort will sie jetzt auch Weltgeschichte machen und empfindet es übel, daß Andere den,

zum Geschäfte nöthigen Rehbraten und Champagner vorweg genossen haben. Eine sittliche Weltordnung anerkennen, sich selbst verläugnen und das Kreuz eines Lebens voll Entbehrungen auf sich zu nehmen, fremde Rechte heilig halten — verlangt Ihr solche Künste von dem vierten Stande? Wahrlich! aus den Lehren, die ihm der Liberalismus in ganz Europa mit immer steigernder Energie seit so vielen Generationen gegeben hat, — aus diesen Rathschlägen hat das „Volk" die Geduld nicht gelernt. Und dennoch kann ohne Geduld kein menschliches Verhältniß, keine Gesellschaft, keine Familie, kein Staat auch nur einen Tag lang sein Daseyn fristen. Zur Geduld erzieht die Massen aber nur die Kirche. Möchten sie sich das merken, die Herren vom Schurz und von der Kelle.

Fragen wir: ob diesen Aufständen und Unruhen Bewußtseyn, Plan, Verabredung zum Grunde gelegen habe? so zeigen sich allerdings, namentlich in Stuttgart, Zeichen, die auf Planmäßigkeit und vorhergehende Verständigung der Rädelsführer deuten. Auch in Baden und Hessen sind Aufrufe verbreitet, die den unläugbaren Beweis liefern, daß in den heutigen Versuchen zum Umsturz der Gesellschaft nicht bloß der Zufall thätig ist, oder die Natur der Dinge wirkt. Dennoch sind solche, mit klarem Bewußtseyn handelnde, mehr oder weniger offen hervortretende Führer, wie Marx oder Heinzen, weniger zu fürchten. Unendlich viel gefährlicher als selbstbewußte Bosheit, entschiedener Haß und überlegter Wille ist die Oberflächlichkeit und maßlose Eitelkeit der Gebildeten, die, ohne es zu wissen und zu wollen, um einer vorübergehenden Emotion und einer augenblicklichen Befriedigung des Popularitätsdranges willen, leichten Herzens und fast ohne Arg, aus purer Gedankenlosigkeit und moralischer Verwaschenheit ihren grimmigsten Feinden in die Hand arbeitet. Vortrefflich ist, was hierüber Wolfgang Menzel sagte. „Die Verwilderung ist eine bei weitem mehr künstliche, als natürliche rc., es ist unverantwortlich von den Gebildeten und reichen Klassen, daß sie dieselbe auf alle Weise und zu ihrem eigenen Verderben fördern

und vermehren. Sind es denn die Proletarier, von denen die Gottlosigkeit der neuern Zeit ausgeht? Keineswegs, es sind Professoren und Privatdocenten, die von den gebildetsten und reichsten Klassen der Gesellschaften Berufungen erhalten und im Triumph eingeholt werden. Sind es Proletarier, welche die Druckpressen unter gotteslängnerischen Pamphleten und Zeitgedichten seufzen machen? Keineswegs, es sind Schriftsteller aus den gebildeten Klassen. Sind es Proletarier, die in Ständeversammlungen gegen die Kirche wüthen, und alles, was die Kirche zerstören kann, unterstützen? Keineswegs, es sind sehr gebildete Advokaten, sehr reiche Kaufleute, Gutsbesitzer, ja die Beamten selbst. Sind es Proletarier, welche heinzen'sche Aufrufe verlangen, bestellen und verbreiten? Keineswegs, es sind gebildete und reiche Leute, welche die ungebildeten Klassen damit überfallen, überraschen und aus der Ruhe reißen. So widersinnig es klingt, so ist es doch wahr, daß die Gebildeten und Reichen selbst den Proletariern Brandbriefe in die Hände geben, mit der dringenden Bitte: „„plündert uns, zündet unsere Häuser an, schlagt uns todt!““ So unglaublich es scheint, so ist es doch wahr, daß sogar schwelgerische Zweckessen dazu benutzt werden, kommunistische Gassenlieder zu verbreiten, in denen die Kartoffelesser aufgefordert werden, die Bratenesser, also jene Zweckesser selbst, umzubringen. Die Freude des liberalen deutschen Michels an den Fortschritten des atheistisch-kommunistischen Ungeheuers, das er sich wie ein Hündchen zu ziehen glaubt, und das ihm bereits über den Kopf gewachsen ist, muß jedem Besonnenen wie Blödsinn erscheinen. Aber der Besonnenen gibt es nicht viele mehr. Die Presse, die Tribune, der Klubb, der Katheder, das Kaffeehaus, alles wetteifert, den Verstand zu anathematisiren. Auch die Kanzel selbst ist davon nicht ausgenommen, und wir finden weit revolutionärere Gottlosigkeit ausgesprochen in behaglichen Generalsynoden und neu- und freikirchlichen Concilien, als in den Hütten der verzweiflungsvollsten Proletarier. Aber wenn die gebildeten Klassen so sehr aller gesunden Vernunft absagen,

muß am Ende das Proletariat die Rolle annehmen, die man ihm zu seinem eigenen Erstaunen von allen Seiten aufdrängt."

Unter diesen Umständen können wir uns auch für Deutschland wenig von der Errichtung einer Nationalgarde versprechen, nach welcher die liberale Presse in den Tagen der Unruhe aller Orten einen Ruf der Sehnsucht ausstieß. — Auf die Gefahr einer Todsünde wider den Zeitgeist wollen wir dem Liberalismus unsere offene Meinung über diesen Punkt nicht vorenthalten. Kann das uniformirte, hierarchisch gegliederte und disciplinirte, stehende Heer der anarchischen Meute nicht Herr werden, dann ist es übel, sehr übel. Denn auf die bürgerliche Nationalgarde dürfte, wo es nicht bloß patriotische Paraden und constitutionelle Aufzüge, sondern ernsten, blutigen Kampf auf Tod und Leben gilt, schwerlich zu rechnen seyn. Madelaine! sagte der Präsident der Assisen, welche über die Unruhen in Buzançais richteten, zu einem Dienstmädchen, das seine Brodfrau mit Gefahr des eigenen Lebens gerettet hatte, Madelaine! Ihr seid ein braves Mädchen. Wenn zwanzig Männer in Buzançais so viel Muth gehabt hätten, als ihr, so wäre viel Unheil nicht geschehen! In der That: der Bourgeois, als der eigentliche Stoff der Nationalgarde, hat sich bei jener Gelegenheit namenlos feig benommen, und ein kleiner, aber entschlossener Haufe wüthenden Pöbels konnte die Stadt Buzançais tagelang in voller Gemüthsruhe beherrschen und plündern. Wir wollen damit keineswegs zweckdienlichen, im Schooße des deutschen Bürgerstandes selbst zu treffenden Vorkehrungen ihren Werth und, den heute drohenden Zeichen gegenüber, ihre Nothwendigkeit absprechen. Aber es wäre viel gefährlicher, diese Anstalten zu überschätzen, als sie gar nicht zu treffen. Am allerverkehrtesten aber wäre es, Schutz und Hülfe in derselben Auflösung der Gesellschaft zu suchen, deren bittere Früchte jetzt reifen. Bewundernswerth ist hier wieder die Taktik und der Tact der Allgemeinen Zeitung, die nach der von ihr nur allzu offenbar begünstigten Richtung als längst erprobtes, unfehlbares Mittel gegen alle Gefahren des Com-

munismus dieselben Mittel empfiehlt, durch welche in Frankreich eben jene Fäulniß und Zersetzung des gesellschaftlichen Organismus bewirkt wurde, aus welcher sich dort die Pest des Communismus erzeugt hat. „Man sieht hier“, wird ihr aus Paris vom 8ten Mai geschrieben, „mit Verwunderung die Besorgnisse, welche die Ausbreitung communistischer Gesellschaften in Deutschland zu erregen scheint. Hier hat man ihre Grundsätze auf den Dächern gepredigt, in Gesellschaften, in Büchern, in Almanachen, in Zeitschriften, kurz in aller denkbaren Form, ohne daß es viel Aufsehen oder einen Augenblick Unruhe hervorgebracht hätte. Der Grund des Unterschiedes ist leicht zu sehen; hier hat jeder vier Freiheiten, die er in Deutschland nicht (?) hat: freies Gewerbe, freien Ackerbau, freie Heirathserlaubniß und freie Presse.“ — So lautet das politische System der Allgemeinen Zeitung in compendiarischer Kürze! Ob aber die seit Jahren betriebene communistische Mission wirklich keinen Augenblick Unruhe gemacht habe, darüber möchten wir das geachtete Centralorgan des deutschen Liberalismus sich bei einem andern seiner Correspondenten (in Nr. 67 der Allg. Zeitung vom 8. März 1847) zu erkundigen bitten, der wenige Monate früher in der Ueberraschung des ersten Eindrucks der Schreckenskunden aus dem nordwestlichen Frankreich wörtlich Folgendes schrieb: „Der Proceß über den Kornaufstand in Buzançais ist ein höchst wichtiges Actenstück der Zeit.“ Der Kriegsruf war nicht: „Wir sind hungrig und wollen Brod haben!“ sondern einfach: „Nieder mit den Bürgern!“ Die Raub- und Mordscenen fanden überhaupt erst am zweiten Tage statt, nach dem bereits der Preis des Korns am ersten herabgesetzt, und die geängstigten Bäcker das Brod nicht nur wohlfeiler, sondern meist umsonst hergeben mußten. Erst dann begann der wilde Aufstand. Es scheint, als ob er insbesondere gegen einen Zinswucherer gerichtet gewesen, aber einmal in den Schuß gekommen, warf sich der Aufstand auch auf andere Bürger. Sie waren eben Bourgeois, und der Führer des wilden Haufens sagte: „Die

Arbeiter werden gut thun, wenn sie einmal auf die Bourgeois loshauen! Pillez, tapez les Bourgeois!“ Und setzte hinzu: „Wenn wir nicht die Stärksten sind, so legen wir Feuer bei den Bourgeois an.“ Die Bourgeois aber benahmen sich so, daß selbst der kleine Haufe stark genug war, die Stadt tagelang zu beherrschen. Mir scheint es, als ob in diesen blutigen Zerstörungsscenen eine Lehre für alle Welt liege. Mit dem Schlagworte: „Drauf auf die Bourgeois!“ schreitet eine wilde Rotte arbeitscheuen Gesindels zu Raub und Mord zuerst gegen einen Zinswucherer ein. Die Bourgeois selbst lassen geschehen, bis endlich die redlichen Arbeiter dem Unwesen ein Ende machen, weil sie sehr bald einsehen, daß selbst ihre ergebensten Wohlthäter nicht sicher sind. Es ist das eine der ersten Früchte des Samens, den man seit lange säet. Aber es zeigt sich auch gleich hier bei dem ersten Versuche, diese Haßpredigten zu verwirklichen, daß nicht der Arbeiter, sondern wildes Gesindel sie sich zu Nutz zu machen suchen werde. Die Luft ist gewitterschwer von wüsten wilden Lehren der Anarchie und des Hasses. In Buzançais fand ein Vorspiel statt. Daß Jeder begriffe, welche Lehre darin für alle Welt liegt!“ Die Demokraten, die Freunde der Arbeiter, setzt der Correspondent hinzu, die jene Lehren verbreiten, arbeiten der Anarchie und durch sie der Gewaltherrschaft, dem Absolutismus in die Hand. Dieß lautet etwas anders, als der sonst so vorherrschende Hosannaruf über die vier neufranzösischen Freiheiten; und diese flößen uns nach solchen Ergebnissen in der Anwendung nur Scheu und Mißtrauen ein, trotz dessen, daß der Correspondent der Allgemeinen Zeitung sie als Universalrecept für alle Gebrechen der Zeit vorschreibt. Uebrigens sind wir in einem Stücke vollkommen seiner Meinung. Die französische Oeffentlichkeit, die wirklich allen Parteien zu Gute kömmt, ist, einschließlich aller ihrer Gebrechen und Schattenseiten, dennoch ein wahres Heilmittel und ohne Vergleich weniger verderblich und gefährlich als ein verzwickter, verkünstelter, halber Zustand, welcher allen erhaltenden Kräften,

insbesondere aber der katholischen Wahrheit das freie Wort auf jedem Schritte und Tritte verschränkt und verkümmert, einem perfiden Liberalismus aber, wenn er mit heuchlerischer Mäßigung die alleremsörendsten Doctrinen der Zerstörung predigt, das Monopol der Rede gewährt. Wir lieben diese Gattung von Liberalismus nicht, und dieß zwar, weil er weder die Wahrheit noch die Freiheit will, und wir an seine Ideale nicht glauben können. Sehr richtig sagt ein neuerer Schriftsteller, daß sich der Liberalismus erstens über das Volk täuscht, welches er täglich anruft, und deßhalb zweitens über die Popularität seiner Forderungen. Das Volk aber schweige und verhalte sich der constitutionellen Frage gegenüber, namentlich in Preußen, durchaus gleichgültig; das, was von den Liberalen als das Volk bezeichnet werde, sei eben nur ein besonderer Theil des Volkes. Betrachten nun die Liberalen die Souveränetät ihrer privilegirten Klassen, nach der sie streben, als Souveränetät des ganzen Volkes, so bewegen sie sich durchaus zwischen Illusionen und Inconsequenzen, um nicht Verfälschungen zu sagen *). Dieß ist buchstäblich auch unsere, auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung. Aber so wunderlich sind diese Zeiten, daß wir, um gefährliche und ehrenrührige Mißverständnisse abzulehnen, uns beeilen müssen, der Protestation gegen den falschen und einseitigen Liberalismus sofort eine Erklärung unserer tiefsten Verachtung gegen jene „Loyalität" hinzuzufügen, die in manchen subventionirten Organen, mit eben so viel Glück als Geschick dahin arbeitet, gewisse, „rein monarchische" Bestrebungen bei allen ehrlichen Leuten in Verruf zu bringen. Die Politik des rheinischen Beobachters, welcher der ständischen Opposition im eigenen Lande in salbungsvollen Vorhaltungen den Text liest, aber mit der Conspiration in Italien liebäugelt, und den nackten, meuchelmörderischen Terrorismus in der Schweiz, wofern er nur die Katholiken verfolgt, mit bacchantischem Jubel begrüßt, diese Po-

*) F. Saß in Berlin seiner neuesten Zeit und Entwickelung S. 160.

litik ist für jedes Interesse, dem sie sich als Bundesgenossin an die Seite stellt, die größte Calamität. Wir halten es nicht mehr der Mühe werth, dieses System in seinen Einzelnheiten zu bestreiten. Aber man kann die Sache des monarchischen Princips und der Ordnung in Preußen nur bedauern, wenn Organe zu ihrer Vertheidigung gedungen werden, denen sittliche Würde und gesunder Verstand in solchem Maße abgeht, wie dem genannten Blatte. Mit wahrer Freude haben Alle, die, wie wir, es mit Preußen wohl meinen, vernommen: daß dessen Regierung den Verdacht der Verletzung des Briefgeheimnisses mit großer Entrüstung öffentlich von sich abgelehnt hat. Aber noch bei weitem verderblicher und nachtheiliger als jener Wahn wirkt, nicht bloß bei ihren katholischen Unterthanen, die noch viel schimpflichere Meinung: daß die Regierung die Grundsätze und Gesinnungen des rheinischen Beobachters mit geringerer Verachtung von sich weise, als jene geheimpolizeiliche Maßregel, welche sie dermalen, von einem richtigen, sittlichen Takt geleitet, desavouirt. Und dennoch wäre es so leicht, sich solcher gefährlichen Bundesgenossen zu entledigen! mit dem milden Thau der Subvention würde auch das landschädliche Ungeziefer blitzschnell verschwunden seyn.

Möge übrigens der Liberalismus uns verläumden, der radikale Pöbel uns verhöhnen, der bureaukratische Absolutismus uns verdächtigen und verfolgen, unsere Ueberzeugung bleibt unerschüttert die nämliche. Die Kirche allein kann Europa aus seinen heutigen Wirren retten, die Widersprüche lösen, die Gegensätze versöhnen, den Völkern eine Bürgschaft der Freiheit, den Regierungen eine Garantie der Ordnung gewähren. Wer deßhalb auf der einen oder andern Seite zur Verfolgung der Kirche treibt oder räth, wer die Gemüther verwirrt, wer sie von der Erkenntniß der wahren Stellung und Bedeutung des alten Glaubens inmitten aller dieser Schwankungen abhält, wer sie mit Haß und Abneigung gegen die Diener der Kirche zu erfüllen sucht, — der begeht ein ärgeres Verbrechen an der Menschheit, als der, welcher die Saaten verwüstet oder die

Pest einschleppt. Das jetzt lebende Geschlecht wird nicht vergehen, so werden die Ereignisse die Wahrheit unserer Worte bestätigt und durch die Erfahrung gezeigt haben, welchem Glücke die Feinde der Kirche unser Vaterland entgegenführten. Wir appelliren an die Geschichte; vielleicht bewahrt sie unsere Berufung auf, wie sie die düstern Vorhersagungen mancher politischen Seher bewahrt hat, welche zu Turgot's Zeiten sich einige bescheidene Zweifel an der heilbringenden Wahrheit der Encyklopädie und ihrer für Staat und Kirche ertheilten Rathschläge erlaubten.

LX.

Erklärung des Grafen Ladislas Zamoyski.

Graf Ladislas Zamoyski hat, auf einer Reise nach Jerusalem begriffen, der Redaction dieser Blätter eine Erklärung über verschiedene, die jüngsten unglücklichen polnischen Ereignisse betreffende Aktenstücke zugesandt, mit dem Ersuchen um Aufnahme. In soweit diese Erklärung den Grafen selbst betrifft und positive Aussagen seiner Seits enthält, haben wir keinen Anstand genommen, diese Erklärung hier mitzutheilen. Den Theil jedoch, der das künftige Resultat der gerichtlichen Untersuchungen betrifft, wie er sich dasselbe vorstellt, und seine Beurtheilung der polnischen Verhältnisse haben wir zurückgelegt, einmal, weil Graf Zamoyski die Beurtheilung der historisch-politischen Blätter nicht unmittelbar, sondern nur durch den „Correspondant" kannte; dann, weil nach Veröffentlichung der Resultate der noch schwebenden Untersuchung es schicklich seyn wird, hierauf zurückzukommen, und wir vor dem Schluß der Acten dem öffentlichen Urtheil nicht vorgreifen wollen noch können; endlich, weil Graf Zamoyski seine Erklärung auch dem Correspondant mitgetheilt hat, worin sie Jeder, der seine Ansichten über die Natur der jüngsten Ereignisse kennen lernen will, nachlesen kann. Wir glauben übrigens der Erklärung gern, daß weder er, noch Fürst Czartoryski die fraglichen Proclamationen unterzeichnet, hoffen jedoch, die Untersuchung werde diejenigen an's Licht bringen, die sich ihres Namens bei dem unseligen Brande zur Täuschung und Verführung bedient.

Désert du Sinaï en route pour Jérusalem ce 27. Avril 1847. Messieurs, une citation de vos feuilles de cette année, dans *le Correspondant* (de Paris) qui me parvient ici, m'apprend qu' à la page 568, en parlant de la brochure intitulée: „Aufschlüsse über die jüngsten Ereignisse etc." publiée en 1846 a Mayence chez Kirchheim, vous affirmez positivement, que cette publication semi-officielle est émanée du Gouv. Autrichien lui même. Cette assertion de votre part étant de nature à ne laisser aucun doute sur l'autorité considérable qui doit naturellement s'attacher à une semblable publication, je me vois forcé, — d'ici même où je suis venu me livrer à de tout autres préoccupations, — de faire appel à votre impartialité pour redresser une assertion grâve et erronée qui me concerne dans un écrit auquel votre témoignage vient de donner une valeur qu'il n'avait pas jusqu'ici. Parmi les seize Actes qualifiés authentiques dans ce recueil, il en est un qui m'est attribué à moi même, et ce n'est rien moins qu'un appel fantastique à l'insurrection, adressé à mes compatriotes, du fond du Caucase et signé de mon nom. Vous apprécierez, peut être, quelques uns du moins des motifs nombreux et divers qui m'ont fait long tems garder le silence sur une imputation qui m'avait paru par dessus tout absurde à force d'invraisemblance..... Il ne me parut ni essentiel ni généreux de hâter un désaveu devenu nécessaire aujourd'hui que l'imputation acquiert un caractère officiel.

Ce désaveu, Messieurs, ne s'applique pas seulement à cette niaise Proclamation. Ce que je repousse bien plus encore, c'est toute participation même indirecte dans une levée de boucliers, aussi coupable à mes yeux que malheureuse, mais que je persiste à considérer comme l'oeuvre d'un nombre infiniment restreint d'hommes égarés par de folles rêveries, denués de tout crédit en Pologne et qu'il y a tout au moins erreur grossière à confondre avec la Nation ou aucune partie notable de la Nation.....

Maintenant il ne me reste plus qu'à vous le répéter: foi de Chrétien, et c'est sur le chemin de Jérusalem que je vous écris, — je suis aussi étranger que vous mêmes à cette proclamation faussement signée de mon nom et insérée au nombre des actes authentiques de la brochure que vous dites sortie de la Chancellerie autrichienne. Quelle qu'en soit la source veritable et quels qu'aient été pour la Chancellerie autrichienne les apparences qui l'ont trompée, j'ai droit d'être surpris que cette pièce, plusieurs mois après l'évènement auquel on la rattache et après qu'on avait eu

le tems d'en peser l'invraisemblance et le ridicule, — ait été reproduite comme une *preuve* de ma participation aux troubles de la Galicie et comme une preuve même de celle de beaucoup d'autres de mes compatriotes avec les quels on veut me bien confondre. Eux et moi, je ne crains pas de l'affirmer, avons été entièrement étrangers à cet évènement jusqu'au moment où la retraite précipitée d'un Corps autrichien nous a fait croire quelques heures que, contre toute probabilité, le mouvement avait acquis les proportions d'une insurrection nationale. — Dès le mois de Février, époque de ces malheurs, informé qu'à Vienne on me croyait en Galicie, j'avais pris soin de rencontrer dans les salons de Paris, oú je residais, l'Ambassadeur et les membres de l'Ambassade d'Autriche et j'écrivis à Vienne plusieurs lettres *par la poste* pour détruire cette impression. Il m'est impossible de deviner quels autres indices apparents ont fait persister le Gouvernement Autrichien à m'imputer ce dégré de participation aux troubles de la Galicie. Mais je me plais à espérer que votre impartialité, que j'ai eu occasion d'apprécier en d'autres circonstances, accueillera dans ce fatal procès mon humble témoignage, moins à cause de l'imputation qui me concerne moi même, que de celle qui est à l'adresse d'une Classe entière de la Nation, dont je suis représenté comme un des membres actifs....

Sans parler des autres, car je n'ai point ici la brochure, je saisis cette occasion pour déclarer également fausse et de pure invention une soi-disante Proclamation du Prince Adam Czartoryski. Le Prince A. C. a, pendant ces quinze années d'émigration, parlé en public à peu près tous les ans. Ces discours ont tous été imprimés. De longs extraits en ont été donnés par les journaux français même. Il suffit de les comparer avec la production donnée sous son nom dans ce recueil, pour juger en un instant que cette dernière n'a pu émaner de la même source. — J'ai l'honneur d'étre, Messieurs, avec une haute consideration etc. le Comte Ladislas Zamoyski. — P. S. Je dois vous prévenir que j'envois au *Correspondant* une copie de la présente lettre.

LXI.

Die Allgemeine Zeitung und die historisch-politischen Blätter.

Ein schweres Gewitter mit Blitz und Hagelschauer hat sich in der gesterigen Allgemeinen Zeitung vom 12. Juni gegen die historisch-politischen Blätter entladen. Vor dem zürnenden Gotte, der sich am Horizont erhebt, um die Ungebühr zu strafen, sieht man die Glossen eines unglücklichen, zu Boden geworfenen Ultramontanen wie scheues Wild fliehen; aber der Rächer hebt den Schild der Medusa, und schreitet und treibt seine gottähnliche, helmumflatterte Heldenschaar über die Gefilde des Himmels hin, mit Blitzen die fliehenden Feinde schlagend, daß sie mysischen Tons Hototoi.popoi, Weh! aufschreien, und thränenreichen Schmerzes Klagelieder und Litaneien anstimmen. So aber donnert der scheltende Zeus-Thersites den Fliehenden in der Allgemeinen Zeitung nach:

„München, 7. Juni. Was sagen Sie zu der Frescomalerei der historisch-politischen Blätter? Sie kennen das jüngste Gericht von Cornelius und die etwas grellen Züge, die es enthält; es ist ein heiteres Bild gegen das Weltgericht unserer neuen Bollandisten. Ist hier treues Erfassen, ächte Künstlerschaft, so müssen wir ausrufen: armes Bayern, armes Deutschland! Es ist

ein Ach und Wehe über die ganze Gegenwart, und bestürzt fahren wir aus der Enttäuschung auf, die wir inmitten dieser grauenvollen Zeit stehen und gar nicht merken, welche giftige Schlangenbrut sich unter den lachenden Blumen verbirgt. Haben Sie vielleicht im Glauben gelebt an den Sieg großer Rechtsideen, nationaler und Humanitätsinteressen, der gerade diesem Jahrhundert vorbehalten sei, haben Sie Vergleichungen gezogen zwischen finstern und hellen Tagen, und die unsern die hellern genannt, so entsagen Sie fortan diesem Irrthum. Glauben Sie dem energumenen Seher der historisch-politischen Blatter, der uns eine neue Last Babels verkündet. Ja, die babylonische Sprachverwirrung ist unter uns ausgebrochen, erstorben der Sinn für Wahrheit, Ehre und Recht, dem Fluch verfallen die Bildung der Zeit; wir halten uns für gesund, aber wir sind elende Siechen, krank an moralischer Schwindsucht, krank an physischer Erschlaffung; krank Menschen, Thiere und Kartoffeln, alle dräuenden Zeichen wie vor dem Lissaboner Erdbeben oder dem Untergang von Sodom und Gomorrha, und doch keine Einsicht in diesen Jammer, versteht sich mit Ausnahme des kleinen Häufleins in den historisch-politischen Blättern, das seine warnende Stimme erhebt, da schon das Thier den Kopf aus den Abgrund hervorstreckt. Lesen Sie das Orakel selbst, wenn Sie an dieser apokalyptischen Anthologie noch nicht genug haben, und Sie werden sich nur wundern, daß es sich den anspruchlosen Titel: Glossen zur Zeitgeschichte gibt. Es ist eine kolossale Anklage im Prophetenton, in gemeine Prosa übersetzt: ein Ausfluß des wunderlichsten Parteigeistes, der sich mit aller Welt abgeworfen hat, der sie der Blindheit, der Gottvergessenheit zeiht, und nicht merkt, daß aus diesem allgemeinen Verdammungsurtheil für die Unbefangenen bloß eine Thatsache herausblickt — das Selbstbekenntniß seiner ungeheuern Schwäche, seines Isolirtseyns. Der Ultramontanismus und das Menschengeschlecht! Kann man sich in einen großartigeren Gegensatz stellen! Schade, daß die Großartigkeit, so hochmüthig sie aussieht, nicht einmal imponirt, wie dieß der Eindruck gespreizter Redensarten immer ist! Was hat sich denn so Entsetzliches zugetragen? Hat sich die Sonne verfinstert, und ist sie dem Drachen, der sie aufgefressen hat, im Magen liegen geblieben? Sind die Türken vor Wien, die Kosaken vor Berlin gerückt, und schwingt Ezel II. die Geißel Gottes wieder über

das Abendland? Oder was haben die Völker verbrochen, was sie mit einem Erdbeben von Calabrien oder Lissabon, mit den zehn Plagen Aegyptens oder einer neuen Sündfluth büßen sollen? Haben sie das Gesetz der negativen Philosophie errichtet, oder sich gar mit Leib und Seele dem Dienst des goldenen Kalbs ergeben? Das wäre nicht so schrecklich, aber sie begehen die unverzeihliche Sünde, zu glauben, daß man guter Christ, Katholik seyn könne, ohne Ultramontan zu seyn! Doch sind nicht alle in gleicher Verdammniß! Die Auguren sind stark im Combiniren und Distinguiren, wie sie es brauchen können. Sie haben sich eine Dogmatik geschaffen, deren erster Glaubenssatz ist, daß sie und die Kirche Eines seien, und nun zürnen sie zuvörderst denen, die dieses absolute Identitätssystem verworfen und die alten Begriffe hergestellt haben. Die andern sind mehr die Verführten, sie leiden vielleicht nur unter dem allgemeinen Fluch der Zeit; mit ihnen haben sie Mitleid, und wollen ihnen aus dem Dämmerlicht des Wirrsals herausleuchten. Dieß ist die unermeßliche Mehrzahl, der große Haufen, wohl zu unterscheiden von den gebildeten Classen, denn die sind nach dem eigenen ultramontanischen Geständniß der Hauptfeind, und unter ihnen gibt es noch ganz besonders verstockte Babylonier, solche, die im Trüben fischen wollen, die absolutistische und revolutionäre Zwecke des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Eigennutzes verfolgen, eben so feige als verschmitzte Leute, in deren Schilderung die historisch=politischen Blätter ihr Wörterbuch verächtlicher Ausdrücke erschöpfen. Brunnenvergifter, Durchstecher von Dämmen, Fälscher der intellectuellen Münze, aufgewärmtes Illuminatenthum, josephinisches Aufkläricht sind die zierlich eingeflochtenen Perlen der Rede. Brunnenvergifter der Wahrheit! Welch eine Carikatur Overbeck'scher Symbolik, die wenigstens die verkehrten Künstler bloß zu Brunnenguckern macht, zu solchen, die die Erkenntniß nicht aus unmittelbarer göttlicher Anschauung schöpfen, sondern aus dem matten Spiegel des Widerscheins der Tiefe, nicht so glücklich wie Dante mit Beatricen bei Uhland:

> Hoh und höher schwebten beide
> Zu des Himmels Glanz und Wonnen,
> Sie aufblickend ungeblendet
> Zu der Sonne aller Sonnen;

Er die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das, verklärt, ihn schauen ließ
Abglanz von dem ewigen Lichte!

Aber, ums Himmelswillen, muß man fragen, wer, wo sind diese namenlosen Personen und Thaten, die ihr mit diesem Brandmal eures Hasses, eures Abscheues stempelt? Niemand kennt sie, Niemand kann sie errathen. Jedermann weiß bloß, daß eure Partei nicht mehr oben ist, und daß euch das wurmt. Jedermann weiß auch, daß ihr nicht die Religion seid, daß sie, um geachtet zu seyn, wie sie es in Wahrheit ist, eurer Kreuzzüge, eurer confessionellen Quarantänen, eurer Inquisitionspredigten nicht bedarf, und daß ihr das Evangelium der Liebe und des Friedens nicht gefördert habt. Jedermann, nur ihr nicht, freut sich eines Umschwungs, der, wie ein mosaisches Jubeljahr, so vielem was ein schleichendes Parteiwesen knechtete, die Freiheit gebracht, so vieles, was es verkehrt oder geknickt hatte, wieder aufgerichtet hat, freut sich gebrochen zu sehen diese geheime Opposition, fast möchte man sagen diese unsichtbare Macht, die es darauf angelegt zu haben schien, zu verhindern, daß Bayern in den deutschen Entwicklungen gleichen Schritt halte. Wenn dieß anders geworden, wenn sich Männer zu Rathgebern der Krone gefunden, die den wohlwollenden, erleuchteten Geist des Monarchen nicht mißverstehen, noch deuteln, nicht in die Ausführung der besten Maßregeln Schwierigkeiten hineinlegen, die den Zweck derselben vereiteln, wenn in diesen wenigen Wochen mehr geschehen ist, wofür Millionen sich zu neuer Dankbarkeit verpflichtet, zu neuen Hoffnungen aufgerichtet fühlen, als da euer Einfluß noch parasitisch die Säulen des Staates umrankte, was ist da zu jammern? Ein Unrecht ist euch nicht wiederfahren; Wolken des Mißtrauens sind aufgestiegen, und man hat sie verscheucht; ihr habt eure Hände weit ausgestreckt, und man hat euch in Gränzen gewiesen. Nun klagt ihr über einen maskirten Krieg, den man gegen die Kirche führe, aber es sind immer nur eure werthen Personen, die ihr mit der Kirche verwechselt, und was thut ihr selbst? Als ihr vor zehn Jahren, nach langer stiller Vorbereitung, euren Agitationsfeldzug auf ausgedehnter Operationsbasis eröffnetet, sollten es nicht die Regierungen, die protenstantischen Fürsten seyn, gegen die ihr euer mittelalterliches Banner we-

hen ließet, ihr sagtet, euer Feind sei der Polizeistaat, die Bureaukratie, der starre Knochenmann ein alter Spukgeist, ihr habt diese rhetorische Fiction nicht verschmäht, denn sie war euch eine Schutzwaffe der freien Discussion. Wir loben euch darum. Wie könnten wir Formen tadeln, die einen Streit anständiger, unpersönlicher machen, den Rechten des Freimuths und den Forderungen des Respects für die Sommitäten der Gesellschaft in gleichem Maße Genüge thun, ja ohne welche ein scharfes, eindringliches Rügen öffentlicher Gebrechen oft kaum möglich wäre. Gut, wenn schon die Sprache, wie die gute Sitte, die Nacktheit scheut und die Umkleidung liebt, wenn das constitutionelle Staatsrecht, jetzt das Recht aller großen Culturvölker, den Thron außerhalb der Wogen der politischen Debatte stellt, wenn dieß nicht bloß eine constitutionelle Fiction ist, da ihr es dann zur Rococoaufklärung machen könntet, sondern der ehrliche Volkssinn selbst die Unterscheidung erfunden hat zwischen dem Thron, als dem Ausfluß aller öffentlichen Wohlthaten, und den verantwortlichen Dienern, über die er es nicht so hoch nimmt, auch manchmal seine Unzufriedenheit auszulassen, ist es dann consequent, eure Vergangenheit dadurch zu entlasten, daß ihr euer Gewissen in die Falten des königlichen Mantels flüchten wollt? Sind das redliche Waffen, und ist es conservativ? Sollte dieses casuistische Verbinden von Begriffen, die Jedermann trennt, die Theorie der Schule, wie das Bewußtseyn des Volks, sollte es nicht blasphemischer seyn, als die Trennung von Begriffen, die Niemand verbindet? Oder wäre die Unterscheidung zwischen Ultramontanismus und Kirche wirklich so ungerecht, nur eine Gelegenheitserfindung einer gottlosen Zeit, ein Product der Verzweiflung, auf andere Art dieser frommen Partei beikommen zu können, als durch Lüge und Verläumdung? Wäre der Ultramontanismus jedenfalls die wichtigste, wo nicht gar die einzige Stütze der Religion, und verriethen sich eben durch diese Taktik seine Gegner als Verschworne gegen die Kirche selbst, als wahre Zigeuner und Industrieritter des Antichrists? Die historisch-politischen Blätter haben die Güte, der Allgemeinen Zeitung das Erfindungspatent zu verweigern, es wäre auch zu viel Ehre; sie werfen ihr nur vor, daß sie mit der Hengstenbergischen Kirchenzeitung in diesem Kampf den Reigen führe. Die Nachricht von dieser Allianz hat sie ohne Zweifel überrascht; sie

kann aber in sofern daraus einige Beruhigung schöpfen, als ein Blatt von diesem religiösen Ernst, das dem strengen Katholicismus keineswegs abhold ist, und ihn der eigenen Kirche nicht selten als Muster vorhält, in Anerkennung der Thatsache mit ihr zusammentrifft, daß die Sache der Religion und die Niederlage der ultramontanischen Partei in keinerlei Mitleidenheit zu einander stehen. Die Kirche ist eine große Glaubensgemeinschaft; sie ruht auf festerem Grund, als Verbindungen zu Parteizwecken, Geschöpfe der Zeit, die sie heute entstehen, morgen vergehen sieht. An sich freilich ist der Ultramontanismus keine Partei, er ist einer der Gegensätze in der katholischen Welt, nothwendig wenn man will, und beinahe so alt als diese. Wozu der Grimm gegen diejenigen, die zwischen ihm und der Kirche unterscheiden? Geben nicht die Jahrhunderte des Kirchenkampfes um die gesetzgebende Gewalt, die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts mit ihrer Ueberordnung des Ansehens der Concilien über den päpstlichen Primat, die Kämpfe der gallikanischen und anderer Nationalkirchen bis auf die Emser-Punktation sattsam Zeugniß, daß die Unterscheidung zwischen Kirche und Ultramontanismus keine ephemere Erfindung ist, bloß ersonnen als Kriegslist und Feldgeschrei gegen eine gefallene Partei? Mag sie ihre Grundsätze vertheidigen, sie haben diese Berechtigung, wie ihre Gegner die Berechtigung haben, sie zu bekämpfen, beide finden dieselbe in der Geschichte und auf dem Boden der Kirche. Mag sie, wenn sie einmal die Wahrheit, die ganze Wahrheit höher halten, und aus ihrem Traum politischer Macht erwacht seyn wird, von ihrem Fall sich wieder erheben; wir verurtheilen sie nicht. Aber wir verlangen, daß sie Mäßigung lerne, vor allem die Weisheit sich nicht so sehr abhanden kommen lasse, um der ganzen Bildung des Zeitalters wuthschnaubend entgegenzutoben, und nicht einzusehen, daß, gleichwie einerseits sie nicht lauter Stoff zu Kalenderheiligen sind, andererseits auch wir Nicht-Ultramontanen über viele Dinge anders urtheilen und doch auch Christen bleiben können, nicht darum ohne weiteres Brunnenvergifter seyn müssen. Wir werden wohl auch am Gift ihrer Sprache nicht zu Grunde gehen, sie schrecken uns damit nicht einmal, und wir erlauben uns bloß, ihnen zu bemerken — nicht daß wir aus dem Ton ihrer Polemik schlechtweg auf ihre Gesinnung schließen, sondern daß sie uns einen etwas barbarischen Geschmack zu

haben scheinen, da diese Redefiguren selbst für das Zeitalter der göttlichen Grobheit zu plump sind, wenigstens in keinem Fall genial.“

So der Donnerer. Die histor.-polit. Blätter, die hinter der Scene stehen, wo die Comödie spielt, lassen von der perspectiven Malerei sich nicht irre machen, und rufen dem mit Blitzen um sich wüthenden Gotte mit dem Bastard in König Johann zu:

Das ist ein Kerl!
Der schüttelt euch des alten Tods Geripp
Aus seinen Lumpen! Traun, ein großes Maul,
Das Tod ausspeit, und Berge, Felsen, See'n;
Das so vertraut von grimmen Löwen spricht,
Wie von dem Schoßhund dreizehnjähr'ge Mädchen!
Hat den Gesell'n ein Kanonier erzeugt?
Er spricht Kanonen, Feuer, Dampf und Knall,
Er gibt mit seiner Zunge Bastonaden,
Das Ohr wird ausgeprügelt; jedes Wort
Pufft kräftiger als eine Fränk'sche Faust.
Blitz! ich bin nie mit Worten so gewalkt,
Seit ich des Bruders Vater Tatte namte.

Der Angefahrene hat gesehen, wie all die Blitze von Herenpulver geliefert werden, und wenn draußen der Artillerist grimmig die Streitart über dem geschwärzten Gesichte schwingt und den Gegner zu scalpiren droht, wie das Kalbsfell ihm immer hemmend zwischen die Füße kömmt. Da die Geschäfte günstig scheinen, ist der Held auf einige Zeit in die Kriegerreihen eingetreten. In den darstellenden Künsten ist er nicht unerfahren, kennt das Weltgericht von Cornelius, und hat es nur etwas grell gefunden; auch Overbecks Bild, der Triumph der Kirche, ist ihm bekannt, und er rügt nur leise, daß ein Theil der Künstler in den Brunnen guckt, im Gegensatz zur Auffassung Uhlands. Im Umgang mit solchen Meistern hat seine Bravour sich erst recht fühlen gelernt und sich zum Genie aufgeblasen, und so ist ihm der Gegner recht winzig klein wie ein Däumling erschienen. Die Bildung der Zeit und das unbedeutende Häuflein in den historisch-politischen Blättern; er, der Sprecher mit dem Menschengeschlechte zur Seite, und die Handvoll Menschen,

wahrlich! ein großartigerer Gegensatz ist nicht auszudenken, ein Selbstbekenntniß der ungeheuren Schwäche auf der einen Seite, und der entschiedensten Ueberlegenheit im Bewußtseyn auf der andern. Dann aber wechselt mit Einemmal die Scene; zehn Jahre lang bemächtigt die winzige, unbedeutende Partei sich des Portfeuilles; das Menschengeschlecht und der große Mann müssen sich beide schmiegen, denn es erfolgen Kreuzzüge, confessionelle Quarantänen, Inquisitionspredigten; den besten Maßregeln werden Schwierigkeiten entgegengesetzt, die sie vereiteln; das Evangelium des Friedens und der Liebe wird hart gefährdet, und schwere Zeiten treten ein. Endlich aber kömmt das mosaische Jubeljahr heran; was das schleichende Parteiwesen knechtete, wird wieder in Freiheit gesetzt; was es verkehrt oder geknickt, wird wieder aufgerichtet; gebrochen wird das geheime Regiment, das es darauf angelegt, Bayern zu verhindern, mit den deutschen Entwickelungen gleichen Schritt zu halten; denn Männer haben zu Rathgebern sich gefunden 2c. Dies Jubeljahr tritt hier paßlich der Ideenverwirrung gegenüber, auf die die Glossen geklagt; aber der in seiner unbesonnenen Hitze von sich gekommene Redner sieht nicht ein, daß sein eigenes Herumtaumeln in seinen Antithesen der Anklage der Blätter das schlagendste Zeugniß gibt, während er in der jetzigen Welt alles klar geordnet, und an seiner Stelle findet, nachdem nur eben die Ultramontanen die ausschließliche Herrschaft verloren haben. Den Blättern fällt nicht im Traume ein, ihn eines Besseren belehren zu wollen, denn er ist hieb- und schußfest; nur den Lesern, die etwa beim Lesen der vorangehenden Glossen und der nachfolgenden Merkuriale irre geworden, wo sie eigentlich den Wüthenden zu suchen hätten, sei das Folgende gesagt. Die, welche die Presse Ultramontane nennt, und die sie beschuldigt, sie wollten katholischer seyn als der Papst, haben nur in einem Hirngespinnst der Partei ihre gesonderte Existenz gefunden; sie sind nicht mehr und nicht weniger als einfache Katholische, wie die Anderen, und haben nichts vertreten und gewollt als die einfache katholische Sache. Sie haben hundertmal die gleiche

politische Berechtigung der Akatholischen in Deutschland anerkannt, haben aber scharf und siegreich gegen die Uebergriffe derer, die zum Herrscher sich von Natur prädestinirt, protestirt. Politischen Einfluß haben sie nie gesucht, und auch nicht gefunden, noch jetzt eingebüßt; in den zehn Jahren der Dauer der Blätter haben sie keine Mittheilung, ja keinen Wink von Seiten der Regierung erhalten, namentlich hat das Ministerium des Innern nur einmal, wegen einer Klage der badischen Regierung über eine von einem Correspondenten unrichtig zitirte Stelle einer Zeitung, nicht eben in eine beifällige Berührung mit ihnen sich gesetzt. Seine Amtshandlungen hat das Ministerium dreimal vor der Ständversammlung selbst vertreten, und wird sie vertreten; von ihrer Seite können sie sich keines anderen Einflusses darauf rühmen, als sofern er in der Gemeinschaft katholischer Principien liegt. Als daher das politische System wechselte, hat dieser Wechsel im Principe sie nicht berührt. Aber kaum war dieser Umschlag geschehen, haben die Gegner ihn in ihren Vortheil zu wenden gesucht, und neuerdings das Geschrei gegen die Ultramontanen erhoben, und sie zu Schlachtopfern bestimmt. Die Blätter, die verhaßten, sollten fallen, verkündeten die Radikalen und Thronstürmer im Norden mit Jubel, die Liste der im Scheiterhaufen Begrabenen wurde in den Zeitungen mitgetheilt. Der Schrecken sollte den Gegner außer Fassung bringen, aber der ließ sich nicht irren. Gleich den Söhnen der Urschweiz, da die Haufen der Freischaaren heranzogen, trösteten sie sich, dem Kreuzzug der Radikalen gegenüber, mit dem Spruch des alten Tragikers:

Drum ist der Mann, welcher Recht
Uebt ohne Zwang, wahrlich nicht unglücklich,
Und gehet nie durchaus zu Grunde.
Allein der Allfrevler, welcher voll Dreistigkeit
Unrechtlich Alles mit sich fortreißt und verwirrt,
Der wird am End, — er muß wohl, biegsam.
Packet der Sturm das Segeltuch,
Packt er die wunden Masten,
An Dikes Felsen scheitert dann sein
Uraltes Glück, und unbeweint,
Unbekannt geht er unter.

Alle haben an dem Vorgefallenen eine neue Bestätigung ihrer Mission, und eine Verlängerung derselben auf unbestimmte Zeit gesehen, und werden unerschrocken das ihnen anvertraute Panier noch höher tragen, so lange der Wahrheit und Gerechtigkeit noch eine Stätte, die ihnen der König, dessen sind wir sicher, im katholischen Bayern nicht versagen wird, übrig bleibt; und so lange diese Fahne weht, ist die Burg noch wohl behalten. Unsere Gedanken über das Benehmen der Gegner auszudrücken, finden wir, wie oft gesagt, die Sprache zu arm, um ihnen adäquate Worte geben zu können. In Bezug auf ihre Grundsätze geben die Gegner sich vorzugsweise als Genossen der reinen unverfälschten Kirche aus; ihre Erklärungen hier und anderwärts bezeugen das, was Friedrich Nicolai schon im J. 1772 als ihr System dem jungen Johannes Müller in Basel als das seinige vorgetragen. Der Schweizer hatte ihm in seinem Ungestüme eine theologische Recension geschickt, die er, da sie den Berliner Theologen mißfallen, als unklug nicht in die allgemeine deutsche Bibliothek aufgenommen. Da schrieb ihm nun der kluge Mann, der Patriarch derer, die heute den maskirten Krieg gegen die Kirche oder was sie den Despotismus der Dogmatik nennen, führen, unter dem 17. Oktober folgende Worte warnend zu:

„„Sie wollen also künftig weniger theologische Bücher recensiren; sehr wohl. Freilich hätte ich voraussehen sollen, daß zu einem theologischen Recensenten eine gewisse Bedächtlichkeit, die alle Gegenstände nur aus einem Augpunkte betrachtet, gehöre, und daß dabei noch eine Hinterhältigkeit seyn müsse, die die Meinungen auf Schrauben setzt, sich hinter Worte verschanzt und im Nothfall sich, aller gewagten Meinungen ungeachtet, noch zum dordrechtischen oder tridentischen Concilium zu bekennen scheinen kann. Ich hätte wissen sollen, daß Ihnen, mein muthiger helvetischer Freund, diese Eigenschaften eines theologischen Recensenten fehlen, und daß derselbe Mangel; selbst unsern besten Theologen, durch Einsicht und Wahrheitsliebe nur schlecht ersetzt scheint. Die neuen guten Theologen zetteln eine heimliche Verschwörung wider den Despotismus der Dogmatik an; sie wollen daher auch

den besten Streiter nicht in ihre Partie nehmen, wenn sie merken, daß er geneigt ist, durch Schwertschlag zu erhalten, was sie durch **Winkelzüge** zu erlangen trachten. — Ihre Recension hat in dem kleinen Zirkel berlinischer Theologen, die sie gesehen haben, ein unerhörtes Aufsehen gemacht, und ich, indem ich sie habe vertheidigen wollen, habe darüber beinahe **allen Geruch der heterodoxen Orthodoxie** verloren, den ich durch Schweigen am rechten Ort erhalten hatte. — Unsere Theologen lieben die Freimüthigkeit und die Freimüthigen sehr, sobald diese nur zu verstehen geben, **daß sie ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nie berühren wollen**, von denen die Theologen festgesetzt haben, daß sie stehen bleiben sollen. Es fällt einem Offenherzigen oft schwer, seine wahre Meinung zu verschweigen; gleichwohl ist dieß nöthig, wenn man mit diesen zum Theil sonst so rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern umgehen will, und wenn man verhindern will, daß sich zwischen ihnen und den freidenkenden Philosophen nicht ein verdrießliches Mißtrauen einschleiche, welches der guten Sache der Wahrheit schädlich ist. — — Ich wünschte, daß Sie dieß in der Recension, die unsern besten berlinischen Geistlichen so sehr mißfallen hat, beobachtet hätten. **Sie hätten alles sagen können, was Sie sagen, nur Sie hätten es auf eine andere Weise sagen müssen. Sie hätten einige theologische Sätze mit geweihten Worten voranschicken, hernach fein bedächtig sprechen, einiges mehr auf Schrauben setzen**, vor allen Dingen aber nicht witzig oder lustig seyn sollen. Lustigkeit ist den ernsthaften Theologen ein sicheres Zeichen des Leichtsinns u. s. w.‟ ‟

So sprach im Vertrauen vor der französischen Revolution der Mann, der seiner Zeit das Banner der Aufklärung gegen die Gläubigen, gegen die Jesuiten und Ultramontanen in der protestantischen und katholischen Kirche führte.

Die Allgemeine Zeitung ihrer Seits läßt der Philippica des erzürnten Rolands folgende Betrachtungen folgen:

* „Die Redaction der Allgemeinen Zeitung gesteht, daß sie diese sich an sich selbst immer wieder entzündende Polemik, die kaum aus den allgemeinsten Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen heraustreten kann, während die äußern Anlässe zum Theil gar nicht

vor das öffentliche Forum gehören, in keiner Weise fortsetzen möchte. Zu Wahrung und Abwehr ist genug gesagt, und Holz zum Feuer zu tragen verschmähen wir. Wenn die gereizten Provocationen der historisch-politischen Blätter noch obige Antwort von einem Vertreter der Gegenseite hervorriefen, so soll es die letzte seyn. Wurden die histor.-pol. Blätter, so lange sie Wind und Sonne allein für sich hatten, nicht müde in jedem ihnen mißliebigen Artikel der Allg. Zeitung die Redaction selbst anzugreifen, wie sollte dieses System sich jetzt gemildert haben, wo ihnen in Bayern für gewisse Dinge das Monopol des Wortes entzogen ist, und sie nur noch gleich berechtigt sind mit den übrigen, während sie zugleich glauben, über Unrecht sich beklagen zu dürfen, erlitten in einigen ihrer Häupter? Kein öffentliches Blatt sieht sich in der Lage ein Endurtheil zu geben in letzterer Sache, in der die vollständige Akteneinsicht noch nicht vor dem Publikum liegt. Wie viele Klagen mußten unter der vorigen Verwaltung auf den Landtag warten! Sollte dasselbe auch bei diesen Klagen eintreten, so wird man wenigstens nicht darüber sich beschweren können, daß die Dinge zum Schlimmern sich gewendet hätten. Uebrigens hat der jüngste Landtag zur Genüge gezeigt, wie fern er allen Parteistimmen stehe, und nur dem Gesetz der Mäßigung und Billigkeit folge. — Die historisch-politischen Blätter sprechen, trotz aller Befehdung im einzelnen, ihre Achtung aus vor den „„Patriotischen Betrachtungen,““ die „„im Gefolge der Münchener Fastnacht““ von einem der ehrenwerthesten öffentlichen Charaktere Bayerns erschienen sind. Jeder darf wenigstens das Schlußwort jener Betrachtungen zu seinem eigenen Schlußwort in jenem Streite machen.“

„Daß Wechsel in Regierungssystemen eintreten, ist eine ganz naturgemäße Erscheinung; es gibt kein System, welches unter allen Umständen Segen brächte. Was vor zehn Jahren Bedürfniß schien, mag sich nunmehr, wie jetzt die Sterne stehen, als gemeinschädliches Hemmniß darstellen. Auch führt jede, auch die bestgemeinte Richtung, wenn sie übertrieben wird, zum Schlimmen; Horaz hat es schon gesagt: allzuscharf macht schartig, und sogar die Erstrebung des Himmels kann durch Uebertreibungen in Thorheit ausarten. Der Monarch sieht auf die Zeichen der Zeit; zur rechten Stunde wendet er den von ihm selbst geführten Scepter, und zeigt auf eine andere Bahn! Es erfolgt eine Umgestaltung des Mini-

steriums, ein Wechsel des Systems. Hier tritt nun ein Folgesatz des an die Spitze gestellten, aus dem deutsch monarchischen Princip fließenden Grundsatzes in Anwendung. Diejenigen Beamten, welche bisher durch die Bethätigung ihrer mit dem bisherigen System einstimmenden Ueberzeugung sich zugleich als treue Diener des Monarchen, als eifrige Vollzieher des allerhöchsten Willens bewährten, sie dürfen es nicht entgelten, daß ihre redliche Meinung aufgehört hat die herrschende zu seyn. Wohl mögen dringende Gründe obwalten, dem einen oder andern nicht länger die Verwaltung seiner bisherigen Stelle anzuvertrauen; aber es geschehe die Entfernung auf die schonendste Weise ohne Zufügung erheblichen Nachtheils.. Hiegegen läßt sich nicht einwenden, daß die Gesetzgebung des Landes nur ein Minderes gewährleiste. Denn außer den Normen, welche in den Gesetztafeln verzeichnet sind, gibt es noch ein anderes, höheres Recht; dasjenige, welches Ulpian veranlaßte die Rechtskunde als die Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge zu bezeichnen; das Recht, dessen Urkunde Gottes Hand in die Brust jeden edlen Menschen geschrieben hat. Es ist der Monarchen schönstes Vorrecht, nach diesem Maß ab- und zuzugeben, und in solcher Weise fühlen zu lassen, daß sie „„von Gottes Gnaden““ regieren. Wenn sich die zur Ausführung des neuen Systems berufenen Minister nachdrücklich bemühen, die Epurationen auf ein Minimum zu beschränken und die nachtheilige Rückwirkung auf Stellung und Einkünfte möglichst fernzuhalten, so scheint es mir eine Ehrenschuld, welcher diese Mühe gilt.“

„„„Wie aber? Willst du das Gesagte auch auf diejenigen anwenden, welche sich von ihrer unbedingten Hingebung an das gefallene System und von ihrer Mißbilligung einzelner Bezüge des Uebergangs zu frevelhaften Aeußerungen des Unmuths fortreißen ließen?““ Erzähle mir die besondern Thatsachen, und ich werde dir meine Meinung kundgeben. Im allgemeinen räume ich nicht ein, daß jede solche Aeußerung, wenn sie gleich unter Voraussetzung des Vorbedachts als höchst frevelhaft erschiene, im Fall des Nichtseyns dieser Voraussetzung dennoch den Charakter der Ahndungswürdigt an sich trage. Wenn ein Mann von feurigem Temperamente, von empfänglichem Gemüthe dem bisherigen System,

ohne eine Spur egoistischer Triebfeder (in einer Hauptsache wenigstens), mit energischem Eifer ergeben war, und jetzt in Gang und Richtung des Wechsels die Antastung und Gefährdung eines Hohen und Heiligen sieht, so mag die von solcher Beklemmung in früheren Tagen nie heimgesuchte Brust allerdings von einem Sturme der Empfindungen aufgeregt werden, in welchem des Schiffes Steuer mit voller Besonnenheit zu führen eine Unmöglichkeit ist: sed res animos incognita turbat. Wenn nun das gepreßte Herz die Seufzer des tiefsten Schmerzes nicht zu unterdrücken vermag, sondern sie in ungeprüften, schriftlichen oder mündlichen Aeußerungen durchbrechen läßt, so mag ein anderer den Stein gegen einen solchen Frevler aufheben; ich aber lege nach Art des Obergeschwornen die Hand aufs Herz, und spreche mit fester Stimme: Nicht schuldig!""

Soweit die Betrachtungen der Allgemeinen Zeitung. Wer sie mit Aufmerksamkeit liest, wird finden, daß sie nur in milderer und schonenderer, die persönliche Ueberzeugung mehr anerkennender Form dieselben eben so naiven als lächerlichen Beschuldigungen für ausgemachte Wahrheiten gelten läßt. Auch nach ihr hätte es eine Zeit gegeben, risum teneatis amici, „wo die histor.-polit. Blätter Wind und Sonne allein für sich gehabt, wo ihnen für gewisse Dinge in Bayern das Monopol des Wortes allein zugestanden" und ihre gereizten Provocationen rührten gegenwärtig, wo die Blätter nur gleich berechtigt mit den übrigen seien, daher, weil sie sich über Unrecht beklagen zu dürfen glaubten, das sie in einigen ihrer Häupter erlitten.

Wir wiederholen ihr auf diese Anklagen: weder die Redaction dieser Blätter, noch einer ihrer Mitarbeiter hat unter dem vorigen Ministerium in den Sitzungen des Staatsraths oder des Ministeriums gesessen, wie alle Welt weiß; noch auch sind wir über irgend eine Maaßregel zu Rathe gezogen worden. Daß wir in gewissen Dingen ein Monopol besessen, ist die grundloseste Unwahrheit, die man ersinnen kann. Die Allgemeine Zeitung darf sich nur daran erinnern, mit welcher triumphirenden Miene sie es dem Norden verkündete, als der

Reinecke Fuchs, als die drei Sommer in Tirol, als die Fragmente aus dem Orient erschienen und frei und ungehindert circulirten, daß diese Werke wahrer Freisinnigkeit im Süden geschaffen worden, während der Norden immer mit großen himmelstürmenden Phrasen sich brüste und auf den von hierarchischer und despotischer Censur gedrückten Süden mit Verachtung herab sehe. Wollte Gott, man möchte uns zu Gunsten der conservativen Richtung unserer Zeit dieselbe Freiheit gestatten, wie sie der Fragmentist, von Niemand gehindert, in seiner Vorrede genossen. Wenn wir uns hier einen Vorwurf zu machen haben, so ist es der: daß wir, so fern von einem Monopol, die Angelegenheiten Bayerns nur allzu wenig besprachen: unser Grund war der, weil wir die Schwierigkeiten eines Ministers, der täglich von hundert radikalen und pseudoliberalen Blättern verketzert und verlästert ward, nicht auch noch unserer Seits vermehren wollten. Er selbst, und das weiß jeder, der ihn kannte, legte der Presse nur zu geringe Wichtigkeit bei, indem er die schlechte von Grund seines Herzens verachtete und ignorirte, während er die gute unter gleicher Censur eben nur gewähren ließ. Wir haben es zu einer Zeit, als er auf der Höhe seiner Macht stand, verschmäht, ihm zu schmeicheln oder den Lobpreiser und Advokaten für jede seiner Maßregeln zu machen, und jetzt, wo die Heldenthaten an ihm so wohlfeil sind, halten wir es unter unserer Würde, gleich Gassenbuben Steine des Tadels in dieser Beziehung gegen ihn zu werfen.

Unsere Auffassung und Schilderung der deutschen und der allgemeinen Verhältnisse ist dieselbe nach, wie vor dem ersten März 1847, und es ist eine grobe Verläumdung, die durch alle erschienenen Bände der Zeitschrift Lügen gestraft wird, wenn der Correspondent in seinem Pausbackton deklamirt, nur gereizte Persönlichkeit und der Verdruß über verlorne Herrschaft spreche aus uns. Uebrigens fassen ehrenwerthe Protestanten, die man gewiß nicht des Ultramontanismus beschuldigen wird, wie W. Menzel und Leo, die Lage der Welt und Deutschlands nicht

viel anders auf als wir — und was den zerstörenden Geist der Presse betrifft, den wir stets bekämpft und den der Correspondent gar nicht zu kennen scheint, so dürfen wir uns um so mehr auf das Zeugniß des Königs von Preußen — auch kein Ultramontaner — berufen, als seine Minister das Verbot gegen die histor.-polit. Blätter noch fortdauernd handhaben. Daß wir auf die Gefahren einer unheilschwangeren Zukunft aufmerksam machten, wird uns von dem Correspondenten zum Verbrechen gemacht; es ist aber mehr als lächerlich, von dem heiteren Glück der Gegenwart zu sprechen, während allenthalben die Flammen aus dem Boden schlagen, und, mit Tacitus zu reden, urgentibus imperii fatis, die Erfahrensten an einer glücklichen Lösung vielfach verzagen.

Uns mit der Verantwortlichkeit für das, was wir gethan, wie arme Sünder oder Kinder, mit unserem bösen Gewissen „in die Falten des königlichen Mantels zu flüchten," wie der Correspondent sich zu behaupten nicht entblödet, und wie die Allg. Zeitung vor ihm schon dem Publikum vordemonstrirte, ist uns nicht von ferne eingefallen; wohl aber haben wir auf die Abgeschmacktheit einer Lobhudelei aufmerksam machen wollen, die sich nicht scheut, dem Monarchen in einer Weise für das neue Jubeljahr zu danken, als habe er sein Volk mit offenen Augen während zehn Jahren den Geistern der Finsterniß und Verfinsterung preisgegeben.

Was wir gethan, das sind wir jederzeit bereit zu verantworten; allein Jeder in seinem Kreise; die Minister werden für das einstehen, was sie als Minister gethan, und die Professoren für das, was sie auf dem Katheder gelehrt; und wir, die Redaktion dieser Blätter, für das, was wir geschrieben oder herausgegeben; neunzehn Bände liegen Jedem vor und wir treten nicht vor ihrer Verantwortung zurück. Ankläger aber, die an dem, was offen vor aller Welt liegt, vorübergehen, die von geheimer Opposition, geheimen Umtrieben und im Finstern schleichenden Ungethümen sprechen, die aber schweigen, wenn

man sie zur Rede stellt und auffordert, Facta und Personen zu nennen, verachten wir heute wie früher.

Was nun z. B. die Universitätsfrage, den Unterricht und den Lehrplan betrifft, so haben nicht wir diesen Lehrplan gemacht, nicht uns also fällt seine Verantwortung zu; wohl aber haben manche von denen, die unsere Ansichten theilen, zu einer Zeit, wo das vorige Ministerium mächtig dastand, freimüthig ihre Ansichten über verschiedene Schwächen jenes Planes ausgesprochen, die er neben seinem Guten, wie alles Menschliche, besitzt. Die Akten der Universitäten weisen dieß nach. Nun wird aber gegenwärtig gar Vieles von constitutioneller Monarchie und Verantwortlichkeit der Minister gesprochen. Wir unserer Seits können uns nicht denken, man verstehe diese Verantwortlichkeit nur einseitig von den abgetretenen Ministern, und sie gebe Jedem einen Freibrief, alles erdenkliche Schlechte und Ungerechte den abgetretenen nachzusagen, während die gegenwärtigen aller Verantwortlichkeit enthoben, und hoch über aller Beurtheilung nur Anspruch auf Weihrauch und Lobsprüche hätten. Die Allgemeine Zeitung wird eine so monströse Auslegung der constitutionellen Theorie gewiß mit Abscheu von sich weisen. Allein, warum zeigt sie es nicht durch die That? Sie theilte Artikel der Anklage genug gegen jenen Lehrplan mit; sie machte die „Ultramontanen" für ihn verantwortlich. In rheinischen Blättern aber erschien eine Beurtheilung dieser Anklagen, die sich nichts weniger als in die Falten des königlichen Mantels verkroch, sondern Punkt für Punkt durch eine factische Beleuchtung jene Vorwürfe und Anklagen in ihrer ganzen Ungerechtigkeit und Nichtigkeit darstellte. Warum hat die Allgemeine Zeitung diese Zurechtweisung, nachdem die Augsburger Postzeitung das Wesentlichste mitgetheilt, keiner Beachtung gewürdigt, sie, die den Anklägern so bereitwillig ihre Spalten öffnete? Dieß führt uns dahin, uns überhaupt über das Verhältniß unserer Polemik gegen die Allgemeine hier zum Schluß noch einmal kurz und unumwunden auszusprechen.

Es kann uns nicht einfallen, die Allgemeine Zeitung für

jeden von ihr mitgetheilten Artikel verantwortlich zu machen; allein, als ein Blatt, das die Unparteilichkeit im Schilde führt, das von sich aussagt, es gönne allen Parteien der Zeit Raum, ihre Sache zu vertreten, haben wir fort und fort die Beschwerde gegen sie erhoben, daß in ihrem Lob und ihrem Tadel, in ihrem Reden und in ihrem Schweigen und Verschweigen, was das Religiöse betrifft, ihre Haltung eine vorherrschend einseitig protestantische ist, während sie im Politischen einen befangenen engen Liberalismus vorzugsweise begünstigt, und, wenn es darauf ankömmt, auch offen, wie es in jüngster Zeit in ihren Bemerkungen öfter geschehen, für ihn Partei nimmt. Giehne ist weder ein Katholik, noch viel weniger ein Ultramontaner, auch er ist Protestant, wie der Redacteur der Allgemeinen Zeitung, auch er nimmt eine gewisse mittlere Stellung ein; allein, wie uns bedünkt, ist er in seinem Schiedsrichteramt, wie er jede Richtung der Zeit sich vertreten und aussprechen läßt, weit unbefangener. Statt die conservativen Richtungen unserer Zeit zu stärken und zu fördern, neigt die Allgemeine nur allzu häufig mit ihrem Gewichte nach den negativen hinüber; fördert sie auch nicht geradezu das Werk der Zerstörung, so stellt sie ihm doch auch gewiß keinen Damm, wie man ein Recht hätte, von ihr zu erwarten, entgegen. Das ist der Grund unserer Polemik, der jede persönliche Gereiztheit fern bleibt.

Nur selten geschieht es, daß eine Stimme, die den Lieblingsansichten ihres engen Liberalismus zuwider ist, in ihren Spalten ungerupft und frei zu Wort kommt; und geschieht es, so weiß sie ihr in der Regel, wie ganz von ohngefähr und mit der unschuldigsten Miene von der Welt, solche Artikel und Artikelchen vorauszuschicken und nachfolgen zu lassen, daß sie, wie die Grille eines, der nicht recht bei Trost ist, oder der sonst seine jesuitischen geheimen Absichten hat, sich ausnimmt, und alle Wirkung davon möglichst todtgeschlagen wird; ja, wenn es ihr Noth scheint, läßt sie sich sogar herab, die Galanterie der Gastfreundschaft bei Seite schiebend, und den Wahlspruch

der Parteilosigkeit gänzlich vergessend, einen so ungebetenen Gast mit ihren Noten, wie mit Gensdarmen einzubegleiten und zu umstellen, damit ja alle Welt wisse, sie theile die Ansichten dieses verdächtigen weißen Raben, der sich durch Zufall und Umstände in ihre Spalten verflogen, nicht. Und wie in der Welt im Allgemeinen, so haben sich auch hier die Dinge eben nicht zum Besseren gekehrt. Wir wollen, um aus den Allgemeinheiten hinauszugehen, nur ein Beispiel nehmen, die Schweiz.

Hier wird uns das Empörendste geboten, dessen die Geschichte seit lange gedenkt. Derselbe Mann, der als Landfriedensbrecher, weil er an der Spitze von zusammengelaufenen Freischaaren mitten im Frieden einen Mitstand überfiel, aus dem eidgenössischen Stabe gestrichen ward, ihn, der dieß empörendste Beispiel von Verachtung der Gesetze und der Obrigkeit seinem Vaterlande gegeben, sehen wir nun selbst als höchste Behörde an die Spitze seines Cantons, des mächtigsten der Schweiz, gestellt. Hätte sich derjenige Theil der Schweiz, den die Allgemeine Zeitung in ihrer Unparteilichkeit die ultramontane oder jesuitische Schweiz nennt, den wir aber, mit jedem Unbefangenen, die katholische Schweiz nennen, eine solche Monstrosität zu Schulden kommen lassen, sicher wäre dieser Frevel, und das mit gutem Recht, fort und fort das Thema des Abscheues und der Verdammniß von zahllosen Correspondenten und Betrachtungen ihrer Seite geworden, da sie ja, trotz aller, jedem Unbefangenen in die Augen springenden Unwahrscheinlichkeit, von solchen begünstigten Correspondenten seiner Zeit die menschenfreundliche Hypothese von Leu's Selbstmord so gründlich und ausführlich behandeln ließ. Wäre Leu ein Liberaler ihrer Farbe, von so allgemein bekanntem Charakter und unbescholtenem Rufe gewesen, dann fragen wir, mit welchem Unwillen würde sie jeden leisen Zweifel als eine blasphemische Kränkung eines von der Parteiwuth gemordeten Martyrers von sich gewiesen haben. Die Untersuchung hat nun bewiesen, daß Leu wirklich ermordet wurde; Ochsenbein aber steht an der Spitze von Bern, und nun schreibt die Allgemeine in ihrem

Blatte vom 14. Juni aus der Berner Zeitung ganz trocken: gegenwärtig oder nie sei der günstige Augenblick gekommen auf die Urschweiz und den Sonderbund loszuschlagen. Hiezu macht sie keine Note; es sind ja nicht die Jesuiten oder Ultramontanen, die losschlagen wollen; es gilt ja nur, um die Sprache ihres Freundes, des treuherzigen Virtuosen cokettter Malice zu reden, es gilt ja nur „die Sache des Vibius Egnatius vollends in Ordnung zu bringen, und hie und da einen literarischen Trafficanten höflichst anzustreifen, damit sich die Leute vor Hinterlist und Schaden hüten", und da darf man die Sache nicht allzu genau nehmen und die Scene in kein allzu scharfes Licht setzen; Aberglauben oder Gespensterfurcht, die glücklich eingeschläfert, könnten sonst erwachen.

Dieß sind unsere Beschwerden gegen die Allgemeine, und wir überlassen es dem Urtheile eines jeden Unbefangenen, ob wir ihr mit Unrecht den Vorwurf „eines hinter gehässigen Schlagwörtern maskirten Krieges" machten. Hätten wir unter dem vorigen Ministerium diesen Ausspruch gethan, so hätte die Allgemeine Zeitung ihn nach ihrer damaligen Weise vielleicht eine Denunciation genannt; unter dem gegenwärtigen aber, „wo uns nicht mehr Sonne und Wind allein gehört, und wir kein Monopol besitzen", wird sie ihn hoffentlich als eine Aeußerung unserer Ueberzeugung nehmen, und diese, in den Schranken des Gesetzes, auszusprechen, haben wir ein verfassungsmäßiges Recht, welches diejenigen wohl achten werden, die die Verfassung stets im Munde führen.

Was übrigens den gegenwärtigen Streithandel mit ihrem △ Münchner Correspondenten, diesem scharfsinnigen Logiker und großen Kanonier, betrifft, so erkennen wir es dankbar an, daß die Allgemeine die Billigkeit hatte, wenigstens im Auszug die Glossen der historisch-politischen Blätter mitzutheilen, die hoffentlich genügen, der Welt zu zeigen, daß wir keine so unsinnigen Thoren sind, als uns nüchterne Phantasten und Mäßigkeitstrunkene teatotaller verschreien.

